Deutsche Geschichte

von den ältesten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Vierter Band.

Deutsche Geschichte

von den ältesten Zeiten

bis

zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von

Adam Pfaff.

In vier Bänden.

Vierter Band:

Von Kaiser Karl V. bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1864.

Indem ich hiermit den vierten Band meiner deutschen Geschichte schließe, ist das Werk bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges zu einem vorläufigen Abschluß gediehen. Ich kann nicht läugnen, daß meine Erwartungen und Absichten, sowohl hinsichtlich des Umfanges als der Lieferungszeit des Werkes, nicht in Erfüllung gegangen sind. Bei der Fülle und dem Umfange des Stoffes, und namentlich des für das sechzehnte Jahrhundert zu verarbeitenden, in der neuesten Zeit so mächtig angewachsenen Materiales, war es mir, der überdies durch angehäufte Berufsgeschäfte und andere unverschuldete Ursachen vielfach gehindert wurde, leider nicht möglich, rascher vorzuschreiten, wollte ich anders das mir bisher von der Kritik gespendete Lob gewissenhaften Fleißes nicht verscherzen. Ich hoffe, das Publicum werde mich mit Rücksicht hierauf und in Betracht der Beschaffenheit der gelieferten Arbeit wohlwollend entschuldigen. Ich mache es mir übrigens zur Pflicht und bin bereits damit beschäftigt, auch die folgenden Abschnitte der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart in der bisherigen Weise zu behandeln und sobald als möglich den fünften und sechsten Band als Fortsetzung der bis jetzt vorliegenden vier Bände erscheinen zu lassen.

Schafhausen im Herbst 1864.

Dr. A. Pfaff.

Zur Notiz.

Die beifolgenden vier neuen Titelblätter empfehlen wir ihrer präciseren Form wegen zur Benutzung — so wie die beiden Cartons an Stelle derselben Pagina des 4. Bandes.

Die Verlagshandlung.

Zehntes Buch.

Von Kaiser Karl V. bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Erstes Kapitel.

Die Zustände Deutschlands am Anfang des 16. Jahrhunderts.

Die politischen Verhältnisse der verschiedenen deutschen Länder.

Die gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und kirchlichen Zustände. Allgemeine Opposition im Volke und Ringen nach Neugestaltung.

Die litterarischen Einflüsse. Schulen und Universitäten. Das römische Recht. Die humanistischen Studien.

Religiöse Bewegungen. Martin Luther.

Der allgemeine Eindruck, den die Zeit des Kaisers Maximilian bei dem Beschauer zurückläßt, ist ein doppelter: zunächst ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit am deutschen Reiche, welches aller Belebungs- und Verbesserungsversuche spottete; dann aber doch auch eine große mehr als je gesteigerte Zuversicht zur deutschen Nation, welche, als wolle sie gerade jetzt von ihrem Dasein zeugen, lebendiger als je sich aller Orten regte.

Denn um jene Zeit waren alle europäischen Völker in einer großen und vielseitigen Umwandlung begriffen. Diese Umwandlung war freilich schon seit Jahrhunderten vorbereitet. Die Völker, welche einst von mächtigen Kaisern und Päpsten zu einer großen Gemeinschaft verbunden und unter den Formen des Lehnswesens und der Hierarchie zusammen gehalten worden, hatten diese Gewalten früherer Zeit, die in

Verfall gerathen, längst wieder abzustreifen begonnen. Unter vielen Erschütterungen hatten die Nationen sich von einander getrennt, und innerhalb derselben waren, nachdem die Alles verbindenden Bänder sich gelockert hatten, zwischen den einzelnen Bestandtheilen Kämpfe ausgebrochen, aus denen nur mühsam und allmählig, und unter vielen heftigen Kämpfen eine neue, von den Nationen selbst ausgehende Ordnung der Dinge sich herausarbeiten konnte.

In diesen Kämpfen schien aber freilich, verglichen mit anderen Völkern, die deutsche Nation weit dahinten geblieben zu sein. Denn während z. B. in Frankreich und England, in Spanien und Portugal sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein starkes, auf die Masse der Nation gestütztes, von nationalen Einrichtungen und Unternehmungen getragenes Königthum begründete, das alle widerstrebenden Elemente im Innern mit rücksichtsloser Härte zu Boden schlug, und auf diese Weise größere Einheit und Kraft nach außen darzustellen vermochte, hatte in Deutschland die Entwicklung eher eine umgekehrte Richtung genommen, und während jene Völker in verhältnißmäßig kurzer Frist fertig wurden mit ihrer Neugestaltung, war der Zustand Deutschlands am Ende des 15. Jahrhunderts unfertiger als je.

Diese Erscheinung beruhte zum Theil auf den historischen Begebenheiten, womit sich unsere Darstellung bisher vorzugsweise beschäftigt hat, namentlich auf der Persönlichkeit und den Schicksalen unserer Kaiser, zum Theil aber auch auf der eigenthümlichen Natur des deutschen Landes und Volkes, seiner mitteleuropäischen Lage, seiner Größe und Vielseitigkeit, dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile. Es war nicht einförmig genug und hatte zu vielfache Interessen, um gemeinsame Bewegungen rasch vorzunehmen, und auf Einem Wege fortzuschreiten. Während andere Staaten wesentlich durch die Kraft ihrer Könige von Einem Mittelpunkte aus neu geschaffen und erobert wurden, hatte sich in Deutschland seit Jahrhunderten Alles selbstständig und individuell aus eigener Kraft gestaltet. Der Druck der Feudaltyrannei hatte in Deutschland niemals eine so unerträgliche Höhe erreicht, wie anderwärts, daher hatte die Nation nicht nöthig gehabt, von irgend einem despotischen Monarchen ihr Schicksal zu empfangen, ihm alle Gewalt zu überlassen, mit ihm gleichsam ein neues

Leben anzufangen. Und wenn auch das Volk die alte Freiheit hier wie überall zum großen Theil verloren hatte, so war ihm doch noch genug davon geblieben, um Jeder in seinem Kreise seine Kraft selbstständig zu entfalten. Wohl hatten sich die Formen des Lebens mannigfach verändert, aber der alte germanische Kern war geblieben und stellte noch immer jene Grundzüge vor Augen, die einst den Tacitus begeisterten. Zwar nicht mehr in der ältesten einfachsten Art, ein Jeder in seinem Hof und Camp, aber doch Jeder auf seinem Territorium, in seiner Stadt oder Burg, oder in seinem Dorfe lebten die Deutschen, nun in Landschaften und Ständen vereinigt, noch in derselben eigenthümlichen Absonderung fort wie vor Alters. Während sich andere Nationen zu festen geschlossenen Einheiten zusammenfügten, hatte sich die deutsche jetzt umgekehrt wie eine volle Knospe geöffnet und zeigte die Fülle und den Reichthum des germanischen Individualismus, welcher das Lebensprincip der Reformation und der neueren Geschichte geworden ist.

Betrachten wir nun die einzelnen Bestandtheile des Reiches am Anfange des 16. Jahrhunderts, so finden wir die einst dazu gehörigen, aber nicht zur deutschen Nation gehörenden Länder jenseits der Alpen und des Jura ihm jetzt völlig entfremdet. Zwar werden einige Städte Italiens noch als Reichsstädte, einige Fürstenthümer noch als Reichslehen bezeichnet, aber das sind bloße Namen und der Kaiser Maximilian selbst tritt dem Vertrage bei, welcher diese Reichsländer zwischen den Königen von Frankreich und Spanien theilt. Und ebenso gehörten auch von dem ehemaligen Königreich Arelat nur noch die den Herzögen von Burgund und von Savoyen zugefallenen Länder als Reichslehen, freilich auch nur dem Namen nach, zum deutschen Reiche. Die einzige Grafschaft Mömpelgard, zwischen dem Elsaß und der Franche comté gelegen, und im Besitze der Herzöge von Würtemberg, blieb in einem engeren Verhältnisse zu Deutschland.

Sehen wir nach jenen Reichsländern, deren Bewohner entweder ganz zur deutschen Nation gehörten, oder welche geographisch und politisch stets in einem engeren Verhältnisse zu Deutschland gestanden hatten und von deutscher Bildung und Bevölkerung durchdrungen waren, so sind es gerade einige der wichtigsten, welche zwar auch noch als

Reichslande bezeichnet, aber schon nicht mehr als solche behandelt und in der neuen Kreiseintheilung des Reiches ganz hinweggelassen wurden. Das ist vor Allen die Schweiz. Dieses Bollwerk Deutschlands, einst der Mittelpunkt der hohenstaufischen Macht und die Wiege des habsburgischen Ruhmes, war in dem Maße, als das Reich zerfiel und der Fürstenherrschaft Raum gab, ihm entfremdet worden. Aber gleichwohl gehörten die Schweizer immer noch zu den wichtigsten Gliedern des deutschen Volkes, mit dem sie im regsten Wechselverkehr standen, auf dessen politische Entwicklung sie, auch ohne es zu wollen, einen unermeßlichen Einfluß übten.

Im geraden Gegensatze gegen das System, welches im Reiche herrschte, war die Macht der Eidgenossenschaft entstanden. Jenes System beruhte auf der Ansicht, daß alles Recht von oben nach unten fließe, vom Papste und Kaiser, als den Statthaltern Gottes, auf die Fürsten und Herren, die Bischöfe und Priester, von diesen auf das Volk herab. Umgekehrt kam bei den Schweizern alles Recht wieder wie vor Alters aus dem Volke, und ward in der Landsgemeinde gefunden. Das war im Grunde die alte germanische Freiheit, welche unzerstörbar und unverjährbar sich in tausend Formen gegen das Herrschafts- und Feudalsystem erhoben, hier in der Schweiz aber ihren vollständigen Triumph errungen hatte. Da versammelten sich am 1. Mai, ehe das Hirtenvolk auf die Alpen zieht, die Landsgemeinden von Uri zu Bötzlingen an der Gant, von Schwyz zu Ibach vor der Brücke, von Nidwalden zu Stans unter der Linde bei der Spielmatte oder zu Wyl, von Obwalden zu Sarnen am Grunde, von Glarus am Tänniberg bei Schwanden, von Zug in der Stadt Zug, von Appenzell im Dorfe Appenzell. In einem großen Ring oder Viereck stellt sich die Gemeinde auf und jeder Mann, der in Uri, Nidwalden, Zug das vierzehnte, in den andern Kantonen das sechszehnte Lebensjahr zurückgelegt hat und bei gesundem Verstande ist, muß bei Strafe erscheinen, an der Wahl der Vorsteher theilnehmen und mitbeschließen über Steuern und Lasten, Recht und Herkommen, Krieg und Frieden. Und was die Mehrheit beschlossen hat, dem muß sich Jeder fügen. Die Landsgemeinde schlichtet auch die Erbhändel, sie richtet über Leib und Blut, über Friedbruch und was sonst wichtig sein mag und manchem räu-

berischen Edeln hat sie das Urtheil gesprochen. Ihre Sprüche sind im Lande Recht und Gesetz. Sie mahnt ihre Eidgenossen zum Kriege auf oder führt ihn allein. Sie mahnt aber auch von fremden Kriegen und Bünden ab. Sie wählt ihre Behörden, an deren Spitze steht der Ammann, der zwar jährlich gewählt, aber oft zeitlebens stets wieder gewählt wird und ohne Rücksicht auf Vermögen und Herkommen gewählt werden soll. Er hat, wie ehedem die Grafen und Vögte, den Blutbann vom Reiche. Ihm zur Seite steht ein vom Volke gewählter größerer oder kleinerer Rath, welcher wichtige Angelegenheiten für die Gemeinde vorbereitet, minder wichtige selbst erledigt, und die höheren Stellen, als Statthalter, Pannerherr oder Venner, Seckelmeister, Landschreiber ꝛc. bekleidet. Rechts- und Gerichtsverfahren, das sich im Reiche durch den Einfluß von Schreibern und Juristen schon vielfach verändert hatte, bestand hier in altdeutscher Weise fort, das obere Gericht mit dem Landammann, das untere oder Gassengericht mit dem Landweibel als Leitern und Vollziehern; es ward aus geschworenen Urtheilern und Fürsprechern gebildet, welche von der Landsgemeinde oder von einzelnen Wahlkreisen gewählt wurden. Jener drückenden Lasten, Abgaben und Frohnden aber, welche anderwärts auf dem Landmanne lagen, hatten sich die Eidgenossen, meist durch Abkauf und Ablösung, entledigt.

Und dieser demokratische Geist der Schweizer Landleute hatte auch die Städte der Eidgenossenschaft durchdrungen, er hatte in Luzern, Zürich, Bern und anderwärts den Zünften zum Siege verholfen über die adligen und patricischen Geschlechter, ja diese selbst ergriffen und den Hinzutritt jener Städte und Vieler vom Adel zur Eidgenossenschaft wesentlich herbeigeführt. Das Beispiel eines freien Bundes stolzer Adelsgeschlechter und noch stolzerer Bürgerschaften mit schlichten Bauern stand einzig und folgenreich in der Geschichte da. Die Schweiz galt weit und breit im Reiche dem niederen Volke als ein Musterland der Freiheit, dem man nachzustreben und sich anzuschließen habe. Die Schweizer und die Hussiten waren die beiden großen erobernden Mächte des Jahrhunderts, es war eine bewaffnete Demokratie; von den Schweizer Bergen wie von den böhmischen wehte ein scharfer Zug der Freiheit durch das Reich und regte das Volk zum

Abschütteln seiner Fesseln auf. Das war auch der Grund der großen Erbitterung, womit der Herrenstand im Reiche auf die Schweizer sah, und der vielen Kämpfe, die sie zu bestehen hatten. Aber gerade in diesen Kämpfen hatte sich ihre kriegerische Furchtbarkeit entwickelt, das hohe Alpenland war eine Kriegsschule geworden. Geschützt durch ihre Lage, ihre Einheit nach außen und ihre volksthümliche Wehrverfassung, vermochten die Schweizer alle Stürme zu überdauern. Auch in ihrer Wehrverfassung lebte das alte germanische Wesen wieder auf. Der Waffendienst lag Jedem ob und war ein unzertrennlicher Bestandtheil seiner bürgerlichen Existenz. Auf jeder Hufe lag eine bestimmte Landsteuer und ein bestimmter „Harnisch.“ Jeder Landmann sollte haben seinen Hauptharnisch, seinen Stangharnisch, Handschuhe und gute Wehre. Alljährlich ordnete die Landsgemeinde Männer ab, welche in jedem Hause die Waffen prüften. Wer beim Aufgebot zu Hause blieb, das Panner im Felde verließ, in Freundesland plünderte &c. war mit Leib und Leben verfallen. Wer in der Schlacht floh, den stachen die Nächsten nieder.

Die Bundesverfassung der Eidgenossen bestand aus einer Reihe von Bundesverträgen der einzelnen Orte, welche ursprünglich bloß gegenseitige Waffenhülfe und Austrag von Streitigkeiten, sowie gewisse privat- und strafrechtliche Uebereinkünfte betrafen, und sich von den übrigen Städtebünden im Reiche nicht anders unterschieden, als durch ihre längere Dauer, da es dem Herrenstande nicht gelang, sie gleich jenen Städtebünden zu sprengen. Erst im 15. Jahrhundert wuchs die Eidgenossenschaft der acht alten Orte (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zürich, Zug, Glarus, Bern) allmählig zu einer Art von Staatenbund zusammen, ihre Tagsatzungen und deren Abschiede, die nun gesammelt wurden, gewannen größere Bedeutung für das Ganze. Der Versuch Zürichs, sich von den übrigen Orten zu trennen, ward im alten Züricher Kriege (1443—46), als schwerer Frevel furchtbar gerächt. Zwar drohte noch ein Mal nach den Burgunderkriegen, im Hader über die Theilung der Beute und wegen Aufnahme neuer Genossen, ein wilder Haß zwischen den Städten und Ländern den ganzen Bund zu sprengen; doch die Erinnerung an so viele gemeinsame Kämpfe und Interessen war bereits stark genug, auch diese Prüfung zu überwinden.

Im Stanzer Verkommniß von 1481 ward der Bund fester als vorher erneuert, im Schwabenkriege aufs Neue durch das fürs Vaterland gemeinsam vergossene Blut gefestigt und durch die vollständige Aufnahme der schon seit vielen Jahren mit den Eidgenossen verbundenen Orte Solothurn, Freiburg, Basel, Schaffhausen und Appenzell vollendet. Diese dreizehn Orte bildeten damals die Schweizer Eidgenossenschaft, welche jetzt den Endpunkt ihrer Entwicklung, d. h. denjenigen äußeren und inneren Bestand erreicht hatte, bei welchem sie seitdem Jahrhunderte hindurch trotz vieler Stürme geblieben ist. Und doch war das Ganze nur ein lockerer Staatenbund. Auf den Tagsatzungen ward bis in die neueste Zeit herab in jedem einzelnen Falle nach Instructionseinholung der Gesandten gestimmt. Die inneren Geschäfte betrafen meist nur die Verwaltung der gemeinen Herrschaften, und hierbei, wie in Folge der italienischen Kriege und der Religionsbewegungen, standen sich die einzelnen Theile oft mit erbitterter Feindschaft, ja mit den Waffen gegenüber. Aber das Bewußtsein der Einheit und der Bundestreue, genährt durch die fortwährende Besorgniß vor dem Auslande, war mächtiger als aller Parteienhaß, und fand auch sonst auf den Tagsatzungen in mancher gemeinsamen Maßregel seinen Ausdruck. So wurde 1504 eine Münzordnung errichtet und in 1515 der wichtige Grundsatz ausgesprochen, daß in allen Sachen, welche die Ehre und das Wohl der Eidgenossenschaft betrafen und den Bünden, sowie dem Herkommen nicht widersprachen, die Minderheit der Stände sich den Beschlüssen der Mehrheit zu unterziehen habe.

Und so galt denn die Schweiz trotz ihres kleinen Länderumfanges zu jener Zeit, wo sich noch keine großen Militairmonarchien gebildet hatten, für eine Macht ersten Ranges; Kaiser, Könige und Päpste buhlten um ihre Freundschaft. In ihrem äußeren Umfange hatte sie seit Eroberung des Aargaues, Thurgaues und der mailändischen Gebiete, bald nachher auch der Waadt, sowie seit der engen Verbindung mit den rhätischen Bünden und dem Walliser Lande, mit St. Gallen, Genf und Neuenburg ihre heutigen Grenzen erreicht, aber ihr Machtgebiet reichte viel weiter. Als Zugewandte und Verbündete gehörten ihr noch eine Reihe von Städten, Landschaften und Herren an, die sich in allen wichtigen Fällen eng an den mächtigen Bund hielten und

zuweilen an den Tagsatzungen desselben Theil nahmen, wie die Bischöfe von Constanz und Sitten und der Abt von St. Gallen, die Städte Mühlhausen, Rottweil u. a. m., oder solche, die mit einzelnen Gliedern der Eidgenossenschaft seit lange eng verbunden waren, wie z. B. das mächtige Straßburg mit Zürich. In diesem Verhältniß hatten einst alle hinzugetretenen Orte gestanden, ehe sie ganz eidgenössisch wurden, und so hätte sich durch ähnlichen Fortgang der Bund allmählig vielleicht über ganz Elsaß und Schwaben und den Rhein entlang verbreiten können: eine Hoffnung, die in jenen Zeiten von Bürgern und Bauern im Reiche oft gehegt wurde. Aber die Schweizer selbst hatten zu solcher Ausbreitung der Eidgenossenschaft niemals Neigung. Es war ihnen nur um die Abrundung ihres Gebietes bis zum Saume der Alpen- und der Jurakette zu thun. Nicht für die übrige Welt, sondern für sich selbst hatten sie die Freiheit mit vielem Blut und Schweiß erstritten. Nicht für Andere wollten sie das Erworbene jetzt gefährden und hatten daher schon längst nur mit großem Widerstreben neue Genossen aufgenommen. Die auswärtigen Kriege, die sie jetzt noch führten, hatten daher mit der Freiheit nichts mehr zu schaffen, und nicht etwa den Anschluß neuer Eidgenossen, sondern höchstens die Erwerbung von unterthänigen Gebieten zur Folge, worin sie es jetzt anderen Mächten gleich thaten. Das Volk in diesen eidgenössischen Voigteien aber war in nicht viel besserer Lage als anderwärts; es hatte jetzt viele Herren statt eines einzigen, — und erhob daher nicht weniger als im übrigen Reiche zahlreiche Aufstände gegen seine Obrigkeit; wobei jedoch der wesentliche Unterschied zu bemerken ist, daß diese Aufstände in der Regel viel größeren Erfolg hatten, als im übrigen Reiche, und nur selten mit blutiger Unterdrückung, gewöhnlich aber mit Zugeständnissen an die Unterthanen endigten.

Bei alle dem waren die inneren Zustände der Schweiz weit entfernt von den idealen Bildern, die man sich wohl in Deutschland davon machte. Selbst die einfachen Verhältnisse und demokratischen Lebensformen der Urcantone hatten eine arge moralische Versumpfung des Volkes nicht verhindert, und führten oft zu einer Zügellosigkeit, gegen welche alle Maßregeln der Regierungen sich zu schwach erwiesen. Bitterlich klagten auch die Schweizer Patrioten jener Zeit über die

Sittenverderbniß und Verwilderung ihres Volkes, die gerade hier durch die vielen und langen Kriege, durch Reisläuferei und intriguenvolle Welthändel mächtig gefördert wurde. Die einflußreichen Häupter waren der gröbsten Bestechung zugänglich und standen in fremdem Solde, das Volk lief um schnödes Gold jedem Werber zu, berüchtigt durch wilde Grausamkeit im Kriege, brachten die Schweizer aus der Fremde nur Laster und Elend heim. Ein tiefes Unbehagen, eine gährende Unzufriedenheit ging auch hier durch die Gemüther; auch hier deuteten die Zeichen der Zeit auf schwere Erschütterungen hin.

Ebenfalls nicht mehr als Reichsland behandelt und nicht in die Kreiseintheilung aufgenommen wurde das Königreich Böhmen. Der lange Kampf um ihre Glaubensfreiheit hatte auch die Böhmen dem Reiche entfremdet und polnischen Herrschern zugeführt; der 1471 gegen Bestätigung ihrer Freiheiten von ihnen erhobene König Ladislaus nahm an den deutschen Reichstagen keinen Theil. Auf diese Weise war, da das zu Böhmen gehörende Mähren und Schlesien mit der Lausitz dem König Matthias von Ungarn zufiel, und nach dessen Tode Ladislaus auch von den Ungarn zum König erwählt wurde, diese ganze östliche Ländergruppe dem Reiche abhanden gekommen. Durch einen Heirathsvertrag hatte dann Maximilian die Vereinigung derselben mit der habsburg-österreichischen Monarchie vorbereitet. Indeß wurde auch von den Böhmen selbst eine Annäherung an Deutschland, freilich in ganz anderem Sinne, versucht. In Böhmen regierten sich nämlich die Stände selbst, und blieben nach Ladislaus Tode (1516), da sie dessen unmündigen Sohn Ludwig II., der unter Vormundschaft ungarischer Magnaten dem Vater folgte, nicht anerkennen wollten, sechs Jahre ohne König. Sie richteten ihre Aufmerksamkeit nun wieder auf das Reich, und wie nach dem Tode des Kaisers Sigismund böhmische Gesandte zu Frankfurt erschienen, um der Wahl eines Habsburgers entgegen zu arbeiten, beschlossen auf die Nachricht von Maximilian's Tod die böhmischen Stände, den nach Mainz ausgeschriebenen Wahltag zu beschicken.

Konnten diese, in das Herz Deutschlands hineinragenden Länder, trotz ihrer großentheils slavischen Bevölkerung und deren Verbindung mit dem stammverwandten Polen dem Reiche bei vorübergehender Trennung

doch nicht dauernd entfremdet werden, so war dies in viel höherem Maße zu besorgen von den viel weiter entfernten Gebieten längs der Ostsee, welche von Deutschen einst mit vielem Blut und Schweiß erobert und colonisirt worden, und als Länder des deutschen Ordens, dessen Hochmeister Fürst des Reiches war, zum deutschen Reiche gehörten. Der innere Verfall des Ordens, die Uebermacht der Polenkönige und die Verlassenheit vom Reiche führten aber schon seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts eine Reihe von Niederlagen herbei, zu denen sich noch verderblichere Bürgerkriege gesellten. Auch hier wiederholte sich der allgemeine Kampf zwischen dem Herrenstande und dem Volke, wobei die hussitischen Religionsbewegungen, welche in Preußen unter dem Volke vielen Anhang fanden, von entscheidendem Einflusse waren, weil sie die Verbindung mit den Böhmen und Polen vorbereiteten. Im Jahre 1440 schlossen auf Betreiben des von seinem Kapitel vertriebenen Hochmeisters Paul von Rußdorf, die Städte und der Landadel einen Bund, der sich über ganz Preußen verbreitete, und trotz aller Anstrengungen nicht mehr beseitigt werden konnte. Die Stände kauften sich sogar bei Kaiser Friedrich für 54,000 Goldgulden die Bestätigung ihrer Rechte, verbanden sich mit König Podiebrad und setzten eine Bundesregierung ein. Indessen für 80,000 Goldgulden, die der Orden zahlte, sprach der Kaiser den Ständen ihr Recht wieder ab, da sagten sie am 6. Februar 1455 dem Orden und dem Reiche die Huldigung auf, das ganze Land erhob sich, rief den Schutz des Königs Kasimir IV. von Polen an und übertrug diesem endlich die Herrschaft. Dafür bestätigte Kasimir die ständischen Rechte, hob die Zölle auf und gestattete freien Handel nach Polen. Es folgte jetzt ein mehr als zwanzigjähriger verzweifelter Vertheidigungskampf des Ordens; Anfangs siegte die Tapferkeit des Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen, worauf Ostpreußen mit Königsberg sich dem Orden wieder anschloß, aber dessen Kräfte reichten für den langen Kampf nicht aus, seine letzten Hülfsmittel gingen für Söldnerheere darauf, und da alle Hülferufe im Reiche vergeblich waren, so mußte der Orden endlich im Frieden zu Thorn 1466 Westpreußen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg an Polen abtreten, und das ihm verbleibende Ostpreußen vom Polenkönig zu Lehen nehmen.

Seit dieser Zeit waren die Hochmeister von Preußen polnische Reichsfürsten, die Komthure polnische Räthe, die Hälfte aller Ordensbrüder mußte aus Polen bestehen. Westpreußen wurde von polnischen Woiwoden verwaltet, und schon Kasimir hätte es gern zu einer polnischen Provinz gemacht, jedoch behaupteten die aus der Ritterschaft und den Städten bestehenden, in den vorhergegangenen Kämpfen zu großer Kraft erwachsenen Stände, — welche sich bei außerordentlichen Gelegenheiten, Anforderung neuer Steuern rc. versammelten, und unter der Bezeichnung „Oberstände" einen bleibenden Ausschuß niedergesetzt hatten, — die Landesrechte gegen jeden Versuch der Unterdrückung. In Ostpreußen suchten dann die späteren Hochmeister die Huldigung wieder zu verweigern, und in diesem Streben beim Reiche wirksame Unterstützung zu finden, aber ohne Erfolg. Der Orden beschloß endlich, einen Fürsten aus mächtigem Hause an seine Spitze zu stellen; Friedrich von Sachsen ward 1498 zum Hochmeister gewählt und verweigerte den Huldigungseid an Polen, ohne daß es zum Kriege kam; ihm folgte im Jahre 1511 ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, nämlich der zwanzigjährige Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach und Enkel des großen Kurfürsten Albrecht Achilles. Mit diesem Fürsten beginnt eine neue Periode für Preußen, durch ihn und seine Nachkommen wurde dies wichtige, vom Reiche aufgegebene Bollwerk für die deutsche Geschichte gerettet und vor dem Schicksal der übrigen Ordensländer (Liefland, Kurland und Esthland) bewahrt. Diese dem Orden der Schwertbrüder zugehörigen, von einem besonderen Landmeister verwalteten Länder standen nämlich seit der Vereinigung jenes Ordens mit dem Deutschherrenorden zwar unter der Lehenshoheit des Hochmeisters, aber bei dem innern Verfalle des Ordens verlor er auch seine Macht über jene entfernteren Glieder. Um 100,000 Gulden entließ endlich Albrecht im Jahre 1513 den Heermeister Walter von Plettenberg, der sich nun unabhängig machte, der Lehens- und Huldigungspflicht, und jene Länder sind später ganz unter fremde Herrschaft gerathen. Albrecht aber verwandte den Erlös zu Rüstungen gegen den König von Polen, der die standhaft verweigerte Huldigung forderte. Um seinen Angriffen zuvorzukommen, hatten Albrecht's Lanzknechte schon 1518 den Krieg in Polen begonnen und

aufs Neue richteten sich Preußens Blicke jetzt um Unterstützung nach dem Reiche.

Wenden wir uns von diesen äußersten Ostmarken des Reiches nach Westen, so finden wir jetzt eine wichtige Ländermasse, bestehend aus den heutigen Königreichen Holland und Belgien und einigen jetzt zu Frankreich gehörigen Provinzen, als burgundischen Kreis dem Reiche zwar wieder beigezählt, aber ihm in Wahrheit schon längst noch mehr entfrembet, als jene Länder im Osten. Die stolzen Niederländer wollten von keiner Abhängigkeit vom Reiche wissen und ihr Uebergang an die habsburgische Dynastie hatte sie nur noch eifersüchtiger auf ihre Selbstständigkeit gemacht. Nirgends wurden daher die Reichsbeschlüsse weniger beachtet, als im burgundischen Kreise. Nach Philipp's Tode (September 1506) waren die burgundischen Lande an seinen Sohn, den jungen König von Spanien und unter die Vormundschaft Maximilian's gelangt, der sie durch seine Tochter Margaretha als Statthalterin verwalten ließ; sie blieben auch später mit der spanischen Krone vereinigt und somit in jeder Hinsicht Deutschland entfrembet. Doch konnten sie als ein Bollwerk Deutschlands gegen Frankreichs steigende Macht betrachtet werden, und man durfte hoffen, daß einst die Zeit kommen werde, wo diese alten Reichslande, die in ihren holländischen und flämischen Provinzen eine kerndeutsche Bevölkerung enthielten, dem wiedererstandenen deutschen Vaterlande aufs Neue anwachsen würden. Uebrigens befanden sich diese durch Handel und Reichthum und durch eine Menge volkreicher Städte belebten Länder in großer — freilich zum großen Theil auf Kosten des deutschen Handels — hervorgebrachter Blüthe und waren Musterländer politischer Freiheit. Fürstenthum, Adel und Volk, diese drei großen mit einander ringenden, so selten zur Ausgleichung gelangten Gewalten jener Zeit, befanden sich hier dergestalt im Gleichgewichte, das Keines das Andere unterdrücken konnte. Die von Philipp dem Guten begründete, von Karl dem Kühnen mißbrauchte, dann wieder gesunkene, aber durch Maximilian und dessen Sohn mit deutschen Waffen wieder hergestellte monarchische Gewalt war stark genug, um den Adel und die Bürgerschaften zu zügeln, fand aber ihre Schranke in der Macht der Stände und in den Freiheiten der Städte und Provinzen. Adel und Städte traten zur Bewilligung von Truppen und Steuern,

oder zu allgemeinen Anordnungen in Provinzialversammlungen und Generalstaaten zusammen. In den Städten, die sich selbst regierten, herrschte ein republikanischer Geist, auch die Handwerker hatten meist Theil am Regiment, hier war das demokratische Element zur Geltung gekommen, ja, in einigen Städten, wie im volkreichen Gent, artete es nicht selten in Pöbelherrschaft aus.

Sehen wir uns nun in den übrigen neun Reichskreisen um, so finden wir auch da die größten Verschiedenheiten, eine Menge zerstreuter Glieder, welche zwar auf den Reichstagen in Landfriedenskreise willkürlich und unordentlich genug zusammengestellt, — etliche wurden dabei ganz vergessen — aber deshalb noch keineswegs näher verbunden sind, und die verschiedensten Bahnen verfolgen, ja dem Reiche zum größten Theile eben so sehr entfremdet sind und von den Reichsordnungen eben so wenig Notiz nehmen, als jene eben genannten Länder. Waren doch manche Reichsstände, z. B. die Herzöge von Oesterreich mit ihren Ländern dem Reiche kraft ihrer angeblichen Freiheitsbriefe schon längst zu nichts mehr verpflichtet. Den größten Umfang (von mehr als 2000 Quadratmeilen) hatte dieser österreichische Kreis. Er umfaßte außer einigen unbedeutenden noch reichsunmittelbaren Bisthümern und Herrschaften die sämmtlichen unter Maximilian wieder vereinigten österreichischen Erblande, Oesterreich und Steier, Kärnthen und Krain, Tyrol und Voralberg, die schwäbischen und elsässischen Gebiete. In einem großen Bogen zogen sie sich fast ununterbrochen von der adriatischen Küste längs der Alpen und dem Oberrheine bis nach Burgund und Lothringen, durchbrachen den schwäbischen Kreis und schlossen somit Deutschland im Süden ein. Indessen diese österreichischen Erblande gaben ihrem Besitzer zur Zeit noch wenig Macht. Es war ein buntes Gemisch von Provinzen, welche außer dem Herrscher wenig mit einander gemein hatten. Unter der schlechten Regierung Friedrich's und Siegmund's waren die Macht, und zumal die Einkünfte des Fürsten sehr heruntergekommen, und erst unter Maximilian begann wieder eine geordnetere Verwaltung. Er setzte ein Hofgericht und eine Hofkanzlei ein, für die einzelnen Lande entstanden zu Wien, zu Grätz und zu Insbruck Verwaltungsbehörden, Hofkammer und Regiment. Er ließ Grund- und Capitalbücher und eine geordnete Buchhalterei anlegen.

Der Sitz der Centralregierung war zu Insbruck. Große Macht und Bedeutung hatten auch in den österreichischen Landen während des 15. Jahrhunderts die Landstände erlangt, zu welchen in Tyrol auch die Bauern als vierter Stand gehörten. Ein zahlreicher und mächtiger Landadel hatte namentlich in den hinteren Landen die meiste Gewalt, doch finden wir daneben auch in Oesterreich einen wohlhabenden und schlagfertigen Bauernstand, der gelegentlich auch auf eigene Hand gegen fremde und einheimische Unterdrücker zu den Waffen griff. Ein furchtbarer Aufstand dieser Art, der „windische Bauernbund", war im Jahre 1503 in der windischen Mark, und im Jahre 1503 mit gesteigerter Heftigkeit auch in den benachbarten Ländern, Steiermark, Kärnthen und Krain, ausgebrochen. Das durch die Einfälle der Türken und durch Mißwachs ohnedies aufgeregte Landvolk wurde durch eine vom Adel, angeblich im Namen des Kaisers, aufgelegte Landsteuer zur Empörung gereizt, trat 80,000 Mann stark unter Feldobristen, Hauptleuten, Viertelmeistern und Procuratoren oder Rednern, in einer Art geordneter Kriegsverfassung zusammen, und führte Jahre lang einen siegreichen Vernichtungskrieg gegen den Adel. Es war eine Zeit, wo „Mancher lieber ein Bauer gewesen wäre, denn ein Edelmann". Da sanken viele Herrensitze und Klöster in Trümmer, und die Häupter vieler Edlen fielen vor dem Spruche des Volksgerichtes. Der Kaiser Maximilian blieb lange unthätig, und suchte durch Güte zu vermitteln; ihm war die Demüthigung des übermüthigen Adels in jenen Landen nicht unlieb. Endlich, „als der Adel genugsam gestraft war, und der tolle Pöbel bei diesem nicht bleiben wollte, sondern schwärmte und unsinnig wurde", rückten die inzwischen geworbenen Heere des Kaisers gegen den Aufruhr ins Feld, welcher endlich mit blutiger Strenge unterdrückt wurde, und die Lage der Bauern nur durch neue Steuern verschlimmerte.

Ueberhaupt war in diesen Landen bei der geringen Zahl von Städten das ländliche Element im Allgemeinen überwiegend. Dasselbe gilt von dem baierischen Kreise, der von Böhmen, Oesterreich, Schwaben und Franken umschlossen, fast um die Hälfte kleiner als der österreichische, nächst diesem die größte politische Einheit darbot. Den Hauptbestandtheil dieses Kreises bildete das seit dem

Aussterben der Straubinger, Ingolstädter und Landshuter Linien endlich, in Folge des pfalzbaierischen Erbfolgekrieges im Jahre 1507, unter der Münchener Linie wieder vereinigte und durch die Oberpfalz erweiterte Herzogthum **Baiern**, von welchem nur einige kleine Stücke an der mittleren Donau, nämlich die neue Pfalz, oder die Fürstenthümer **Neuburg** und **Sulzbach** abgetrennt wurden und den Nachkommen des pfälzischen Prätendenten verblieben. Sonst umfaßte der Kreis nur noch etliche kleinere, von Baiern unabhängige Herrschaften, ferner die Reichsstadt Regensburg, die einzige, welche in diesen Landen jemals existirt hatte, aber von ihrer früheren Höhe so tief herabgesunken war, daß sie sich 1486 dem Herzoge Albrecht, als ihrem Landesherrn, freiwillig unterwarf, bis sie sechs Jahre später durch das Einschreiten des schwäbischen Bundes und die Eifersucht des Kaisers der baierischen Mediatisirung mit Gewalt wieder entrissen wurde, — endlich etliche noch reichsunmittelbare, aber auch in der Regel von Wittelsbachischen Fürsten als Bischöfen bekleidete Bisthümer und einige noch freie Abteien. Das größte Territorium dieses Kreises war neben Baiern das zum Erzstift Salzburg gehörende Land zwischen Baiern und Oesterreich. Die Herzöge von Baiern gehörten schon deshalb zu den wichtigsten deutschen Fürsten, weil sie fast die einzigen waren, die eine geschlossene Nationalität repräsentirten. Als der Begründer einer neuen Periode für Baiern konnte jener Albrecht IV. betrachtet werden, der uns in der Reichsgeschichte so oft begegnete, und für den klügsten Staatsmann seiner Zeit gehalten wurde. Nachdem er Baiern wieder in seiner Hand vereinigt hatte, brachte er mit den Ständen das Hausgesetz von 1506 zu Stande, wonach Baiern nie mehr getheilt, die Herzogswürde nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, jüngere Söhne nur Grafentitel führen, die Rechte des Landes von jedem Nachfolger vor der Huldigung bestätigt werden sollten. Zwar wurde nach seinem 1508 erfolgten Tode dies Hausgesetz von den Söhnen auf Betreiben der Mutter, einer österreichischen Prinzessin, welche „junge Herzöge, aber keine Grafen und Bankerte" geboren haben wollte, wieder verletzt und eine neue Theilung verabredet, jedoch vereinigten sich endlich die beiden Herzöge Ludwig und Wilhelm IV. zu gemeinsamer Regierung. Da Ersterer 1545 ohne Leibeserben starb,

blieb Baiern unter Wilhelm und dessen Nachfolgern ungetheilt. Zu der Entstehung und Aufrechthaltung des Hausgesetzes trug hauptsächlich die Besorgniß vor den Vergrößerungsplänen Oesterreichs, namentlich vor der ränkevollen Politik des Kaisers Maximilian bei, der die Erbstreitigkeiten in Baiern für sich auszubeuten bemüht war. Nirgends hatte sich das landständische Institut so bedeutsam entwickelt, als in Baiern während der zahlreichen Hauskriege des 15. Jahrhunderts, wo mehr als einmal die Landstände als die Retter und Erhalter des Landes, aber auch als dessen Vormünder und Regenten auftraten. Daher ist die Geschichte Baierns zu dieser Zeit vornämlich in den Landtagsacten enthalten. Die Stände übten hier in den ersten Jahrzehenden des 16. Jahrhunderts die ganze Regierungsgewalt, schrieben die Steuern aus und ließen sie erheben und verwenden, gaben die Gesetze, bestellten die Beamten, beschlossen über Krieg und Frieden. Sechs Männer aus ihrer Mitte führten die Vormundschaft über Albrecht's unmündige Söhne und gaben dem Lande eine Art von Staatsgrundgesetz, eine sogenannte Erklärung der Landesfreiheiten. Als der junge Herzog Wilhelm IV. nach erlangter Volljährigkeit (1511) die Bestätigung dieser Landesfreiheiten verweigerte, und nach seiner Willkür ohne Landstände zu regieren anfing, wurde ihm die Huldigung versagt, und Viele verweigerten ihm jeden Gehorsam. Endlich nöthigte ihn 1514 Geldbedrängniß zum Anrufen der Stände, welche ihm eine harte Antwort gaben. „Er habe sich bislang nicht um die Landschaft bekümmert, und berufe sie erst, da es ihm an der Nahrung abgehe. Jetzt solle man helfen und rathen. Doch wüßten sie ihm keine andere Hülfe, als die Liebe des Volkes, welche willig sei, Gut und Blut hinzugeben. Solcher Liebe Grundlage sei der Glaube an des Fürsten landesväterliche Gesinnung, welcher Glaube aber nur dann vorhanden sein könne, wenn der Fürst Achtung vor den Rechten des Volkes zeige." Zugleich bemächtigten sich die Stände jetzt selbst der Regierung, und verbanden sich zu Schutz und Trutz, setzten einen bleibenden Ausschuß ein, luden die um das Erbe streitenden Herzöge vor ihren Richterstuhl und nöthigten sie, bis zu erreichtem 24. Lebensjahre den Ständen die Regierung zu überlassen. Zugleich sprachen sie dem jüngeren Herzog wieder einen Theil des Landes zu. Und als nun

Herzog Wilhelm in der Hoffnung auf die Hülfe des Kaisers sich der lästigen Aufseher wieder zu entledigen suchte, mit fremdem Kriegsvolke drohte, und auf die Räthe schimpfte, wurde ihm bedeutet, wenn fremdes Kriegsvolk komme, werde man den Wirth sammt den Gästen fortjagen. Seine Drohworte solle er gegen junge unverständige Kinder oder unvernünftige Leute gebrauchen. Er könne unmöglich in Wahrheit glauben, bei seiner großen Jugend schon so weise zu sein, um Land und Leute allein zu regieren. Habe doch sein weiser Vater, der 42 Jahre lang ruhmwürdig regiert, es nicht verschmäht, auf seine Räthe und Stände zu hören! Noch sei kein Fürst auf Erden so gefreit, daß er Macht habe, nach seinem Willen die Unterthanen zu drücken." Der Herzog entfloh, es kam zum offenen Bruche und die Landschaft rüstete nun zum Kampfe. In dieser Noth verglich sich endlich Wilhelm, gedrängt durch die Uebermacht der Stände und der arglistigen Politik des Kaisers mißtrauend, mit Bruder und Ständen, die einen Theil ihrer Ansprüche aufgaben, dagegen die übrigen förmlich bestätigt erhielten (1516). Seitdem begann wieder eine rege Periode innerer Gesetzgebung für Baiern, 1518 folgte eine Reformation des baierischen Landrechts, 1520 eine verbesserte Gerichtsordnung. Mit großer Umsicht und Beharrlichkeit wußte hierbei die Landesherrschaft die Macht der Stände allmählig zu beschränken, und es kam ihr dabei der Druck zu statten, welchen diese ihrerseits auf das niedere Volk ausübten, zu dessen Vertretern sich nun die Herzöge machten. So wollte namentlich der Adel, welcher schon den Besteuerungsversuchen Albrecht's IV. im Löwenbunde mit Hülfe des schwäbischen Bundes getrotzt hatte, nichts von den Lasten tragen, die er auf seinen Landtagen verwilligte, vielmehr belud er damit, wie ihm die Herzöge auf dem Landtage von 1519 vorwarfen, „die armen Leute so gar erschrecklich, daß ihr Geschrei zum allmächtigen Gott Unglück über Land und Stände herabziehen müsse."

Obwohl an Umfang kleiner als der baierische Kreis, hatte der schwäbische eine desto größere Mannigfaltigkeit der Glieder. Er umfaßte nicht weniger als neunzig reichsunmittelbare Territorien in Schwaben und darunter 32 Reichsstädte, und wurde durch große Stücke des österreichischen Kreises durchbrochen. Gleichwohl stellte er seit der

Gründung des schwäbischen Bundes und so lange dieser bestand, die größte, ja längere Zeit fast die einzige Macht Deutschlands zu allgemeinen Reichszwecken auf. Der schwäbische Bund, welchem zur Zeit seiner Blüthe auch außer Schwaben noch die mächtigsten Fürsten, Oesterreich, Baiern, Pfalz, Wirttemberg, Baden, Brandenburg, Kurmainz u. A., zum Theil gezwungen, sich hatten anschließen müssen, und der im einfachen Bundesauszuge 20,000 Mann ins Feld stellte, war, wie wir sahen, eine ursprünglich vom schwäbischen Adel und einem Theile der schwäbischen Reichsstädte aus Furcht vor Baiern eingegangene Einung. Fürsten, Adel und Städte hatten jedes einen besonderen Bundesrath von neun Vertretern, Streitigkeiten schlichtete ein Bundesgericht, den Oberbefehl führte der Bundeshauptmann, das Bundesheer war auf die Mitglieder nach einer Matrikel vertheilt u. s. w. Bald hatte Oesterreich in dem Bunde, der für die ganze Reichsgeschichte wichtig wurde, den leitenden Einfluß erlangt, in demselben Maße war aber auch die Unzufriedenheit seiner Glieder gewachsen, die sich in eine Reihe von österreichischen Hauskriegen verwickelt sahen und ihre Selbstständigkeit zu verlieren fürchteten. Daher war die von zwölf zu zwölf Jahren erfolgte Erneuerung des Bundes 1500 und 1512 immer schwieriger geworden, der letzteren waren die Fürsten schon gar nicht mehr beigetreten, nur die ursprünglichen Elemente, Adel und Städte, waren dem Bunde noch geblieben, aber auch bei ihnen zeigte sich nur geringer Eifer, fast hätte sich der Bund schon damals aufgelöst. In der Geschichte des schwäbischen Bundes spiegelte sich auffallend das Bild der Reichsgeschichte. Oesterreich wollte ihn wohl groß und mächtig, aber nur um seiner eigenen wälschen Herrschaftspläne willen. Die Fürsten wollten ihn gar nicht, sie wollten so wenig den Bund, als ein mächtiges Reich; am wenigsten mochten sie in ihrem Hochmuth sich parlamentarischen Bundesbehörden unterordnen. Adel und Städte endlich wußten überhaupt nicht, was sie wollten. Ohne ein festes und großes Princip, ließen sie sich nur durch die Rücksichten des augenblicklichen Vortheils, der Nachbarschaft 2c. bestimmen, welche sich unter den damaligen Verhältnissen jeden Tag verändern konnten.

Bei Weitem die erste Stellung in Schwaben nahm jetzt Wirttemberg ein, weil es die größte geschlossene Macht in diesen Landen

war. Seit den Zeiten des Grafen Eberhard Rauschebart hatte sich das Land Wirttemberg durch Kauf und Eroberung ansehnlich erweitert. Auf seinen Enkel und Nachfolger Eberhard den Friedfertigen (1392—1417) war Eberhard VI. (1417—1419) gefolgt, welcher die Erbin von Mömpelgard heirathete. Seine Söhne Ludwig (1419—1450) und Ulrich (1419—1480) theilten zwar im Jahre 1441 das Land, wobei der Neckar Grenze wurde; jedoch Ludwig's zweiter Sohn, der auf den älteren Bruder Ludwig II. (1450—1457) folgende Eberhard im Barte, welcher von 1457 bis 1496 regierte, brachte es wieder zusammen. Dieser hochgefeierte Fürst, gebildet in der Schule des Kurfürsten Friedrich's von der Pfalz, gehörte zu den größten Männern des Jahrhunderts, seine Verdienste reichen weit über die Grenzen des engeren wirttembergischen Vaterlandes hinaus, welches ihm seine ganze Bedeutung dankte. Wie er in den Angelegenheiten des Reiches und der Kirche sich als einen der eifrigsten und aufgeklärtesten Patrioten bewährte und an einer Wiedergeburt Deutschlands unablässig arbeitete, so hatte er für Wirttemberg die Vereinigung und Untheilbarkeit des Landes, so wie dessen politische Gestaltung zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Mit vieler Selbstverleugnung bewog er seinen Oheim Ulrich und dessen Söhne Eberhard und Heinrich II. zu dem Uracher Vertrage von 1473, dem Münsinger Vertrage von 1482, und endlich dem Eßlinger Vertrage von 1492, durch welche bestimmt wurde, daß Wirttemberg für ewige Zeiten „ein Wesen und ein Land“ sein, und nach dem Rechte der Erstgeburt regiert werden solle. Zu diesen Verhandlungen und Verträgen, wie zu allen wichtigeren Regierungshandlungen zog Eberhard, fremde Einmischung ängstlich fernhaltend, regelmäßig die Stände des eigenen Landes, Prälaten, Ritter und Städte hinzu, er erlangte auf diese Weise die bisher bestrittene Landsässigkeit der ersteren und die Opferbereitschaft der letzteren, und gewährte ihnen dafür die gebührende Theilnahme an den Landesangelegenheiten. Für den Fall ausbrechender Streitigkeiten zwischen den Gliedern des Hauses wegen Landesangelegenheiten, erhielten die Stände das Recht der Entscheidung; im Eßlinger Vertrage setzte Eberhard sogar für den Fall seines Todes dem unfähigen Nachfolger Eberhard dem Jüngeren einen Regentschaftsrath von zwölf

unabsetzbaren Räthen aus den drei Ständen zur Seite, welchen die ganze Regierung übertragen wurde. Diese Räthe sollten auch während der Minderjährigkeit künftiger Regenten (bis zu deren 20. Lebensjahre) regieren, und für den drohenden Fall des Aussterbens des Hauses sollte das Land keinem anderen Fürsten verliehen, sondern als Witthum und Kammergut des Reiches unmittelbar vom Kaiser oder in dessen Abwesenheit vom ständischen Regentschaftsrathe nach den Landesordnungen regiert werden. Unter diesen Bedingungen hatte sich Eberhard die Erhebung Wirttembergs zum Herzogthum gefallen lassen. Auch die innere Landesverwaltung, die Rechtspflege, Polizei, Finanzwirthschaft Wirttembergs ist auf diesen Fürsten zurückzuführen und seine als musterhaft gepriesene Landesordnung von 1495 ward die Grundlage aller späteren. Durch die Gründung der Universität in Tübingen machte er Wirttemberg zu einem Mittelpunkte geistigen Lebens in Deutschland.

Mit dem 1496 erfolgten Tode dieses Fürsten begann aber für Wirttemberg eine Zeit der schwersten Prüfungen. Die Geschichte der jetzt folgenden inneren Kämpfe dieses Landes ist für die allgemeine Entwicklungsgeschichte des deutschen Fürstenthums so lehrreich, und wir sind darüber durch gründliche Vorarbeiten so genügend unterrichtet, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Je unfähiger Eberhard's Nachfolger zur Herrschaft waren, desto weniger mochten sie eine ständische Aufsicht ertragen. Eberhard II. führte mit Umgehung der Stände eine scandalöse Willkürherrschaft ein; jedoch schon bald sah er sich durch Geldnoth zur Berufung eines Landtags gezwungen, welcher damit begann, die Beschwerden des Landes aufzustellen, und die schlechten Rathgeber des Fürsten, die Genossen seiner Laster, verhaften und foltern zu lassen. Da er sich weigerte, in die Forderungen des Landes zu willigen, und aus dem Lande entfloh, sprachen die Stände, weil er „ein unwesentlich, untauglich und mangelhaft Regiment geführt," am 10. April 1498 seine Absetzung aus. Er suchte nun zwar Schutz beim Kaiser, jedoch Maximilian bestätigte und lobte sogar öffentlich seine Absetzung, und ließ sich dafür unter Anderem für den nahe liegenden Fall des Aussterbens der wirttembergischen Dynastie, mit Verletzung

der vor Kurzem von ihm selbst so feierlich bestätigten Landesverfassung, das Recht zusprechen, über das Land zu Gunsten des habsburgischen Fürstenhauses zu verfügen. Ein ständischer Regimentsrath regierte jetzt Wirttemberg während der Minderjährigkeit des jungen Herzogs Ulrich, — des Sohnes Heinrichs II. (von Mömpelgard), der wegen Geistesverwirrung gleich seinem älteren Bruder Eberhard in Haft gehalten wurde — bis es der Kaiser zweckmäßig fand, den jungen Herzog, wiederum mit Verletzung der Landesverfassung, schon als sechszehnjährigen Knaben für mündig zu erklären (1503). Diese eigennützige und launenhafte Politik, welche mit den Grundgesetzen der einzelnen Länder, wie mit denen des Reiches ihr leichtfertiges Spiel trieb, trug dem Lande die unheilvollsten Früchte. Wohl hatte Maximilian für den Augenblick einen ergebenen Anhänger gewonnen, der auf keinem Reichstage und bei keinem Kriegszuge fehlte, seinen kaiserlichen Gönner an ritterlicher Pracht und Lust noch überbot und Wirttemberg eine Zeit lang zum gelobten Lande aller höfischen Schmarotzer machte. Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange und nahm ein Ende mit Schrecken. Durch so viele Kriege und Reisen, durch fremde und einheimische Günstlinge, waren die Einkünfte des Landes bald verschleudert, und noch obendrein dem Herzoge eine große Schuldenlast angewachsen, Alles sollte jetzt dem Volke ausgepreßt werden, das durch den Uebermuth der Höflinge, durch die Willkür und Grausamkeit der Beamten, durch Lasten und Frohnden, namentlich durch den ungeheuersten Mißbrauch des von der Landesherrschaft behaupteten Jagdregals schon übermäßig bedrängt war. Das Hochwild lief heerdenweise im Lande umher, ganze Dörfer mußten frohnden und helfen, wenn die Hetzjagd über ihre Felder ging; Wald, Weide und Fischfang, wo sie noch frei waren, wurden dem Volke verkümmert oder entrissen, die Gerichte wurden mit fremden, der Landesrechte unkundigen „Doctoren" besetzt, das Recht wurde durch willkürliche Hinrichtungen und Folterungen gebeugt, die geistlichen Stellen und Pfründen an lüderliches Volk, an „Sänger und Spielleute" verschleudert, der Münzfuß ward verschlechtert, durch neue Zölle, welche der Kaiser bereitwillig als Entschädigung für Kriegshülfe gestattete, ward der Verkehr mit den umliegenden Reichsstädten gehemmt und vertheuert, und Raubritter machten ohne fernere

Scheu vor dem schwäbischen Bunde, welchem der Herzog nicht wieder beigetreten war, und ohne vom Herzog selbst gehindert zu werden, die Straßen unsicher. Die Stände wurden gar nicht mehr zusammen berufen, aus Furcht vor ihren Beschwerden; dagegen ritt der Herzog bei häufiger Geldnoth in seine Städte — denn der Adel zahlte überhaupt nichts, und wurde, wo es sich ums Zahlen handelte, weder einberufen, noch zur Landschaft gezählt — und da verwilligten ihm dann die „Gerichte" und „Räthe," d. h. die städtischen Obrigkeiten aus „unterthänigem gehorsamem schmerzlichem mitleidendem Gemüthe," immer neue Geldhülfen, welche das geringere Volk in den Städten und Dörfern zu tragen hatte. Eine allgemeine Vermögenssteuer, der „böse Pfennig," welche nun auf eine solche Verwilligung hin ausgeschrieben wurde, und wobei Jeder sein Vermögen angeben und einer Prüfung unterwerfen sollte, erregte unter den Bürgern großen Widerwillen. Man rieth dem Herzog zu andern Mitteln, und nun ward eine indirecte Steuer, ein „Umgeld" auf Fleisch, Wein und Früchte beliebt und von den durch die Drohungen des Hofes eingeschüchterten „Gerichten" bewilligt. Diese Steuer lag am schwersten auf dem gemeinen Manne, der durch Mißjahre und Winterkälte schon schwer genug heimgesucht war. Nun endlich machte sich die Unzufriedenheit des Volkes Luft, zuerst im weinreichen, stark bevölkerten Remsthale. Da war viel munteres und streitbares, aber auch besitzloses Volk, viele Landsknechte wurden dort geworben und kehrten als trutzige und aufgeklärte Bursche heim. Derlei Gesellen hatten eine lustige Gesellschaft „den armen cunz" gestiftet. Einer trat auf und sagte, er wolle der arme Konrad sein, dann hoben ihn die Genossen auf ihre Spieße und beriefen in seinem Namen ihre Versammlungen. Die Sache wurde anfangs als Scherz betrachtet, nahm aber bald eine sehr ernsthafte Wendung. Als nämlich das Umgeld eingefordert wurde, lief der arme Konrad zusammen, zog unter Führung des „Gaispeter" mit Trommeln und Pfeifen aus und hielt über die Steuer ein Gottesgericht. Er warf die Gewichtsteine der Regierung in den Remsstrom, schwömmen sie oben, dann solle der Herzog Recht haben, doch sie sanken unter und nun riefen die Bauern, sie hätten gewonnen. Die Bewegung verbreitete sich bald durch das ganze Land, und fand auch

in den Städten, besonders in Stuttgart selbst, namentlich unter dem niederen Volke, vielen Anhang. Einige gelehrte Leute, Prediger und Professoren, Aerzte und Schreiber redeten dem Volke zu, und stellten die Beschwerden in Schriften auf; doch wurde keine Gewaltsamkeit verübt und die Forderungen gingen nicht über das bestehende Recht und die Billigkeit hinaus. An drohenden Reden fehlte es freilich nicht: man müsse die Reichen zum Lande hinauswerfen und den Kornwürmern geben; jetzt habe man das Schwert in der Hand, jetzt stehe die Sonne in ihrem Zeichen, jetzt solle geredt werden und jetzt müsse geredt werden, andere Räth und Amtleut müßten sein u. s. w. Ueberhaupt war die Bewegung, wie sich bald zeigte, weniger gegen den Herzog, als gegen dessen Diener, den Adel und die Stadtpatricier gerichtet: deßhalb stellten sich diese jetzt auf die Seite der Regierung, die nun endlich einen Landtag berief, und das „Umgeld" wieder abzuschaffen, allen gerechten Beschwerden abzuhelfen versprach. Auf dem Landtage hatten aber die Bauern keine Vertreter, und es erschienen daher Abgeordnete der Dörfer in Stuttgart und begehrten Theilnahme am Landtage. Auf dieses Begehren wollten jedoch weder der Herzog noch die Stände eingehen, der Landtag wurde aus dem unruhigen Stuttgart in die gehorsamere Stadt Tübingen verlegt, die Bauern-Deputirten blieben in Stuttgart. Indeß erschienen Abgesandte des Kaisers und der benachbarten Fürsten sowie der Eidgenossen, welche aus Besorgniß, der Aufruhr möge sich weiter verbreiten — denn in ganz Süddeutschland gährte es unter den Bauern — zum Frieden mahnten. Und so brachten die Stände mit dem Herzog endlich, im Juli 1514, den Tübinger Vertrag zu Stande, worin sie ihm seine ungeheuern Schulden (nach heutigem Geldwerthe an zehn Millionen Gulden) zahlen (d. h. durch das Volk zahlen lassen) wollten, wogegen ihre ständischen Rechte neu verbrieft, auf weitere Geldforderung, Schatzung, Landschaden und dergleichen verzichtet, dem gemeinen Manne aber gestattet wurde, nach 5 Jahren gegen Erlegung von 10 Prozent Abzugssteuer auszuwandern. In einer besonderen Urkunde, dem Tübinger Vertrage, wurde ihm freilich auch die Abhülfe seiner Beschwerden versprochen, und denen, die sich unterwürfen, Amnestie verheißen. Dagegen ward nun dem Herzog gegen weitere Auflehnung

eine Art Kriegsrecht zugestanden, welches der schrecklichsten Willkür Thür und Thor öffnete und abermals Unheil über das Land brachte. Denn nur ein Theil des Landes nahm den Vertrag an, Viele, darunter die im Remsthale, verweigerten die geforderte Huldigung. Sie blieben unter den Waffen, schrieen laut über die Stände, die nur an sich selbst dächten, bedrohten den in ihrer Mitte persönlich erscheinenden Herzog am Leben, brachen in Schorndorf ein, setzten dort neue Beamte, und zogen dann unter Drohungen weiter, um auch die übrigen Städte zum Anschlusse an den Aufstand zu zwingen. Diese aber griffen nun auch zu den Waffen, und sandten dem Herzoge Truppen; der ganze Adel und benachbarte Fürsten und Reichsstädte leisteten Hülfe; da sank den Bauern, die auf dem Kapellenberge lagerten, und sich dort entzweieten, der Muth, und sie liefen wieder nach Hause. Es begann nun ein furchtbares Strafgericht, des Herzogs Kriegsknechte hausten wie in Feindesland; nach einem kurzen Verhöre mit Hülfe der Folter wurden allein im Remsthale binnen vier Tagen 1600 Angeklagte des Aufruhrs für schuldig befunden, ihre Anführer wurden enthauptet oder verbannt, das übrige Volk entwaffnet. Auch Unschuldige und solche, die gezwungen mitgezogen, wurden bestraft, ja die bloße Gesinnung galt als Verbrechen. Schaaren flüchtiger Wirttemberger begaben sich in die nahe Schweiz, wo sie Schutz und gastliche Aufnahme fanden. „Es ist nicht zu beschreiben das erschröcklich groß Aufruhr, das zu derselben Zeiten war im Land zu Wirttemberg allenthalben.“ In der zur Rechtfertigung ihres Verfahrens von der herzoglichen Regierung veröffentlichten, an die Städtthore angeschlagenen Druckschrift wird alle Schuld auf den Zeitgeist und den Pöbel gewälzt, die eigne Schuld verschwiegen oder mit Unwahrheit bedeckt, auch behauptet, die Steuer sei nur ein Vorwand der Empörung gewesen; die Reden und Drohungen Einzelner wurden als Plan der Gesammtheit dargestellt, als ein Werk des „Bundschuhs“, d. h. einer Bauernverschwörung, die einige Jahre früher am Oberrhein und im Breisgau ausgebrochen war, und von der weiter unten ausführlicher die Rede sein wird. Sonderbar! dasselbe Volk, von welchem Eberhard der Aeltere erst vor wenig Jahren gerühmt hatte, daß er sein Haupt mitten im Walde

in jedes Unterthanen Schooß legen könne, wurde jetzt vor ganz Deutschland als ein bösartiger Pöbel dargestellt.

Die dem Volke gemachten Verheißungen waren bald wieder in den Wind geschlagen, oder wurden nur sehr unvollkommen und langsam erfüllt. Mit Angst und Sorge sahen die Städte, durch deren Hülfe die Bewegung niedergeschlagen worden, der Zukunft entgegen. „Denn sollte der gemeine Mann," so schrieb die Landschaft dem Herzoge, „sehen, daß man ihm nicht Wort hielte, und wiederum sich empören, so besorgen wir, die Sache nicht wie vormals heben zu können, wir und der Adel werden dann die Ersten sein, die zu Grunde gehen." Auch Räthe des Herzogs traten ihm jetzt mahnend entgegen und erweckten in seinem mißtrauischen Geiste den Verdacht herrschsüchtiger Absicht und geheimer Verbindung mit dem schwäbischen Bunde. Endlich brachte die schlechte Behandlung und Flucht seiner Gemahlin Sabine von Baiern und die Ermordung eines Hofherrn aus weitverzweigtem mächtigem Geschlechte, des fränkischen Ritters Hans von Hutten, auch die Herzöge von Baiern, und den Adel weit und breit gegen ihn auf. Ulrich von Hutten, des Erschlagenen Hans von Hutten Vetter, stellte ihn in seinen beredtesten Schriften vor ganz Deutschland als einen ruchlosen Tyrannen an den Pranger. Die eignen Stände sprachen von seiner Absetzung, und seine Räthe riethen zu freiwilliger Abdankung. Zwar seine Handlungen hatten ihm beim Kaiser nicht geschadet; durch persönliche Aufwartung und verheißene Kriegshülfe in Italien ward Marimilian leicht beschwichtigt und erst in Folge des allgemeinen Unwillens, aus Furcht vor dem Adel, zog er den Herzog endlich als Landfriedensbrecher zur Verantwortung. Der Herzog griff zu den Waffen und suchte Unterstützung bei andern Fürsten und selbst bei den Schweizern, der Kaiser dagegen wandte sich an die Wirttembergischen Landstände und forderte die Abdankung des Herzogs auf sechs Jahre zu Gunsten einer ständischen Regentschaft unter einem kaiserlichen Kommissarius.

Nun faßte Ulrich den Entschluß, sein Volk zu befragen. In Stadt und Land ließ er alle volljährigen Mannspersonen versammeln und legte ihnen die Forderungen des Kaisers vor. Sie wurden allenthalben zurückgewiesen; nur die höhern Stände machten hier und da

Bedingungen; aber der gemeine Mann war überall entschieden für Abweisung. Mit diesen Volksbeschlüssen in der Hand, wies Ulrich die Forderungen des Kaisers zurück; die Acht ward über ihn ausgesprochen, blieb aber ohne Wirkung; die Städte sandten die Achtbriefe des Kaisers, der sie zum Abfall mahnte, dem Herzog ein und verhießen ihm vielmehr Hülfe; Ulrich sammelte ein Heer und erlangte von Maximilian im Vertrag zu Blaubeuern die Aufhebung der Acht gegen Bedingungen, die er selbst dictirte. Er wollte sich jetzt einen ständischen Regimentsrath gefallen lassen, den er jedoch selbst einsetzen und mit welchem er regieren wolle.

Die Treue der Wirttemberger gegen einen Fürsten, von dem sie doch so arge Unbill erfahren, ward damals in Liedern und Sprüchen ebenso sehr gefeiert als verspottet. Doch trug nicht wenig die Besorgniß österreichisch zu werden oder unter eine Adelsherrschaft zu gerathen, zu dieser Treue bei.

„Was dörff wir zehen Herren
An aim hent wir genug"

heißt es in einem Liede jener Zeit.

Der Herzog aber, ohne sich um die Bedingungen des Vertrags zu kümmern, dessen Ausführung auch der Kaiser nicht weiter betrieb, befriedigte jetzt seine Rache an den Beamten und Ständen, die seine Abdankung beim Kaiser betrieben und ihm selbst dazu gerathen hatten. Die angesehensten Männer des Landes wurden eingezogen, durch grausame Folterqualen zu allerlei Geständnissen genöthigt und hingerichtet. Es waren dieselben Männer, die sich einst bei der Unterdrückung der Volksbewegungen am eifrigsten und härtesten gezeigt hatten. Damals hatte ihnen der Herzog öffentlich seine ewige Dankbarkeit gelobt, nachher waren sie ihm durch ihren Einfluß im Lande unbequem geworden und er bediente sich des Hochverraths-Prozesses, um sich dieser lästigen Beamten-Aristokratie zu entledigen. Gegen sie wurden jetzt die Ausnahmsgesetze angewendet, die sie einst gegen das Volk gemacht hatten. Denn, so erläuterte der herzogliche Anwalt, sind jene armen Leute darum als Hochverräther bestraft worden, weil sie gerne ihre Amtleute vertrieben hätten, so verdienen dieselbe Behandlung die Amtleute, wenn sie den Landesfürsten vertreiben wollen. Der Unterschied war freilich

nur der, daß jene durch Aufruhr und Eigenmacht, diese durch Kaiser und Reich und in geordnetem Verfahren ihr Recht gesucht hatten. Aber wo waren Kaiser und Reich? Der Herzog regierte jetzt unumschränkt, er umgab sich mit dienstbeflissenen Räthen, der zitternde Landtag wagte keinen Widerspruch mehr. Ulrich warf jetzt auch die letzte Scheu vor dem Kaiser ab und wies dessen Vorwürfe als Verläumdungen öffentlich zurück. Maximilian, den nichts so sehr verdroß, als wenn man ihn seine Ohnmacht im Reiche merken ließ, ward von Zorn und Furcht ergriffen, er sprach endlich, im Juli 1518, die große Acht über Ulrich aus und rief den schwäbischen Bund, ja das gesammte Reich zur Ausführung dieser Acht zu den Waffen. Doch jetzt nahmen sich die Fürsten des Herzogs an, die Städte hatten Furcht, an eine Mitwirkung der eingeschüchterten Landschaft, wie einst zu Eberhard's II. Zeit, war nicht mehr zu denken, nur der Adel in Franken, dessen Führer Franz von Sickingen vom Kaiser jetzt in Sold genommen wurde, rüstete zum Kriege. Der Herzog aber suchte Hülfe bei Frankreich und den Eidgenossen, man sagte, er wiegle auch das Bauernvolk mit Geld auf.

So standen die Sachen in Wirttemberg, als die Nachricht vom Tode des Kaisers Maximilian eintraf und den Uebermuth des Herzogs zu neuen Gewaltthaten anreizte. Von dem Gelage, das er mit seinen Rittern und Prälaten zu Ehren des Todten hielt, brach er an der Spitze seiner Truppen gegen die Reichsstadt Reutlingen auf, um sie wegen eines geringen Anlasses, ohne Absage, zum Hohn des Reiches und des schwäbischen Bundes, mit stürmender Hand zu erobern, ihres Geldes zu berauben und zur Huldigung zu zwingen. Die Bundesstädte schrieben viel hin und her, aber keine wagte, „den Fuchs zu beißen", und auf dem Bundestage zu Ulm ging es „über alles Glauben verzügig, erschrocken und kleinmüthig zu". Ulrich hatte den König von Frankreich, den Kurfürsten von der Pfalz und andere Fürsten zu Freunden und warb in der Schweiz ein mächtiges Heer, womit er dem schwäbischen Bunde, den Herzögen von Baiern und dem fränkischen Adel — denn Alle diese traten jetzt, freilich langsam genug und nur auf Betreiben Oesterreichs und etlicher Hauptgegner des Herzogs, zusammen — hohnlachend Trotz bot. Aber das Maaß

seiner Frevel war doch übergelaufen. Denn es gelang dem österreichischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, gegen die Reisläufer in Ulrich's Diensten so scharfe Befehle der Tagsatzung zu erwirken, daß ihn in einer Nacht fast alle Schweizer verließen. Da „weinte der Herzog wie ein Kind;" sein Volk hatte aber keine Lust mehr, sich für ihn todtschlagen zu lassen. Da die Schweizer fort waren, zog das Bundesheer rasch vorwärts und besetzte das Land fast ohne Widerstand. Der Herzog von Baiern ließ sich als dem Hauptmann des schwäbischen Bundes und als Vormund über Ulrich's Kinder huldigen. Aufs Neue erhielt Wirttemberg eine landständische Regierung; Ulrich floh aus dem Lande zu den Schweizern.

Nächst Wirttemberg ist im Westen noch die durch Markgraf Christoph I. seit 1488 vereinigte und am Oberrheine ausgedehnte Markgrafschaft Baden mit den Hauptstädten Pforzheim und Durlach und die zwischen Baden, Wirttemberg und den österreichischen Besitzungen liegenden durch einen Hausvertrag von 1491 für untheilbar und unveräußerlich erklärten Länder des Landgrafen von Fürstenberg. Das landständische Institut hatte sich in Baden nicht zu solcher Bedeutung erhoben, wie in Wirttemberg, Baiern und Vorderösterreich. Da die badischen Fürsten sparsam waren und den Krieg nicht liebten, bedurften sie weniger des Geldes und selten, nur in Zeiten der Noth, traten die Landstände zusammen, um dem Fürsten mit außerordentlichen Beiträgen aufzuhelfen.

Wir wenden uns jetzt zu dem, die Trümmer des alten Herzogthums Franken enthaltenden, nur etwa fünfhundert Quadratmeilen großen, fränkischen Kreise. Dieses kleine Land war zersplittert unter die Markgrafen von Brandenburg-Culmbach und Onolzbach, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Eichstädt, den Deutschordenscomthur von Mergentheim, fünf Reichsstädte, unter denen Nürnberg das ansehnlichste Territorium besaß, dreizehn später zum Theil gefürstete Grafschaften und Herrschaften, unter denen die Hohenlohe, Henneberg, Wertheim, Erbach hervorragen. Zwischen und in diesen Territorien saß in ihren festen Schlössern eine zahlreiche Ritterschaft, die sich bisher von fürstlicher Gewalt großentheils unabhängig erhalten hatte, aber auch allen Versuchen, eine festere Staatsordnung oder auch nur

einen nothdürftigen Landfrieden zu schaffen, Trotz bot. Diese Reichsritter hielten jedes geordnete Regiment und Gericht, gleich viel von wem es geübt wurde, mochte man ihnen auch selbst einen Antheil daran einräumen, für einen Eingriff in die deutsche Freiheit. Denn auf diese deutsche Freiheit gestützt, konnten sie unter beliebigen Vorwänden Fehde ansagen, Handelszüge plündern, Städte brandschatzen, Lösegelder erpressen u. s. w. Bald in fremden Diensten, bald auf eigene Hand, einzeln oder in Gesellschaften lagen sie diesem Berufe ob und wurden dabei nicht selten von den Fürsten, welche sich schämten, den Landfrieden, den sie eben verkündet, selbst zu brechen, unterstützt. Aber das Leben dieser Ritter war kein beneidenswerthes. Ulrich von Hutten entwirft uns davon in einem Briefe an Pirkheimer ein anschauliches Bild: „Kein Leben ist mühseliger und unruhiger, als das Leben auf unsern Ritterburgen. Die Bauern, welche uns ernähren, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig und selbst dies Wenige muß durch fortwährende Bemühung erlangt werden. Wir müssen uns dem Schutze irgend eines Fürsten unterwerfen und selbst dann kann es leicht geschehen, daß, wenn ich meine Burg nun auf kurze Zeit verlasse, ich einem von denen in die Hände falle, mit denen mein Schirmherr in Fehde lebt. Um uns zu schützen, unterhalten wir mit großen Kosten viele Pferde und zahlreiches Gefolge. Wir können uns nicht von der Burg entfernen, ohne von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet zu sein. Alle Tage entstehen zwischen unseren und unserer Nachbarn Bauern Streitigkeiten. Geben wir zu viel nach, oder bestehen wir zu sehr auf unserm Rechte: sogleich haben wir neue Fehden auf dem Hals. Und dies sind nun unsere Vergnügungen. Auch unsere Burgen sind nicht zum Vergnügen gebaut. Viehställe und Rüstkammern nehmen den Raum weg; allenthalben der Gestank von Pulver, Misthaufen und Ställen. Fortwährendes Hundegebell, das Blöken und Brüllen des Viehs, aus dem Walde herüber zuweilen das Geheul von Wölfen. Ewige Unruhe, Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, von welchen nicht wenige Diebe, Räuber und Mörder sind. In einer solchen Räuberhöhle möchte ich nicht immer leben.“ — — Im Gefühle dieser ärmlichen und von allen Seiten angegriffenen Existenz hatte sich eine gährende Unzufriedenheit

und Opposition der Mitglieder dieses Standes bemächtigt; sie lagen eigentlich mit aller Welt in Fehde und Feindschaft, so daß es schwer sein würde, zu sagen, wer ihnen am meisten mißfiel: die Städte und die geistlichen Herren mit ihrem Geschrei nach Landfriede und Obrigkeit, die Fürsten mit ihren Hoheitsansprüchen, oder der Kaiser mit seinen Hof- und Kammer-Richtern. Ohne eigne politische Richtung, liegen sie gleichwohl mit allen politischen Richtungen der Zeit im Kampfe und treiben zwischen Allen ziellos umher, von Allen gelegentlich benutzt und bekämpft. Dieses Treiben, unwürdig für den Stand, und unheilvoll für das Vaterland, welchem so herrliche Kräfte zwecklos vergeudet wurden, war freilich desto geeigneter, einzelne freie und gewaltige Naturen aufzuziehen, Männer, welche zu den Lieblingsfiguren der Volksgeschichte wurden. Ja es hatte sogar den Anschein, als ob das alte für ideale Güter begeisterte Ritterthum wieder im Anzuge sei. Dann sah man plötzlich ganze Ritterheere, berührt von den Kämpfen der Zeit, für Freiheit und Recht, als Rächer des Frevels, als Beschützer der Unterdrückten, als Vorkämpfer der Nation ins Feld ziehen. Aber diese Dinge konnten doch nur von Wenigen empfunden werden. Der große Haufen der damaligen Ritterschaft war viel zu roh und unwissend, um an so hohe Ziele ernstlich zu denken und suchte nur gelegentlich mit solchen schimmernden Namen seine Fehde- und Beutelust zu schmücken. Als das Muster eines biderben, rechtschaffenen Raubritters galt der berühmte Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. In seinem von ihm selbst verfaßten Lebensbilde lesen wir mit Erstaunen, wie er, um sich vor seinen Richtern als ehrlichen Mann darzustellen, in aller Einfalt des Herzens sein ganzes Räuberleben aufrollt. Erscheint bei ihm das Ritterthum jener Zeit alles höheren idealen Inhaltes bar, so gewinnt es bei seinem Verwandten Franz von Sickingen allerdings eine viel höhere Bedeutung.

Dieser fränkische Ritter giebt uns ein merkwürdiges Beispiel, wie viel in einer zerfahrenen, charakterlosen Zeit ein einzelner thatkräftiger und kluger Mann vermag. Durch sein entschlossenes Eingreifen in die Händel der Zeit machte er sich bald zum wichtigsten Manne des Reiches. Er gehörte zu den Wenigen vom Adel, die einen Anflug

höherer Bildung hatten; schon sein Vater Schweikart schätzte die Gelehrten, ein Reuchlin war bei ihm aus- und eingegangen und hatte den Knaben gelegentlich unterrichtet. So wuchs Franz in einem erweiterten Ideenkreise auf, den er trefflich geltend zu machen wußte. Er warf sich zum Anwalt der Unterdrückten, zum Richter der Mächtigen auf, seine Fehden erhielten eine Popularität und Bedeutung, die den ganzen Stand verherrlichte. Er wurde das gefeierte Oberhaupt der fränkischen Ritterschaft, Söldnerführer, Feldherr und Demagoge, und Räuberhauptmann im größten Style. Seine drei starken Festungen, die Ebernburg, Rheingrafenstein, Landstuhl, waren die Sammelplätze eines zahlreichen Anhanges. Das Volk nannte sie Herbergen der Gerechtigkeit. Franz machte sich zuerst im ganzen Reiche berühmt durch seine Fehde gegen die Stadt Worms. Er hatte einem von dort verbannten Notarius eine Schuldforderung abgekauft und warf sich nun zum Ritter der Zünfte und des Klerus gegen den vom Kaiser wieder eingesetzten Rath auf. Er suchte das Volk durch Sendschreiben aufzuwiegeln, nahm die Verbannten bei sich auf und antwortete den Mandaten des Kammergerichts mit einem Ueberfall der Wormser Kaufleute, die zur Frankfurter Messe zogen. Am hellen Tage wurden sie durch die Länder der Fürsten geführt, deren Geleite sie mit schwerem Gelde bezahlt hatten, um in den Burgverließen Sickingens zu warten, bis man sie daheim auslöse. Nun wurde die Acht und Aberacht über den Landfriedensbrecher verhängt, er aber erklärte jetzt erst der Stadt, weil sie sich unterstanden habe, ihn beim kaiserlichen Kammergericht zu verklagen, den Krieg; ja er machte dem Kammergericht hiervon Anzeige und rieth demselben, seinen Sitz von Worms fort zu verlegen, da er die Stadt angreifen werde. Da reiche Beute in Aussicht stand, so strömten ihm die Genossen in hellen Haufen zu, zumal Sickingen, wie aus erhaltenen Werbepatenten hervorgeht, einen höheren Sold bezahlte, als nur irgend ein Fürst. Seit dem Juni 1515 lag er mit sechstausend Mann und starker Artillerie vor der sich tapfer wehrenden Reichsstadt, unbekümmert um die Achtserklärung des aufgebrachten Kaisers. Die zur Achtsvollziehung aufgeforderten benachbarten Stände erklärten dem Kaiser, sie seien für diesen Handel zu schwach. Niemand mochte sich die Feindschaft des gewaltigen Ritters zuziehen

und etliche Fürsten waren heimlich mit ihm verbunden. Die Stadt blieb Sommer und Winter und das folgende Jahr hindurch eng eingeschlossen, wurde beschossen und bestürmt, zwei Jahre lang konnte keine Messe gehalten werden. Erst die Ankunft kaiserlicher Entsatztruppen aus dem Elsaß veranlaßte den Ritter, nach Verbrennung aller umliegenden Gebäude und Verwüstung der Gärten die Belagerung aufzuheben, jedoch mittelst Streifcorps die Stadt im Blokadezustand zu erhalten. Sein Schwager Götz fehdete unterdessen gegen den Kurfürsten von Mainz, unternahm einen Zug nach Westphalen, denen von Padberg zu Hülfe und als der Graf von Waldeck ihm unterwegs Raub und Brandschatzung verbieten wollte, ließ er denselben gefangen nehmen und durch Hessen und Franken in eine seiner Burgen schleppen, wo er sich mit achttausend Goldgulden lösen mußte! Sickingens Ruf war jetzt bis zu dem König von Frankreich gedrungen, welcher mit seiner Hülfe die Kaiserkrone zu erlangen hoffte; Sickingen verpflichtete sich, ihm zehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Reiter zu stellen und die fränkischen Schlösser zu öffnen. Die Wichtigkeit Sickingens erhellt am besten aus der großen Sorge, womit der spanische Hof seine Schritte verfolgte und sogar verlangte, daß in den Friedensvertrag mit Frankreich die von allen Mächten gemeinsam vorzunehmende Unterdrückung dieses „unerträglichen Raubritters" aufgenommen werde. Dieser war indeß mit siebentausend Mann gegen den Herzog Urban von Lothringen gezogen, welchen der Ritter von Geroldseck bei Sickingen verklagt hatte; er eroberte einen Theil des Landes, schlug die Truppen des Herzogs und nöthigte denselben, den Geroldseck zu befriedigen, ihm selbst die Kriegskosten zu ersetzen und Jahrgelder zu zahlen. Der König von Frankreich lud ihn damals durch den Grafen von der Mark zu einem Besuche in Frankreich ein, sein Zug glich einem Triumphzug, wie ein Herrscher, mit zwölf Grafen in seinem Gefolge, ritt er zu Amboise beim König ein. Der französische Hof überbot sich in Ehren und Schmeicheleien, man nannte ihn den deutschen Herkules, der König übergab ihm den französischen Feldherrnstab mit schweren Jahrgeldern und Ehrenketten. „Nimmer," erklärte Sickingen, nach dem Bericht eines Franzosen, „werde König Franz einen treueren Diener finden als ihn. Vertraue ihm der König

nur ein Heer an, so werde er den deutschen Adel gewinnen, und dem König die Kaiserkrone verschaffen. Vertraue er aber den Kurfürsten, so werde er betrogen; denn diese würden ihm bloß das Geld abnehmen." Andere meinten, Sickingen trachte selbst nach der Krone. Sein nächstes Unternehmen war gegen Metz gerichtet, aus ähnlichen Ursachen wie gegen Worms. Während seine Streifcorps Worms noch immer bedrängten, lag er selbst mit neunzehntausend Mann vor Metz. Mit schwerem Gelde erkaufte die Stadt den Frieden. Auf dem Reichstage zu Mainz (Juni 1517) erklärten dann die Kurfürsten von Mainz und Pfalz gerade heraus, sie könnten nicht Theil nehmen an der Achtsvollziehung gegen Sickingen, weil sie in Friedensunterhandlungen mit ihm ständen. Sickingen verantwortete sich hier persönlich vor den Kurfürsten und erlangte einen zweijährigen Waffenstillstand. Die lauten Klagen der Städte und anderer Reichsstände und die wiederholten Aussprüche des Kammergerichts waren von gar keinem Erfolge. Auch Maximilian wandte sich jetzt dem Sickingen zu, um ihn von Frankreich abzuziehen und gegen den Herzog von Wirttemberg zu verwenden. Er fürchtete eine Verbindung des übermächtigen Mannes mit Wirttemberg, Frankreich und den Eidgenossen. In Folge der angeknüpften Unterhandlungen begab sich Sickingen zum Kaiser nach Insbruck, dreißig Grafen und Herren zogen ihm eine Stunde weit entgegen. Hier wurden die Bedingungen festgestellt, um welche Sickingen den französischen Dienst wieder verließ und in kaiserlichen Dienst eintrat. Doch bestand er als treuer pfälzischer Dienstmann darauf, daß der Kaiser zuvor sich mit dem Pfalzgrafen aussöhne. Zum Gedächtniß dieser Triumphe ließ er nach seiner Rückkehr eine große goldene Denkmünze schlagen. Er wandte sich nunmehr, wahrscheinlich auf Pfälzische Anreizung, gegen den jungen Landgrafen Philipp von Hessen, an dem er wegen des Pfälzischen Erbfolgekrieges Rache nehmen wollte. Ein Streit des Landgrafen mit dem Ritter von Hatstein mußte den Vorwand zu dieser Fehde abgeben; Sickingen plünderte und verheerte die hessische Grafschaft Katzenellenbogen und während sich eben die Reichsstände zu Augsburg versammelten, wurde Darmstadt heftig von seinem Heer belagert, der Landgraf aus Oberhessen vertrieben, und seine Räthe endlich gezwungen, mit großen

Geldsummen und schimpflichen Bedingungen, die sich auf die Landesregierung in Hessen bezogen, — den Frieden zu erkaufen. Der Markgraf Joachim von Brandenburg hatte auf dem Reichstage im Namen der Reichsstände den Kaiser aufs dringendste gebeten, den auch dem Kaiser sehr werthen Fürsten von Hessen doch nicht also mißhandeln zu lassen. Aber was war zu thun? Der Kaiser konnte den Sickingen nicht entbehren. Der brandschatzte indeß des Reiches Stadt Frankfurt, weil sie es gewagt hatte, gehorsam dem kaiserlichen Befehle, den Wormsern beizustehen. Doch eben jetzt erwarb sich Sickingen durch seinen Bruch mit Frankreich die höchste Gunst des Kaisers; eben jetzt hatte er zur Achtsvollziehung gegen den Herzog von Wirttemberg ein Heer von achttausend Mann geworben und schon einen Angriff auf Mömpelgard gemacht, wo ihm jedoch die Schweizer, als Verbündete des Herzogs, entgegentraten; Sickingens Truppen bildeten dann einen Hauptbestandtheil des Heeres, welches Wirttemberg eroberte.

Wenden wir uns aus diesem Wirrsal zum oberrheinischen Kreise, so bietet dieser wohl von allen das bunteste Bild und in seinen Bestandtheilen die größten Verschiedenheiten dar. Er zog sich von den Alpen und dem Jura am Oberrhein entlang, den Mittelrhein überspringend, bis mitten nach Norddeutschland; er enthielt die Herzogthümer Savoyen und Lothringen, die Bisthümer, Vogteien und Reichsstädte in Elsaß und Lothringen, welche theils unter dem Einfluß Oesterreichs standen, theils sich desselben zu erwehren suchten, dann ein Stück der pfälzischen Lande, sowie Nassau und etliche dreißig kleinere Fürstenthümer und Herrschaften nebst den fünf noch reichsfreien aber an Kraft sehr heruntergekommenen Städten am Mittelrhein und in der Wetterau (Worms, Speier, Frankfurt, Friedberg und Wetzlar), endlich die weiter nach Norddeutschland reichenden Länder des Landgrafen von Hessen, welche in dieser Zeit eine große Wichtigkeit für Deutschland erlangten.

Denn unter der langen Regierung Ludwigs des Friedsamen (1413—1458), welcher die Grafschaft Ziegenhain erwarb, und durch seine weisen und volksfreundlichen Gesetze, durch seine Gerichts- und Polizeiordnungen, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften für Wohlstand und Bildung des hessischen Volkes sorgte, war Hessen in geräuschlosem Fortschritt zu einem der ansehnlichsten deutschen Län-

der herangewachsen. Dem Landgrafen wurde nach dem Tode Albrecht's die deutsche Krone angetragen, die er ausschlug; dagegen übernahm er die Schirmherrschaft über viele Städte und Abteien des Reiches; die Grafschaft Waldeck ward hessisches Lehen. Zwar seine Söhne Ludwig II., der Freimüthige (1458—1471) und Heinrich III., der Reiche (1458—1483) theilten wieder und stifteten eine Kasselsche und eine Marburger Linie (von Niederhessen und Oberhessen). Im Kriege wegen Mainz nahm Ludwig für den Erzbischof Adolf, Heinrich für den Erzbischof Diether Partei. Jener ließ sich dafür Theile des Eichsfeldes, dieser Theile der Wetterau abtreten und erbte dann noch Katzenellenbogen und Dietz. In den Streitigkeiten der Brüder und ihrer Nachfolger erlangten die hessischen Stände als Schiedsrichter und Hüter der gesammten Landes-Interessen schon eine sehr bedeutsame Stellung. So wurde im Jahre 1498 ein drohender Bürgerkrieg zwischen beiden Linien durch eine Vereinigung der beiderseitigen Prälaten, Ritter und Städte mit dem Friede stiftenden Kölner Erzbischof Hermann von Hessen verhindert. Als die Oberhessische Linie mit Heinrich's III. Sohne Wilhelm III. im Jahre 1500 wieder ausstarb, vereinigte Ludwig's II. Nachfolger Wilhelm II., dessen Bruder Wilhelm I. trübsinnig geworden war und der Regierung entsagt hatte, — die, inzwischen vergrößerten, Lande seines Hauses. Der pfälzische Erbfolgekrieg brachte ihm unter anderem den Besitz von Homburg vor der Höhe ein. Alle diese Landgrafen erweiterten aber ihre Macht nicht bloß nach außen, sondern sie erwarben sich auch im Innern durch hohe Verdienste, namentlich durch ihre Gerichtsordnungen (Wilhelm II. errichtete 1500 für alle hessischen Lande ein Hofgericht zu Marburg), durch strenge Rechtspflege und Unterdrückung des Fehdeunfugs die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes. Doch auch die Stände erlangten damals in Hessen das volle Bewußtsein ihrer Bedeutung. Wilhelm II. hatte durch Testament aus den mächtigsten Rittergeschlechtern des Landes eine Regentschaft angeordnet, welche nach seinem Tode während der Minderjährigkeit seines Sohnes Philipp regieren und jährlich vor einem ständischen Ausschusse Rechenschaft ablegen sollte. Seine Gemahlin Anna von Meklenburg wußte es jedoch durchzusetzen, daß er auf dem Todbette das Testament um-

stieß und sie zur Vormünderin und Regentin ernannte. Alsbald nach seinem Tode (1509) versammelten sich nun die Stände zu einem großen Landtag am Spieß, der Grenze zwischen Ober- und Niederhessen, erklärten das letzte Testament für ungültig, machten „ihren Fürsten und der Landschaft zu Nutzen und Frieden" eine Verbrüderung und Einung zu Schutz und Trutz, sowohl gegen das Ausland als gegen die eignen Landesfürsten im Falle einer Rechtsverweigerung und Vergewaltigung, sowie zur Verhütung und endlichen Entscheidung etwaiger künftiger Zwistigkeiten ihrer Fürsten unter einander ꝛc. Wegen der Vormundschaft und der Regierung entstand ein heftiger Streit, in welchem die Stände triumphirten. Die Landgräfin Anna vertheidigte vergebens ihr Recht vor Kaiser und Ständen; „lieber im Blut bis an die Sporen waten," rief ein hessischer Ritter, „als sich einer Frau unterwerfen;" auch der abgedankte Landgraf Wilhelm I. machte seine Rechte wieder geltend; ebenso die erbverbündeten Fürsten von Sachsen, welche den Adel für sich gewannen. Etliche von den angesehensten Rittern wurden zu Regenten „im Namen gesammter Landschaft", an ihrer Spitze Ludwig von Boyneburg zum Landhofmeister ernannt, den Fürsten von Sachsen die Obervormundschaft übertragen. Der Landgräfin wurde der Sohn genommen und unter Aufsicht des Landhofmeisters erzogen. Als nun aber die Regenten mit den sächsischen Gesandten im Lande herumzogen, um die Huldigung des Volkes einzunehmen, wurde das Volk unruhig und zwang in verschiedenen Städten die Rathsherren, die Huldigung abzulehnen. „Sie hätten noch zur Zeit geborne Fürsten im Lande, denen wollten sie zugleich Treue und Gehorsam schwören, und bei deren Leben keinem Fremden." Der Aufstand wurde nun zwar mit Hülfe geworbener Truppen von den Regenten in der sogenannten „Hühnerfehde" (1511) niedergeschlagen. Aber bald wurden die Regenten selbst uneinig, sie warfen dem Ludwig von Boyneburg Tyrannei und Willkürherrschaft, namentlich willkürliche Beschatzung des Landes und Vernachlässigung des jungen Landesfürsten vor; der hochfahrende Landhofmeister hingegen nannte ihre Zusammenkünfte und Landtage, welche auszuschreiben sie nicht das Recht hätten, Conventikel und Verschwörungen; die zu Treysa erschienenen Stände, darunter siebenunddreißig hessische Städte, schlossen eine neue Einung zur

Wahrung ihrer Rechte, namentlich gegen Besteuerung, Münzveränderung, eigenmächtige Kriege u. s. w., bestimmten die alljährliche Wiederkehr der Landtage und setzten als Wächter ihrer Rechte einen ständigen Ausschuß gesammter Landschaft nieder (1514). An die Spitze der Einung trat jetzt die Landgräfin Anna. Für den Landhofmeister traten die sächsischen Fürsten auf, ihre Gesandten suchten auf einer Versammlung zu Kassel zu vermitteln. Da verbreitete sich während der Verhandlung unter den Bürgern von Kassel das Gerücht, der junge Landgraf solle nach Sachsen entführt werden; sie stürmten das Zeughaus, ergriffen die Waffen und nur, indem man ihnen bei Fackelschein den jungen Landesfürsten in einem Fenster des Schlosses zeigte, konnten sie beschwichtigt werden. Alle Städte erhoben sich jetzt für die wegen ihrer Schönheit und Thatkraft volksbeliebte Fürstin und den ihr entrissenen und, wie man glaubte, mißhandelten und an das Ausland verrathenen Sohn. Boyneburg wich dem allgemeinen Widerwillen, er legte sein Amt nieder und floh nach Sachsen. Die Landgräfin kam jetzt zur Regierung, berief die Landstände und umgab sich mit einem ständischen Ausschuß. Während nun ein ständisches Regiment wieder im Lande herrschte, fand ein Theil der gestürzten Regenten, sowie die Gemahlin des abgedankten, 1515 verstorbenen Wilhelm I. mit ihren Ansprüchen Gehör, zwar nicht bei den Reichsgerichten, aber vor dem tumultuarischen Tribunale des Ritters Franz von Sickingen, welcher jetzt in Hessen wie anderwärts als Vertheidiger der unterdrückten Unschuld — hier einiger vom Adel gegen Volk und Fürsten — auftrat und das Land mit seinen Söldnerschaaren heimsuchte. Als der erst vierzehnjährige Landgraf im Jahre 1518 vom Kaiser für volljährig erklärt wurde und die Regierung selbst führen sollte, war er fast hülflos und wurde vor Sickingens Schaaren aus Oberhessen geflüchtet. Unter so stürmischen Erlebnissen stählte sich frühzeitig der Charakter dieses bald zu großen Aufgaben berufenen Fürsten.

Einen nicht so verschiedenartigen Charakter wie die Länder des oberrheinischen Kreises hatten die des mittelrheinischen oder kurrheinischen; sie bestanden fast ganz aus geistlichen Gebieten, nämlich den drei großen geistlichen Kurfürstenthümern Mainz, Köln und Trier, wozu der größere Theil von Kurpfalz und etliche kleinere geistliche und weltliche

Herrschaften kamen. Die Politik der geistlichen Herren war freilich sehr verschiedenartig und wurde von mancherlei Zufälligkeiten, am häufigsten jedoch von der Politik der Dynastie bestimmt, welcher die wechselnden Inhaber gerade angehörten. Uebereinstimmend war nur das gemeinsame Interesse, welches sie jetzt mit dem übrigen Klerus und mit den Reichsstädten an der Erhaltung und Stärkung des Reiches und des Landfriedens im Reiche hatten. Sie bedurften des Schutzes, ihre Macht war innerlich viel schwächer als die aus dem angestammten Boden aufgewachsene Macht der weltlichen Fürsten. Daher auch standen gerade diese geistlichen Kurfürsten, nachdem sie in einer früheren Periode die Macht des Reiches planmäßig geschwächt hatten, jetzt seit geraumer Zeit an der Spitze der Reformparteien, welche eine kräftigere Wiederherstellung desselben wünschten. Ihnen sagte ein dunkler Instinct und mehr als einmal ward es von ihnen erkannt und ausgesprochen, daß es mit Reich und Kirche, und somit auch mit ihrer eignen Würde sonst zu Ende gehen werde. Die Macht dieser Kurfürsten in ihren Ländern wurde übrigens doppelt beschränkt, nämlich durch Stände und Kapitel. Jene vertraten dem fremden, ihnen von außen gegebenen Fürsten gegenüber, den sie nicht selten ganz aus dem Lande jagten, — wie die Römer den Papst — ihre weltlichen Landes-Interessen, die Kapitel hingegen waren gleichsam die geistlichen Curien; auch sie bestanden aus dem Landes- und Stiftsadel und gaben dessen jüngeren Söhnen eine glänzende und mühelose Versorgung. Sie hatten sich die Verwaltung der Stiftslande und Einkünfte, und damit die Macht, großentheils angeeignet. Daher waren die geistlichen Lande vor Anderen die Tummelplätze eines übermüthigen, sittenlosen und schwelgerischen Adels und Klerus. Durch diese Umstände, in Verbindung mit dem allgemeinen kirchlichen Verfalle, der sich hier, ungehemmt durch weltliche Staatsgewalt, auf seinen breitesten Grundlagen entfaltete, wurden die geistlichen Lande am Rhein wie in Franken gleichsam die Vorbilder und Mittelpunkte der über den ganzen Reichsboden verbreiteten Verwirrung.

Die zwischen dem fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen und mittelrheinischen Kreise gelegenen, zu beiden letzteren gehörigen und einst durch Friedrich den Siegreichen so mächtig erweiterten kurpfälzi-

schen Lande, in denen auf Philipp den Aufrichtigen seit 1508 Ludwig V. folgte, waren durch das Aussterben der Linie Mosbach-Neumarkt 1499 zwar abermals erweitert, dann aber im pfalzbairischen Erbfolgekrieg zu Gunsten von Oesterreich, Hessen, Wirttemberg, Nürnberg u. a. m. ansehnlich vermindert worden. Daneben bestand der Simmernsche Zweig, wiederum getheilt in eine Sponheimische und eine Zweibrücken-Veldenzische Linie, fort und aus den Ländern Georgs von Baiern-Landshut war für die Nachkommen des Pfalzgrafen Ruprecht das Herzogthum Pfalz-Neuburg abgesondert worden. Uebrigens gehörte Pfalz zu den wenigen Ländern, in denen die landständische Gewalt keinen festen Bestand erlangt hatte. Die persönliche Ueberlegenheit der Fürsten, welche sich die fast abgöttische Verehrung des Volkes erworben hatten, hemmte hier das Aufkommen der Aristokratie, die Stände waren seit 50 Jahren zu keinem Landtag mehr erfordert. Erst in seiner höchsten Noth berief Pfalzgraf Philipp, im Frühling 1505, Adel, Klerus und Städteabgeordnete nach Heidelberg, um mit ihnen über die Friedensbedingungen Raths zu pflegen, und in banger Sorge um die Zukunft empfahl sein Testament den Söhnen, mit Rath der Stände zu regieren.

Ehe wir nun die süddeutschen Lande verlassen, müssen wir noch eine Erscheinung näher ins Auge fassen, welche einen Hauptcharakterzug der Zeit bildete, aber vorzugsweise auf süddeutschem Boden gewachsen ist, nämlich die Bewegung in den unteren Volksschichten, namentlich unter den Bauern. Diese Erscheinung wiederholte sich zwar zu jener Zeit allenthalben, da in allen Zeiten großer gesellschaftlicher Umwandlungen auch das niedere Volk sich nach Veränderung und Verbesserung seiner Lage sehnt, oder sich den auf seine Kosten von den höheren Klassen ausgehenden Neuerungen nach Kräften widersetzt. Auch in Frankreich, England, Dänemark u. s. w. hat sich das Volk während des 15. und 16. Jahrhunderts mächtig geregt und hier waren es die Könige, welche diese Bewegung zur Ueberwältigung des Adels für sich auszubeuten wußten. Selbst die ärgsten Despoten jener Zeit wurden deßhalb von ihren Völkern fast vergöttert, denn sie förderten dessen Wohl, indem sie den Uebermuth des Adels brachen und statt der Feudalwillkür politische Ordnung und Sicherheit in ihren

Ländern schufen. Aber in Deutschland, wo ein monarchischer Mittelpunkt fehlte, nahm das Aufstreben des Volkes die verschiedensten Gestalten an. In etlichen Ländern diente es zur Befestigung der Landesfürsten, in denen das niedre Volk seine natürlichen Schützer sah. In andern Ländern, wie in der Schweiz oder bei den Friesen, hatte es ein eignes freies Dasein und staatliche Ordnung längst gewonnen und der fremden Gewalt aus eigner Kraft sich erwehrt. Wieder anderwärts, namentlich in Süddeutschland, machte es sich in zahlreichen Aufständen Luft. Doch auch diese Aufstände waren von sehr verschiedener Art. So war die Bauernopposition in Oesterreich, Baiern, Wirttemberg nur gegen den Adel und die fürstlichen Amtleute gerichtet, welche neue Lasten auf das Volk wälzten; sie hatte keinen andern Zweck, als diese Lasten wieder abzuschütteln und war weit entfernt, etwa die Landesfürsten beseitigen zu wollen, welche, wie wir sahen, gerade im niederen Volke ihre Stütze gegen den Kaiser und die Stände fanden. Ganz anders in den zersplitterten, anarchischen Gebieten in Franken, Schwaben und am Rheine, wo das von allen Seiten mit neuen Lasten bedrängte, verarmende Volk jedes natürlichen Schutzes und Hauptes entbehrte und gegen die gesammte öffentliche Ordnung oder vielmehr Unordnung sich empörte. Die Bewegungen, die hier ausbrachen, waren oft von den wildesten und sonderbarsten Ideen begleitet. Da war in Franken schon im Jahre 1476 ein Hirte, Hans Böheim, (der sogenannte Pauker von Niklashausen) als gottbegeisterter Prophet aufgestanden und hatte unter mächtigem Zulauf des Volkes die Abschaffung aller Steuern und Lasten, und jeglicher Obrigkeit, des Kaisers und der Fürsten, des Papstes und der Priester und Einführung einer allgemeinen Bruderschaft verkündigt. An 40,000 Menschen sollen eines Tages seiner Predigt zugehört haben. Eben hatte er seine Anhänger aufgefordert, sich an einem bestimmten Tage mit Wehr und Waffen einzufinden um irgend einen Schlag zu thun, als ihn der Bischof von Würzburg bei nächtlicher Weile verhaften ließ. Auf diese Nachricht zog das inzwischen herbeiströmende Bauernheer zum Theil wieder nach Hause; ein großer Theil, ihrer 16000, zogen, geführt von zwei fränkischen Rittern, vor Würzburg, wurden hier aber ebenfalls durch Waffengewalt und Ueberredung wie-

der zerstreut. Der Pauker von Niklashausen ward dann als Zauberer und Ketzer verbrannt: die Ritter erlangten durch den Einfluß ihrer Sippschaft Verzeihung. Man sieht, das Ganze war eine communistische Bewegung, deren sich jene beutelustigen Ritter zur Plünderung des Bischofs von Würzburg bedienen wollten. Von ähnlicher Art war jene communistische Verbindung, die sich im Jahre 1493 im Elsaß zusammen that, wo „viele verdorbene Leute sich zu heimlichen Anschlägen mit Eiden verpflichteten.“ Es war dabei hauptsächlich auf die Plünderung der Juden und der Geistlichen abgesehen, die ersteren sollten ganz ausgerottet, die letzteren alles überflüssigen Einkommens entledigt, und ein „Jubeljahr“ verkündigt werden, in welchem alle Schulden abgethan seien. Die Macht der Geistlichen sollte durch Abschaffung der Ohrenbeichte gebrochen, alle Zölle, Steuern und Lasten sollten abgeschafft, die geistlichen Gerichte und alle fremde Gerichtsbarkeit aufgehoben werden, jede Gemeinde sollte fürder sich selbst richten und besteuern. Diese Bewegung verfolgte also schon viel bestimmtere Ziele; sie wurde von politischen Köpfen geleitet, angesehene Männer von Schlettstadt waren hinein verwickelt; es schwebte ihnen das Beispiel der Eidgenossen vor, welche einige Zeit vorher ebenfalls alle Juden, zwar nicht geplündert, aber ausgewiesen, den Klerus vielfach beschränkt und sich längst aller fremden Gerichtsbarkeit entledigt hatten. In der That rechnete man auch auf die Schweiz, dort hatten die Verschworenen viele Verbindungen, von dort sollten Freischaaren dem Aufstand zu Hülfe kommen. Der Aufstand selbst sollte mit der Einnahme von Schlettstadt und Beschlagnahme der Stadt- und Klosterkassen beginnen, hierdurch und durch die verheißene Plünderung sollte die Bewegung genährt, das gemeine Volk in Stadt und Land gewonnen werden. Viele vom Adel hatten die Hand im Spiele, ihnen kam jeder Tumult erwünscht, welcher Gelegenheit bot, Städte und Klöster zu plündern. Eine Fahne, bemalt mit dem Bundschuh, d. i. dem mit Riemen um die Knöchel gebundenen Schuh, welchen die Bauern statt des nur bei den vornehmen Leuten gebräuchlichen Stiefels trugen — sollte als Panner der Volkserhebung ihre Zauberkraft bewähren. Aber das Vorhaben wurde noch zeitig verrathen und durch die Energie der Magistrate von Schlettstadt und Freiburg unterdrückt. Blutige Exempel

wurden an den Häuptern der Verschwörung statuirt, etliche wurden enthauptet und geviertheilt, andere flohen zu den Eidgenossen und schürten dort jene Erbitterung gegen die Reichsstädte, welche wenige Jahre später im Schwabenkriege zum Ausbruche kam. Seit dieser Zeit spukte der Gedanke an den Bundschuh, als das Symbol des Aufruhrs, von den Einen ersehnt, von den Andern gefürchtet, in ganz Süddeutschland fort und drängte sich bei späteren Aufständen immer wieder hervor. Die Gefahr solcher Aufstände war aber damals viel größer und drohender als heute. Vor Allem, weil es, zumal in jenen zersplitterten Gebieten, an einer festen Staatsordnung, an den gemeinsamen Obrigkeiten und der bereiten Macht fehlte, um derartige Brände zu verhindern und wenn sie ausgebrochen waren, rasch zu löschen. Sodann weil das Volk viel streitbarer war, als heut zu Tage, weil jeder die Waffen trug und zu führen wußte, weil Viele in fremden Kriegsdiensten als Landsknechte sich versucht hatten und mit verwilderten, rücksichtslosen Sitten Kriegserfahrung und Tapferkeit mit heimbrachten. Endlich weil die Zahl des besitzlosen, hungernden und verzweifelten Proletariats, besonders auf dem Lande und in mancher herunter gekommenen Stadt, nach den überlieferten Notizen ganz entsetzlich groß gewesen sein muß, jedenfalls viel größer war, als heute. Eine Unzahl von Bettlern und Landstreichern schwärmte im Lande umher und nahm an allen Revolutionen freudig Theil. Die Wirthshäuser waren ihre Hauptquartiere, die Märkte und Volksfeste ihre Gelegenheiten, auf tausend Wegen und in allen möglichen Gestalten und Verkleidungen dienten sie jedem Aufruhr als Boten und Herolde. Von einer Fremdenpolizei konnte natürlich in Gegenden, wo jedes Landgut eine andere Obrigkeit hatte, nicht die mindeste Rede sein. In einer damals erschienenen Schrift „der Bettelorden", wird ein Wörterbuch der Gaunersprache und ein langes Verzeichniß der verschiedenen Aufzüge und Eigenschaften gegeben, in denen sie als fahrende Schüler, als Priester, als Wahrsager, als Büßer, als verkrüppelte Krieger u. s. w. umherzogen. Sie waren in einer Art von Zunft organisirt, hatten ihre eignen Anführer, mit denen für beabsichtigte Putsche förmliche Soldverträge geschlossen wurden. Mit ihrer Hülfe gedachte Jost Fritz aus Untergrünbach bei

Bruchsal im Speierschen seine Revolutionspläne durchzuführen. Dieser kühne und verschlagene Mann hatte schon im Jahre 1502 zu den Anstiftern einer am Rhein und Main weitverzweigten Bundschuhverbindung gehört, in der Nachbarschaft seines Dorfes waren die Verschworenen zusammengekommen, ihre Losung war, daß einer fragte: „was ist das für ein Wesen?" worauf der Andere erwiederte: „wir können vor Pfaffen und Adel nicht genesen." Abschaffung der Leibeigenschaft, der Zehnten und Zölle, der Steuern und Frohnden, Vertheilung der geistlichen Güter unter das Volk, Freiheit der Jagd und Fischerei, des Waldes und der Weide, welche Gott für alle Menschen erschaffen habe, das waren die Ideen, für welche Jost Fritz seine Zuhörer begeisterte; dabei hielt er sehr auf religiöses Wesen, religiöse Ceremonien und Gebete waren mit der Aufnahme in den Bund verbunden, auf der Bundesfahne war neben dem Bundschuh das Bild des Gekreuzigten, vor demselben ein knieender Bauersmann abgebildet, mit der Umschrift, „nichts denn die Gerechtigkeit Gottes". Mit der Eroberung von Bruchsal sollte der Aufstand beginnen, dann sollte ein Haufe ins Badische ziehen und von da immer weiter, und nirgends länger als 24 Stunden verweilen, um allen Bürgern und Bauern im Reiche die Freiheit und Gerechtigkeit Gottes zu bringen. Dabei war Jost Fritz patriotisch oder schlau genug, mit Beseitigung aller übrigen Obrigkeiten nur den Kaiser gelten zu lassen, welcher das Reich wieder wie vormals an der Spitze eines freien Volkes beherrschen solle. Jedoch der Anschlag ward in der Beichte frühzeitig verrathen, die Glieder des schwäbischen Bundes, zumal die Städte und der Markgraf von Baden schritten rasch und energisch ein, besetzten die am meisten betheiligten Dörfer, wo sie ein strenges Strafgericht hielten, und die Räthe Maximilians hatten keine Lust, diese unbegehrten Parteigänger ihres Herrn in Schutz zu nehmen. Jost Fritz entrann mit Anderen in die Schweiz und trieb sich viele Jahre lang unerkannt, meist als fremder und vornehmer Herr, in den oberen Landen herum, unablässig seine Bundschuhpläne verfolgend. Endlich im Jahre 1512 ließ er sich im Breisgau im Dorfe Lehen nieder und organisirte hier eine neue Bundschuhverbindung, die sich bis zum Mittelrheine erstreckte. Wirthe und fahrende Gesellen waren nächst Jost die leitenden Oberen, darun-

ter war ein gewisser Stoffel von Freiburg, der sich als Ritter trug, und in mancherlei prächtigen Kleidern auf einem weißen Rosse umherritt. Zehn Bettlerhauptleute waren gewonnen; der erste hatte zwei böse Schenkel, und zog in zerrissenem Rocke und schwarzem Filzhut umher, unsere liebe Frau von Einsiedeln und die heil. Anna mit sich führend; der zweite, ein junger feister halbnackter Kerl, hatte eine Wunde im rechten Ellenbogen, die ließ er nie zuheilen, er schrie überlaut um St. Cyriaks Willen die Leute um Almosen an. Der dritte zog mit einem siebenjährigen Mädchen umher, dem er die Füße verband; der hatte die Zeichen vieler Heiligen am Hute, trug einen langen rothen Bart, und führte einen mächtigen Knotenstock mit heimlichen Waffen. Der vierte, ein kleines Männlein, an der Nase und rings herum voll Ausschlags, trug maßholderne Flaschen. Der fünfte trug einen Bettelbrief an St. Velten. Der sechste trug in der einen Hand ein Messer als Richtschwert, in der andern einen Stein und trat als Büßer auf, u. s. w. Diesen Gesellen wurden 2000 Gulden versprochen; dafür wollten sie zur bestimmten Zeit mit 2000 Mann während des Jahrmarktes Zabern stürmen und im Elsaß, in Baden, und im Breisgau an vielen Orten zugleich Feuer anlegen. Nicht jedem Eingeweihten wurde der ganze Plan enthüllt und viele wurden nur durch falsche Vorspiegelungen gewonnen, oder zogen sich scheu wieder zurück, sobald sie die Wahrheit merkten. Auch erhob sich mancherlei Streit und Jost Fritz hatte Noth, die Artikel seines Programmes aus der heil. Schrift als göttliche Gebote nachzuweisen. Aus den überflüssigen Kirchengütern sollte eine Kriegskasse des Bundes gebildet werden; auch sollte ewiger Landfriede sein und wer ihn störe, getödtet, wer aber durchaus kriegen wolle, gegen die Türken geschickt werden. Niemand solle fürder einen andern Herrn als Gott, den Kaiser und den Papst anerkennen. Deßhalb sollte auch, sobald die Haufen sich vereinigt hätten, das Vorhaben dem Kaiser angezeigt und falls dieser den Oberbefehl nicht annähme, der Beistand der Eidgenossen angerufen werden. Schon war Alles vorbereitet, Jost Fritz zum Hauptmann des Ganzen gewählt, die größten Schwierigkeiten hatte es aber, einen Maler zu finden, welcher den gefürchteten Bundschuh auf das Panner setze. Eben hatte es Jost Fritz durch allerlei Schliche in Heilbronn erreicht, und war, die Fahne unter

der Weste tragend, auf dem Heimweg begriffen, als die Verschwörung kurz vor ihrem Ausbruch, October 1512, dem Rathe zu Freiburg durch einen Beichtvater, dem Markgrafen von Baden durch etliche Hauptgesellen des Jost Fritz verrathen wurde. Das ganze Unternehmen lös'te sich in Schrecken und Muthlosigkeit auf, ein scharfes Strafgericht mit Enthauptung, Viertheilung und Verstümmelung der Schuldigsten folgte; doch die Meisten, unter ihnen der Hauptmann Jost Fritz, entsprangen in die Schweiz. Seine Spur zeigte sich noch etliche Male in den nächsten Jahren und verschwand endlich. Doch die Unzufriedenheit des armen Volkes und die Furcht der höheren Stände vor dem Bundschuh blieb unvermindert bestehen.

Wir haben bisher diejenigen Theile Deutschlands betrachtet, welche vorzüglich der Schauplatz der alten Reichsgeschichte waren, und daher in der Betrachtung der deutschen Geschichte fast allein ins Auge gefaßt zu werden pflegen. Doch fielen sehr häufig auch die mittel- und niederdeutschen Verhältnisse entscheidend in die Wagschale, ja sie wurden immer wichtiger, je mehr das Reich, das im Süden seinen Schwerpunkt hatte, die Kraft verlor und die einzelnen Länder in ihrem eignen Wesen sich geltend machten. War das südliche Deutschland noch von stattlichen Bruchstücken des alten Reiches bedeckt, von großen geistlichen Kurfürstenthümern, ansehnlichen Reichsstädten, einem zahlreichen freien Adel, zwischen denen das Fürstenthum nur mühsam sich emporarbeitete, zumal auch im niederen Volke wenigstens hier und da noch der Gedanke an das Reich fortlebte, so stoßen wir im obersächsischen Kreise fast auf keines jener Elemente mehr. Er enthält keine Reichsstadt, — nur die benachbarten Bischofsstädte Erfurt und Magdeburg konnten sich an Macht und Bedeutung mit den großen Reichsstädten messen — keinen geistlichen Reichsfürsten, fast gar keinen niedern Reichsadel, nur wenig kleinere Fürsten und Grafen; er wird fast ganz ausgefüllt durch große weltliche Territorien, durch die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg und das — unter Bogislaus X. endlich wieder vereinigte — Herzogthum Pommern. Diese unter sich und mit dem benachbarten Hessen durch Erbverbrüderungen verbundenen Länder waren durch ihre Dynastien dem Raubadel entrissen, zu neuem Leben und Wohlstand geführt worden. Mit fast abgöttischer Verehrung hing hier

das Volk seinen Fürsten an, ihre Macht beruhte auf der breitesten Grundlage des vaterländischen Bodens. Sie sprachen daher, sobald sie zusammenwirkten, schon längst das entscheidende Wort im Reiche aus und bildeten gleichsam dessen nördlichen Kern und Schwerpunkt.

So herrschte im Reiche unter Kaiser Friedrich III. in Wahrheit der Kurfürst Albrecht Achilles, welcher alle Lande des Hauses Hohenzollern vereinigte. Eine Art von politischem Programme, das sein Minister von Eyb entwarf,*) lehrt uns, wie durch Erbverbrüderungen, Besetzung von Bischofstühlen, Erwerbung von erledigten Fürstenthümern, Heirathen von fürstlichen Erbtöchtern 2c. 2c. das Haus Hohenzollern auf dem Wege war, ganz Deutschland zu umspannen. Dieses Ziel des betriebsamen Ministers wurde zwar durch neue Theilungen, und durch die Ereignisse der Folgezeit unter minder bedeutenden Nachfolgern vereitelt. Aber immer noch war die Macht des Hauses sehr bedeutend; ein Albrecht von Brandenburg (ein Sohn Friedrichs, aus der fränkischen Linie) war Hochmeister in Preußen; ein anderer Albrecht von Brandenburg (ein Sohn Johanns, aus der märkischen Linie) war jetzt zugleich Erzbischof von Mainz, Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt. Der Bruder dieses Albrecht, Kurfürst Joachim, der auf den gelehrten Kurfürsten Johann Cicero (1486—1499) gefolgt war, erwarb sich gleich seinem großen Ahnherren durch unerbittlich strenge Justiz und Vernichtung des Raubritterthums zwar den tödtlichen Haß des wüsten märkischen Adels, aber auch desto größere Liebe im Volke, zumal in den Städten. An einem Tage ließ er 40 adlige Straßenräuber aufknüpfen. Als seine fürstlichen Verwandten um Schonung des adligen Blutes baten, erwiederte er: „ich habe nicht adliges Blut vergossen, sondern Verbrecher nach Verdienst bestraft." Vergebens bot einst die Familie eines als Raubritter verurtheilten Edelmannes ihr ganzes Vermögen als Preis für dessen Leben. „Es ziemt sich nicht," sagte Joachim, „daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe." Um die Rechtspflege zu verbessern, bereis'te er selbst alle Städte des Landes und gründete unter Mitwirkung der Stände im Jahre 1516 als höchsten Gerichtshof für alle Unter-

---

*) Bei Höfer: das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles

thanen das Kammergericht. Eine ähnliche Stellung zu ihrem Volke nahmen die Pommernherzöge ein. Herzog Wratislav IX. legte einem adligen Schnapphahn einst selbst den Strick um. „Hütet Ihr Eure Heerde vor den Wölfen," rief er den Bauern zu, „ich will Euch vor den Räubern und Dieben schirmen." Während nun nach des Albrecht Achilles' Tode das Haus Hohenzollern im Reiche etwas zurücktritt, erscheint das erbverbündete Sachsen desto stattlicher im Vordergrunde. Zwar noch in der Mitte des Jahrhunderts, im Bruderzwist der Söhne Friedrich's des Streitbaren, Friedrich's II. und Wilhelm's III., die um ihr Erbe stritten, trieb auch hier der Adel zügellos sein Wesen, überfiel um Lösegeld zu erpressen, eine burgundische Gesandtschaft, die wegen der Türken zum Reichstag zog, und brachte Deutschland in den Ruf einer großen Räuberhöhle. Ein Ritter Kunz von Kaufungen raubte sogar im Jahr 1455 des Kurfürsten Friedrich beide Knaben, Ernst und Albert, aus dem fürstlichen Schlosse. Sie wurden von einem Köhler unterwegs erkannt und befreit. Diese Prinzen folgten ihrem Vater Friedrich 1464, ihrem Oheim Wilhelm 1482 und wurden die Ahnherren der noch jetzt bestehenden (ernestinischen und albertinischen) Hauptlinien des Hauses. Nachdem sie die Welt durch die ungewöhnliche Eintracht erbaut hatten, womit sie ihre, durch große Erwerbungen, namentlich in Schlesien erweiterten Länder gemeinsam verwalteten, schritten sie gleichwohl unter gegenseitigem Verdrusse im Haupttheilungsvertrag von 1485 zur Theilung ihrer Länder in zwei gleiche, jedoch vielfach zusammenhängende Hälften, dessen Hauptbestandtheile durch Thüringen und durch Meißen gebildet wurden. Mit Thüringen, welches Ernst erhielt, waren die fränkischen Besitzungen und der Kurkreis verbunden. So wurde die Macht dieses Hauses zwar wieder getheilt, blieb aber noch groß genug, um unter Maximilian die erste Rolle im Reich zu spielen. Der kriegerische Albrecht focht, nicht gerade zum Vortheil des Landes, und zum Verdruß seiner Stände meist auf eigene Kosten, fast alle Kriege des Kaisers aus und erhielt dafür als trügerische Entschädigung den unsichern und nach vielen Kämpfen 1515 wieder aufgegebenen Besitz der Erbstatthalterwürde über Friesland, sowie für das Gesammthaus Sachsen die niemals verwirklichte Eventual-Belehnung mit Jülich und Cleve. Nach

seinem Tode (1500) folgte ihm Georg der Bärtige, der als ein kräftiger, kenntnißreicher und arbeitsliebender Fürst sich um die Ordnung und Blüthe seines durch die Reichskriege des Vaters schwer bedrängten Landes viele Verdienste erwarb; schon unter Albrecht war das Oberhofgericht zu Leipzig und ein Landesregierungskollegium eingerichtet worden. Die reichen Erträgnisse der Silberbergwerke, welche die sächsischen Fürsten im Erzgebirge anlegten und erweiterten, gaben die Mittel zu ihren Unternehmungen. Jedoch zum größten Ansehen im In- und Ausland stieg der auf seinem Vater Ernst im Jahre 1486 in der Regierung der Ernestinischen Lande folgende Kurfürst Friedrich der Weise, eine der reinsten und edelsten Gestalten in jener wildbewegten Sturm- und Drang-Periode unserer Geschichte. Aufgewachsen in der Schule der Alten, vereinigte er die Liebe zur Aufklärung und Bildung mit einem tiefen religiösen Sinne, weitblickende Umsicht mit Vaterlandsliebe und mehr noch dieser geistigen Ueberlegenheit als seiner äußeren Macht hatte er den steigenden Einfluß zu danken, der ihn an die Spitze der Reformpartei und zum Vorsitzenden des Reichsregiments, erhob. Als Kurfürst von Sachsen Reichsverweser für Niederdeutschland, leitete er nach Maximilians Tod die Angelegenheiten des Reiches. Unter so bedeutenden Fürsten konnte sich im obersächsischen Kreise die Macht der Landstände nicht in demselben Maße geltend machen, wie anderwärts. Die Städte und Vasallen, welche in früheren Zeiten ein vollkommen unabhängiges Dasein zu behaupten suchten, waren der landesfürstlichen Hoheit unterworfen worden, Landesversammlungen wurden nur gelegentlich zur Verwilligung von Beisteuern berufen, alle materiellen und geistigen Fortschritte des Landes und überhaupt die Vertretung der gesammten Landesinteressen ging hier von den Dynastien aus.

Es bleiben uns noch zwei Kreise, der westphälische und der niedersächsische zu betrachten, welche das Eigenthümliche darbieten, daß sich in ihnen zwar die Gährung und der Kampf der verschiedenen Volkselemente, der Fürsten und des Adels, der Städte und der Bauern, wiederholt — nur wilder und gewaltsamer als in Süddeutschland, wie es die derbere nordische Natur mit sich brachte — dabei jedoch der Zusammenhang mit dem Reiche noch viel weniger als in den übrigen

Landen oder vielmehr fast gar nicht mehr vorhanden war. Schroffer und unvermittelter, aber auch selbstständiger und kräftiger standen sich hier die Stände noch gegenüber, wo ein größerer Zusammenhang hervortritt, wird er entweder durch fremde Mächte und Interessen, durch Burgund und Dänemark oder durch die deutsche Hanse hervorgebracht, und nur gelegentlich reichen sich die verwandten Elemente im Süden und Norden des Reiches die Hand. So finden wir den wüsten Raubadel Westfalens wohl auch mit dem fränkischen verbunden, — Götz von Berlichingen zog mit seinen Gesellen den Padbergs zu Hülfe, — während die zahlreichen Fehden der Fürsten und Bischöfe noch immer von weit und breit beutelustige Fürsten und Ritter an sich zogen. Diese niedersächsischen Fürsten hatten überhaupt dem mannhaften, naturkräftigen Volke gegenüber viel auswärtige Hülfe nöthig. Sie alle verbanden sich einmal mit Karl dem Kühnen und dem König Christian von Dänemark, um die freien Städte Norddeutschlands zu unterdrücken. Dem König Johann von Dänemark zogen viele Grafen und Herren aus dem Reiche gegen die Ditmarsen zu Hülfe. In der berühmten Hildesheimischen Stiftsfehde von 1482 findet der Bischof unter den deutschen Fürsten zahlreiche Helfer gegen die Stadt Hildesheim. Dem berüchtigten Städtefeind Herzog Heinrich dem Quaden halfen im Jahr 1492 in seiner Fehde gegen die Stadt Braunschweig Fürsten und Herren aus ganz Deutschland, aus Brandenburg, Sachsen, Hessen und Pfalz. Denn viel selbstständiger als im Süden und viel kriegerischer standen noch die Städte da; sie leisteten bei aller Verschiedenheit und Eifersucht ihrer Interessen einander noch die kräftigste Hülfe und nahmen den Kampf noch gegen das gesammte Fürstenthum auf. So erwehrte sich Braunschweig, welches für sich allein 10,000 Bewaffnete ins Feld stellen konnte, mit Hülfe der Hansestädte aller jener Fürsten und behauptete seine Rechte; deßgleichen thaten Hildesheim und etliche andere Städte. Deßhalb hatte auch der Unterschied zwischen Landstädten und Reichsstädten — deren der westfälische Kreis nur drei, Köln, Aachen, Dortmund, der niedersächsische sechs, Lübeck, Hamburg, Bremen, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, zählte — für die Selbstständigkeit dieser Städte noch immer wenig Bedeutung. — Und auch das Bauernvolk hatte in diesen Landen noch viel alte Kraft und

Selbständigkeit bewahrt. Selbst der tapfere Herzog Albrecht von Sachsen und dessen Nachfolger vermochten sich nur mit Mühe in dem nur halb unterworfenen Westfriesland zu halten uud konnten die Stadt Gröningen nicht bezwingen; deßhalb gaben sie den unsichern Besitz endlich wieder auf und traten ihn an die burgundische Herrschaft ab, die sich überhaupt über den Niederrhein hinaus auf den Trümmern des Reiches ansehnlich erweiterte. Andere Bezirke in Friesland erlagen erst nach hartem Kampfe dem Grafen von Oldenburg, dem Bischof von Bremen, oder geriethen unter Häuptlinge, die sich dem Fürstenthum anschlossen, ohne jedoch in ihrer Freiheit dadurch allzusehr beeinträchtigt zu werden. Am erfolgreichsten wehrten sich die Ditmarsen, welche am siebenzehnten Februar 1500 in dem glorreichen Siege bei Hemmingstedt, dem Sempach des Nordens, gegen die „schwarze Garde" des Königs Johann von Dänemark und dessen zahlreiche Verbündete, die zusammen mehr Streiter zählten, als die gesammte Einwohnerschaft des Landes betrug, ihre Freiheit retteten.

Die bedeutendste Dynastie im westphälischen Kreise war das im Jahre 1511 durch Johann III. von Cleve, welcher die Erbtochter von Jülich, Berg und Ravensberg geheirathet hatte, in den Besitz der Lande Jülich, Cleve, Mark, Berg und Ravensberg gekommene Fürstenhaus. Zwar hatte Maximilian Jülich und Berg dem Hause Sachsen verheißen, dann aber dem Herzog von Cleve verliehen, um sich den Beistand dieses Fürsten gegen das noch immer für seinen einheimischen Fürsten gegen Burgund ankämpfende Geldern zu gewinnen. Daneben sind noch hauptsächlich die Grafen von Oldenburg zu erwähnen, deren Haus durch die im Jahre 1448 erfolgte Erhebung Christians von Oldenburg auf den Thron von Dänemark eine große Macht erlangte. Der größte Theil des Kreises gehörte geistlichen Fürsten, namentlich den Bischöfen von Köln, Lüttich, Paderborn, Münster, Osnabrück, Minden, sowie den reichsfreien Stiftern Herford, Elsen, Verden und einer großen Menge kleinerer Grafen und Herren, die bei größeren Fürsten, Cöln, Berg, Brandenburg, Pfalz, sowie bei dem benachbarten Hessen, welches den größten Einfluß in Westphalen besaß, zu Lehen gingen.

Im niedersächsischen Kreise sind hauptsächlich die Braun-

schweig-Lüneburgischen Herzöge zu erwähnen. Ihre Länder machten nebst den holsteinischen und meklenburgischen den Kreis aus, sie wurden zwar von etlichen Bisthümern unterbrochen, die aber in der Regel im Besitz einheimischer Fürstensöhne waren. Uebrigens fuhren die Braunschweigischen Fürsten auch in dieser Periode noch fort, ihre Macht durch Erbtheilungen und Fehden zu zersplittern. In der Grubenhagenschen Linie waren zwar Eimbeck und Osterode schon unter Erich von Eimbeck wieder zusammengekommen, jedoch unter seinen Söhnen wieder in Salzderhelden und Herzberg zerfallen, bis im Jahre 1456 sein Enkel Philipp das Erbe der Väter wieder vereinigte. Auch die Göttingensche Linie war 1463 mit dem Tode des Herzogs Otto Cocles wieder mit der Braunschweigischen vereint worden, welche in der Lüneburgischen Erbfehde auch das erledigte Lüneburg erlangt hatte. Diese Braunschweigische Linie hätte also, da auch die Grubenhagensche in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ausstarb, die sämmtlichen Lande Otto's des Kindes wieder vereinigen können und in der That gaben, um fernerer Zersplitterung zu wehren, die Herzöge Bernhard und Heinrich schon im Jahre 1415 ein Hausgesetz, wonach in den beiden Herzogthümern Braunschweig und Lüneburg, in welche sie das Land neu abgetheilt hatten, Untheilbarkeit und Primogenitur gelten sollte. Lüneburg blieb auch wirklich unter Bernhards Nachfolgern Otto von der Heide (1434—45), Friedrich dem Frommen (1445—58), Bernhard II. (1458—64), Otto II. (1464—71) und Heinrich dem Mittleren (1471—1520) ungetheilt. Dagegen in Braunschweig theilten sich schon die Söhne Heinrichs, Wilhelm und Heinrich, nach blutigem Kampfe in Kalenberg und Wolfenbüttel. Wilhelm von Kalenberg und dessen Sohn Friedrich, berüchtigt durch Kriegslust, Wegelagerei und wilden Haß gegen die Städte, mußten im Jahre 1467 die schwere Hand der Hanse empfinden. Desto friedfertiger lebte der bürgerfreundliche Heinrich von Wolfenbüttel, starb aber 1473 ohne männliche Nachkommen, worauf Wilhelm von Kalenberg das Land Braunschweig wieder vereinte. Ihm folgten 1482 seine Söhne Friedrich und Wilhelm II., der erstere wurde als Wahnsinniger von seinem Bruder gefangen gehalten. Auch Wilhelm II. wurde in der verheerenden Hildesheimer Fehde, da er dem Bischof gegen die, einen neuen

Bierzoll verweigernden Bürger zu Hülfe zog, von den Bürgern der Hansestädte schwer an seinen Ländern gezüchtigt und zum Frieden genöthigt. Er endigte 1503, theilte aber schon 1495 sein Land aufs Neue unter die beiden Söhne Heinrich und Erich in die Linien Wolfenbüttel und Göttingen-Kalenberg. Beide Linien erlangten durch ihre Theilnahme an den Kämpfen der Zeit große Wichtigkeit für die Reichsgeschichte. Heinrich der Quade von Wolfenbüttel hatte noch bei Lebzeiten des Vaters die berühmte Fehde gegen Braunschweig. Er wollte den Braunschweigern die verpfändeten Schlösser wieder entreißen; aus dem ganzen Reiche zogen ihm Fürsten zu, aber die Braunschweiger, unterstützt von den Hildesheimern, schlugen ihn bei Bleckenstädt aufs Haupt (1493). Nicht besser erging es ihm Anfangs in seinen Kämpfen gegen die freien Friesen im Butjadinger und Rustringer Lande, welche sich weigerten, dem Bischof von Bremen dienstpflichtig zu werden. Der Bischof rief Heinrich den Quaden zu Hülfe und ernannte dessen Sohn Christoph zum Administrator und Nachfolger im Erzstift. Aber die Friesen schlugen ihn zurück (1501). Mit Hülfe des Herzogs Georg von Sachsen und anderer Fürsten führte Heinrich im Jahre 1513 eine große Heeresmacht gegen das kleine Völkchen. Jedes Haus, jede Kirche wurde einzeln erstürmt; die Bauern thürmten hohe Eisschollen hinter ihren Gräben auf und ließen sie durch Wasser zusammenfrieren. So wehrten sie sich lange, bis ihnen ein Verräther die Feinde in den Rücken führte. Da wurden sie endlich unterworfen, ihr Land in vier Theile getheilt, einen erhielt der Graf von Oldenburg, den andern Heinrich der Quade zu Lehen, über die beiden übrigen würfelten die Herzöge von Lüneburg. Noch einmal zog dann Heinrich der Quade 1514 dem Herzog Georg von Sachsen gegen die Friesen zu Hülfe, die unter dem Grafen Ezzard für ihre Freiheit kämpften. Da wurden Kniphausen, Norden und andere Orte erstürmt, die Bürger von Aurich verbrannten ihre eigne Stadt und zogen sich fechtend zurück; schon wollten sich die Herren in Friesland unterwerfen; aber die Landsgemeine wollte von keiner Unterwerfung wissen und im weiteren Kampfe kam Heinrich der Quade mit seinen besten Rittern um. Sein Sohn, Heinrich der Jüngere (1514—1560), erbte den Haß gegen die Bürger und Bauern und wurde daher ein

Hauptgegner der Reformation. Und so verlief auch die lange Regierung Erich's von Göttingen-Kalenberg (1495—1540) unter steten Kämpfen. Dieser ritterliche, abenteuernde, aber biederherzige Fürst schien seinen Taufpathen, den Kaiser Maximilian sich zum Vorbild genommen zu haben, und half dessen Kriege in der weiten Welt auskämpfen. Im Bairischen Erbfolgekriege rettete er bei Regensburg dem Kaiser das Leben, sank aber selbst schwerverwundet zu Boden; da fand ihn sein treuer Schildknappe, der lange Heinz, unter einem Haufen von Leichen und mit den Worten: „Du Bengel, was liegst Du da?" zog er ihn wieder hervor. Seitdem nannte ihn der Kaiser Freund und Bruder. Indeß konnte sein Land die Menge der Kriegssteuern kaum noch erschwingen und um die aufgebrachten Stände zu beschwichtigen, hielt Erich nach langer Abwesenheit im Jahre 1513 seinen pomphaften Einzug in Göttingen. In demselben Jahre zog er nochmals gegen die Venetianer, dann half er Heinrich dem Quaden die Friesen überwältigen.

Zwischen den beiden Hauptlinien Lüneburg und Braunschweig aber hatte sich eine Feindschaft ausgebildet, welche ihren Hauptgrund in der Beerbung der Göttingenschen Linie durch die Braunschweigische hatte. Ein Streit des Bischofs von Hildesheim mit seinem Stiftsadel, wobei dieser mit den Herzögen von Braunschweig, der Bischof mit Heinrich dem Mittleren von Lüneburg sich verbanden, gab nur den äußeren Anlaß. Da Maximilian mit den Braunschweigern enge befreundet war, so gehörte der Lüneburger zu den Hauptgegnern des Hauses Habsburg, trat mit dem König Franz von Frankreich in Verbindung und wollte diesem zur deutschen Krone helfen. Auf die Nachricht von Maximilians Tode begann er mit seinen Verbündeten gegen die Herzöge von Braunschweig und deren Bundesgenossen die berühmte Hildesheimische Stiftsfehde, welche von beiden Seiten mit wechselndem Erfolge geführt, endlich zu Gunsten der Braunschweiger endete und Oesterreichs Einfluß in Norddeutschland vermehrte.

Von den zahlreichen Linien des Meklenburgischen Herzogsgeschlechtes waren schon im Jahre 1436 nach dem Erlöschen der Güstrowschen Linie nur noch die beiden Linien Stargard und Schwerin übrig geblieben; auch die erstere ging 1471 aus und so

vereinigte Heinrich der Fette das ganze Herzogthum. Ihm folgte Magnus II. (1477—1503), worauf dessen drei Söhne unter Leitung Heinrich's des Friedfertigen (1503—1552) folgten. Die von einem der jüngeren Brüder, Herzog Albrecht, versuchte abermalige Theilung des Landes scheiterte am Widerstande der für die Untheilbarkeit des Landes besorgten Stände.

Am wichtigsten für die Geschicke Deutschlands im Norden wurde das fürstliche Geschlecht, welches seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zugleich den Thron von Dänemark und die deutschen Lande Schleswig-Holstein besaß. Seit dem Tode der Königin Margaretha waren drei deutsche Fürsten, zuerst Erich von Pommern (1412—39), dann Christoph von Baiern (1439—48), zuletzt Christian von Oldenburg (1448—81) und dessen Nachkommen Johann (1481—1513) und Christian II. (1513—23) auf den dänischen Thron gelangt. Unter diesen Fürsten, deren Geschlecht noch heute in Dänemark herrscht, begann für die nordische Geschichte eine inhaltschwere Zeit. Thatkräftig und schlau auf Vermehrung ihrer Macht bedacht, waren sie, zumal Christian I., die Vorbilder und Helfer aller norddeutschen Fürsten in den Kämpfen gegen Volksfreiheit und wußten, mit ungleich größerem Erfolge als ihre unfähigen Vorgänger, die Macht der dänischen Krone sowohl über Schweden und Norwegen, als über die Hansa und die freien Friesen auszudehnen. Auch die einst von Margaretha in ihrer Selbstständigkeit feierlich anerkannten Lande Schleswig-Holstein hätte Dänemark gern wieder unterjocht; aber es wurde durch Herzog Adolf VIII., den letzten aus dem angestammten Hause der Schauenburger, welche dieses Land und dessen ruhmvolle Geschichte gleichsam geschaffen, es einst den Wenden und Dänen abgerungen und mit deutschem Leben erfüllt hatten, in langen und siegreichen Kriegen noch verhindert. Da starb Adolf VIII., und nun gelang es den Listen Christian's I. von Dänemark, gegen die gerechteren Ansprüche des Grafen Otto von Schaumburg-Pinneberg sich in den Besitz der Herzogthümer zu setzen. Gestützt auf ein, bis dahin nie bestandenes, Wahlrecht der Stände, ließ er sich von etlichen „durch Geld und Gabe und mancherlei Versprechungen“ gewonnenen Edeln ohne Zuziehung der städtischen Abgeordneten 1459 zum Herzoge wählen, also daß sie „um des eignen

Nutzens willen verblendet wurden und übergaben das gemeine Gut des ganzen Landes." Mit dieser That begann eine lange Leidersgeschichte für Schleswig-Holstein, die noch in unsern Tagen nicht beendet ist. Freilich wußten jene Edeln nicht, was sie thaten; erkannte doch Christian die alten Rechte und Urkunden der Herzogthümer an und vermehrte sie durch neue: daß er nicht als König zu Dänemark zum Herzog gewählt worden sei und daß die Herzogthümer in allen Stücken von Dänemark vollkommen unabhängig bleiben, niemals mit dem Reiche Dänemark verbunden werden und ewig und ungetheilt beisammen bleiben sollten. Diese Grundrechte der Herzogthümer, wozu auch die Nachfolge im Mannsstamme gehört, sind von den Königen von Dänemark noch öfters beschworen, vom dänischen Reichsrath verbürgt, jedoch in unsern Tagen den Feinden Deutschlands, hoffentlich nicht für immer, hingeopfert worden. Uebrigens erhielt Schleswig-Holstein schon nach Christian's I. Tode in dessen jüngerem Sohne Friedrich wieder einen eignen Herzog, der den Uebergriffen seines Bruders Johann und seines Neffen, des berüchtigten Christian II. entgegentrat, endlich nach des letzteren Vertreibung 1523 auf den dänischen Thron berufen wurde.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Geschichte der niederdeutschen Lande während des fünfzehnten Jahrhunderts, so sehen wir noch immer die deutsche Hansa, an ihrer Spitze Lübeck, als die einzige wahrhaft nationale, das gemeinsame Interesse der zerstreuten Glieder nach außen und innen schirmende Macht. Zwar ihre Glanzperiode war vorüber; nicht mehr erscheint sie als die Schiedsrichterin und Herrscherin des Nordens; ihre Kämpfe sind Vertheidigungskämpfe, in denen es ihr jedoch, wenn auch unter schweren Verlusten, Demüthigungen und Bedrängnissen gelingt, ihr auf künstlichen Grundlagen ruhendes Gebäude vor der rings umher sich erhebenden Uebermacht feindseliger Verhältnisse noch einigermaßen zu schützen. Abgeschnitten war ein großer Theil der binnenländischen Städte Norddeutschlands; in den brandenburgischen, pommerschen, schlesischen, holsteinischen Städten herrschten jetzt die Landesfürsten, die meklenburgischen, braunschweigischen und westphälischen Städte, sowie Hamburg und Bremen kämpften noch mit Anstrengung; die preußischen Städte, das streitbare

Danzig, waren eifersüchtig auf Lübecks Vorrechte und sahen gleichgültig oder feindlich den Kämpfen Lübecks zu, die Osterlinge waren längst abgefallen, der mächtige, einst ganz Norddeutschland umfassende Bund war gleichsam zu seinem Anfange zurückgekehrt; er bestand aus Lübeck und etlichen Bundesstädten, die in zersplitterten Gebieten ihre Stellung noch zu behaupten vermochten. Aber die Bedingungen seiner Macht lagen weniger im Inland als im Ausland und mit den veränderten Verhältnissen des Auslandes änderte sich auch seine eigene Stellung. Die fremden Nationen waren selbstständiger und mächtiger geworden und wollten die Privilegien der hansischen Schiffe und Factoreien nicht mehr dulden. Im Osten war eine russische Macht entstanden, deren Begründer damit begannen, Nowgorod, die mächtigste Hansa-Factorei im Osten, zu unterdrücken. Im Westen war der niederländische Handel zu großer Blüthe gelangt und statt der hansischen Factorei in Brügge war die burgundische Stadt Antwerpen jetzt der Mittelpunkt des Handels geworden. Die neuen Seewege und neuen Welten, die Entstehung des portugiesischen und spanischen Handels raubte auch dem deutschen Binnenhandel nach Norden einen großen Theil seiner Waaren. In England hatte sich nach dem Verluste Frankreichs die Thätigkeit der Nation der Pflege des inneren Wohlstandes zugewendet und seitdem wurden die Parlamente von den Klagen der englischen Kaufleute über den Druck der hansischen Privilegien immer heftiger bestürmt. In London geriethen die Kölner, Hauptinhaber des Stahlhofes, mit Lübeck in tödtliche Feindschaft. Zwar überwand Lübecks Politik und Tapferkeit auch diese Prüfung, Köln mußte sich demüthigen, die Osterlinge, jetzt allenthalben der Hansa schlimmste Feinde, wurden geschlagen und der Utrechter Friede von 1474 stellte die Vorrechte der Hansa wieder her; unter den Tudors erscheint der Stahlhof wieder in seinem alten Glanze, den er freilich durch kluge Fügsamkeit unter die Launen tyrannischer Könige und mit dem Haß des englischen Volkes erkaufen muß; auch während des sechszehnten Jahrhunderts in der Zeit der Religionskämpfe und der Thronhändel des Hauses Tudor wußten die hansischen Kaufleute ihre Privilegien zu behaupten, bis endlich zur Zeit der Königin Elisabeth der Aufschwung des englischen Handels ihre Vorrechte

auch hier für immer beseitigte. Noch unsicherer und abhängiger war die Stellung der hansischen Politik zu den Königen von Dänemark geworden. Diese hatten ein sicheres Mittel in der Hand, um die Uebermacht der Hansa zu zerstören; sie eröffneten den Holländern die Ostsee. Vergebens suchte Lübeck durch Unterstützung Schwedens und der Ditmarschen die Macht des Unionskönigs zu brechen; vergebens waren die Siege ihrer Orlogsflotten. Wohl hatte sie in diesen Kämpfen den Dänenkönig tief gebeugt und da er im Jahre 1513 starb, ermahnte er auf dem Sterbebette seinen Sohn Christian II., „Friede und Freundschaft zu halten mit den deutschen Seestädten", aber dieser thatkräftige Herrscher nahm die Pläne seines Hauses zur Unterjochung Scandinaviens und der Ostsee nur noch rücksichtsloser wieder auf und führte für Lübeck eine Zeit neuer Kämpfe herbei, in denen diese Stadt durch das Genie eines Mannes und durch die Gunst außerordentlicher Umstände zum letzten Male die Schiedsrichterin des Nordens werden sollte.

Fassen wir nun Alles zusammen, so bot Deutschland am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts als politische Einheit betrachtet allerdings einen verzweifelten Anblick dar. Sah man freilich nur auf den äußeren Schein, auf den großen glänzenden Apparat, so war es immer noch ein gewaltiges Reich; und dennoch, welche Hilflosigkeit nach außen und innen, welche Unfähigkeit, auch nur die kleinsten Anliegen der Nation zu befriedigen, geschweige sich selbst zu reformiren! Nicht als ob es der Nation selbst an Lebenskraft gefehlt hätte; im Gegentheil: Deutsche Waffen siegten gerade damals auf allen Schlachtfeldern von Europa, Deutsche Geisteskraft weckte überall ein neues Leben. Welche Fülle von Bestrebungen und Thaten war nicht in allen Theilen Deutschlands verbreitet! Sie alle beginnen gerade in dieser Zeit eine Periode der Wiedergeburt und Neugestaltung.

Für diesen seltsamen Widerspruch zwischen Reich und Nation gibt es nur Eine befriedigende Erklärung; nämlich, daß beide einander ihrem innersten Wesen nach nicht mehr entsprachen. Und in der That, die Reichsverfassung war nur noch eine ehrwürdige Antiquität, an welcher die Nation zwar noch mit zäher Treue festhielt, für welche sie aber kein rechtes Verständniß und keine wahre Theilnahme mehr

hatte. Der morsche Bau war schon vorlängst aus seinen Fugen gewichen, die einzelnen Glieder des Reiches hatten sich losgelöst und in jahrhundertelangen harten Kämpfen eine eigne Existenz gewonnen, die keines wieder aufgeben wollte. In diesen Zeiten des Ueberganges waren es vorzugsweise die deutschen Städte gewesen, welche die Tüchtigkeit und Bildung des Volkes und Alles, was groß und rühmlich ist, repräsentirten, während die übrigen Glieder der Nation in ihrer Vereinzelung weit dahinten blieben. Doch auch die große Zeit der Städte war nun vorüber; ihre gewaltige Lebenskraft, ihre äußere Unabhängigkeit zum größten Theile dahin; während die Macht der Fürsten sich mit jugendlicher Kraft erneute. Denn um die Fürsten schaarten sich jetzt zahlreiche und streitbare Unterthanen; das landschaftliche Leben trat jetzt überall in den Vordergrund unserer Geschichte. Die große Masse des Volkes, der zahlreiche Bauernstand, ja auch das niedere Stadtvolk, insofern es nicht zu den privilegirten Klassen und Zünften gehörte, im Ganzen mehr als neun Zehntheile der Nation, welche bis dahin für unsere Geschichte gar nicht existirt und weder in der Reichsverfassung, noch in den Bünden und Einungen einen Platz gefunden hatten, nahmen an diesem landschaftlichen Leben Theil, in welchem sie Schutz und Förderung ihrer Interessen fanden, und sich als Glieder eines größeren Ganzen fühlen lernten. Der Einfluß der Städte hatte aber deßhalb nicht aufgehört, im Gegentheil, er war nur noch größer geworden, denn während sie früher den übrigen Gliedern der Nation meist in spröder Abgeschlossenheit gegenüberstanden, trat jetzt eine Ausgleichung der Stände ein, wozu vor Allem die Entwicklung des landständischen Institutes beitrug, welchem sich nun auch der Adel wohl oder übel unterwerfen mußte. Viele gute Dinge, für welche früher die Städte allein hatten sorgen müssen, die Hut des Landfriedens und der Schirm der Straßen, Justiz und Polizei, Sorge für Bildungsanstalten und dergleichen wurden jetzt besser und umfassender von den Landesregierungen besorgt und gern ließen sich auch die meisten Städte solche politische Sorgen abnehmen, entsagten den überflüssig gewordenen Bürden, schlossen Militairconventionen mit benachbarten Fürsten u. s. w., um sich der Pflege ihrer materiellen Interessen, des Handels und der Gewerbe aus-

schließlich zu widmen. So waren unsere Städte die Lehrmeister und Vorbilder einer staatlichen Ordnung geworden, die sich jetzt gleichmäßig über das Land verbreitete.

Wir können daher als den politischen Grundzug jener Zeit neben der Auflösung des Reiches auch die Auflösung der Stände des Reiches und ihre Ausgleichung und Verschmelzung in den landschaftlichen Verbänden bezeichnen. Nicht mehr wie im alten Reiche die Fürsten-, Adels- und Städte-Bünde standen sich die einzelnen Stände noch gegenüber, sondern das Reich zerfiel jetzt in Landschaften, in denen ein Landes-Interesse die einzelnen Stände zu einem gemeinsamen Staatsleben vereinigte. Es war dies im Grunde derselbe Prozeß, der allenthalben vor sich ging und auf welchem die ganze neuere Staatengeschichte beruht, nur nahm er in Deutschland eigenthümliche und mannigfaltigere Formen an als anderwärts.

Der Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands entsprachen auch die Veränderungen im socialen und wirthschaftlichen Leben. Hier vor Allem wurden schon im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts, da die Welt sich mit neuen Entdeckungen und Erfindungen, mit neuen Genüssen und neuen Ideen füllte, die alten enggezogenen Schranken von allen Seiten durchbrochen. Da erschienen zunächst die Fürsten mit einem bis dahin unerhörten, ihre bisherigen Mittel weit überschreitenden Aufwand. An die Stelle einfacher Hofhaltungen mit wenigen Ministerialen trat ein zahlreicher Hofstaat, und eine kostspielige Staatsverwaltung mit vielen Räthen, Schreibern und Beamten, die spärlichen Naturallieferungen der Hintersassen und Unterthanen reichten für diese Bedürfnisse nicht mehr aus: Gold wurde jetzt die Losung der Fürstenhöfe. Aber was ihnen keine Scheidekunst einbringen konnte, das mußte die Arbeit und der Schweiß des Volkes ersetzen, um diese Hülfsquellen zu steigern und zu sichern, reichte jedoch die bloße Aufrichtung neuer Zölle und Steuern nicht aus, es bedurfte auch des guten Willens der Zahlenden; immer mehr neigten sich die Fürsten daher dem Nährstande zu; um die Ertrags- und Steuerfähigkeit des Landes zu steigern, schützten sie es vor den verderblichen Fehden durch strengere Handhabung des Landfriedens und vor dem gutsherrlichen Drucke durch beschränkende Gesetze, bürgerliche Räthe, Rechts-

gelehrte und Finanzer bilden jetzt die Umgebung des Fürsten und wenn nicht den vornehmsten, doch den einflußreichsten Stand im Staate; An die Stelle der Geburt und Ritterlichkeit drängte sich die Intelligenz der Beamten und Juristen. Ihre Hof- und Landesgerichte, ihre Gesetze und Verordnungen und das von ihnen als Rechtsquelle eingeführte corpus juris verschafften dem gemeinen Manne ein gleiches und allgemeines, auf Vernunft und Billigkeit beruhendes Recht an der Stelle jener rohen Willkür und chaotischen Verwirrung, in welche die Rechtspflege im Reiche gerathen war, und in welcher der Schwache immer Unrecht hatte. So wurden die Juristen die wichtigsten Werkzeuge für Ausgleichung der Stände und Begründung einer neuen Staatsordnung. Freilich, die Nation hat diesen Fortschritt theuer bezahlen müssen; indem durch das fremde, gelehrte, dem Volke unbekannte Recht das heimische Recht verdrängt wurde, verlor das Volk die stärkste Gewähr der Freiheit und ward zu einem Justinianischen Staatsabsolutismus erzogen; aus den Fürsten wurden kleine Justiniane, welche in ihren Juristen, die wie eine Priesterkaste das Recht in Beschlag genommen hatten, es schufen, deuteten und änderten, — bereitwillige Diener des Despotismus fanden. Und zumal lag ihre Wissenschaft noch in den Windeln; so daß sie zwar die heimischen Rechte als roh und barbarisch verachteten oder gar nicht kannten, ohne jedoch das römische Recht viel besser zu kennen, und mit Willkür und Gewaltsamkeit ihre unverdauten römischen Begriffe auf germanische Rechtsverhältnisse anwendeten! und ein Wunder ist es, daß die Klagen über die römischen Rechtsverdreher, Geldschinder und Tyrannen ein Hauptkapitel in den Beschwerden aller Stände, wie in den Schriften aller Patrioten bildeten.

Für den Umschwung der gesellschaftlichen Verhältnisse am folgenreichsten war aber die im Kriegswesen eingetretene Veränderung. Seit den Kriegen der Schweizer und Hussiten hatte sich die Unzulänglichkeit der Ritterschaft immer deutlicher herausgestellt. Sie verlor mit der steigenden Wichtigkeit der Fußsoldaten und des Schießgewehrs ihre politische und folglich auch ihre gesellschaftliche Bedeutung. Nicht mehr die Zahl der adligen Vasallen, sondern die gefüllten Zeughäuser, die vollen Kassen, die geworbenen Landsknechte entschieden über das

Schicksal einer Herrschaft. Die Wichtigkeit dieser letzteren für die deutsche Volksgeschichte kann überhaupt nicht hoch genug angeschlagen werden. Durch sie kam wieder Kraft und Selbstgefühl ins Volk, in den Feldlagern fand es die Freiheit, die ihm daheim so oft verkümmert wurde, neue Ideen, Genüsse und Bedürfnisse, Aufklärung und Welterfahrung brachte es aus der Fremde mit sich heim, an die Stelle der gedrückten Unterwürfigkeit und Weltentsagung traten Trutz und Zügellosigkeit, ungestümes Verlangen nach Genuß, unwilliges Auflehnen gegen Druck und Willkür, und dieser Geist des Widerstandes erzeugte die Volksbewegungen und Bauernkriege, gewaltsam zerbrach er die Schranken früherer Zeit.

Betrachten wir das gesellschaftliche Leben in den Städten, so finden wir auch hier die größten Veränderungen und eine Menge neuer Verhältnisse, welche mit den alten Formen unverträglich waren. Die Städte boten damals einen Anblick dar, welcher an die Zeit des Uebergangs der Republiken des Alterthums zur Monarchie erinnert. Die alte Gleichmäßigkeit des Besitzes, der Tapferkeit und Tugend war zerstört, der republikanische Geist war in Geldgier und Genußsucht untergegangen. Zwar der äußere Wohlstand hatte scheinbar zugenommen, einige Städte, wie Nürnberg und Augsburg, hatten wohl eine blühende Industrie; aber im Ganzen lebte man doch bereits vom Schweiß der Vorfahren und die Quellen des Wohlstandes begannen zu versiegen. Die Verhältnisse, unter denen einst die Städte durch Handel und Gewerbe reich geworden waren, hatten sich verändert; um sich diesen Veränderungen gegenüber zu behaupten, um die Söldnerheere, die Festungswerke, die Zeughäuser, die Reichssteuern, die Anleihen und Bestechungen an auswärtige Machthaber zu bezahlen, bedurfte es großer Kosten und schwerer Abgaben, die auf dem geringen Manne lasteten; seine Ausgaben wuchsen, während seine Einnahmen sich verringerten; die Verwaltung wurde immer schwieriger, so daß das Volk ihr nicht mehr gewachsen war und sie den studirten Patriciersöhnen überlassen mußte. So bildete sich eine Kluft, welche durch die Mißverhältnisse des Besitzes gesteigert wurde. Denn nur die reichen Handelshäuser, wie die Fugger und Welser in Augsburg, vermochten durch ihre Kapitalien und Associationen oder „Fuggereien“ mit den Fortschritten des allgemeinen Welt-

handels gleichen Schritt zu halten und mit den fremden Nationen zu concurriren. Während sie durch Geschenke und Anleihen sich bei den Fürsten des In- und Auslandes einträgliche Monopolien erwarben, bildete die Klage über diese „Fuggerei" das stehende Kapitel der Volksbeschwerden auf den Reichs- und Landtagen. Und so zeigt sich denn neben den Bildern fürstlicher Pracht und Wohlhabenheit fast in allen größeren Städten eine gährende Unzufriedenheit und ein communistisches Gelüste der Masse, welche in den Bauernkriegen fast regelmäßig sich dem empörten Landvolk anschließt, und der fürstlichen Gewalt ihr Ausgleichungsgeschäft erleichtert.

Ueberhaupt waren die ökonomischen Verhältnisse des Volkes damals wie zu allen Zeiten von der entscheidendsten Wichtigkeit. Und gerade hier waren die größten Veränderungen vorgegangen. Eine allgemeine Geldentwerthung war eingetreten, die Waarenpreise waren binnen wenigen Jahren auf das Drei- und Vierfache gestiegen, die Zahl der Bedürfnisse aber hatte sich vermehrt, ein unerhörter Luxus hatte sich aller Klassen bemächtigt, ein Jeder wollte es dem Anderen gleich thun und auch seinen Theil haben an den mannichfach vermehrten Genüssen der Gegenwart. Bei dieser Richtung des Zeitgeistes war Niemand übler daran als der Adel. Ihm hatte die neue Zeit alle Grundlagen seiner Existenz geraubt. Der Söldnerdienst war ihm durch die Landsknechte verdorben, der Sold herabgedrückt, und der geringe Ertrag seines Gütchens, — das er nicht einmal selbst bebauen durfte, um nicht als Bauer betrachtet zu werden — reichte nicht zum Lebensunterhalte, geschweige zur Bestreitung der standesmäßigen Tracht und des Luxus hin, den er mit neidischen Blicken bei den reichen Bürgern sah. Stand doch ein gewöhnliches Frauenkleid höher im Preise als drei Morgen Land! Jeder bürgerliche Erwerb war ihm durch seine Standesvorurtheile verwehrt; die wissenschaftliche und die höfische Carriere waren so kostspielig, daß nur der Reichere sie einschlagen konnte. Auch konnten diese Herren den Studien in der Regel durchaus keinen Geschmack abgewinnen. „Wer ihre Sitten und Gedanken betrachtet," schreibt Hutten, „sollte sie eher für Centauren als für deutsche Ritter halten. Wendet sich ein Jüngling von Adel den Wissenschaften zu, so verachten ihn die Anderen als einen, der aus

der Art geschlagen und weisen mit Fingern auf ihn.“ Mit Einem Worte, der Adel konnte sich nicht in die Zeit schicken. Seine letzte, lange benutzte Zuflucht, die Wegelagerei, wurde ihm jetzt durch den Landfrieden verleidet. Und so saßen denn zahlreiche Ganerben, verstimmt und unheilbrütend, in ihren baufälligen Burgställen und schimpften auf die schlechte Zeit. Es war Schade um sie; aber ihnen konnte kein Gott mehr helfen.

Wir gehen nun zu der Seite des deutschen Volkslebens über, welche in der Geschichte unserer Nation jeder Zeit eine der wichtigsten Stellen eingenommen hat, zur Kirche. In und mit der Kirche war einst ein deutsches Reich nnd eine deutsche Nation erwachsen. Nirgends hatte die Kirche mit ihren Segnungen und Mißbräuchen so tiefe Wurzeln geschlagen und das Leben so vielseitig umschlungen, als im deutschen Volke, dem es von allen Völkern am wenigsten gegeben ist, seinen Gottesdienst als eine bloße äußerliche Einrichtung zu betrachten. Wegen dieser Innerlichkeit und zähen Anhänglichkeit des deutschen Volkes an seinen Gottesdienst durfte die römische Kirche, als die ausschließliche Verwalterin aller Religion, sich so Vieles gegen unser Volk erlauben, jedes nationalen Widerstandes spotten und die ungeheuersten Niederlagen in Siege verwandeln. Aber gerade wegen dieser Wichtigkeit der Kirche hatte deren Mißbrauch und Verderbniß nirgends tiefere Folgen als im deutschen Volke. Ungebessert und ungewarnt durch die ausgestandenen Stürme war die römische Kirche im Gegentheil durch ihre reactionären Triumphe nur noch übermüthiger geworden, alle Schaam und Scheu war seit den letzten gescheiterten Reformationsversuchen aus der Curie entwichen, eine Reihe der gewissenlosesten Menschen hatte den römischen Stuhl bestiegen, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, der Christenheit möglichst viel Geld abzunehmen. Die Versorgung ihrer zahlreichen Kinder und Nepoten und die zu diesem Zweck unternommenen Intriguen, Eroberungskriege in Italien, Meuchelmorde und Verräthereien bilden den wesentlichen Inhalt ihrer Regierungsgeschichte. Diese Päpste waren die ächtesten Repräsentanten des italienischen Geistes jener Zeit. Und Italien glich einem blühenden

Sumpfe, der die Welt entzückte und vergiftete; ein Zaubergarten der Kunst und Poesie; eine hohe Schule der Wissenschaft; aber zugleich ein wahres Sodom und Gomorrha der furchtbarsten Gottlosigkeit und Unzucht. Der römische Hof aber war in jedem Sinne die Herzkammer von Italien. Hier floß alle Kunst und Wissenschaft, alle Eleganz und Zierlichkeit, aber auch alle Immoralität und Verschlagenheit der Italiener zusammen. Hier wurde jene ränkevolle Staatskunst ausgebildet, welche von Machiavelli, der sie aber nicht erfunden, sondern nur aufgeschrieben hat, den Namen führt; jene rein weltliche Politik der bloßen Zweckmäßigkeit, der jedes Mittel recht ist, welches zum Zwecke, d. h. zur Herrschaft und zum Reichthum führt; jener gänzliche Mangel an Treu und Glauben, jene entsetzliche Unwahrhaftigkeit, die alle politischen Händel der großen Welt durchdrang und worin die Päpste den Großen der Erde nicht weniger voranschritten, als mit dem verführerischen Beispiele der Pracht und Genußsucht. Mit Einem Worte, „das Papstthum glich dem Mittelpuncte einer durch mancherlei Glanz verhüllten, doch in der Nähe erkannt, Ekel und Grauen erregenden Pestbeule an einem faulenden Körper, von welcher Tod und Verderben für alles edlere Leben, statt eines Lebensodems, statt Heilung und Heiligung ausströmte." So urtheilt Leo in seiner Universalgeschichte, der man keinen Haß gegen das Papstthum vorwerfen kann. Und Machiavelli, der tiefste Kenner des damaligen Italiens, fand das sicherste Vorzeichen vom nahenden Untergange des Christenthums in der Thatsache, daß je näher die Völker sich der christlichen Hauptstadt befänden, um so weniger christlicher Sinn bei ihnen vorhanden sei. — — Und wie der Herr, so waren die Diener. Der hohe und niedere Klerus zum allergrößten Theile im rohesten Genußleben versunken, die meisten Kirchen und Klöster Sitze der Völlerei und Unzucht. Wer diese durch tausendfache Zeugnisse überlieferte Thatsache nicht glauben will, dem rathen wir, wenigstens die Zeugnisse der unverdächtigsten katholischen Zeitgenossen zu lesen, etwa die Verordnungen der Herzöge von Baiern oder die verzweiflungsvollen Klagen einzelner besserer Kirchenfürsten, die vergebens zu bessern suchten. Man beruft sich wohl auf die allgemeine Liederlichkeit jener Zeit, von welcher eben auch der Klerus angesteckt worden; allein gerade dieses ist ja

das stärkste Zeugniß wider die Kirche; denn es beweis't, daß sie ihren Beruf, die Menschen sittlich zu heben, nicht mehr zu erfüllen vermochte!

Und wie hätte es auch anders sein können in einer Kirche, deren Träger mit wenigen vereinzelten Ausnahmen den Geist des Evangeliums bis auf die letzten Spuren verloren hatten, ja von der Existenz des Evangeliums überhaupt fast nichts mehr wußten! Die Lehre Christi war untergegangen, gestorben und begraben unter einem Wust von Formelkram und Aberglauben und nach dem eigenen Geständniß des Kardinals Bellarmin war „kaum noch etwas von der Religion übrig geblieben." Die heilige Schrift war nicht bloß den Laien und dem niedern Klerus, sondern sogar den gelehrten Theologen unbekannt; — bei einer Versammlung von Dechanten aus der ganzen Schweiz fanden sich nur drei, welche das neue Testament gelesen hatten. Das Verderben war also kein bloß äußerliches, es war eine Fäulniß, die aus dem innersten geistigen Leben der Kirche kam. Auf den Lehrstühlen der Theologen wurde statt der christlichen Religion in barbarischem Kirchenlatein etwa des Aristoteles „Physik", oder ein wüster Quark von „Quästionen" und „Sentenzen" gelesen, von denen weder Lehrer noch Schüler ein Wort verstanden. Diese gelehrten Professoren wußten oft nicht, in welcher Sprache Paulus seine Briefe geschrieben habe. Dagegen wußten sie auf die albernsten Fragen schulgerechte Antwort zu geben, z. B. ob Gott wohl auch in Gestalt eines Kürbis habe erscheinen können, und, falls er es gethan hätte, welcher Sprache er sich wohl als Kürbis bedient haben würde? Diese Theologen waren mit ihren von der einfachen Wahrheit des Christenthums immer weiter abschweifenden Dogmen endlich da wieder angekommen, wo sich die Welt vor dem Erscheinen des Welterlösers befunden hatte, nämlich beim Levitenthum der Juden und beim Götzendienst der Heiden. Und so hatte sich auch der Gottesdienst in einen jüdischen und heidnischen Ceremoniendienst verwandelt; von evangelischer Lehre und Unterweisung war da keine Rede, und erschien etwa ein Prediger auf der Kanzel, so geschah es, um das Volk durch rohe Späße zu belustigen und den Leuten auf marktschreierische Weise das Geld abzulocken. Da wurde dann die Hitze des Fegefeuers beschrieben und wie ersprießlich es sei, durch reichliche Meßopfer die Seelen aus dieser Gluth zu er-

lösen. Oder es wurde Anweisung gegeben, welche Heilige gegen diese oder jene Krankheit an Menschen und Vieh anzurufen seien. Da waren Ostern- und Fastenprediger, die wie ein Schwein grunzten, wie ein Hahn kräheten u. s. w., und auf diese Weise sich Zulauf verschafften. Mit unglaublicher Betriebsamkeit machten sich Klöster und Kirchen in Erfindung neuer Wunder und Reliquien Concurrenz; und hier zeichneten sich namentlich die Bettelorden durch den frechen Humbug aus, womit sie einander die Kundschaft abzulaufen suchten. In der einen Stadt Halle waren acht tausend einhundert und acht und dreißig Reliquien, darunter fünf und zwanzig Partikel vom brennenden Busche Mosis, Stücke von dem Felde, da Adam Buße gethan, desgleichen von der Arche Noäh, ein halber Kinnbacken des Paulus, ein ganz unverweseter Leichnam von einem der unschuldigen Kindlein des bethlehemitischen Kindermords u. s. w. und zwei und vierzig ganze heilige Körper, deren Verehrung einen Sündenablaß auf „neun und dreißig tausend mal tausend, zwei hundert mal tausend, fünf und vierzig tausend, hundert und zwanzig Jahre, zwei hundert zwanzig Tage" bewirkte. Und doch erscheint selbst dieser Ablaß noch geringfügig gegen diejenigen, welche an anderen Orten, namentlich in Rom selbst bei zahllosen Heiligthümern ausgeboten wurden. Dieser unendliche Kirchenschatz war für den römischen Hof eine unerschöpfliche Geldquelle geworden und hatte ganz die Natur und Gestalt eines Handelsartikels und kaufmännischen Geschäftes angenommen. Der Ablaß wurde an Generalpächter und Unterpächter verpachtet, für Anlehen verpfändet; in Rom war das Ablaß-Verkündigungsbüreau mit einer Wechselbank verbunden. Eben jetzt hatte der verschwenderische Papst Leo X., angeblich zum Bau der Peterskirche, einen Ablaß verkündigt und die Commission für Deutschland an den ebenso geldbedürftigen Erzbischof Albrecht von Mainz verpachtet, welcher sie dem Hause Fugger übertrug, dem er das für sein Pallium entlehnte Geld noch schuldig war (bloß an solchen Palliengeldern hatte das Erzstift binnen wenigen Jahren neunzigtausend Dukaten nach Rom geschickt und war darüber verarmt!). Fuggersche Commis zogen nun mit Ablaßbriefen für alle möglichen Verbrechen, begangene oder noch zu begehende, der Lebendigen wie der Todten, umher, an ihrer Spitze päpstliche Commissarien

oder „Gnadenprediger," unter denen Johann Tetzel oder Dietzel, ein vor Kurzem dem Scharfrichter entronnenes, gemeines Subject, das jetzt als apostolischer Commissarius und Ketzermeister mit großem Gepränge umherzog, durch sein rohes Treiben selbst in jener Zeit Aufsehen erregte. Mit Volksfesten und Lustbarkeiten, Kletterstangen, Kegelschieben um einen Ochsen u. s. w. lockte er das Publikum herbei und pries dann mit marktschreierischer Frechheit seine Waare an. Seinen Kasten nannte er die „himmlische Fundgrube." Er versicherte, daß ein solcher Zettel jeden Sünder, der ihn löse, reiner mache, als die Taufe, und unschuldiger, als Adam im Stand der Unschuld gewesen. Er schilderte das jämmerliche Winseln der armen Seelen im Fegfeuer und setzte dann hinzu: „sowie das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Er las seine Taxzettel vor, wornach man selbst von den entsetzlichsten Verbrechen, z. B. Eltern- und Geschwistermord, gegen ganz mäßige Beträge schon im Voraus entsündigt werden konnte. Durch die rohesten Zoten, z. B. auf die Mutter Gottes, suchte er sein Publikum zu belustigen, durch Schimpfen und Androhung von Ketzerprozessen jeden Widerspruch zu ersticken. Und dieser Mensch machte glänzende Geschäfte! Wahrlich, das deutlichste Zeichen der furchtbaren Dummheit und Entsittlichung, die von der Kirche geflissentlich genährt ward.

Nach den spitzfindigen Unterscheidungen der Kirchenlehre sollte freilich der Ablaß nur ein Erlaß der Kirchenbußen sein; als Bedingung einer vollen Sündenvergebung wurde — auch für die vom Fegfeuer zu erlösenden Seelen — deren aufrichtige Reue vorbehalten; dieser Vorbehalt stand auch in den lateinischen Instructionen und Ablaßbriefen der Commissarien. Aber man hütete sich wohl, ihn dem dummen Volke mitzutheilen; im Gegentheile, Tetzel und seine Gehülfen versicherten, im Widerspruche gegen ihre Instruction, aber unter offenbarer Zulassung ihrer Oberen, welche den Vortheil davon zogen, daß es der Reue **nicht** bedürfe, sondern die bloße Zahlung genüge! Die Kirche nährte also geflissentlich einen heillosen Irrwahn, statt ihn zu bekämpfen; denn nur Kraft dieses Irrwahnes ward der Ablaß eine Goldgrube! Statt das Volk sittlich zu bessern, die Sünder zur Zerknirschung zu bringen, forderte sie das Volk zur Sünde auf, erklärte die Zerknir-

schung für überflüssig und ließ sich für jedes Verbrechen einen Erlaubnißschein bezahlen. Aber mit dieser ungeheuren Schändlichkeit war das Maß ihrer Frevel voll; mit diesem letzten und größten Verbrechen zog sie Gottes strafende Hand auf sich herab; das Weltgericht, dessen Prophezeihung sie so oft in den Wind geschlagen und verlacht, brach jetzt über sie herein. An diesem Frevel sollte sie, wie einst vor hundert Jahren durch Johann Hus, doch nun mit größerem Erfolge, gerichtet werden.

Schon die Betrachtung unserer früheren Geschichte hat gezeigt, daß die deutsche Nation in fortwährenden Kämpfen gegen Rom aufgewachsen war. Waren aber diese früheren Kämpfe immer nur gegen einzelne Seiten der Kirche, gegen die politischen Uebergriffe derselben, oder gegen einzelne Dogmen und Mißbräuche gerichtet und immer nur von einzelnen Klassen, den Kaisern, den Fürsten, den Städten, den Gelehrten, den Ketzersecten des Volkes geführt worden und in dieser Vereinzelung gescheitert, so wurde jetzt die Opposition in zwiefacher Hinsicht eine allgemeine, indem sie allmählich alle Klassen durchdrang und nicht blos dieses und jenes, sondern das ganze römische Kirchenwesen anging. Der Kaiser und die Fürsten, die Städte und das Volk, Gelehrte und Laien, Alle hatten jetzt ihren Theil daran.

Was zunächst den Kaiser betrifft, so sahen wir mit der Erhebung des Hauses Habsburg unter Maximilian auch den alten Kampf der Eifersucht gegen das Kaiserthum, den Streit um Italien, um die römische Krone ꝛc. wieder ausbrechen, so daß Maximilian schon daran denkt, den Papst abzusetzen, ja sogar selbst Papst werden will, die Beschwerden der Nation zusammenstellen, ein Reformationsconcilium berufen läßt, u. s. w. Aber alles dieses geschah nur um ganz anderer Pläne willen, ohne Ernst und religiöse Ueberzeugung; diese ganze Opposition wurde eingestellt, sobald die römische Curie dem Kaiser politische Gegendienste leistete.

In einem viel ernsthafteren Kampfe gegen Rom befanden sich schon seit lange die Fürsten und Städte. Alle Reichstage sind voll von ihren Beschwerden, von ihrer Opposition gegen die römische An-

maßung, von ihrem Verlangen nach Besserung. Es war keines ihrer geringsten Verdienste, daß sie seit dem Scheitern der Reformationsconcilien sich nun selbst in ihren Landen des reformatorischen Strebens bemächtigten, mit kräftiger Hand einzugreifen, den Klerus einzuschränken, die Klöster zu reformiren, überhaupt ihre Staatsgewalt auch über das kirchliche Leben auszudehnen suchten — während überhaupt mit dem Erstarken einer weltlichen Obrigkeit und Staatsordnung, die den mittleren Zeiten fast ganz gefehlt hatte, viele kirchliche Anstalten und Befugnisse als überflüssig und sogar verderblich beseitigt werden mußten. Aber auch dieser ganze Kampf war doch nur ein äußerlicher und blieb so lange ein vergeblicher, als diejenigen, die ihn führten, in ihrem innersten, religiösen und geistigen Leben von Rom abhängig waren. Was konnten z. B. dem Kurfürsten von Sachsen seine gegen den Tetzelschen Unfug erlassenen Verbote helfen, so lange er selbst von dem Aberglauben dergestalt befangen war, daß er seinen höchsten Stolz in die 6705 Reliquien setzte, die er für seine Wittenberger Schloßkirche zusammengebracht und in die damit verbundenen 1443 Jahre Sünden-Ablaß!

Desto bedeutsamer war daher die Opposition, die sich jetzt im geistigen Leben des Volkes erhob, und trotz der wieder eingeschärften Inquisition, trotz der streng anbefohlenen Büchercensur, trotz des heiligen Eifers der Dominikaner, endlich trotz der gegen einzelne fromme und aufgeklärte Männer, wie Johann von Wesel verhängten Verfolgungen in unaufhaltsamem Fortschritte begriffen war. Diese geistige Bewegung war aber sehr mannichfaltiger Natur. Zum Theil kam sie unmittelbar aus dem Volksinstincte heraus und bestand zunächst in einer Auflehnung des gesunden Menschenverstandes gegen die herrschende Verderbniß. Die Verhöhnung aller bestehenden Zustände, der politischen, kirchlichen und moralischen, bildet den Grundzug des Volkslebens, das uns im Spiegel der Volksliteratur dieser Zeit ebenso sehr als in den zahllosen Polizeigesetzen seine sittlichen Gebrechen zeigt. Alle Schriften und Reden, welche aus dem Volke hervorgingen, oder auf es einwirkten, oder auch nur es belustigen wollten; die ernsten und tiefsinnigen Predigten eines Geiler von Kaisersberg, wie die Scherzgedichte eines Sebastian Brant und Thomas Murner sind

vom bittern Geiste dieses Spottes durchdrungen. Die ganze Literatur nahm einen satirischen Charakter an. In Nürnberg dichtete der poetische Schuster Hans Sachs, der Repräsentant des ehrsameren deutschen Bürgerstandes; aber auch seine harmlose Muse konnte sich dem Einflusse der Zeit nicht entziehen, die er im „Schlaraffenlande" satirisch abzeichnete; am größten war der Hohn unter dem empörten Bauernvolke; selbst das alte ehrwürdige Thierepos, der Reinecke Fuchs, wurde zu einer bittern Satire auf die Gegenwart.

Und dieser Empörung des gesunden Menschenverstandes im Volke erwuchs jetzt eine mächtige Hülfe in den Studien seiner Gelehrten. Denn es verbreitete sich jetzt in Deutschland die Kenntniß des classischen Alterthums und seiner geistigen Schöpfungen, welche bisher nur sehr unvollkommen überliefert und wunderlich entstellt waren, nun aber aus den Quellen, aus den wieder aufgefundenen und durch Druckerpressen verbreiteten Schriften der Alten studirt wurden. Da ging den Gelehrten eine ganz neue Welt auf, voll einfacher Schönheit und Natürlichkeit, eine Welt, in der Alles viel vernünftiger und wahrer zuging, wie in den unerquicklichen Zuständen der Gegenwart, eine Welt der Ideale, in welcher die edelsten Geister eine Zufluchtsstätte fanden. Während der gewinnlustige Kaufmann seine Speculationen auf die neuentdeckten Welten jenseits der Oceane richtete, eilte die lernbegierige, höher strebende Jugend der noch viel näher gerückten, geistig viel reicheren Welt des Alterthums zu. Für Italien war dies die Blüthezeit der Kunst und Poesie, und auch in Deutschland begann ein neues Zeitalter der Bildung. Zwar in Deutschland konnte man sich nicht so wie in Italien der Nachahmung der Alten in eigner Kunst und Literatur hingeben, desto eifriger und gründlicher legte man sich hier auf die Erforschung ihres inneren Gehaltes, auf das Studium der alten Sprachen. Ueberhaupt wurden die Deutschen Anfangs nicht des Genusses wegen, sondern aus Bedürfniß zum Studium des Alterthums geführt; vornämlich war es das Studium des römischen Rechtes, welches als eine Hauptbedingung für Aemter und Würden eine Menge von Jünglingen nach Italien trieb. Dort wurden sie mit den Schriften des classischen Alterthums bekannt und kehrten dann als „Poeten" wieder heim, voll von der neuen Bildung,

bewundert wegen ihrer Gelehrsamkeit, der sie nun im Vaterlande immer größere Verbreitung verschafften. Viele talentvolle Männer aus dem Volke gelangten durch das Studium zu den höchsten Ehren, und erlangten großen Einfluß. Dem Beispiele, welches die italienischen Großen, vor Allem die Päpste selbst als Mäcene der Kunst und Wissenschaft gegeben hatten, folgten jetzt wetteifernd auch die deutschen Fürsten und Städte. Die humanistische Bildung wurde ein Bedürfniß der großen Welt und die zahlreichen Universitäten und Schulen, die seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Deutschland gegründet oder umgestaltet wurden, beweisen zur Genüge, wie allgemein es bereits empfunden ward.

Dieses Bildungsbedürfniß war aber keineswegs ein bloß äußerliches, es beruhte nicht blos auf der Nützlichkeit dieser Studien für das bürgerliche Leben, es war dabei auch nicht bloß auf die Verschönerung des Lebens und auf feinere Genüsse abgesehen, wie etwa in Italien, sondern seine Quellen waren zum Theil viel tieferer Art; sie entsprangen aus dem religiösen Drange des deutschen Gemüthes, sich von dem Schutt und den Schlacken der Kirche zu befreien und zu den reinen Quellen des Christenglaubens wieder vorzudringen.

Aus dem Kreise der Mystiker, jener ehrwürdigen Gottesfreunde, deren wir schon bei der Schilderung des 14. Jahrhunderts gedachten, kamen die Männer, welche als die eigentlichen Erwecker der classischen Studien in Deutschland zu betrachten sind. Zu jenen Gottesfreunden gehörte Gerhard Groot (1340—1384), welcher in seiner Vaterstadt Deventer einen religiösen Verein „der Brüder vom gemeinsamen Leben" stiftete. In diesem Verein, der bald auch an anderen Orten Anhang und Verbreitung gewann, und aus welchem die ausgezeichnetsten Theologen hervorgingen, wurde zuerst aller scholastischen Schulweisheit entsagt, die Brüder beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Studium der Bibel, ihrer Uebersetzung und Verbreitung, mit der Lectüre der alten Kirchenväter und der heidnischen Sittenlehrer. In diesem Vereine war auch jener Thomas von Kempen, dessen Buch von der Nachfolge Christi damals wie heute zu den gelesensten Büchern der Christenheit gehörte. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß gründliche Kenntniß der alten Sprachen nothwendig sei als Vorbereitung

für die theologischen Studien, entzündete er in den Herzen seiner Schüler Begeisterung für das Studium der Alten. — Sein Schüler Ludwig Dringenberg gründete die Schule zu Schlettstadt, welche für Oberdeutschland das wurde, was Deventer für Niederdeutschland war; auf ihr haben viele der namhaftesten Männer aus der Reformationszeit den soliden Grund zu ihrer hohen Bildung gelegt. Zu den Schülern des Thomas von Kempen gehörten auch Rudolf Lange und Rudolf Agricola; sie gingen auf Betreiben des Meisters nach Italien; Rudolf Agricola war es, der den humanistischen Studien dann vor Allen in Deutschland die Bahn gebrochen hat. Er kam 1462 als Lehrer der alten Sprachen nach Heidelberg; viele begeisterte Schüler sammelten sich da um den trefflichen Meister; Heidelberg wurde der Mittelpunkt eines weiten Kreises von Männern, der bald in allen deutschen Landen seine Mitarbeiter und Genossen zählte. Agricola selbst starb schon 1485, aber sein Schüler Conrad Celtes, eines Winzers Sohn aus Franken, wirkte mit rastlosem Eifer im Sinne des Meisters fort, zog als ein Apostel der Aufklärung von einer Universität auf die andere, überall fand er Schüler und Gleichgesinnte, die er aufmunterte und einander näher brachte.

So traten bald überall in Deutschland eine Menge strebender Geister mit einander in den lebendigsten Verkehr und das in der Politik zerrissene Vaterland fand wenigstens in der Freude an der Wissenschaft seine begabtesten Söhne vereint. Und mit Erstaunen sahen die Magister der alten Schulweisheit, wie ein neues Leben in ihre dumpfen Säle einzog; statt ihrer unverdauten Scholastik, statt ihres barbarischen Lateins, hörte man wieder die Sprache Virgil's und Cicero's und die lebensfrohe Weisheit der Alten. Da wurden ganz neue Sachen gelehrt, von denen sie nie etwas vernommen hatten und sie wurden in ganz neuer Form vorgetragen, die talentvollen Schüler liefen den geistlosen Scholastikern davon, den neuen Meistern nach, es ging eine wahre Revolution der Universitäten und Schulen vor sich.

Vor Allem wichtig war die seit der Eroberung von Konstantinopel durch griechische Flüchtlinge nach dem Westen gebrachte nähere Kenntniß des Griechischen. Römische Autoren, römische Sprache und Denkart hätten sich die mönchischen Scholastiker noch gefallen lassen; aber

das heitere, freie, schöne Griechenthum erfüllte sie mit Angst und Haß. War doch das Griechische zugleich die Sprache der Evangelisten! „Man habe," klagte damals ein Dominikaner auf der Kanzel, „eine neue aufrührerische Sprache erfunden, sie hieße die griechische, ein Buch voll gefährlicher Stellen sei darin geschrieben worden, man nenne es das neue Testament!" Sie verfolgten und verketzerten alle Freunde classischer Bildung. Aber ihr Geschrei und Klagen war vergeblich. Ein frisches Leben, eine frohe Begeisterung verbreitete sich unter der studirenden Jugend; „die Geister sind erwacht, es ist eine Lust zu leben," schrieb Ulrich von Hutten, derselbe Jüngling, dem freilich bald nachher im Schmerz über die politischen Zustände des Vaterlandes das Herz gebrochen ist.

Alle deutschen Landschaften nahmen an dieser Bewegung Theil und gerade die Zersplitterung in mannigfache Gebiete beförderte die Thätigkeit. Auch diejenigen Universitäten, an welchen die Anhänger des Alten den zähesten Widerstand leisteten, riefen durch den Kampf des Gegensatzes nur ein um so regeres Leben hervor. So z. B. das scholastische Basel, wo dem Reuchlin Anfangs das Griechische verwehrt wurde, wo aber bald viele große Männer, Erasmus, Zwingli, Calvin, Oekolampadius, Wyttenbach, Sebastian Brand, Capito, Myconius, Glareanus und viele andere lernten und lehrten; von hier empfingen die Schweiz und das Elsaß ihre Lehrer, während die Buchdruckereien des Frobenius und Amerbach Bibeln, religiöse und humanistische Schriften verbreiteten. Ueberhaupt waren die rheinischen Lande die frühesten Schauplätze des neuen geistigen Lebens, das sich von Heidelberg und Basel, von Schlettstadt und Straßburg aus verbreitete. Auch die Universität zu Freiburg, die Schule zu Pforzheim sind zu erwähnen. In Mainz sammelten sich viele Gelehrte am gastlichen Hofe des Erzbischofs Albrecht. In Schwaben waren Augsburg, wo u. A. der gelehrte Sammler und Forscher Konrad Peutinger lebte, sowie die von Eberhard gestiftete Universität zu Tübingen die Mittelpuncte der neuen Bildung. Seit Reuchlin's Berufung kam sie in einen gelehrten Flor, welcher selbst die traurigen Wirren der folgenden Zeiten überdauerte. Selbst in Bayern, an der scholastischen Universität zu Ingolstadt, regte sich der Drang

nach Licht; dorthin wurde 1492 Conrad Celtes berufen und blieb fünf Jahre dort. Vor anderen berühmten Gelehrten Ingolstadts, Nachfolgern und Schülern des Conrad Celtes, ist der Historiker Johann Aventin zu erwähnen. Er war der Erzieher des Herzogs Ernst und dieser, erfüllt von der Liebe zur Wissenschaft seines Lehrers, berief die gelehrtesten Männer nach Ingolstadt, damit auch dort „die Barbarei verschwinden" möge. Auch in München, Passau, Regensburg fand man an classischen Studien Geschmack. Die bairischen Klöster, in welchen nach Dr. Eck's Versicherung vorher kaum ein gebildeter Mann zu finden war, hatten bald eine Reihe nambafter Gelehrten, Schüler und Freunde von Reuchlin, Celtes, Bebel, aufzuweisen. In Oesterreich lernten wir bereits Kaiser Friedrich IV. als einen Freund der Gelehrten und Poeten kennen. Einen enthusiastischen Gönner fand die neue Richtung an Maximilian. Seine Minister standen mit den namhaftesten Humanisten in naher Verbindung. Durch Celtes kam ein neues Leben in die Universität zu Wien, alle Lehrfächer wurden mit Humanisten besetzt; sie zählte ausgezeichnete Mitglieder. Bis nach Mähren, Böhmen, Schlesien und Polen war die literarische Bewegung gedrungen und fand auf den Schlössern des Adels manchen freigebigen Gönner. In Franken war das kunstreiche Nürnberg, wie in allen Dingen, so auch im literarischen Leben Deutschlands betriebsamste Stadt. Aus der langen Reihe berühmter Gelehrten, Künstler und Poeten, die sich in allen Fächern des menschlichen Wissens und Könnens dort hervorthaten, möge hier Willibald Pirkheimer hervorgehoben werden, der Freund und Ermunterer aller strebenden Geister. Auch in Norddeutschland nahmen Hessen, Sachsen und Brandenburg an dem geistigen Aufschwung Theil. In Hessen entstand zu Frankenberg eine Gelehrtenschule, aus welcher berühmte Männer, unter Andern Cobanus Hessus, der größte deutsche Poet von Allen, die in lateinischer Sprache dichteten, hervorgegangen ist. In Gotha lebte Mutianus Rufus, der „Cicero von Deutschland," in Erfurt fanden sich seit 1504 eine ganze Reihe bedeutender Männer, Cobanus Hessus, Ulrich von Hutten, Spalatin, Johann Lang, Crotus Rubianus u. A. m. zusammen und hatten den alten Scholasticismus, der hier nistete, schon fast verdrängt, als das „tolle Jahr zu Erfurt" 1510 den heitern

Kreis zerstreute. In Leipzig setzte sich die alte katholische Schulweisheit, welcher ja diese Universität zur Zeit des Huß ihre Entstehung verdankt hatte, auch gegen die neue Bewegung mit Erfolg zur Wehre. Celtes und sein Schüler Rhagius Aesticampianus konnten sich nicht halten. Gleichwohl finden wir auch hier bald nachher bedeutende Vertreter der neuen Richtung, z. B. den hessischen Dichter Euricius Cordus. Dagegen war die von Friedrich dem Weisen 1502 gestiftete Universität zu Wittenberg eine Art Musteranstalt, die vollkommenste Repräsentantin des neuen academischen Lebens. Hier wurden nur Anhänger der neuen Richtung an die Lehrstellen berufen. Eine ähnliche Aufgabe war der bald nachher von Joachim von Brandenburg auf Anrathen seiner Räthe Dietrich von Bülow und Eitelwolf von Stein gegründeten Universität zu Frankfurt a. d. O. zugedacht, welche Anfangs berühmte Lehrer und großen Zulauf von Studenten hatte. Und so finden wir Vorkämpfer der Aufklärung bis nach Pommern und Meklenburg; z. B. Johann Bugenhagen in Treptow am Hofe des Herzogs; ferner in Greifswalde; in Rostock lehrte der wackere niedersächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, ehe er Dekan in Hamburg wurde.

Es waren freilich fremde Sprachen, die jetzt in Deutschland einzogen; ja es geschah wohl, daß die Gelehrten in ihrer Begeisterung für die fremden Sprachen sich ihrer Muttersprache fast schämten, sogar ihren ehrlichen deutschen Namen verschmähten, den sie mit einer lateinischen oder griechischen Uebersetzung vertauschten. „Man glaubt nicht mehr im alten Germanien zn wandeln," sagt ein Brief aus jener Zeit, „sondern in einer neuen Zeit und unter einer neuen Nation." Diese Humanisten werden deshalb nicht selten als Unterdrücker des deutschen Geistes bezeichnet, aber doch mit großem Unrecht. Die Humanisten haben den deutschen Geist nicht unterdrückt, sondern im Gegentheil seine frischere Wiedergeburt erst wieder ermöglicht. Standen sie doch mitten unter ihrem Volke in einer mächtig aufgeregten Zeit, blieben sie doch großentheils praktische Geschäftsmänner, die bei Hofe, auf Reichstagen, als Gesandte oder Rathsherren u. dergl. die Geschicke der Nation lenken halfen. Gerade die gleichzeitig mit dem Eindringen fremder Bildung aus dem Volke selbst von innen heraus

kommende nationale Richtung wurde von den Humanisten lebhaft mitempfunden und sie erwarben sich das große Verdienst, vermittelst jener geistigen Bildung und Klarheit, die sie durch das Studium der Alten gewonnen hatten, das, was im Volke lebte, in deutscher wie in lateinischer Sprache auszusprechen und zur Geltung zu bringen. Zu diesen Männern gehörten ja auch Volksschriftsteller und Sammler von Volksschwänken, wie Heinrich Bebel, Satiriker, wie Sebastian Brand und Ulrich von Hutten, Kanzelredner, wie Geiler von Kaisersberg, zu ihnen gehörten die großen Reformatoren, wie Melanchthon, Zwingli, Luther selbst nicht ausgenommen; — mit einem Worte alle die Männer, von welchen auch die Wiedergeburt des deutschen Geistes, die Ausbildung der deutschen Sprache ausgegangen ist. Nicht am wenigsten zeigte sich der nationale Sinn dieser Gelehrten in ihrer Vorliebe für vaterländische Geschichte und zwar eben so sehr für ihre specielle Landesgeschichte, (wie z. B. bei dem Baiern Aventin und dem Niedersachsen Albert Kranz) wie für die Geschichte des ganzen deutschen Volkes, wie bei den Reichsstädtern Peutinger, Pirkheimer, dem Abt Tritheim u. A. Nur freilich hatten diese Versuche das Mißgeschick, daß sie, wie noch heute zu geschehen pflegt, in der Vorzeit stecken blieben und wegen ihrer allzugroßen Gelehrsamkeit dem Volke unverständlich waren. Dabei fehlte es ihnen noch sehr an der Kritik und Auswahl, und an dem politischen Geiste, der die italienischen Historiker jener Zeit in so hohem Grade auszeichnet, aber bei den Deutschen, die mehr als eine Stadtgeschichte zu beschreiben haben, in der Größe und Mannichfaltigkeit ihres Stoffes sich verliert. Auch klebte ihnen noch der mittelalterliche Hang zum Phantastischen, Wunderbaren und Absonderlichen an, welcher sich überhaupt mit der neuen Aufklärung wunderlich vermischte; man nahm gläubig eine Menge alter Fabeln auf und vermehrte sie durch neu erfundene (wie beim Trithemius.) Auch die philologischen und die Naturwissenschaften konnten sich dieser mystischen Zugabe noch nicht erwehren. Denn überall, in den Sprachen, in den Linien und Gestirnen, in den Gaben und Heilkräften der Natur suchte man außer dem Sichtbaren noch eine übersinnliche geheimnißvolle Welt. Das Zeitalter der Philologen, Mathematiker, der Astronomen und Aerzte wurde auch eine neue Blüthezeit der Astrologen, Magier

und Wunderdoctoren, z. B. des berühmten Theophrastus Paracelsus und des bald in die Volkssage übergegangenen Doctor Faust.

Auch auf die nationale Kunst wirkte die classische Bildung belebend zurück. Albrecht Dürer, Lucas Cranach, die beiden Holbeine und so viele andere Meister standen mit den Humanisten in der innigsten Verbindung, das Alterthum gab auch ihnen Begeisterung für das Schöne. Diese Kunstblüthe war freilich nicht das Product jener mächtigen Kraft, welche einst in den großen Zeiten des deutschen Städtelebens die hohen Dome schuf; doch war sie ächt national, aber vorzugsweise auf Verschönerung des Lebens gerichtet; denn alles, was dem Schmuck der Häuser und Gärten, der Kleider und Geräthe diente, erfreute sich, zumal in den reichen prachtliebenden Städten und an den üppigen Fürstenhöfen, der Förderung und Pflege. Namentlich ward das kunstfertige Nürnberg auch durch die Werke der Kunst Deutschlands berühmteste Stadt.

Fassen wir Alles zusammen, so entsprach der räumlichen Ausbreitung und Mannigfaltigkeit dieses geistigen Aufschwunges in Deutschland auch ihr innerlicher Reichthum. Alle Richtungen der Zeit kamen da zur Blüthe und Entfaltung, die ernsten wie die heiteren; die Einen freuten sich der gleichsam wieder entdeckten Natur und gaben sich ihr mit frohem und leichtsinnigem Genusse hin; die Anderen trieb eine tiefere Sehnsucht zu den wieder aufgedeckten Quellen des Evangeliums; „die Geister platzten auf einander;" aus ihrem Ringen sollte den Völkern ein neues Leben erblühen.

Drei Männer vornämlich sind als Hauptvertreter dieser verschiedenen Richtungen zu betrachten und übten den größten Einfluß auf ihre Zeitgenossen aus: Johannes Reuchlin, Desiderius Erasmus, Ulrich von Hutten.

Johannes Reuchlin, geboren zu Pforzheim im Jahre 1455, der Sohn eines Beamten der Dominikaner, also aus dem geringeren Bürgerstande entsprossen, dessen tüchtiges, ehrbares, fleißiges Wesen er in seiner Person veranschaulichte, ist so recht das Urbild eines deutschen Gelehrten. Ohne Vermögen, ohne glänzende Talente wurde er bloß durch den eisernen Fleiß und die unüberwindliche Ausdauer einer tiefen rastlosen Lernbegierde der Begründer neuer uner-

meßlich folgenreicher Studien. In seiner Jugend hatte die neue Richtung noch kaum begonnen, das Griechische war eine fast unbekannte Sprache, die nur an wenigen Universitäten gelehrt wurde. Erst zu Paris lernte sie Reuchlin kennen, der fromme Johann Wessel von Gröningen lenkte zugleich seinen Sinn auf die heilige Schrift; er gab sich nun ganz diesen brotlosen Studien hin, indem er sich mit Abschreiben von Heften, Stundengeben und dergl. ernährte und die Mittel verschaffte, griechische Schriften zu erwerben. So zog er an verschiedenen Universitäten herum, griechischen Manuscripten zu Liebe hielt er sich Jahre lang in Basel auf, wo ihm eben diese griechischen Studien den Haß der alten Professoren zuzogen, die ihn verscheuchten. Nebenbei hatte er als Brotwissenschaft die Jurisprudenz gelernt und ließ sich endlich als Advocat und Professor zu Tübingen nieder. Hier lernte ihn Graf Eberhard kennen und machte ihn zu seinem Geheimenrath und Gesellschafter. Nun war sein Glück gemacht, noch viele Auszeichnungen wurden dem thätigen und klugen Geschäftsmann zu Theil, aber ihm waren auch die Aemter und Ehren nur Mittel zu dem Einen großen Zwecke seines Lebens. Als Begleiter seines Fürsten in Italien lernte er nämlich den neu-platonischen Schwärmer Johannes Picus von Mirandola kennen, welcher seinen Sinn auf die Cabbala lenkte und das Verlangen in ihm erweckte, diese Geheimlehre des alten Testamentes zu ergründen. Dies führte ihn auf das Studium der hebräischen Sprache, die aber selbst noch ein Geheimniß war und von den gelehrten Hebräern wie ein verborgener Schatz gehütet wurde. Nach Jahre langem vergeblichem Suchen machte er endlich am Hofe zu Linz die Bekanntschaft eines gelehrten Juden, welcher Leibarzt des Kaisers war und ihn in den Elementen des Hebräischen so gründlich unterwies, daß er sich von nun an durch Selbststudium und durch das, was er sonst noch auf seinen Reisen von verschiedenen Hebräern oft gegen schweres Geld herausbrachte, weiter forthelfen konnte. Das Hauptwerk seines Lebens war seine zu Pforzheim im Jahre 1506 herausgegebene hebräische Grammatik und so groß auch seine sonstigen Verdienste, namentlich um die Einführung des Griechischen in den Schulen und um die Verdrängung der scholastischen Philosophie von den Universitäten waren, so beruht doch seine historische Bedeutung

wesentlich auf dieser Wissenschaft, in welcher er der erste Begründer war. Er hat, wie Melanchthon sagt, damit der Kirche die Gabe der Sprachen wieder gegeben und ihre Quellen erkundet. Kein Wunder, daß gerade diese hebräischen Studien den Haß der Kölnischen Ketzerrichter erregten und ihn in einen Streit verwickelten, durch welchen der ganze Gegensatz zwischen der Kirche und der neuen Wissenschaft offenbar gemacht wurde.

Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, welcher durch mancherlei Betrügereien gegen seine Glaubensgenossen als Jude unmöglich geworden war, und nun in Rache dürstenden Schriften die Verfolgung der Juden forderte, erhob unter Anderem ein großes Geschrei gegen die gotteslästerlichen jüdischen Bücher und verlangte vom Kaiser deren Verbrennung. Reuchlin, zum Gutachten aufgefordert, hatte sich gegen dieses Begehren ausgesprochen, und den Pfefferkorn, der ihn deshalb als einen von den Juden bestochenen Betrüger öffentlich verläumdete, in einer heftigen Gegenschrift, dem „Augenspiegel,“ abgefertigt. Ueber diesen Augenspiegel setzten sich nun die Kölner Dominicaner, als deren Werkzeug Pfefferkorn agirte, zu Gericht. Der Ketzerinquisitor, Jacob Hoogstraaten, ein herrschsüchtiger, gewaltthätiger und ränkevoller Mann lud den Reuchlin vor sein gefürchtetes Ketzertribunal nach Mainz. Schon hatte er einen Arzt in den Niederlanden wegen philologischer Studien verbrennen lassen, und nicht ohne Grund fürchtete Reuchlin schon für sein Leben; manche von den gelehrten Freunden zogen sich erschreckt zurück; der Heldenmuth war nicht ihre stärkste Seite. Aber nun zeigte sich auch das hohe Ansehen, welches die in ihrem Meister bedrohte Wissenschaft bereits erlangt hatte. Denn es erhob sich nicht bloß unter den Gebildeten ein lauter Sturm der Entrüstung, die in Spott und Satire sich Luft machte, sondern auch die Großen in Staat und Kirche, Fürsten und Bischöfe, ja selbst Kaiser und Papst beeiferten sich, ihre Theilnahme für Reuchlin zu bekunden. Aus Mainz mußte Hoogstraaten unter dem Gelächter des Volkes unverrichteter Dinge wieder abziehen, und das geistliche Gericht zu Speier verurtheilte ihn gar zu ewigem Stillschweigen und zur Bezahlung der Kosten. Damit gaben sich aber die Dominicaner nicht zufrieden; sie erwirkten in der That an vier Universitäten (Paris, Löwen, Mainz und Erfurt) die

Verbrennung des Augenspiegels, ja sie drohten sogar dem Papste mit einer allgemeinen Kirchenversammlung. Hoogstraten selbst reiste mit vielem Gelde nach Rom. Der Proceß zog sich schon in die Länge; da sprach der Ritter Franz von Sickingen auch in dieser Sache das letzte Wort. Die Dominicaner, die Kaiser und Papst Trotz boten, wurden durch einen Brief dieses Ritters so in Schrecken gesetzt, daß sie dem Reuchlin die Proceßkosten alsbald erstatteten und sich verpflichteten, auf die definitive Niederschlagung des Processes beim Papste nun selbst anzutragen, was bald nachher, im Frühjahr 1520, unter ehrenvoller Erwähnung Reuchlin's auch wirklich von ihnen geschehen ist.

Reuchlin selbst starb bald nachher, im Jahre 1523; erschöpft durch die Arbeit seines langen Lebens und durch die Widerwärtigkeiten und Stürme seiner Heimath, hat er an dem größeren Kampfe, dessen Beginn er noch erlebte, keinen Antheil genommen; aber er hatte den Kampf eingeleitet, den ersten Sieg davon getragen; die neue Richtung lernte hier ihr Macht kennen und der Name „Reuchlinist" wurde seitdem Parteiname und Erkennungszeichen aller Aufgeklärten.

Ein Gelehrter von ganz anderer Art, aber von nicht geringerem Einfluß als Reuchlin war Desiderius Erasmus (Gerhard Gerhardson) aus Rotterdam, geb. 1467. Ein glänzendes formales Talent, in welchem sich die Richtung und der Geist der gebildeten Welt so vollkommen spiegelte, daß er ihr verhätschelter Liebling wurde. Seine Wirksamkeit war nicht so tief und nachhaltig, als die des Reuchlin, aber desto ausgebreiteter, denn in seinen Schriften war nicht der schwere Inhalt, sondern die leichte und angenehme Form die Hauptsache, sowie der feine spöttische Geist, der sie durchdrang. Im Hasse gegen das Mönchthum, welchem er seine uneheliche Geburt zu verdanken hatte, — denn der Vater war einst durch Lügen und Ränke von der Mutter gerissen und zum Mönch gemacht worden — war Erasmus geboren und erzogen und dann durch ungetreue Vormünder ebenfalls zum Klosterleben genöthigt worden. Lange hatte er widerstrebt; aber seine Willenskraft reichte nicht aus, und so ward er endlich, Haß und Verachtung gegen die Mönche im Herzen, dennoch ein Mönch. Bis zum 24. Lebensjahre blieb er im Kloster. Da verschaffte ihm der Bischof von Cambrai eine freiere Stellung und er reiste später nach Art der Gelehrten

zu seiner Ausbildung umher. In Paris trieb er scholastische Theologie in einem Collegium der Sorbonne, wo, wie er selbst berichtet, „so viel kaniger Wein getrunken, so viele faule Eier gegessen werden mußten, und so viel Theologie getrieben wurde, daß die Wände davon schwitzten." Er brachte nichts heraus „als einen Körper voller ungesunder Säfte, und eine Menge Ungeziefer." Durch den Unterricht, den er reichen Engländern gab, kam er in gute Verhältnisse und glänzende Verbindungen. Er gab sich jetzt ganz einem freien Literatenleben hin und wurde bald der beliebteste Schriftsteller von Europa. An allen Höfen buhlte man um seine Freundschaft; doch er sehnte sich nach Ruhe; im Besitze von Ehren und Pensionen schlug er endlich seinen Sitz in Basel auf. Die Widerwärtigkeiten der Jugend, in denen starke Naturen stärker werden, hatten beim Erasmus die umgekehrte Wirkung; aus dem schwächlichen Knaben ward ein furchtsamer Jüngling und ein ängstlicher Mann. Sein großes Talent konnte zwar nicht unterdrückt werden; aber es ward zurückgedrängt und verbittert und wandte sich dem feinen Spotte und der Ironie zu. Durch diese Waffen ward Erasmus der furchtbarste Gegner der Kirche. Trost und Genuß hatte er seit früher Jugend nur bei den Büchern gefunden; das frische Leben, welches den Menschen erfreut und erhebt, blieb ihm fremd. Die großen Spötter der Heiden, Lucian, Horaz, Terenz, waren sein liebster Umgang, den Horaz kannte er schon als Knabe auswendig. Der Ruhm und das Geld machten ihn eitel und selbstsüchtig; ein ruhiges behagliches Leben zwischen den Büchern ging ihm über Alles und um dasselbe nicht zu gefährden, ging er jedem Kampfe scheu aus dem Wege. Er war ein ächter Repräsentant jener vornehmen Aufklärung, deren Merkmal im Mangel an Character, an Herz und Leidenschaft besteht, doch verließ ihn dabei niemals der Drang, die Welt aufzuklären, ja er hatte eine gewisse Begeisterung für die Wissenschaft und für das Christenthum. Er hatte auch an der Bibel und den Kirchenvätern Geschmack gefunden und machte es sich zur Aufgabe, das Publicum auch hierüber zu unterrichten. Durch Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe wurde er dem Klerus ebenso gefährlich, als durch seine satirischen Schriften. Diese letzteren, vor allen das „Lob der Narrheit" und die „Colloquia" wurden bald nächst der Bibel die

gelesensten Bücher in ganz Europa; es sind leichte und witzelnde, im zierlichsten Latein abgefaßte Zeitbetrachtungen, wie sie die vornehme Welt liebte. Das bei weitem verdienstvollste Werk seines Lebens war die in Basel besorgte Ausgabe des griechischen neuen Testamentes mit einer lateinischen Uebersetzung. Aber auch bei diesen ernsteren Schriften war gründliche Forschung, angestrengtes Nachdenken und tiefes Erfassen seine Sache nicht; ihm war das Evangelium mehr eine Verstandes- als eine Herzensangelegenheit, und er selbst zog für sich keinen anderen Gewinn daraus, als jenen nüchternen Verstandesglauben, welchem die Kraft und Freudigkeit einer sichern, tief empfundenen Ueberzeugung fehlte. Und so lehrte er zwar seinen Zeitgenossen die moralischen Vorschriften des Christenthums und zeigte, wie weit die Kirche sich davon entfernt habe. Aber diese Moral kam nicht aus der Tiefe eines gläubigen Herzens, daher fehlte es ihm selbst an moralischer Kraft und Wirksamkeit. Mit Einem Worte, Erasmus war ein großer Aufklärer, aber kein Mann der Wiedergeburt und des ernsten Kampfes. Schon bei dem Angriffe der Dominicaner auf Reuchlin ward es ihm bange; da zeigte sich schon seine Charakterschwäche; schon hier wollte er es mit keiner Partei verderben!

Welch ein anderer Mann war Ulrich v. Hutten! ein Schriftsteller, der mit Erasmus zwar das classische Latein, den beißenden Spott und den grenzenlosen Haß gegen die Mönche, sonst aber nichts gemein hatte. Sein ganzes Leben, vom Knabenalter an, war ununterbrochener Kampf, ruhelose Leidenschaft. Einem der ältesten freiherrlichen Geschlechter Frankens entsprossen (er wurde 1488 zu Steckelberg geboren), brachte er den unbändigen Trutz eines fränkischen Ritters mit auf die Welt. Die Familie hatte ihn zu geistlichen Würden bestimmt, doch er entlief schon als Knabe dem Kloster und trieb sich abenteuernd in der Welt umher, besuchte die hohen Schulen in Deutschland und Italien und schloß sich mit Begeisterung den Männern der neuen Richtung an, in denen er vor Allem Mitstreiter gegen die Finsterniß und Knechtschaft erblickte. Denn nicht um die Gelehrsamkeit und Bildung als solche war es ihm zu thun, sondern um den Kampf gegen alles Schlechte und Verkehrte. Wie seine Standesgenossen in Franken lag er mit der Welt in beständiger Fehde; unter unzähligen Anfechtun-

gen, mitunter im elendesten Aufzuge, darbend und bettelnd, mit Wunden und Schwären bedeckt, von einer schrecklichen Krankheit entstellt, so zog er umher und verlor doch niemals den Muth, die Schlagfertigkeit, die sprudelnde, alles mit sich fortreißende Kraft des Geistes. Vor Allem hob und adelte ihn eine glühende, schwärmerische Liebe zum Vaterlande. Er war kein literarischer Kosmopolit, wie Erasmus. Und so hatten auch seine meisten literarischen Fehden einen patriotischen Charakter. Seine Schriften sind voller Uebertreibung und Rhetorik, aber doch durchdrungen von einem tiefen Gefühl für Wahrheit und Recht; sein Lebenslauf ist nicht frei von Makel, aber doch immer erfüllt und getragen von hohen Ideen, für die er Alles wagte, und seine ganze Person einsetzte; er war kühn und rücksichtslos im Streite, weltklug war er nur da, wo es galt, für seine Ideen mächtige Anhänger zu gewinnen; ein unermüdlicher Wühler, der aber doch keinen anderen Gedanken und kein anderes Ziel vor Augen hatte, als die Blüthe der Wissenschaften, die Freiheit und Herrlichkeit der deutschen Nation. Die Größe und Unbestimmtheit dieses Zieles war sein Mißgeschick, das aber alle deutsche Patrioten bis auf den heutigen Tag mit ihm theilen. Die Ermordung seines Vetters durch den Herzog von Würtemberg gab ihm zunächst Anlaß, seinem Haß gegen die tyrannischen Fürsten in heftigen Schriften Luft zu machen. In diese Zeit fiel auch der Kampf Reuchlin's mit den Dominicanern, an welchem sich Hutten mit Feuereifer betheiligte. Die damals entstandenen „Briefe der Dunkelmänner," welche aller Wahrscheinlichkeit nach Hutten zum größten Theile selbst geschrieben hat, enthielten den vernichtendsten Spott, der je geschrieben worden ist. Die verderbte Geistlichkeit wurde darin dem unauslöschlichen Gelächter der Mit- und Nachwelt überliefert. Da unterhalten sich die Mönche in fingirten Briefen an einen Kölnischen Professor in einem furchtbaren Latein mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren gelehrten Streitfragen und dergleichen und bringen hierbei ihre ganze Unzucht, Unwissenheit und Arroganz, ihren ganzen Zorn auf Reuchlin und die Secte der Poeten mit lächerlichem Eifer zu Papier. Die gröbsten und schmutzigsten Dinge wurden da den angeblichen Briefschreibern in den Mund gelegt und dennoch war die innere Wahrheit dieser Briefe leider so gewiß, daß sie von vielen Mönchen selbst für

6*

ächt gehalten und verbreitet wurden! Die Kölner Dominicaner freilich wußten es besser, sie setzten in Rom das Verbot der Briefe durch, die aber nur um so begieriger gelesen wurden und eine Menge von Nachahmungen hervor riefen.

Der Kampf gegen die Dunkelmänner konnte aber einem Hutten nicht genügen, er zielte noch viel höher und griff jetzt dem Papste selbst an die Krone. In Italien hatte er das Treiben des römischen Hofes in der Nähe gesehen; der Hochmuth, womit diese Italiener auf unser Deutschland, als auf eine auszubeutende Domäne herabblickten, hatte ihn tief empört und er machte seinem Unwillen schon damals in Epigrammen auf Julius II. Luft. Da fiel ihm kurz vor seiner zweiten Heimkehr aus Italien zu Bologna ein verbotenes und verschollenes Buch, die Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins in die Hände. Diese Schrift gab Hutten jetzt neu heraus und widmete sie sogar mit kecker Schlauheit dem Papste Leo X. In der Vorrede nennt er unter Anderem alle die Päpste, welche weltliche Güter und Herrschaft erworben, Räuber, nimmt aber natürlich Leo X. aus, dadurch gewann er diesen eitlen Papst für die ungehinderte Verbreitung eines Buches, welches der verweltlichten Kirche aufs Neue die Axt an die Wurzel legte.

Aber alle die glänzenden Talente, Reden und Schriften des Hutten, des Erasmus, des Reuchlin und so vieler Anderen würden doch nicht ausgereicht haben, um eine tiefe und dauernde Umgestaltung, eine geistige und sittliche Wiedergeburt der Nation, eine gründliche Reform der Kirche hervorzubringen. Hätte dies blos von solchen Kräften abgehangen, dann hätte ja die Reformation der Kirche, die von so vielen geistvollen und gelehrten Männern auf den größten Concilien versucht worden war, wohl schon längst gelingen müssen. Aber gerade da hatte sich ja gezeigt, daß die Bildung der Gelehrten zu solchen Zwecken nicht ausreichte, daß es dazu vielmehr der religiösen Hingebung und Begeisterung des ganzen Volkes bedurfte. Wohl hatte es auch an Beispielen solcher Volkserhebungen, hervorgerufen durch Märtyrer des Glaubens, schon den früheren Zeiten nicht gefehlt, aber diese Erhebungen hatten mit der gelehrten Bildung ihrer Zeit noch im

Widerspruch gestanden oder waren von ihr treulos und feige verlassen und wieder unterdrückt worden. Unzählige ausgebrannte Scheiterhaufen, ganze verwüstete Länder legten von diesem mißlungenen Bestreben Zeugniß ab. Erst das deutsche Volk war berufen, das, was andere Völker vor ihm vergebens versucht hatten, in sich zu zeitigen, und endlich zur Reife zu bringen. Und was einst die Märtyrer des Glaubens ahnungsvoll empfunden und vorher verkündigt hatten, das geschah jetzt. Es erhoben sich aus dem deutschen Volke Männer, welche, ausgerüstet mit der ganzen Geistesbildung ihrer Zeit, zugleich die Gabe hatten, auf welche zuletzt Alles ankommt, die Gabe, von ihrem Volke verstanden zu werden, dessen innerste Gedanken auszusprechen und es mit der Kraft ihres eigenen Geistes zu erfüllen.

An den Grenzen Deutschlands, unfern der slavischen Marken und am Fuße der hohen Alpen, wo kernige Volksstämme deutsche Kraft und deutsche Sitte im Kampfe gegen Fremdes seit Jahrhunderten bewährten, wurden fast zu gleicher Zeit die beiden Männer geboren, welche vor Allen für diese große Aufgabe bestimmt waren: Martin Luther und Huldrich Zwingli.

Martin Luther, geboren zu Eisleben am 10. Novbr. 1483, gehörte einem freien Bauerngeschlechte an, das sich von den Abhängen des Thüringer Waldes bis zum Harze verbreitete. Sein Vater Hans Luther war aus Möhra, einem Dorfe im jetzigen Herzogthum Sachsen-Meiningen, ging aber in den Bürgerstand über, und ließ sich als Bergmann erst in Eisleben, dann in Mansfeld am Harze nieder, wo er als ein unternehmender, tüchtiger und rechtschaffener Mann sich ein Besitzthum erwarb und in den Rath gewählt wurde. Er heirathete eine Bürgerstochter, Margarethe Lindemann aus Eisenach, welche ihm den Martin Luther gebar. Sie war eine sehr fromme und gläubige Frau, der Vater war hart und streng. Die oft allzuharte Zucht machte den lebhaften Knaben schon frühe, „gar schüchtern" und in sich gekehrt. Die Eltern schickten ihn, da er gute Gaben verrieth, erst nach Eisenach, dann nach Magdeburg zur Schule, konnten ihn aber nur wenig unterstützen. Da hatte er mit bitterer Noth zu kämpfen und mußte nach damaliger Sitte sein Brot vor den Thüren ersingen. Einst war er vor drei Thüren abgewiesen, aber sein lautes und herz-

liches Singen, sein inbrünstiges Gebet rührte eine wohlhabende Bürgersfrau, Ursula Cotta, sie nahm ihn zu sich. Hier in einem freundlichen und gebildeten Kreise unter edler Frauenobhut thaute sein junges Leben auf und fröhlich entfalteten sich die reichen Gaben seines Geistes; er lernte in diesem Hause edle Sitte, die hohe Verehrung vor den Frauen, und die Liebe zur „Frau Musika", die ihn tröstend und erquickend durchs Leben begleitete.

So ausgerüstet bezog er die Universität zu Erfurt und verlebte hier (von 1501 — 1505) eine fröhliche Studentenzeit. Aber nicht in dem rohen Treiben, das unter den meisten Studirenden herrschte; seine Zeit war zwischen dem eifrigen Studium der Classiker (den Livius, Virgil, Terenz, Plautus, Cicero u. A. lernte er fast auswendig), der Scholastiker und Kanonisten, sowie zwischen Musik und gymnastischen Uebungen, und dem Verkehr mit gleichgestimmten Jünglingen, einem Lang, Spalatin u. a. m. getheilt. Er erlangte bald akademische Grade und erregte große Hoffnungen und den Stolz des Vaters, der ihn jetzt reichlicher unterstützen konnte und zur juristischen Laufbahn bestimmte. Da brach er plötzlich diese ganze vielversprechende Entwicklung ab und wurde ein Mönch. Der Trübsinn seines Knabenalters war mit verstärkter Gewalt zurückgekehrt und wurde durch verschiedene Begebnisse, durch eine schwere Krankheit, durch den plötzlichen Tod eines geliebten Freundes, durch eine Pest, welche Erfurt verödete, durch ein furchtbares Gewitter, das ihn auf dem Spaziergange überraschte und neben ihm einschlug, gesteigert. Bei dieser Gelegenheit gelobte er „mit Schrecken und Angst des Todes" der heiligen Anna, ein Mönch zu werden. Es ging überhaupt in jener Zeit eine Unruhe und Sehnsucht durch die Menschen, von welcher Luthers reizbare und überschwengliche Natur wunderbar ergriffen wurde. Man weiß nicht, daß er irgend eine arge Sünde begangen hätte, oder gottlos gewesen wäre, im Gegentheil, auch in seiner fröhlichsten Zeit war er ein gar frommer Studiosus, der sein Studiren täglich mit Gebet und Kirchengang anfing, gleichwohl überkam ihn jetzt ein überwältigendes Gefühl seiner Sündhaftigkeit. Die bloßen Regungen seiner sinnlich kräftigen Natur hielt er schon für Sünde. Als ob die ganze Sündenlast seiner Zeitgenossen auf ihn gefallen wäre, so empfand er eine namenlose Angst

vor dem Zorn Gottes und den schrecklichen Strafen des Gerichtes. Es scheint gewiß, daß die Erfurter Augustiner diese Stimmung in ihm genährt und sich endlich des hoffnungsvollen jungen Gelehrten bemächtigt haben. Er sagt, sie hätten ihn „der Fabeln so voll geschüttet, daß er von reiner Lehre nichts sah noch hörte" und „mit verdüsterten Sinnen" daherging. Auch waren die Studien der Universität bei dem elenden Zustande der Wissenschaft nicht geeignet, sein Gemüth zu befriedigen und zu erheitern. Vergebens mahnten seine Freunde ab; nur der Gedanke an den Schmerz des Vaters hielt ihn zurück; aber die Mönche belehrten ihn aus dem heiligen Hieronymus: „man solle Vater und Mutter nicht achten und zum Kreuze kriechen". Daher beschloß er das Vorhaben den Eltern ganz zu verheimlichen. Noch einmal versammelte er dann seine liebsten Freunde um sich zu einem Mahl, zu Saitenspiel und Gesang; noch einmal wollte er sich des Lebens freuen und dann der Welt absterben. Noch in derselben Nacht ging er ins Kloster. Merkwürdig! in demselben Jahre, da Hutten dem Kloster entsprang, lief Luther hinein.

Doch nicht bloß aus Zerknirschung geschah es; ihn trieb zugleich der himmelstürmende Drang seines Gemüthes. Denn man hatte ihn gelehrt, daß Christus durch möndhische Werke gewonnen werde; etwa wie die alten Römer einst ihre Götter zwangen, so wähnte der mönchische Sinn durch eifrigen Formeldienst den lieben Gott zu zwingen. „Wußte nicht anders, ich müßte es mit meinen Werken ausrichten, daß ich der Sünde und des Todes los würde. Ward derohalb ein Mönch und ließ mirs blutsauer werden." Mit Feuereifer gab er sich diesem Wahne hin und that mit Ueberspannung seiner Kräfte noch weit mehr, als ihm auferlegt wurde. Und das war nicht wenig. Als sie ihn erst hatten, behandelten ihn die älteren Mönche mit empörender Härte. Sie überhäuften ihn mit den niedrigsten und schmutzigsten Verrichtungen (Reinigung des Abtritts u. s. w.), so daß sich die Universität endlich hineinmischte und ihren Docenten wenigstens vom Aergsten befreite. Diese Augustiner gehörten zwar zu den besseren Klosterpfaffen, waren aber immer noch schrecklich roh und gemein. Sie waren zwar stolz genug auf berühmte Mitglieder, mochten aber doch nicht leiden, wenn ein jüngerer Bruder sie geistig überragte.

Ueberhaupt wie wenig entsprach doch das wirkliche Klosterleben Luther's jugendlichen Träumen! Es sah von Außen so heilig aus, aber im Inneren unersättliche Habgier, wüthender Haß und Neid, furchtbare Unzucht und Völlerei. Auf einen Fasttag kamen drei Freß- und Sauftage. „Da gingen die armen Brüder einher wie die feurigen Engel." Doch alles dieses machte ihn nicht irre: ohne Murren leistete er den strengsten Gehorsam, quälte sich dabei mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren und zermarterte seinen Leib so sehr, daß er sichtlich dahinschwand. „Ist je ein Münch gen Himmel kommen durch Müncherei, so wollt ich auch hineinkommen sein," pflegte er nachmals oft zu sagen.

Aber statt durch solchen knechtischen Dienst sich dem Heiland zu nähern, fühlte er ihn immer weiter von sich weichen. Seine Angst vor der Sünde ward immer größer. Schreckliche Vorstellungen quälten ihn Tag und Nacht. „Denn ich glaubte nicht an Christum, sondern hielt ihn nicht anders denn für einen schrecklichen Richter, wie man ihn malte auf dem Regenbogen sitzend." „— — Mein Leben hatte vor der Leute Augen einen großen Schein; doch vor meinen eigenen Augen nicht; denn ich hatte einen zerbrochenen Geist und war immer betrübt." Mit eingefallenen Wangen, hohläugig, matt und zerschlagen schlich er einher und glaubte sein Sterbestündlein nahe. An den Klosterbrüdern fand er keinen Halt. Das waren „Leute, die niemals ihr Leben lang keine rechte geistliche Anfechtung gehabt hatten." Sie hielten ihn für halbverrückt; Etliche meinten, er sei epileptisch. Er suchte sein Heil in einer Bibel, die er unter den Klosterbüchern fand. Er lernte sie fast auswendig und sann über den Sinn der durch eine schlechte Uebersetzung und scholastische Commentare entstellten Textesworte nach. Am meisten beschäftigte ihn das Wort des Propheten: „Ich will nicht den Tod des Sünders," das er freilich mit den Androhungen des göttlichen Strafgerichts, die er an vielen anderen Stellen fand, nicht zu vereinigen wußte, so daß auch das Studium der Bibel seine Bedrängnisse und Zweifel eher vermehrte als verminderte.

Die Priesterweihe, die er im Frühling 1507 empfangen, erfüllte ihn um ihrer Heiligkeit willen mit neuen Sorgen, nur mit Angst und Zittern las er die Messe und „opferte den lebendigen Gott." Diese

„ruchlose Opferung," die er fünfzehn Jahre getrieben, hielt er nachher für seine größte Sünde. Aber damals schalt er sich einen argen Sünder, wenn er nicht täglich eine Messe gelesen. „Hatte mir ein und zwanzig Heilige erwählt, las jeden Tag Messe und rief dabei immer drei derselben an, so daß ich die Woche herum kam."

Zu seinem Glücke wurde er diesem Elend nun bald entrissen. Der Generalvikar der Augustiner, Johann von Staupitz, ein Mann von Geist und edler Bildung, erkannte Luther's Gaben und sah, „daß Gott große Dinge mit ihm vorhabe." Er nahm sich liebreich des gequälten Mönches an und verwies ihn auf das Studium der deutschen Mystiker, namentlich des Tauler und des Suso, welche schon vor fast zweihundert Jahren gegen die herzlose Orthodoxie und Verstandestheologie der Kirche angekämpft und eine reinere, freiere Gottesverehrung, eine Theologie des Herzens gelehrt hatten. Ihnen war Christus der liebende Erbarmer, nicht der gestrenge Richter; sie lehrten, daß nicht theologische Gesetze, nicht die Weisheit der Priester und Schulgelehrten, sondern der kindliche Glaube an Gott gerecht, tugendhaft und glücklich mache. Nun lernte Luther die Schrift schon besser verstehen. Auch richtete ihn einst ein Klosterbruder, dem er beichtete, durch „ein groß und herrlich Wort" auf. Der sagte ihm, „Du bist ein Thor, Gott zürnt nicht mit dir, du zürnst mit ihm." Da fiel es ihm „wie Schuppen von den Augen" und er faßte das Wort des Propheten „der Gerechte lebt seines Glaubens." Dieser Satz wurde der Kern und Mittelpunkt seines ganzen Lebens. Mit demselben Feuereifer, womit er früher die Kirchenlehre zu ergründen gesucht, versenkte er sich nun in die von der Kirche mißachteten Schriften, welche die Verderbniß des natürlichen Menschen und die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben lehrten, vor Allen in die Schriften des Apostels Paulus und des Kirchenvaters Augustin, als ihn seine durch Staupitz vermittelte Anstellung an der Universität Wittenberg im Jahre 1508 zur Lehrthätigkeit berief.

Und hier sah er sich zuerst in das erwachende Geistesleben der Nation versetzt; ja er mußte selbst thätig Theil nehmen; zwar seine Vorlesungen über Aristotelische Dialektik und Physik machten ihm keine Freude, desto eifriger widmete er sich den Vorträgen über die

Bibel und der Predigt, zu der er sich auf Staupitz' Zureden nicht ohne große Bangigkeit verstand. Noch unvollkommen waren diese ersten Anläufe; nur langsam und mühevoll rang sich der Geist aus der Schulweisheit heraus; aber doch erregte er sogleich großes Aufsehen, weil er „die Scribenten (der Schulweisheit) aus den Augen stellte und die Bibel bloß aus der Bibel erklärte," die Studenten liefen in sein Collegium, sie hatten noch keinen gehört, der ihnen die Sache so herzlich gemacht und jedes „lateinische Wort so tapfer verdeutscht hätte." Die Professoren hörten dem jüngern Collegen neidlos und freudig zu. Denn es wehte auf dieser jungen Hochschule der freie und lernbegierige Geist des Humanismus. „Der Münch," pflegte Pollich zu sagen, „hat tiefe Augen und wunderbare Phantasien; er wird alle Doctores irre machen, eine neue Lehre aufbringen, und die ganze römische Kirche reformiren."

Bei alledem setzte Luther die Erfüllung seiner Klostergelübde auch zu Wittenberg mit großer Anstrengung fort. Denn er hatte sich noch in keiner Weise von der Kirche losgemacht und war nicht der Mann, seine Eide leichtsinnig zu brechen. Um ein Gelübde zu erfüllen, unternahm er sogar (mit Aufträgen seines Ordens) im Jahre 1510 eine Wallfahrt nach Rom. Er durchwanderte Deutschland und Italien, übernachtete in den Klöstern und lernte die schlimmen Klosterzustände in der Nähe und Ferne aus eigener Anschauung kennen. Mit Schauern der Ehrfurcht nahte er sich endlich der heiligen Stadt. Bei ihrem Anblick fiel er zur Erde nieder und schwelgte in der Verehrung der dort angehäuften Heiligthümer. „Da ich auch so ein toller Heiliger war, lief ich durch alle Kirchen und Klüfte, gläubte Alles, was daselbst erlogen und erstunken ist." Der Mönchsgeist kam abermals mit Gewalt über ihn. Auf den Knieen rutschte er die hohe Treppe zu St. Peters Dom hinauf, um den großen Ablaß damit zu verdienen. Doch da er dies that, ward ihm zu Muthe, als ob eine Donnerstimme gerufen hätte: „der Gerechte lebt seines Glaubens."

Es erging ihm nun, wie so vielen Deutschen, die einfältigen Herzens nach Rom zogen, er ward furchtbar enttäuscht. Statt der heiligen Priester fand er „Meßpfaffen, grobe, ungelehrte Esel." Er hatte Rom für den „Brunnquell der Gerechtigkeit" gehalten; „aber ich sahe,

daß Rom ein Hurenhaus war.“ In seinen Schriften finden sich grauenhafte Schilderungen von der Unzucht der hohen und niedern Priester, die er dort zu seinem Entsetzen gewahrte. Der Gottesdienst ward handwerksmäßig verrichtet, mit der Messe trieben die Meßpfaffen Hohn und Spott und rissen lateinische Zoten dazu; sie lachten ihn aus, als er sich andächtig zeigte u. s. w. Er sah wie man das Volk mit falschen Reliquien betrog, z. B. hölzerne und bemalte Köpfe für die Häupter St. Petri und St. Pauli ausgab. Er hörte wie man sich in Rom lustig machte über die „ehrlichen, leichtgläubigen deutschen Bestien.“ Man müsse, hieß es, diesen deutschen Narren das Geld ablecken, wie man könne. Von den Kardinälen selbst sagten Etliche, „es sei unmöglich, daß es so sollt länger gehn, es müsse brechen.“ Frei auf den Gassen hörte er sagen, wenn eine Hölle sei, so stehe Rom darauf. Von Zucht und Ordnung, wie sie in den deutschen Städten und im Lande Sachsen herrschte, war in Rom keine Spur. Wegen des Raubgesindels konnte er nur mit Lebensgefahr die Stadt durchpilgern.

Mit diesen Beobachtungen bereichert kehrte er wieder heim. Nicht hunderttausend Gulden hätte er dafür genommen, daß er nicht Rom gesehen. Mancher Andere hätte schon jetzt nicht blos der Stadt, sondern dem Papstthum den Rücken gekehrt, wie es z. B. Hutten that. Aber Luther war eine sächsische zähe Natur, die sich nur langsam vom Bestehenden trennte; er brauchte viele Jahre, um die römischen Eindrücke in sich zu verarbeiten. Nicht das jetzt entartete Rom, aber das frühere, wie es von der Kirchenlehre dargestellt wurde, war ihm noch immer heilig. Seine Thätigkeit in den nächsten Jahren liegt im Dunkel, er widmete sich mit Eifer dem Lehr- und Predigtamt und wurde im October 1512 Doctor der heil. Schrift. Lange sträubte sich seine mönchische Demuth gegen so hohe Ehre, aber Staupitz redete ihm zu. „Es läßt sich ansehen, unser Herrgott werde bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, da wird er viele junge und arbeitsame Doctores haben müssen.“ Die biblische Doctorwürde ward für Luther sehr wichtig, denn er hielt sich fortan durch seinen Doctoreid für berechtigt und verpflichtet, die heilige Schrift gegen Jedermann zu vertheidigen. Er ließ immer mehr die Schulweisheit fahren und legte sich ganz auf seine „allerliebste heilige Schrift.“ Mit

Begeisterung las er vor einem großen Zuhörerkreis über den Römerbrief und die Psalmen, und erklärte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium. Schon jetzt erfüllte sich Pollich's Prophezeiung; Luther brachte eine neue Theologie, die Schrifttheologie in Wittenberg zur Geltung. Er riß fast die ganze Universität und Bürgerschaft mit sich fort. Sein Name wurde schon in weiteren Kreisen bekannt, Pirkheimer führt ihn unter den theologischen Koryphäen einer neuen Geistesrichtung auf. Mit den namhaften Humanisten, mit Erasmus trat er in Briefwechsel, und wenn ihm auch deren Verhältniß zur Theologie wenig behagte, ihre Verdienste um die Bibelsprachen erfüllten ihn mit dankbarer Verehrung. Schon erhoben sich auch die Scholastiker und Ketzerriecher in Leipzig gegen die Wittenberger Ketzerei und der gewaltige Kampf zwischen Schrifttheologie und Kirchentheologie wäre vielleicht schon jetzt zum Ausbruch gekommen, wenn nicht die Reuchlinisten-Fehde dazwischen getreten wäre. An diesem hochwichtigen Streit nahm Luther einigen Antheil und schloß den Reuchlin, den er seinen hochverehrten Lehrer nannte, in sein Gebet ein. In Reuchlin's Sache sah er auch die eigne Sache bedroht. Als ihn sein Kurfürst zum Gutachten veranlaßte, sprach er sich energisch gegen die Kölner und für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aus. „Da Reuchlin keine Glaubensartikel, sondern nur wissenschaftliche Meinungen aufgestellt und sich dabei gegen Ketzerei selbst verwahrt habe, so müsse man seinen Glauben für rein und lauter halten und wenn er auch in seinem Gutachten alle Ketzereien zusammengehäuft hätte — sonst stehe zu fürchten, daß die Kölnischen Ketzerrichter noch anfingen Kameele zu verschlucken und Mücken zu seigen."

Luther war bereits zu solchem Ansehen gelangt, daß ihm, dem erst 31jährigen Manne, bei einer mehrjährigen Abwesenheit des Generalvicars von Staupitz das Ordensvicariat für Sachsen und Thüringen übertragen wurde. Hier hatte er Gelegenheit, bei den Visitationen der ihm untergebenen Klöster seine geistlichen Regententugenden, Milde und Kraft, zu entfalten, aber auch von diesem Standpunkt aus die Entartung der Kirche zu beobachten. Mit flammendem Zorne redete er in seinen Briefen von dem was er sah, aber da er doch zur Zeit nichts bessern konnte, hielt er noch an sich, das Herz war ihm „voller

als die Zunge sagt." Da, als er eben in Grimma visitirte, trieb in dem nahen Wurzen der Ablaßcommissarius Tetzel sein lästerliches Wesen, die Nachrichten, die Luther darüber erhielt, besonders Tetzels Lieblings-Spruch: „sowie das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt," empörten ihn aufs Aeußerste. „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!" rief er aus; er faßte den Entschluß, sich wider den Ablaßunfug zu erheben.

Das war jedoch ein Unternehmen, gegen welches sich schwere Bedenken erhoben. Denn wer den Ablaß angriff, der griff nicht bloß den Papst und die vielen großen Herren an, die dabei betheiligt waren, sondern auch den großen Haufen, welcher diesem bequemen Entsündigungsmittel nachlief. Ging doch der Tetzelsche Unfug von demselben kurmainzischen Hofe aus, welcher zugleich ein Hauptsitz der Aufklärung war und an welchem Hutten bald nachher Schutz und Förderung fand. Ja Luthers eigner Landesherr hatte dem Tetzel nur deßhalb seine Lande verschlossen, weil dessen Ablaßgeschäft den an die Wittenberger Reliquien geknüpften Indulgenzen Abbruch that und weil das Geld im Lande bleiben sollte! Luther sah, daß der Ablaß mit dem ganzen Sittenzustande und mit dem ganzen kirchlichen System zusammenhing. Er legte deßhalb die Feder, die er zu Grimma gegen Tetzel ergriffen, wieder hin. Aber es ließ ihm keine Ruhe mehr. Mitten zwischen seinen mannigfachen Amtsgeschäften hielt er jetzt unablässig — seit seiner 1516 erfolgten Berufung an die Wittenberger Stadtkirche fast täglich — Predigten und sonstige populäre Lehrvorträge. Eine als Instruction für den Abgeordneten zum lateranensischen Concil von ihm ausgearbeitete Rede fordert von den Priestern, daß sie alle menschliche Lehre fahren lassen und das reine Evangelium treiben sollen. Er fühlte, daß mit äußerlichem Reformiren nichts gethan sei und faßte sogleich den innersten Kern der Sache, die Lehre der Kirche, ins Auge. „Andere haben nur das Leben angegriffen. Aber von der Lehre handeln und dieselbe angreifen, das heißt der Gans an den Kragen gegriffen." Und so predigte er zunächst dem Volk zu Wittenberg von der Ueberflüssigkeit und Schädlichkeit des Ablasses und griff überhaupt alle sogenannten „guten Werke," auch den Heiligen- und Reliquiendienst, ja das ganze verderbte Kirchenwesen, selbst das Papstthum, an.

Schon hatte er in diesen Volkspredigten innerlich mit der Kirche gebrochen; schon war er und mit ihm fast ganz Wittenberg von Reformationsideen erfüllt. Seine Schriften und Predigten gewannen durch die Presse auch außerhalb Wittenbergs Verbreitung und erlebten bald viele Auflagen. Mit diesen Erfolgen wuchs Luther's Eifer und Kampfeslust. Es fehlte nur noch die Gelegenheit zum Ausbruche.

Und diese erfolgte, als im October 1517 Tetzel in Jüterbock, nahe an der Grenze der ihm verschlossenen Kursächsischen Lande, nur vier Meilen von Wittenberg, seine Ablaßbude aufschlug und hier seiner Wuth gegen Luther, welcher unter allen Doctoren es allein gewagt hatte, ihm durch seine Predigten die Kundschaft zu schmälern, durch Schimpfen und Drohungen von der Kanzel Luft machte und dabei durch gesteigerte Frechheit in Anpreisung seiner Waare dem Volke zu imponiren suchte. Luther sah jetzt den Gräuel und dessen Folgen an seinen Beichtkindern mit eignen Augen. Er hörte von den furchtbaren Zoten auf die Mutter Gottes, die Tetzel seinem Publikum zum Besten gab, er las dessen Anweisung und Taxzettel, den niedrigeren Preiscourant für die Seelen im Fegefeuer, den höheren für die lebendigen Seelen, die mäßigen Taxen für Eltern- und Geschwistermord, die hohen Taxen für Kirchenraub u. s. w. Er wandte sich mit dringenden Vorstellungen an die Bischöfe von Brandenburg, Meißen, Merseburg, Naumburg und an den Erzbischof selbst. Er bat, der ungeheuern Schändlichkeit Einhalt zu thun, sonst werde er vor den Augen der ganzen Kirche den Tetzel und dessen Helfer angreifen. Aber unter jenen vornehmen Herren war keiner, der „der Katze die Schellen anbinden" wollte. Etliche antworteten ihm gar nicht, die Anderen erwiederten ihm, das seien päpstliche Sachen, dawider könne man nichts thun. Indeß wurde Tetzel immer frecher, suchte das Volk gegen Luther aufzuhetzen und ließ als Ketzermeister auf dem Marktplatze zu Jüterbock Scheiterhaufen anzünden. Nun „da alle Bischöfe und Doctoren stille schwiegen" that Luther selbst den kühnen, entscheidenden, welthistorischen Schritt. Am 31. October 1517, am Vorabend vor Allerheiligen, wo sich viel Volk zur Schloßkirche von Wittenberg drängte, um durch Verehrung der dort ausgestellten Reliquien Sündenablaß zu verdienen, ließ er am Hauptportal dieser Schloßkirche zur

öffentlichen Vertheidigung 95 Sätze gegen den Ablaßunfug anschlagen, mit denen die große Reformationsbewegung begann.

Wie das Evangelium, als es der verderbten Welt verkündet ward, beginnen diese Sätze, aus denen Luthers gewaltiger Geist hervorbricht, „wie unter dem Hammerschlag die Funken,“ mit der Lehre von der Buße und Gnade. Er wendet sich dann der Reihe nach gegen alle die falschen Lehren und Vorstellungen der Kirche, deren Mittelpunkt das Ablaßwesen war. Er zeigt, daß Kirchenablaß (welcher nur den Erlaß von Kirchenstrafen aussprechen könne) durchaus kein Sündenablaß sei und somit weder den Todten noch den Lebendigen zur Seligkeit helfe. Er greift nur den betrügerischen Mißbrauch, den „falschen Ablaß,“ nicht den durch die Kirchengesetze erlaubten Ablaß an, im Gegentheil, diesen vertheidigt er in mehreren Thesen; aber diese Vertheidigung war dem Papst viel nachtheiliger, als jeder Angriff, denn sie nahm dem Ablaß Alles das, was die Sünder lockte und den Ablaßhändlern Geld einbrachte. Luther steht in den 95 Sätzen noch ganz auf dem Boden der Kirche und des Papstthums, aber doch nur der Kirche und des Papstthums, wie sie hätten sein sollen, nicht wie sie wirklich waren. Weit entfernt, diese ideale Kirche und dieses ideale Papstthum anzugreifen, tritt er vielmehr mit heiligem Eifer als deren Vertheidiger auf gegen die zum Zerrbilde gewordene wirkliche Kirche seiner Zeit. Dies gab seinen Sätzen eine so furchtbare Ironie, deßhalb wirkten sie wie die vernichtendste Satyre, eine Wirkung, über welche Luther selbst, der nicht im Entferntesten an Verspottung gedacht hatte, am meisten erstaunt war. Aber diese Sätze waren zugleich ein offnes und muthiges Glaubensbekenntniß, sie wurden einer frivolen und verlogenen Zeit als Fehdehandschuh in's Gesicht geschleudert, sie kamen aus der Tiefe eines ehrlichen und ächt religiösen Gemüthes, als ein Nothschrei und Weckeruf des empörten Gewissens der Nation.

Und deßhalb war ihre Wirkung eine so große und gewaltige. „Als hätten die Engel Gottes den Botendienst gethan,“ waren sie schon nach vierzehn Tagen in ganz Deutschland, nach sechs Wochen in ganz Europa bekannt. Sie wurden in fremde Sprachen übersetzt, vier Jahre später fand sie ein Reisender in Jerusalem. Die Jugend und das Alter wurden von diesen Sätzen in gleichem Maße elektrisirt.

Die Wittenberger Studenten verbrannten des Tetzel Ablaßzettel auf einem Scheiterhaufen, als Antwort auf den Scheiterhaufen zu Jüterbock. — „Ho, Ho!“ rief aufjauchzend ein Mönch zu Steinlausitz, in dessen Klostereinsamkeit sie drangen, „der wird's thun; er kommt, er kommt, auf den wir so lange warteten!“ Aber Luther selbst hatte von den Folgen seines Schrittes keine Ahnung. Er hatte sein Gewissen nur beschwichtigen, seinem gepreßten Herzen Luft machen, gegen den Ablaßunfug protestiren wollen. Zwar hatte er in der Erläuterung seiner Thesen zum Schlusse auf die Nothwendigkeit einer umfassenden Reformation hingewiesen; aber daß er selbst hierzu berufen sei, fiel ihm nicht ein. „Das ist kein Werk eines einzigen Menschen,“ hatte er hinzugefügt, „weder des Papstes, noch vieler Cardinäle, wie das letzte Concilium ausgewiesen hat, sondern ein Werk des ganzen Erdkreises, ja Gottes allein.“ Da am Tage der Disputation kein Gegner wider ihn auftrat, so wollte er die Sätze mit seinen Erläuterungen drucken lassen. Aber so weit war er von herausfordernder Reformirlust entfernt, daß er auf die Bitten seiner erschreckten Ordensbrüder und etlicher Bischöfe diese Publication einstweilen unterließ. Ueberhaupt kamen ihm jetzt wieder die furchtsamen und demüthigen Mönchsgedanken, die alten Zweifel an sich selbst; er erschrak vor seiner eigenen Vermessenheit. „In welcher Verzweiflung ich da schwebte, ach davon wissen die sichern Geister wenig.“ Am wenigsten Eindruck machten seine Thesen auf den für theologische Fragen gleichgültigen Papst Leo, welcher gleich anderen Freigeistern darin nur ein elendes Mönchsgezänke zwischen Luther und Tetzel erblickte. Dagegen suchte dessen Magister sacri palatii und Büchercensor, der Dominikaner S y l v e s t e r P r i e r i a s Luthers Thesen als einen Angriff auf den Papst durch Gegenschriften über die Allmacht des Papstes zu entkräften, die aber nach der Gewohnheit dieser päpstlichen Hofscribenten so über alle Maaßen niederträchtig waren — (er behauptete z. B., daß die Autorität des Papstes größer sei, als die der heil. Schrift und daß Luther eben so gern für den Ablaß, als gegen denselben schreiben würde, falls man ihm nur ein fettes Bisthum geben wollte —), daß Luther sie als characteristisch abdrucken und verbreiten ließ und der Papst selbst seinem allzu servilen Vertheidiger Stillschweigen gebot.

Luther schickte jetzt (im Mai 1518) zu seiner Rechtfertigung die Thesen sammt ausführlicher Erläuterung selbst an den Papst, mit einem demüthigen Schreiben, um dieselbe Zeit, wo auch von Hutten die Schrift des Laurentius Valla mit einer ehrerbietigen Zueignung beim Papste einlief. Aber was bei Hutten Hohn und Spott sein mochte, war dem Luther bittrer Ernst; er hielt sich immer noch für einen rechten Papisten und verwahrte sich vor jeder Ketzerei. Er stand noch ganz auf dem Standpuncte des constitutionellen Katholicismus, d. h. er wollte die Person des Papstes so wenig wie dessen Gesetze, sondern nur die schlechten Diener und Werkzeuge desselben angegriffen haben. Ueberdies war er noch befangen von den Vorstellungen, die man sich vom Papste Leo machte und hielt ihn persönlich für schuldlos am Ablaßunfug. Inzwischen hatten sich aber seine Gegner, die Dominicaner und Ketzerrichter in Köln, Leipzig, Frankfurt mit lautem Geschrei gegen ihn erhoben, um ihre in der Reuchlinistenfehde erlittene Niederlage an dem verhaßten Augustiner zu rächen. Sie sprachen von Nichts als Ketzerei und Scheiterhaufen. Vor Allen thätig war Tetzel, welcher in Frankfurt a. O. eilends zum Doctor promovirt wurde und Thesen für den Ablaß anschlagen ließ; sowie der berühmte Doctor Eck (Maier) in Ingolstadt, der gelehrteste und redefertigste Disputator Deutschlands, ein Mann von der lächerlichsten Eitelkeit, welcher große Disputir-Reisen zu machen pflegte und sich rühmte, schon die unerhörtesten Thesen, z. B. daß Blei Gold und daß Löwen Esel seien, siegreich durchgeführt zu haben. Diesen reizte es jetzt, sein Talent gegen den berühmten Wittenberger Professor zu versuchen, den er schon allein dadurch als Ketzer vernichtet zu haben glaubte, daß er die Aehnlichkeit seiner Thesen mit Hussens Lehre nachwies. Etwas Gefährlicheres hätte allerdings kaum vorgebracht werden können und schon erging es Luther wie Reuchlin, man ließ ihn zaghaft im Stich; aber ihm selbst wuchs der Muth mit der Gefahr, gerade sie rüttelte ihn aus seiner Verzagtheit auf; denn nur wo Andere übermüthig wurden, ward er verzagt, wo Andere verzagten, wurde er muthig. Er fühlte sich stark durch Gottes Wort, das ihn zugleich anspornte und verpflichtete und mit Zuversicht erfüllte. Prior und Subprior seines Klosters kamen einst mit Angst und Zittern zu ihm. „Lieben Väter," sagte er da,

„ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen.“ Keinem seiner Gegner blieb er die Antwort schuldig. Da wuchs auch seinen Anhängern der Muth wieder; ja es zeigte sich nun erst, wie groß bereits ihre Anzahl war; es schlossen sich ihm auch viele Augustiner, freilich zum Theil aus Ordensgeist und aus Widerwillen gegen die Dominicaner, an und da er bei einem Ordens-Convente in Heidelberg (im April 1518) seine Thesen dort öffentlich vertheidigte, wurden viele Zuhörer, darunter die nachmals berühmten Reformatoren Bucer, Brenz, Schnepf ganz für seine Lehre gewonnen.

Die religiöse Begeisterung, welche Luther in immer weiteren Kreisen weckte und der Lärmen, den seine Feinde machten, setzten den römischen Hof bald aufs Neue in Bewegung; Luther wurde im August 1518 vor ein Ketzergericht nach Rom geladen. Aber es grauete ihm jetzt vor Rom; er weigerte sich entschieden, der Vorladung zu folgen und rief seinen Landesherrn um Schutz an. Das Verhalten seines edlen Fürsten bei dieser Gelegenheit ist über alles Lob erhaben. Während der frivole und ränkevolle Kaiser Maximilian innerlich einverstanden, ja hoch erfreut über Luther's That, sich heimlich erbot, denselben ausliefern zu lassen, falls ihm der Papst bei der Wahl seines Enkels behülflich sei, war der Kurfürst umgekehrt zwar unzufrieden mit Luther's Beginnen, das seinem milden, vorsichtigen Wesen viel zu kühn schien und ihn überdies an seiner schwachen Seite — dem Wittenberger Ablaß — verletzte; hatte aber dennoch eine zu hohe Achtung vor Luther, vor sich selbst und vor seiner Landesuniversität, um ihn seinen Feinden Preis zu geben. Seine Vorstellungen bewirkten, daß der Papst, der um eines Mönches willen dem mächtigen Reichsfürsten nicht entgegen treten mochte, seinem Legaten zum Reichstage die Sache übertrug. Es war dies jener Cardinal Cajetanus (Thomas de Vio von Gaeta), welcher auf dem Reichstage zu Augsburg durch Anforderung einer Türkensteuer und mehr noch durch sein pomphaftes und hochfahrendes Wesen so großen Unwillen erregte. Er war bekannt als eifriger Dominicaner, Vertheidiger der Scholastik und der Papstabsolutie, und hatte Vollmacht, den Luther, falls er nicht widerrufe, zu verhaften.

Auf's Neue verzagten Luther's Freunde; Staupitz bat ihn, er möge zu ihm fliehen, mit einander wollten sie leben und sterben. Aber Luther ließ sich nicht halten und machte umgekehrt dem Freunde Muth, ihm zu folgen. Im bescheidensten Aufzug, zu Fuß, in einer geborgten Kutte, kam er Anfangs October zu Augsburg an. Ehe er die Audienz bei Cajetan hatte, forschten ihn dessen Agenten, kluge Italiener, aus und suchten ihn zu schrecken. „Ob er etwa glaube, daß sich wegen seiner der Kurfürst in Krieg stürzen werde?" Da sagte Luther, daran denke er gar nicht. „Nun, wo er denn bleiben wolle, wenn ihn der Papst banne?" „Unter dem Himmel," erwiederte Luther. Endlich am 12. October erhielt er, nachdem ihm der Rath zuvor sicheres Geleite vom Kaiser verschafft, die Audienz und warf sich dem Stellvertreter des Papstes demüthig zu Füßen. Der Cardinal, vom Kurfürsten um glimpfliche Behandlung Luther's ersucht, zeigte herablassende Freundlichkeit. Er wollte nicht mit ihm streiten, verlangte aber Widerruf der beiden lutherischen Sätze über den Ablaß und über das Sacrament, wobei nach Luthers Satze nicht die äußerliche Handlung, das s. g. opus operatum, sondern die innerliche Gesinnung, der Glaube das Wesentliche sei. Da forderte Luther zuvor den Erweis aus der heil. Schrift, den Kirchenvätern und den Decretalen. Diesen Erweis vermochte Cajetan, obwohl Luther noch zweimal vor ihm erschien, nicht zu erbringen, ward aber bald inne, daß Luther ihm an theologischer Bildung überlegen sei. Nun suchte er ihn zu überschreien und da auch dies nichts half, entließ er ihn höchst ungnädig und befahl ihm, entweder zu widerrufen oder ihm nicht wieder unter die Augen zu treten. „Ich mag mit dieser Bestie nicht weiter disputiren," sagte er zu Staupitz, „er hat tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopfe." Vergebens erbot sich Luther in einem demüthigen Schreiben zum Gehorsam, nur nicht zu dem unmöglichen Widerruf, setzte dann eine Appellation von dem schlecht berichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf (welche, da sie der Legat nicht annehmen wollte, von einem Notar auf dem Markte angeschlagen wurde) und reiste am 20. October wieder heim. Trotz des freien Geleites fürchtete man für seine Sicherheit; ein Augsburger Rathsherr ließ ihn Nachts durch ein Nebenpförtchen aus der Stadt; der Rath

gab ihm einen Ausreiter mit; Staupitz besorgte ihm ein schnelles Pferd. Seine Freunde entflohen ebenfalls. Nach seiner Rückkehr beging er eine neue, seit Pius II. mit den schwersten Strafen bedrohte Ketzerei: in einer Schrift, die bald nachher im Druck erschien, legte er Appellation an ein allgemeines Concilium ein.

Als sei Luther bereits verurtheilt, forderte jetzt der hochfahrende Cardinal vom Kurfürsten die Auslieferung oder Verbannung des Ketzers, erhielt aber zur Antwort, daß Luther von so vielen gelehrten Männern noch keineswegs als Ketzer überwiesen, noch durch kein ruhiges Gericht verurtheilt, das Verfahren des Legaten ein formloses sei. Ueber die Sache selbst schwankte der Kurfürst; es war ihm lieb, daß Luther ihn dem unrichtigen Verdacht entreißen wollte, als sei er der wahre Anstifter und Beschützer des Ablaßstreites. Luther war schon entschlossen, Kursachsen zu verlassen und hoffte an der Pariser Universität ein Asyl zu finden. Schon hatte er seinen Entschluß dem Kurfürsten angezeigt und in einer Predigt von seiner Gemeinde Abschied genommen. Eben saß er mit Freunden beim Abschiedsmahle, da ließ ihm der Kurfürst sagen, er möge bleiben. Die Universität, die sich Luther's standhaft annahm und die Bitten frommer Männer, namentlich des einflußreichen Hofkaplans Spalatin, der Luther's treuer Universitätsfreund war und überhaupt den Verkehr zwischen ihm und dem Kurfürsten vermittelte, sowie des vom Kurfürsten hochverehrten Bischofs von Würzburg, Lorenz von Bibra, hatten Friedrich umgestimmt.

Indeß war auch der Papst mit der Thätigkeit seines Legaten in vieler Hinsicht unzufrieden; er sandte einen andern Agenten und wußte dies Mal seinen Mann besser zu wählen. Der päpstliche Kammerherr Karl von Miltiz, ein geborner Sachse, erschien jetzt als päpstlicher Nuntius vor dem Kurfürsten, dessen der römische Hof für die bevorstehende Königswahl sehr bedurfte. Er sollte dem Kurfürsten die geweihte goldene Rose (ein päpstliches Ehrengeschenk für fromme Fürsten) überreichen und den Luther'schen Handel, welcher alle politischen Händel der Curie zu durchkreuzen drohte, um jeden Preis beilegen. Und er entledigte sich des Auftrages ganz vortrefflich. Er überzeugte sich bald vom Stand der Dinge in Deutschland; er sagte selbst, daß auf

einen Gegner Luther's drei Anhänger kämen und wollte sich nicht getrauen, selbst mit großer Heeresmacht Luther nach Rom zu führen. Statt aber die öffentliche Meinung herauszufordern, schloß er sich ihr vielmehr an, stimmte schon unterwegs in die lauten Klagen gegen die kirchliche Verderbniß ein, erzählte in den Wirthshäusern selbst Geschichten darüber und tadelte namentlich Tetzel's schamloses Treiben, suchte aber die Person des Papstes als unschuldig an diesem Gräuel darzustellen. Tetzel wagte gar nicht, vor ihm zu erscheinen; Luther hingegen ward (im Januar 1519 zu Altenburg) mit Auszeichnung von ihm empfangen. Doch auch Miltiz konnte keinen Widerruf von Luther erlangen, trotz der Thränen, womit er ihn zu erweichen suchte. Dagegen kamen sie nun überein, den Streit beruhen zu lassen und drei deutschen Bischöfen den Schiedspruch zu übertragen. Miltiz versprach, dem Tetzelschen Ablaßunfug ein Ende zu machen und Luther's Angreifern Schweigen aufzuerlegen. Luther hatte gar nicht mehr verlangt als diesen Ausgang; gern war er dafür bereit, dem Papste Gehorsam und Verehrung zu bezeugen und wegen seiner Heftigkeit abzubitten, was auch in einem demüthigen Schreiben geschah, worin er u. A. bemerkt, es habe ihm sehr wehe gethan, daß ihm sein treuer Dienst so übel ausgelegt worden, da er doch nur die Ehre und Würde der römischen Kirche vertheidigt habe. Auch ließ er eine Schrift ausgehen, worin er sich nach wie vor als Anhänger der römischen Kirche bekannte. Miltiz aber ging nach Leipzig und citirte den Tetzel als Anstifter des Aergernisses vor ein strenges Gericht, was diesen so erschreckte, daß er bald nachher vor Angst und Aerger gestorben ist.

Und so hatte denn die kluge Politik eines Diplomaten diesen in einer schwierigen Zeit doppelt gefährlichen Ablaßsturm beschworen, und im Grunde war doch nichts zugestanden worden. Im Gegentheil; eben jetzt war eine päpstliche Bulle erschienen, die den Kirchenablaß als Sündenablaß feststellte. Der römische Hof konnte sich, ungestört durch theologischen Streit, seinen politischen Plänen wieder hingeben. Da geschah es, daß seine eigenen Theologen den gewaltigen Feind aufs Neue zu einem noch viel gefährlicheren Streit auf den Kampfplatz zerrten.

Die Orthodoxen in Leipzig und anderwärts konnten es nämlich

nicht verwinden, daß Wittenberg das letzte Wort behalten habe, und sie fanden einen stets bereiten Kämpen an jenem Ingolstädter Disputator Doctor Eck. Dem geschlossenen Frieden und seiner eigenen Abrede mit Luther zuwider ließ Eck in Leipzig Thesen anschlagen, welche zwar nur gegen einige von Luther's Collegen Carlstadt ausgegangene Sätze gerichtet sein sollten, aber in der That gegen Luther's Thesen in herausfordernder Weise gerichtet waren. Luther nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf und war dazu nach der Sitte der Zeit schon durch die Universitäts-Ehre gezwungen. Hätte er geschwiegen, so würde man es ihm als stillschweigenden Widerruf ausgelegt, Doctor Eck und mit ihm sein ganzer Troß würde gejubelt haben über Wittenberg. Begleitet von seinen Freunden und Collegen und etlichen Hundert Wittenberger Studenten zog Luther mit Carlstadt zu dem großen Rededuell gegen Dr. Eck nach Leipzig, wo man auf dies langersehnte Schauspiel so begierig war, daß das Verbot desselben durch den Unheil ahnenden Bischof vom Rath gewaltsam wieder aufgehoben wurde. Während nun die Wittenberger und die Leipziger Studenten schon mit Hellebarden und Spießen aneinander geriethen, wurde von ihren Lehrern mit Gründen und Argumenten der große Kampf zwischen der Kirchenlehre und der heil. Schrift geführt. Drei Wochen lang, vom 27. Juni bis zum 16. Juli 1519, dauerte diese folgenreiche Redeschlacht vor vielem Volke und dem fürstlichen Hofe. Der Kampf concentrirte sich in der Eck'schen 13. These, welche als einen für die Seligkeit unerläßlichen Glaubensartikel die Behauptung hinstellte, daß der Papst nach göttlicher Einsetzung der Stellvertreter Christi und der Nachfolger Petri sei. Nun war Luther zwar schon längst nicht mehr wie einst als Mönch zu Erfurt „schier ertrunken im Papstthum," so daß er jeden, der an der Göttlichkeit des Papstes gezweifelt, „mit den Zähnen zerrissen" hätte; in seinen erweiterten Studien hatte er schon einige Kenntniß von der Kirchengeschichte und der wahren Entstehung des Papstthums erlangt, jedoch bei seiner Hochachtung vor allem Bestehenden verehrte er das Papstthum immer noch als eine eben so ehrwürdige wie für die sichtbare Kirche nothwendige und heilsame Institution. Die römische Kirche war ihm, wie er selbst noch so eben im Verlaufe des Ablaßstreites ausgeführt, von Gott vor allen anderen

Kirchen geehrt, weil daselbst „St. Peter und Paul, 46 Päpste, dazu viel 100,000 Märtyrer ihr Blut vergossen, Hölle und Welt überwunden“ hätten. Ganz etwas Verschiedenes aber war es, das Papstthum anerkennen und aus dem Papstthum einen Glaubensartikel, eine Heilsnothwendigkeit machen. Luther hatte nur noch Einen Glaubensartikel, den von der Erlösung des verderbten Menschen durch Gottes Gnade und Opfertod. Um dem Eck'schen Dogma vom Papstthum entgegen zu treten, hatte er sich jetzt auf das Studium der ältesten Kirchengeschichte geworfen und stellte als Ergebniß den Satz auf: „Der Primat der römischen Kirche lasse sich nur aus den Decretalen der Päpste beweisen, und stehe im Widerspruch mit Stellen der heil. Schrift und mit der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, insbesondere mit den Schlüssen des heil. Conciliums zu Nicäa.“ Es war auch jetzt noch nicht seine Absicht, das Papstthum und die geistl. Obrigkeit umzustürzen, so wenig als die weltliche; aber noch weniger als diese letztere konnte sie ihm ein Dogma sein, weil nichts davon in der heil. Schrift stand. „Ich rechne,“ schrieb er an Spalatin, „die päpstliche Macht unter diejenigen Dinge, welche man Neutrales oder Mitteldinge nennt, und es gefällt mir sehr übel, daß man über zeitlich Ding so viel streitet, es war nie mein Sinn, von dem römischen Stuhle abzufallen, ich bin zufrieden, daß er Aller Herr genannt werde oder auch sei — mögen nur die römischen Decretalen das Evangelium rein lassen und mir alles Andere nehmen, so werde ich mich gar nicht darum kümmern.“ — — Dieselbe Ansicht hatte einst Hus vor dem Concilium zu Constanz vertheidigt und gerade dies war für Eck, welcher den Luther schon bei dem Ablaßstreit der hussitischen Ketzerei bezüchtigt hatte, ein gerufener Anlaß zu neuer Verketzerung. Den schlagenden Gründen Luthers, daß z. B. die ganze griechische Kirche und etliche große Kirchenväter nach Eck's Satze verdammt sein würden, setzte Eck in Ermangelung besserer Gründe die Anklage hussitischer Ketzerei entgegen. Da erschrak Luther und protestirte heftig. Der alte Mönchsabscheu gegen Hus, in dem er aufgezogen, steckte ihm noch im Fleische. Als Erfurter Mönch war er bei dem bloßen Namen Hus erschrocken und hatte geglaubt, wenn er dieses verfluchten Ketzers ohne Haß nur gedenke, so müsse sich die Sonne verfinstern. Aber sein Wahrheitseifer

überwand jetzt auch diese Prüfung und da Eck ihm etliche Sätze des Hus vorhielt, da rief er aus, diese Sätze seien dem Evangelium gemäß. Nun trieb ihn Eck noch weiter und fragte ihn triumphirend, ob er auch die Autorität des Constanzer Conciliums nicht anerkenne, worauf er erwiederte, neue Glaubensartikel könne Niemand machen, auch kein Concilium.

Nun jubelten seine Gegner. Eck wurde in Leipzig von Rath und Universität als Sieger gefeiert; denn er hatte es klar gemacht, daß Luther ein Ketzer sei. Nicht bloß von den Schulmeinungen und Mißbräuchen der Kirche, auch vom Papste und dessen Gesetzen, von den Concilien, überhaupt von der ganzen sichtbaren Kirche war er abgefallen und hatte nichts übrig behalten, als die heil. Schrift und jene unsichtbare Kirche der Gläubigen, als dessen einziges Oberhaupt er Christum bekannte. Zu dieser Selbstbefreiung hatten ihm seine Gegner verholfen; „ich mag wollen oder nicht," sagte er selbst, „sie zwingen mich um die Wette, täglich gelehrter zu werden." Er legte sich nun mit ganzem Eifer auf das Studium der Schriften des Hus, die ihm von Böhmen aus zugeschickt wurden. Und da fand er zu seinem Erstaunen, daß auch Paulus und Augustinus Hussiten gewesen und daß er selbst, ohne es zu wissen, bisher nichts Anderes vorgetragen, als was Hus schon vor hundert Jahren gelehrt habe. Er entdeckte mit Zorn und Schmerz, daß die evangelische Wahrheit schon seit hundert Jahren bekannt, aber verdammt und verbrannt worden sei. Und nun, indem er auf's Neue die Kirchengeschichte studirte, folgte eine Entdeckung auf die andere. Die von Hutten so eben herausgegebene Schrift des Laurentius Valla klärte ihn über die angebliche Schenkung Constantins auf. Das ganze kolossale System von Fälschungen, auf denen seit den Pseudoisidorischen Decretalen das Gebäude des Papstthums aufgerichtet war, brach jetzt vor seinen Augen im Lichte der historischen Kritik zusammen. Bei seinem tiefen Gefühl für Wahrhaftigkeit war er von diesen Erkenntnissen fast überwältigt und es schien ihm kaum noch zweifelhaft, daß dies Lügengebäude, welches die Welt so lange täuschen konnte, nur für ein Blendwerk des Satans zu halten sei, welcher der Vater der Lüge ist, ja daß im Papste selbst der leibhaftige Antichrist erschienen sei.

Für die Fortschritte Luther's war es nun eine besondere Fügung,

daß ihm gerade jetzt der Wittenberger Professor der griechischen und hebräischen Sprache, Philipp Melanchthon (Schwarzerd), als Freund und Helfer zur Seite stand. Er war aus Bretten in der Pfalz gebürtig, ein naher Verwandter Reuchlin's, aus der Schule des Reuchlin und des Erasmus, die er aber durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit noch übertraf. Auf Reuchlins Empfehlung war der einundzwanzigjährige Jüngling im Sommer 1518 nach Wittenberg berufen worden und wurde bald durch sein außerordentliches Lehrtalent und Schriftverständniß eine Hauptzierde der Universität, der „Präceptor Germaniens," welchem die Studirenden selbst aus fernen Ländern zu Tausenden zuströmten. Doch was vorzüglich wichtig war, er wurde Luther's Lehrer, der sich an den schüchternen, unscheinbaren, um vierzehn Jahre jüngeren Collegen mit großer Liebe und Verehrung anschloß. Denn Melanchthon eröffnete ihm erst das volle sprachliche Verständniß der heiligen Schrift. Und seinerseits ging dem Melanchthon, der zwar schon von Natur und durch fromme Erziehung zur Andacht neigte, aber das Evangelium nach des Erasmus Anleitung bisher nur philologisch betrachtet hatte, durch Luther erst der Geist der deutschen Mystik auf; er gab sich mit andächtiger Bewunderung fast willenlos dem gewaltigen Manne hin. Beide bedurften und ergänzten einander wie der Glaube und die Wissenschaft, die in ihnen repräsentirt schienen. Melanchthon war kein Glaubensheld, kein Volksmann; ein ängstliches Gemüth, schüchtern und stotternd, der keine Volksreden halten, keine Volkslieder dichten konnte; ein Stubengelehrter, der jede Minute für verloren hielt, die er nicht zwischen seinen Büchern oder auf dem Katheder vor athemlos lauschenden Studenten zubrachte, deren Theilnahme seine einzige Lebensfreude war. Ganz im Gegensatz zu dem jetzt überaus gesellig und froh gewordenen Luther, floh er die Freuden der Tafel, des Weines und der Lieder. — Kein schöpferisches, heroisches Genie, aber ein still und innig arbeitender Verstand, an gründlicher Geistesbildung allen seinen Zeitgenossen überlegen. Ein solcher Gefährte that Luthers Feuergeiste Noth. Was der Eine mit dämonischer Kraft in Flammenworten offenbarte, ward von dem Andern in klarer, überzeugender, lehrhafter Weise begründet. „Denn," so urtheilt Luther selbst, „ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß zu Felde liegen,

darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber M. Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich." Daher auch, wo es auf die gewählte Form ankam, bei den öffentlichen Urkunden des lutherischen Glaubens, zwar Luther die Gedanken, aber Melanchthon die Fassung gab. Seine Bedeutung trat daher in der Folge erst recht hervor. Doch nahm er schon jetzt durch Rath und in Schriften, durch welche er auch die Parteilosen gewann, an Luther's Kämpfen einen wichtigen Antheil und vor seinen eindringenden Schriftstudien fielen nun vollends die Dogmen, die Sacramente, endlich der Mittelpunct der ganzen römischen Priestermacht, die Messe mit ihrer Brotverwandlung durch priesterliche Einsegnung, als unevangelisch in sich zusammen. Damit war der Umsturz des Papstthums theoretisch vollendet.

Und jetzt war es, als ob das Evangelium der Welt auf's Neue verkündet worden sei. Seine Zeugen und Apostel wuchsen jetzt allenthalben in Deutschland wie aus dem Boden auf. Auf tausend Wegen, von Kanzeln und Lehrstühlen, durch Drucke und Abschriften ward Luther's Lehre unter das Volk gebracht, das sie begierig aufnahm. Schon wurden seine gesammelten Werke herausgegeben, fast in jeder namhaften Stadt wurden sie nachgedruckt, ein einziger Buchhändler setzte 1520 auf der Frankfurter Messe 1400 Exemplare ab. Rastlos arbeiteten die Druckerpressen zu Basel und doch konnte man einmal im Jahre 1519 kein einziges Exemplar mehr auftreiben. Luther wurde jetzt der Lehrer und Prophet des deutschen Volkes, und fast alle hervorragenden Gelehrten schlossen sich ihm jetzt an: Jene, die wie Melanchthon schon immer zur Theologie hinneigten und in Luther den tiefen Gottesgelehrten verehrten; aber auch Jene, welche weltlicher Lust und Weisheit mehr zugethan, in Luther das Frische, Volksmäßige, die unvergleichliche Gabe des Humors, des schlagenden Witzes und gesunden Menschenverstandes, das heitere poesiereiche Gemüth, den männlichen Charakter bewunderten. Sie alle

aber, Fromme und Unfromme, fanden bei ihm die Hauptsache, welche ihnen Noth that, den kühnen, gewaltigen **Muth**; in ihm begrüßten patriotische Herzen den Moses, der die deutsche Nation aus der ägyptischen Knechtschaft ins gelobte Land der Freiheit führen werde.

Der Führer und Sprecher dieser Patrioten war der noch junge, aber bereits durch seine Schriften weit berühmte und hochgefeierte, vom Kaiser Maximilian mit dem Dichterreis gekrönte Ritter **Ulrich von Hutten**. Wir haben der mächtigen Opposition dieses Mannes in den vorhergehenden Jahren bereits gedacht, aber erst in diese Zeit fallen seine wichtigsten Streitschriften, durch welche er auf Luther's Entwicklung etliche Jahre lang einen nicht geringeren Einfluß ausgeübt hat, als Melanchthon. Denn durch diese Schriften und die von den Patrioten empfangene Anregung ward Luther aus der Innerlichkeit seiner Theologie und aus dem engeren Kreise Sachsens herausgerissen und mit den politischen Gedanken und Hoffnungen des Gesammtvaterlandes erfüllt. Er lernte seine Sache zugleich als die große politische Angelegenheit der Nation, sich selbst als deren Vorkämpfer erkennen, und es überkam ihn das stolze und erhebende Gefühl, daß die ganze deutsche Nation hinter ihm stehe. Und doch, wie grundverschieden waren diese beiden Naturen, deren Bahnen sich nur kurze Zeit berührten! Hutten, der doch den Kampf gegen die Kirche schon längst in einer viel schärferen Weise begonnen hatte, als Luther, trat gleichwohl um dieselbe Zeit, als dieser mit religiösem Eifer gegen den Ablaß des Erzbischofs von Mainz kämpfte, in den Hofdienst eben dieses Fürsten. Dieser oberste geistliche Reichsfürst hatte es mit vielen großen Herren, z. B. mit dem Papste Leo, gemein, daß ihm die Aufklärung und Opposition gegen eine Verderbniß, an der er theilnahm, Vergnügen machte, sobald man nur die Vorsicht gebrauchte, ihn selbst davon auszunehmen. Von dieser Frivolität suchte Hutten's weltliche Klugheit für seine Zwecke Gebrauch zu machen. An Luther's Ablaßstreite hatte er noch keinen Theil genommen: er hielt ihn für leeres Mönchsgezänke. Während Luther, noch wenig bemerkt, zu Augsburg mit Cajetan über Glaube und Werke disputirte, trug sich Hutten, der hier die Reichsstände für den Kaiser zu bearbeiten suchte, nebenbei mit den größten Plänen. Er gedachte das Reich gegen Rom zu vereini-

gen. Seitdem war durch die politischen Umstände und durch die wachsende Aufregung gegen Rom seine Zuversicht gestiegen. Er faßte seine Hoffnungen jetzt in bestimmte Forderungen zusammen. Das Papstthum sollte auf die Einfachheit der früheren Zeiten zurückgeführt, die römischen Aemter und Einkünfte in Deutschland sollten ganz abgeschafft, das deutsche Kirchenwesen sollte gänzlich umgewandelt werden. Für diesen Plan die leitenden Kreise zu gewinnen, war der Zweck der in den Jahren 1519 und 1520 von ihm verfaßten, in Mainz gedruckten Schriften, welche zugleich das Stärkste und Treffendste enthielten, was über die kirchliche Verderbniß gesagt werden konnte. Die bedeutendsten dieser Schriften sind die „römische Trias" und die „Schauenden," ihre Wirkung war außerordentlich und würde noch viel größer gewesen sein, wenn sie in deutscher statt in lateinischer Sprache abgefaßt gewesen wären. Hutten fürchtete aber noch, das gemeine Volk zu einer Empörung aufzuregen, deren Folgen nicht zu übersehen waren; er hatte seine Hoffnung noch ganz auf den Adel und die Gelehrten und auf den kaiserlichen Hof gesetzt; um diesen ganz für seine Pläne, zu denen freilich auch die politische Umgestaltung des Reichs gehörte, zu gewinnen und um Schutz gegen seine inzwischen in Rom beschlossene Unterdrückung zu suchen, begab er sich im Sommer 1520 in die Niederlande.

Für den äußeren Fortgang von Luther's Lehre wurde endlich vor Allen Erasmus bedeutend, dessen Ansehen bei den Großen in Staat und Kirche ihr anfangs auch in diesen Kreisen Duldung und Aufnahme verschaffte. Zwar nahm er selbst in seiner vorsichtigen Weise an diesen Kämpfen, die ihm schon bald viel zu gefährlich wurden, keinen Theil. Ihm und anderen Humanisten (z. B. dem Reuchlin, welcher seinen Zögling Melanchthon sogar von Wittenberg, obwohl vergebens, zurückrief) ging Luther bereits viel zu weit. Aber noch viel weniger waren diese Männer gesonnen, für die verrottete Kirche Partei zu nehmen und sich als Ritter der Bettelmönche und Bullenträger aufzuwerfen, welche auch ihre bittersten Feinde waren. Eben jetzt nahmen die Cölner den Reuchlin'schen Handel wieder auf. Die Dominicaner zu Löwen schrieen: „Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es nur ausgebrütet;"—so daß Erasmus in Luther's Sache die eigene vertheidigen

mußte. Als ihn daher der Kurfürst zum Gutachten über die von Eck geforderte Bestrafung Luther's aufforderte, erwiederte Erasmus, daß er zwar weder mit dem Handel Reuchlin's, noch mit der Sache Luther's etwas zu schaffen habe; Luther sei ihm ganz unbekannt und er habe noch nicht Zeit gefunden, dessen Schriften zu lesen, nur darin geblättert; aber das scheine ihm klar, daß Luther ein braver Mann sei, den eine schlechte Pfaffenpartei unterdrücken wolle, welche den Papst höher stelle als Christum und ihre Ceremonien und Schuldogmen höher als die wahre Religion. Dies Gutachten entschied bei dem bis dahin schwankenden Kurfürsten, welcher jetzt immer mehr von Luther's Lehre überzeugt wurde. Vergebens eiferten einige scholastische Universitäten; vergebens schrieben Eck und etliche Andere gegen die Wittenberger Ketzerei; der Charakter dieser Eiferer war ebenso anrüchig, als die von ihnen mit Wuth verfochtene Sache; es waren Sophisten, wie Eck, und offenbare Apostaten, „liederliche Genies," wie Thomas Murner, die früher am meisten auf die Pfaffen geschimpft hatten, jetzt aber für baares Geld auf Luther schimpften. Es empörte diese Leute, daß für ihre Schriften sich keine Drucker und Leser mehr fanden. Und überdies wurden sie von den Gegnern übel zugerichtet. Denn eine unglaubliche Menge von Streitschriften, satyrischen und volksmäßigen, sowie ernsten Inhaltes, eine literarische Bewegung, gegen welche die Reuchlinisten-Fehde als ein Kinderspiel erschien, erhob sich jetzt für Luther gegen seine Widersacher: Schriften, zum Theil voll aristophanischen Witzes, wie z. B. Pirkheimer's „gehobelter Eck." Auf dem literarischen Felde wurden die Gegner Luther's vollständig geschlagen.

Indeß ward auf beiden Seiten, in den Hauptquartieren zu Rom und zu Wittenberg, gewaltig gerüstet: in Rom mit Bullen und Maßregeln, in Wittenberg mit neuen Streitschriften. Dort zu Rom war glühend vor Zorn anfangs 1520 der „gehobelte Eck" angekommen, um das Papstthum zu stärkerer Selbstvertheidigung zu mahnen. Auf seine Vorspiegelungen siegte die eifrige Partei der Theologen über die Juristen und Politiker, welche im Hinblick auf die bedrohlichen Nachrichten aus Deutschland zur Vorsicht riethen. Die Reuchlin'sche Sache ward wieder hervorgeholt und für die Cölner entschieden. Dem Kurfürsten von Mainz ward befohlen, den Hutten auszuliefern. In

Ketten sollte er nebst Luther nach Rom geschickt werden. Gegen Luther kam endlich am 16. Juni 1520 die Bulle Exsurge domine zu Stande, worin 41 Sätze seiner Schriften als ketzerisch verdammt, er selbst, falls er binnen 60 Tagen nicht widerrufe, als Ketzer verflucht und alle christlichen Gewalten aufgefordert wurden, ihn zu verhaften und nach Rom abzuliefern. Zwei päpstliche Nuntien, Aleander und Caraccioli, erschienen in Deutschland, um die Bulle zu vollziehen und auch auf Andere beliebig auszudehnen. Hieronymus Aleander war, wie man sagte, ein getaufter Jude, einer von jenen italienischen Humanisten, welche ihre Freigeisterei mit dem System des Papstthums, das ihnen viel Geld und fette Pfründen einbrachte, sehr wohl zu vereinigen wußten; in Deutschland erregte er durch seine frechen Prahlereien von der Allmacht des Papstes, welcher alle Könige und Fürsten ebenso gut absetzen könne, wie er sie eingesetzt habe, und welcher auch diesen Herzog Friedrich, der die Ketzer schütze, schon zu finden wissen werde, ebenso viel Entrüstung, als der jetzt mit römischen Ehren und Titeln gezierte, in übermüthigster Weise auftretende Doctor Eck. Sie ließen die Bulle überall anschlagen und die Schriften Luther's, auch zu Mainz ihn selbst, jedoch da sie ihn nicht hatten, einstweilen nur im Bilde verbrennen; Eck erließ eine Bulle gegen diejenigen sechs Gelehrten, die ihn durch ihre Schriften am meisten gereizt hatten; darunter waren Carlstadt und die beiden im ganzen Reiche hoch angesehenen Nürnberger, Willibald Pirkheimer und Lazarus Spengler. Nun faßten die Papisten und Bettelmönche wieder Muth, die Freunde Luther's zagten; man wagte nicht sie zu schützen; selbst der Rath zu Nürnberg ließ seine beiden Mitglieder im Stich; sie mußten sich vor Eck demüthigen und einen von ihm verfaßten Widerruf unterzeichnen. Der Kurfürst von Mainz mußte Hutten von seinem Dienste entfernen; er hatte auch aus den Niederlanden fliehen müssen und fand eine Zuflucht in der Ebernburg, wo sich viele Flüchtlinge sammelten; hier war eine Druckerei in Thätigkeit, von hier aus ließ Hutten jetzt seine Schriften ergehen. Das Volk aber und zumal die studirende Jugend nahm unverzagt für Luther Partei; statt der Luther'schen Schriften trug man zu Löwen die seiner Gegner zum Holzstoß; statt Luther's Bildniß ward zu Mainz das Conterfei des Dr. Eck verbrannt. Man riß die Bullen

ab und warf sie in's Wasser; in Mainz wurde Aleander fast gesteingt; in Leipzig wie in Erfurt war Eck seines Lebens nicht sicher, er verbarg sich und floh. Auch der Kurfürst Friedrich, welchen das Eck'sche Treiben längst anekelte, verweigerte ihm die Hülfe und verlangte unparteiische Richter. Er hatte nochmals den Erasmus persönlich um Rath gefragt und dieser hatte ihm erwiedert, Luthers Hauptverbrechen sei, daß er dem Papste an seine Krone und den Mönchen an ihre Bäuche gegriffen habe.

Ungeschreckt durch die Nachrichten aus Italien war indeß Luther auf seinem Wege fortgeschritten. Gehoben und getragen von der Begeisterung seines Volkes verkündete er in Abhandlungen, Predigten und Briefen seine Ueberzeugungen und faßte sie in seinem während des Juni und Juli 1520 entstandenen Aufruf „an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" zusammen. Mit dieser gewaltigen Schrift, welche Luther gleich allen seinen späteren Hauptschriften in deutscher Sprache verfaßte, trat er aus dem engeren Kreise der gelehrten Debatte heraus und wandte sich an die ganze deutsche Nation; er ward in jedem Sinne der Vorkämpfer des deutschen Volkes. Freilich war sie unverkennbar unter dem Einflusse der Hutten'schen Schriften entstanden; aber tiefer und umfassender als je zuvor wurde hier das Verhältniß der Nation zu Kirche und Papstthum untersucht. Luther erklärte jetzt dem ganzen Papstthum den Krieg; er wollte es auch als menschliche Einrichtung nicht mehr gelten lassen oder doch ganz etwas Anderes daraus gemacht wissen. Drei Dinge seien es, welche jede Besserung des christlichen Standes bisher vereitelt hätten: erstens die Ueberordnung der geistlichen Gewalt über die weltliche, zweitens die Ueberordnung des Papstes über die heilige Schrift, drittens die Ueberordnung des Papstes über Kirche und Concilien, wonach der Papst jedes Concilium verhindern könne. Diese drei Mauern will er umstoßen. Alle Christen seien Priester, der heilige Geist sei in der ganzen Gemeinde und es gebe keinen Priesterstand als alleinigen Inhaber des heiligen Geistes, sondern nur ein von der Gemeinde übertragenes priesterliches Amt. Ueber den Geistlichen stehe die Gemeine und die weltliche Obrigkeit, welche nach Christi Wort Macht habe die Priester zu strafen. Jeder Christ habe das Recht und die Pflicht, die Schrift auszulegen.

„So sind wir alle Priester, haben alle einerlei Glauben, ein Evangelium, einerlei Sacrament." Nach diesen Grundsätzen fordert er eine totale Umgestaltung der verweltlichten Kirche. Der Papst soll seine Macht über die Bischöfe und über die Fürsten aufgeben; er soll sich aller weltlichen Sachen enthalten und blos in Kirchensachen der Schiedsrichter bleiben, der er ehedem war; ein eingeschränkter Hofhalt, zwölf Cardinäle mit 1000 Gulden Gehalt für Jeden, seien für diese Geschäfte übergenug. Die deutsche Kirche soll von Rom unabhängig sein und von einem deutschen Consistorium regiert werden, ohne Einmischung römischer Legaten. Die Bettelklöster sollen auf den zehnten Theil zurückgebracht, die Wallfahrten, die kirchlichen Privilegien, die Seelenmessen, die Bruderschaften, die Appellationen, Dispensationen, die Annaten, Palliengelder, Jubeljahre, Indulgenzen, Pfründen, die vielen Festtage außer dem Sonntag und den hohen Festen, das Cölibat, das Interdict und überhaupt Alles abgeschafft werden, was vernunft- und schriftwidrig sei. Man soll sich mit den Böhmen vereinigen, die Universitäten reformiren, das kanonische Recht und die scholastischen Irrlehren beseitigen u. s. w. Wenn Rom mit alledem nicht zufrieden sei, so wolle er bald ein anderes Liedchen singen. — — — Diese Schrift schleuderte er den soeben aus Italien herbeiziehenden Nuntien entgegen. Nicht lang nachher ließ er seine mächtige Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" ausgehen, die in lateinischer Sprache verfaßt war und vornämlich die Lehre von der Brotverwandlung und von den sieben Sacramenten angriff, und nur zwei derselben, Taufe und Abendmahl, als evangelisch bestehen ließ. Dies Büchlein, erklärte er im Schlußworte, solle ein Theil seines künftigen Widerrufs sein. „Will auch in Kurzem einen solchen Widerruf machen mit der Hülfe Christi, desgleichen bisher der römische Stuhl nicht gesehen noch gehört hat." Dennoch ließ er sich von Miltitz, welcher eifersüchtig und aufgebracht über Doctor Eck's unzeitigen Eifer, den Streit auch jetzt noch durch diplomatische Kunst beilegen zu können glaubte, — noch einmal bewegen, an den Papst Leo zu schreiben. Er sandte demselben Mitte October seine herrliche, glaubensfreudige Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen," welche eine poetische, von der erhabensten Begeisterung eingegebene Lobpreisung des allgemeinen Priesterthums enthielt.

Begleitet war diese Schrift von einem Briefe, welcher freilich wenig geeignet war, den römischen Hof zu beruhigen. In diesem Briefe erklärte Luther, daß er den Papst nicht persönlich habe beleidigen wollen, daß aber der Papst selbst beim besten Willen der römischen Kirche nicht mehr helfen könne, denn auch Leo werde zugestehen müssen, daß der römische Hof ärger und schändlicher sei als Sodom und Gomorrha. „Indeß sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleichwie ein Daniel unter den Löwen, wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst du Einziger wider so viel Ungeheuer? Und ob dir schon drei oder vier gelehrte fromme Cardinäle zufielen, was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßtet durch Gift untergehen. — — Es ist aus mit dem römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören, er ist feind den gemeinen Concilien; er will sich nicht reformiren lassen und mag doch sein wüthendes, unchristliches Wesen nicht mindern, damit er erfülle, was gesagt ist von seiner Mutter, der alten Babylon, Jerem. 51: „„Wir haben viel geheilet an Babylon, doch ist sie nicht gesund worden, wir wollen sie fahren lassen."" — — Man sieht, Luther hatte so eben die Geschichte der Concilien zu Constanz und zu Basel studirt, und daraus die Gewißheit geschöpft, daß an eine Reformation der Kirche durch die Kirche selbst nicht zu denken sei. Nach seiner Ueberzeugung konnte diese Reformation nur durch die weltliche Obrigkeit geschehen, welche durch die ihr nach dem Zeugniß der Schrift von Gott verliehene Gewalt dazu befugt und verpflichtet sei. Deshalb richtete er auch sein Manifest an den „christlichen Adel deutscher Nation" sowie an den neu gewählten deutschen Kaiser, den er, gleich andern Patrioten, noch in besonderen Zuschriften dazu aufforderte. Unzweifelhaft enthielten seine Schriften einen vollständigen Abfall von der Kirche; es weht in ihnen ein „Geist voll Freiheit und Ungestüm"; Luther trat damit weit über das Gebiet der bloßen Lehre hinaus, an die Spitze der radicalsten, der kühnsten Opposition. Seine Kühnheit machte die Freunde zagen; er selbst erschrak darüber, doch nichts vermochte ihn mehr aufzuhalten; er schien nach Melanchthon's Worten „von irgend einem Geist getrieben zu sein." Nicht wenig hatte ihn aber auch der Zuspruch der deutschen Ritter angespornt; Melanchthon berichtet, daß Luther zu der Schrift an den

deutschen Adel durch Hutten und Sickingen veranlaßt worden sei. Eben war er mit dieser Schrift beschäftigt, als er einen Brief des Sylvester von Schauenburg empfing, der ihm verhieß, daß an die hundert vom Adel ihn schützen würden; jubelnd meldete es Luther seinen Freunden; auch der Papst sollte es wissen, „Bann und Gewalt,“ schrieb Luther, „fürchte ich nicht, da ich schon mitten in Deutschland sicher sein kann.“ Und als nun Ulrich von Hutten nach Luther's Vorgang seine Schriften voll offenbarer Empörung in deutscher Sprache an die ganze deutsche Nation ausgehen ließ (seine in gereimten deutschen Versen verfaßte „Klag und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen“ ist die wichtigste), als er Luther schrieb, daß er entschlossen sei, die Kirche nicht mehr blos mit der Feder, sondern mit dem Schwerte zu bekriegen, und als endlich verlautete, daß Hutten aus der Ebernburg ausgebrochen sei, um die römischen Legaten niederzuwerfen, da verbarg Luther auch hierüber seine Freude nicht. Man hat sich bemüht, ihn durch Entschuldigungen oder durch Abläugnen und Vertuschen zu vertheidigen, um den „Reformator“ zu erhöhen, den „Revolutionair“ zu unterdrücken. Aber diese künstlichen Unterscheidungen passen nicht recht für alle Zeiten und Männer der Geschichte, am wenigsten für Luther und seine Zeit. Dem großen Streiter für die Wahrheit wird nicht damit gedient, daß man in kleinlicher Angst um eine Vertheidigung, deren er nicht bedarf, sich an ihm selbst gegen die Wahrheit versündigt.

Doch obwohl hocherfreut über des Adels Eifer, hatte er allerdings nach eingeholter Meinung seines Landesherrn, der sich auf diese Händel besser verstand als er, den Rittern von gewaltsamen Unternehmungen abrathen lassen. Er war ohnedies des Sieges fast gewiß. Er baute auf die Macht der Bibel, von deren Kraft er freilich die stärksten Beweise selbst erfahren hatte. „Durch das Wort ist die Welt überwunden, die Kirche erhalten worden, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen.“ Entspricht diese Ansicht auch nicht ganz dem wirklichen Verlaufe der Dinge in der Geschichte, so bezeichnet sie doch das Großartige und Einzige in Luther's Stellung, der in einer Zeit, wo Alles von politischer Intrigue durchdrungen war,

als der deutsche Gegenfüßler des Italieners Macchiavelli, sich auf die moralische Macht des Glaubens verließ. Hutten drückt in seiner Antwort dies Verhältniß scharf und treffend aus. „Unsere Rathschläge," schrieb er, „weichen darin ab, daß die meinigen auf menschliche Klugheit gegründet sind, Deine hingegen ganz von den Fügungen der Vorsehung abhangen." Und wie gut war das zu einer Zeit, wo alle menschliche Klugheit zu Schanden wurde!

Aber das Wort war für Luther kein Schild für träge Thatlosigkeit, sondern es war ihm eine scharfe Waffe. Von dieser Waffe den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen, davon konnte ihn jetzt keine Hinweisung auf die Folgen, die seine Schriften für ihn oder Andere haben könnten. mehr abhalten. „Glaube nicht," schrieb er dem ängstlich abmahnenden Spalatin, „daß die Sache des Evangeliums ohne Tumult, Aergerniß und Aufruhr geführt werden könne. Das Wort Gottes ist ein Schwert, Krieg, Verderben, Aergerniß, Ruin. Gift; gleich einem Bären auf dem Wege, und einer Löwin im Walde, so kommt es entgegen den Söhnen Ephraims." Er wiederholte am 17. November 1520 seine Appellation an ein allgemeines Concilium, und ließ nunmehr eine Schrift gegen die „Bulle des Antichrists" erscheinen. Denn er hegte nun keinen Zweifel mehr, daß mit dem Antichrist der Bibel der römische Papst gemeint sei. Der Gedanke, gegen das Reich des Antichrist zu kämpfen, erfüllte ihn mit heiliger Kampfeswuth; jetzt that er einen Schritt, der an Kühnheit alle seitherigen noch weit dahinten ließ. Ein Anschlag am schwarzen Brett setzte in der Frühe des 10. December 1520 die Wittenberger Studenten in Kenntniß, daß er Willens sei, um neun Uhr Morgens die päpstlichen Bullen und Decrete zu verbrennen. Begleitet von vielen Magistern und Studenten zog er zur angezeigten Stunde vor das Elsterthor. Aus Holzscheiten und kanonischen Rechtsbüchern, sowie aus Schriften des Doctor Eck und anderen ward ein Feuer angerichtet, darauf trat Luther hinzu und warf die Bulle des Papstes hinein mit den Worten der heiligen Schrift: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." In einer sofort ausgegebenen Druckschrift zeigte er der Welt an, daß er als getaufter Christ, als geschworener Doctor der heiligen Schrift, endlich als Prediger am Worte Gottes,

um seines Namens, Standes, Amtes und Eifers willen und nach altem, schon in der Apostelgeschichte gelobtem Gebrauch, die falschen, verführerischen, unchristlichen Bücher des Papstes und etlicher seiner Jünger verbrannt habe.

Der Kampf hatte nun den Punct erreicht, wo es zu einer Entscheidung kommen mußte. Die Kühnheit und Zuversicht Luther's hatte den größten Theil der Nation ergriffen; seine Schriften, sein ganzes Auftreten hatte eine Wirkung hervorgebracht, welche keine Feder beschreiben kann; zunächst richteten sich jetzt mit Luther Aller Blicke nach dem neugewählten Kaiser Karl, welcher so eben in Deutschland eintraf, um seinen ersten Reichstag zu halten.

Zweites Kapitel.

Karl V.*)

I. Die Revolutions-Jahre (bis 1526).

Kaiserwahl. Der Reichstag zu Worms. Luther vor dem Reichstag. Das Wormser Edict und dessen Folgen. — Luther auf der Wartburg; seine Heimkehr und Thätigkeit. Papst Adrian VI. Der Reichstag zu Nürnberg. — Ausbruch der revolutionairen Bewegung. Hutten's und Sickingen's Pläne. Der Ritterkrieg und dessen Folgen. — Papst Clemens VII. Der Regensburger Convent. Die ersten Glaubens-Märtyrer. — Der Bauernkrieg und dessen Folgen.

Die schicksalschwere Frage, wer in dieser gährenden Zeit den Kaiserthron besteigen solle, hatte schon bei Lebzeiten Maximilian's die Reichsstände viel beschäftigt. Etliche, wie Joachim von Brandenburg, dachten an sich selbst, — Etliche wünschten ein schwaches Oberhaupt,

---

*) Als hauptsächlichste Hülfsmittel zur näheren Bekanntschaft mit diesem Zeitraume vergleiche man Ranke's „Deusche Geschichte im Zeitalter der Reformation" und dessen „Fürsten und Völker von Süd-Europa"; Robertson's „Geschichte Karl's V."; Bucholtz' „Geschichte Ferdinand's I."; Lanz, „Correspondenz Karl's V."; „Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter" und dessen Schrift „zur politischen Geschichte Deutschlands"; Jörg, „Deutschland in der Revolutionsperiode;" sodann die einzelnen Landesgeschichten und Monographien, namentlich Heyd's „Herzog Ulrich;" v. Rammel's

irgend einen deutschen Fürsten ohne große Hausmacht; sie fürchteten gleich sehr die Macht und Herrschsucht des Königs von Frankreich und des Hauses Habsburg, denn beide strebten nach dem Besitz der Kaiserkrone, die zwar auf dem Haupte jedes Schwachen machtlos, doch für diese beiden, um den Besitz Italiens und um die Vorherrschaft in Europa ringenden Dynastieen gerade jetzt wieder eine unermeßliche Wichtigkeit gewonnen hatte. Auch andere fremde Fürsten, die Könige von England, von Ungarn und Böhmen, werden als Throncandidaten genannt; aber vor den Ansprüchen jener beiden mächtigsten Bewerber, die mit allen Mitteln der Politik, mit Versprechungen, Geld und Waffen ihr Ziel verfolgten, traten alle Anderen in den Hintergrund; die Fürsten und Kurfürsten zerfielen bald in zwei große Parteien, die Einen, ohnedies zu Frankreich neigend, wurden für den König Franz, die Anderen für Maximilian's Enkel Karl von Spanien gestimmt. Bei dem Tode Maximilian's waren die Aussichten für die Franzosen überwiegend, so daß sie sich, vom päpstlichen Hofe offen unterstützt, schon des sicheren Erfolges zu vorschnell rühmten. Denn inzwischen hatte sich die Wagschale wieder auf die Seite des Habsburgers geneigt, welcher, obwohl noch sehr jung und fern in Spanien mit den inneren Händeln Castiliens und Aragoniens beschäftigt, gleich-

---

Philipp der Großmüthige;" v. Langenn, Moritz von Sachsen u. a. m.; ferner die Reformationsgeschichten von Marheineke, Hagenbach, Menzel, Neudecker, Guericke u. A.; die Schriften über den Protestantismus von Schenkel, Hundeshagen, Holzhausen, Heppe und die Landes-Reformations-Geschichten von Jäger, Hottinger, Keim, Max Göbel u. v. A.; ferner die Schriften Luther's (in verschiedenen Ausgaben), Hutten's, (ed. Münch) und Anderer; die Lebensbeschreibungen Luther's von Matthesius, Jürgens, Pfizer, Meurer; Zwingli's von Myconius nnd Hottinger; Melanchthon's von Camerarius, Facius, Matthes, Galle; des Erasmus von Adolf Müller; Reuchlin's von Meyerhoff und Lamey; Oekolampads von Herzog; Calvin's von Henry; Hutten's von Meiners, Sickingen's von Münch u. A. m. Geschichten des Bauernkrieges von Zimmermann, Oechsle, Bensen u. s. w. Auf eine vollständige Aufzählung der Hülfsmittel und Quellen muß hier verzichtet werden. Auch kann sich der Verfasser nicht rühmen, wie es jetzt in Prospecten geschieht, „alle Quellen zur deutschen Geschichte" gelesen zu haben; da er mehrere Jahre angestrengten Fleißes brauchte, um — nicht etwa alle Quellen, dazu würde ein Menschenleben kaum ausreichen, — sondern nur die wichtigste Literatur für diesen einen Zeitraum gewissenhaft zu studiren.

wohl die Reichshändel nicht aus den Augen ließ und durch seine Agenten in Deutschland trefflich bedient wurde. Seine kluge Tante Margarethe lenkte am Hofe zu Brüssel mit geübter Hand die Fäden der Unterhandlung. Mit Hülfe der großen Geldvorschüsse des Hauses Fugger zu Augsburg gelang es endlich, zuerst die geistlichen Kurfürsten umzustimmen und auch die weltlichen wurden durch große Zugeständnisse bald gewonnen. Vielerlei Umstände kamen ihm dabei zu Statten: die schwierige Lage seiner weit zerstreuten, in ihrer Selbständigkeit ihm noch wenig Macht gewährenden Erblande ließ den deutschen Fürsten seine Erhebung gefahrloser erscheinen, als die des Königs Franz, dessen Reich das zusammenhängendste, wohleingerichtetste und mächtigste der Welt, die deutschen Grenzen in ihrer ganzen westlichen Ausdehnung berührte; dazu der Uebermuth etlicher mit dem König von Frankreich verbundener Fürsten, von denen so eben Ulrich von Wirtemberg die Waffen zu seinem eigenen Unheil gegen den schwäbischen Bund erhoben und dadurch den Anhängern Oesterreichs mitten im Reiche einen Sieg bereitet hatte; ferner die Besorgnisse der Schweizer Eidgenossen, welche zwar nach blutigen Kämpfen einen ewigen Frieden mit Frankreich geschlossen, aber ihre Niederlage bei Marignano noch nicht vergessen hatten, so daß ihre Tagsatzung vermittelst reichlich ausgestreuten Geldes für den habsburgischen Bewerber gewonnen ward und ihre Söldnerhaufen aus dem französischen Dienste heimberufen wurden; endlich als der mächtigste Bundesgenosse die eben damals lauter als je sich regende öffentliche Meinung des deutschen Volkes, welches dem Franzosen abgeneigt, sich in patriotischer Regung dem Sprößling des deutschen Kaiserhauses zuwandte. Von ihm erwarteten alle Patrioten die Erfüllung ihrer mannichfachen Hoffnungen und gerade das, was seinen Gegner hatte empfehlen sollen, schlug nur ihm zum Vortheil aus, nämlich die Erscheinung eines römischen Legaten, welcher auf dem Reichstage zu Augsburg zugleich Luther's Unterdrückung, die Beitreibung neuer Steuern und die Wahl des Königs von Frankreich hatte betreiben sollen, aber schließlich froh sein mußte, mit ganzen Knochen wieder heimzukehren.

Freilich gerade diese Begeisterung machte den Bewerber für die Wahlfürsten verdächtig, sie zauderten lange mit seiner Wahl. Doch

durften sie es nicht wagen, der öffentlichen Meinung in dieser ohnehin so aufgeregten Zeit allzusehr entgegenzutreten. Noch im letzten Augenblicke trug man die Krone dem Reichsverweser Friedrich von Sachsen an. Er war der Einzige, der sich an Popularität mit dem Habsburger hätte messen können. Aber gleich anderen Fürsten vor ihm war er zu klug und landesväterlich gesinnt und auch zu alt und ängstlich, um sich mit der römischen Krone zu belasten. Er lehnte den Antrag ab und erklärte sich für Karl.

Und so wurde denn am 28. Juni 1519 Karl V. von den zu 1519
Frankfurt versammelten Kurfürsten einhellig gewählt. Die Wahl eines Herrschers, welchem die österreichischen, burgundischen, spanischen und süditalischen Länder, sowie die neu entdeckte Welt bereits gehörten und die Aussicht eröffnet war, auch Ungarn und Böhmen an sein Haus zu bringen, während die Könige von England und Dänemark ihm nahe verwandt und eng verbunden waren, — diese Wahl schien selbst die ausschweifendsten Hoffnungen jener Patrioten zu erfüllen, welche eine Rückkehr der alten deutschen Kaisermacht herbei wünschten. Und auch die Persönlichkeit des Erwählten, welcher bei aller Schüchternheit und Abhängigkeit von seinen Rathgebern doch schon in seinen jungen Jahren große Anlagen und außerordentliche Thätigkeit entfaltete, — er pflegte schon in seinem fünfzehnten Jahre alle Depeschen selbst zu lesen, die Verhältnisse seiner Länder sorgfältig zu studiren und selbst die Nächte über Staatsgeschäften zuzubringen, dabei aber mit großer Gewissenhaftigkeit dem Rathe erprobter Minister zu folgen — konnte diese Hoffnungen der Patrioten nur bestärken. Aber sie bedachten nicht, daß diese neue Kaisermacht, wenn sie jemals zur Vollendung käme, eher alles Andere sein werde, als eine deutsche Macht. Uebrigens war diese Macht selbst in den Erblanden des Erwählten noch weit von monarchischer Ausbildung entfernt; sie beruhte noch überall mehr oder weniger auf dem guten Willen der Stände, und diese sahen mißtrauisch auf die Anhäufung so vieler Kronen hin. Trotz der dringenden Mahnungen der Kurfürsten verzog sich die Krönungsreise bis tief in's folgende Jahr, weil die Spanier die Mittel zur Reise vorenthielten; während zugleich in Oesterreich die Stände in vollem Aufstande begriffen waren, das landesherrliche Regiment beseitigten und

eine provisorische Regierung einsetzten. Kaum hatte endlich der Kaiser Spanien eben verlassen, so erhoben sich dort, aufgebracht gegen das niederländische Regimnte, Adel und Städte zu einem gefährlichen Aufstande; eine heilige Junta unter Don Juan Padilla von Toledo riß die Gewalt an sich und nur dem Beistande der Kirche und dem Zwiste der Parteien hatte Karl die Erhaltung seiner monarchischen Gewalt zu danken. Nur die Niederländer, denen er durch Geburt und Erziehung angehörte, betrachteten ihn als den Ihrigen; sie begrüßten seine Erhebung mit den größten Erwartungen und bestritten die ansehnlichen Wahl- und Krönungskosten. — In seiner Capitulation verpflichtete sich der Erwählte, keinen Versuch zu unternehmen, die Kaiserwürde in seinem Hause jemals erblich zu machen, ohne Zustimmung der Kurfürsten weder Kriege zu führen, noch Reichstage zu halten, noch Reichssteuern zu fordern, noch Reichslehen zu vergeben, und ebensowenig fremde wie eigne Truppen in's Reich zu ziehen. Die Kaiserwürde sollte bleiben, was sie seit den Zeiten ihres Verfalles stets gewesen, eine bloße Idee. Die Bestimmungen, durch welche seit Rudolph von Habsburg jeder Erwählte die Macht und Selbständigkeit der Reichsstände und vor Allen seiner Wähler hatte anerkennen und erweitern müssen, wurden wiederholt; freilich weniger als je war dabei von den Rechten des Volkes die Rede; im Gegentheile, nöthiger als je erschien die Wiederholung der, schon in der goldenen Bulle enthaltenen Verbote aller Bündnisse des Adels und des Volkes gegen die fürstlichen Gewalten. Zu diesen Verboten gesellte sich jetzt noch das der Handelsassociationen, jener „Fuggereien,“ welche den Haß der Fürsten, des Adels und des niederen Volkes (das in diesen durch Monopolien geschützten Verbindungen eine Ursache der Theuerung erblickte), im gleichen Maße erregten. Doch auch nach einer andern Seite hin ward den Wünschen des Volkes, soweit sie mit dem Interesse der Fürsten übereinstimmten, entsprochen. Der Kaiser machte sich nämlich anheischig, die Concordate und Freiheiten der Nation gegen den Papst zur Geltung zu bringen; nachdem schon vorher die Kurfürsten, ermuthigt durch den antirömischen Geist der Nation, ihr selbständiges Wahlrecht in einer Art Erneuerung des Kurvereins zu Rense kräftig ausgesprochen hatten. Zugleich jedoch mußte sich der Erwählte in altherkömmlicher

Weise gleich im ersten Artikel verpflichten, den Stuhl zu Rom, Papst und Kirche als Vogt zu schirmen. Mit Einem Worte, das alte Reich ward in seiner alten Herrlichkeit, mit allen jenen bunten Widersprüchen wieder aufgeputzt, welche durch die Einsetzung eines Reichsregimentes und Reichsgerichtes nur noch vermehrt wurden. Die Masse dieser Widersprüche trat sofort zu Tage, als Karl, der sich nach dem Beispiele seines Großvaters, ohne in Rom gekrönt zu sein, einen „erwählten römischen Kaiser" nannte, am Ende des Jahres 1520 seinen ersten Reichstag zu Worms eröffnete.

Es waren viele große und wichtige Geschäfte, welche auf diesem Reichstage erledigt werden sollten; dem Kaiser galt es, das Reich vor Allem zum Kriege gegen den König von Frankreich, dessen Werbung unter den deutschen Völkern, ja mitten auf dem Reichstage unter den Fürsten ein öffentliches Geheimniß war, zu vereinen. Daneben gab es innere Händel der wichtigsten Art; zum zweiten Male hatte der Herzog Ulrich von Wirttemberg durch den Versuch, sein Land mit Hülfe des gemeinen Mannes zurück zu erobern, nur die habsburgische Macht im Reiche vermehrt; denn zum zweiten Male vertrieb ihn der schwäbische Bund. Ulrich floh aufs Neue; bald nachher stellte der schwäbische Bund das Land als eine eroberte Beute dem König von Spanien, doch nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog von Oesterreich zu, worauf eine österreichische Regierung das Land in Besitz nahm, und der seines Erbes beraubte unschuldige Sohn Ulrich's nach Oesterreich gebracht wurde. Die heiligsten Rechte des Landes wurden hier Preis gegeben; und eine Saat ausgestreut, welche dem Kaiser bittre Früchte trug; denn das alte Mißtrauen gegen die österreichische Hauspolitik erhielt hier eine neue Bestätigung und ewige Dauer. Die so oft abgeläugnete Absicht, deren man schon Maximilian beschuldigt hatte, nämlich Wirttemberg österreichisch zu machen und dem angestammten Fürstenhaus zu rauben, war nun wirklich ausgeführt. Ulrich und der Herzog von Lüneburg wurden zu Worms geächtet; in Nord- und Süddeutschland hatte Habsburg triumphirt. Indessen diese Erfolge waren nicht geeignet, das Ansehn und die Macht des Kaisers wahrhaft zu befestigen, man zeigte sich gegen seine sonstigen Interessen um so spröder, die Kurfürsten drangen nur um so

eifriger auf die wirkliche Einführung der in der Wahlcapitulation bedungenen Reformen. Es zeigte sich bald, daß diese Reformen dem jungen Kaiser ebenso wenig behagten, als seinem Großvater. Er sträubte sich lange gegen den ihm vorgelegten Entwurf, der das im Jahre 1500 eingesetzte Reichsregiment wieder herstellte; er protestirte gegen so große Beschränkung der kaiserlichen Macht, er verwies auf den schlechten Ausgang jenes Reichsregimentes und machte Gegenvorschläge; schon nahm die Sache eine böse Wendung, wie einst unter Maximilian. Aber die Kurfürstenpartei blieb fest bei ihrem Entwurfe und ließ sich nur die Aenderung gefallen, daß das Reichsregiment blos während der Abwesenheit des Kaisers regieren und zu den zwanzig von den Ständen erwählten Mitgliedern zwei vom Kaiser ernannte hinzutreten sollten. Um es mit dieser mächtigsten Partei im Reiche nicht zu verderben — denn an ihrer Spitze standen die zuverlässigsten und ältesten Anhänger Oesterreichs, die sächsischen und die brandenburgischen Fürsten — mußte Karl endlich nachgeben und die Zugeständnisse, welche einst seinem Großvater im Jahre 1500 die Noth entrissen hatte, wiederholen. Reichsregiment, Reichskammergericht und Reichskreise wurden, nachdem sie lange geruht, jetzt wieder in's Leben gerufen.

Wir können über die Bedeutung dieser Reformen nur Dasjenige wiederholen, was sich uns bereits bei ihrer ersten Einführung zur Zeit des Kaisers Maximilian aufgedrängt hat. Es war ein wohlgemeinter Versuch etlicher Kurfürsten, der aber keine Theilnahme bei den übrigen, allzu spärlich bedachten Ständen fand, keine Begeisterung im Volke erzeugte, und von den mächtigsten Fürsten, z. B. von Baiern, mit dem größten Mißtrauen betrachtet wurde. Von Anfang an war man darauf bedacht, das Reichsregiment zu keiner Macht kommen zu lassen. Um für alle Fälle ein Gegengewicht gegen dasselbe zu haben, ward auf österreichisches Betreiben der schwäbische Bund erneuert, am eifrigsten betheiligte sich an demselben jetzt Baiern, freilich nur um innerhalb desselben dem Einflusse Oesterreichs wirksamer entgegen zu treten. Aus ähnlichen Gründen trat jetzt nach der Eroberung Wirttembergs auch Hessen in den schwäbischen Bund ein.

Welch' ein Chaos, welches Gewirre der verschiedensten, sich feind-

lich gegenüberstehenden, sich mißtrauisch beobachtenden und durchkreuzenden Pläne und Interessen. Da war nirgends ein Zusammenhang und Halt. Kaiser, Kurfürsten und Fürsten, geistliche und weltliche Herren, keiner traute dem Andern. Unbeachtet verhallten in diesem Wirrsal die Klagen und Mahnungen der Patrioten an die Fürsten des Reiches, „daß sie um der gemeinen Noth des Vaterlandes willen wenigstens für einige Zeit ihre kostspieligen Schmäuse, Turniere und Jagden unterbrechen, ihren elenden Rang- und Grenzstreitigkeiten entsagen, ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht und Eroberungsgier bezähmen, ihre Fehden beendigen, dem Adel in Haltung des Landfriedens mit gutem Beispiele vorangehen und mit patriotischem Eifer sich um den Kaiser schaaren möchten." So schrieb Ulrich von Hutten schon zur Zeit des Augsburger Reichstages in seiner Ermahnungsrede zum Türkenkriege und es sind diese Worte nur eine schwache Probe der unter den Rittern und Stadtpatriziern herrschenden Erbitterung. Freilich entging es diesen Patrioten nicht, daß die Erbitterung des Volkes gegen den Adel noch viel größer war, daß überhaupt unter der zerklüfteten Oberfläche des Reiches ein Vulkan befindlich sei, vor dessen Ausbruch selbst Ulrich von Hutten bangte; sie übersahen aber in ihrem Fürstenhaß, daß gerade die mächtigsten Fürsten, die von Sachsen, Brandenburg, Baiern, Hessen und Andere von ihren Vorwürfen am wenigsten betroffen wurden, bei weitem den meisten Boden im Volke hatten und wenn auch nur im engsten Sinne, doch allein eine deutsche Nation repräsentiren konnten. Deshalb war es eine bodenlose Selbsttäuschung, wenn jene Patrioten sich dem Wahne hingaben, der Kaiser werde zugleich Papst und Fürsten, Kirche und Reich bekriegen, den gemeinen Mann im Zaume halten, endlich ein neues Reich und eine neue Kirche aufrichten; ein Unternehmen, ebenso unabsehbar in seinen Zwecken und Erfolgen, als unsicher in seinen Mitteln; ein Umwälzungsversuch, welcher alle Fürsten, den Papst und höchst wahrscheinlich auch das Volk gegen sich vereinigt und folglich das Gegentheil von dem herbeigeführt haben würde, was jene patriotischen Schwärmer erstrebten. Man brauchte kein solcher Politicus zu sein, wie Karl V. und seine Minister waren, um diesen Gedanken abzuweisen. Doch war er weit entfernt, die Hülfe so tapferer und angesehener Männer zu verschmähen, deren Beistand ihm bei der Er-

oberung von Wirttemberg so sehr zu Statten gekommen war. Er überhäufte den Franz von Sickingen mit Auszeichnungen; seine Agenten suchten Ulrich von Hutten bei guter Laune zu erhalten. Man ließ den Patrioten einige Hoffnung auf die Zukunft. Inzwischen hatte der Reichstag die 24,000 Mann zum Römerzug bewilligt, um die es dem Kaiser vorläufig allein zu thun war. Seine Geschäfte auf dem Reichstage waren damit in der Hauptsache erledigt und indem er nun als Statthalter im Reiche seinen Bruder Ferdinand beauftragte, dem auch die österreichischen Erblande und Wirttemberg durch Erbtheilung übertragen wurden, kehrte er wieder in die Niederlande, folgenden Jahres nach Spanien zurück, wo er, mit den mannichfachen Händeln jenes Königreiches und seiner großen Politik beschäftigt, sieben Jahre verweilte.

Doch zuvor war er zu seinem Verdrusse genöthigt, sich noch mit einer Sache zu befassen, welche jetzt das ganze Reich in gährende Bewegung setzte und alle politischen Händel zu durchkreuzen drohte, mit der Unterdrückung der lutherischen Ketzerei. Denn nur unter dieser Bedingung hatte ihn der Papst als Kaiser anerkannt und ihm die fernere Hülfe versprochen, welche namentlich für die italienischen Händel unentbehrlich schien. Und die Erfüllung dieser Bedingung, zu der er sich ohnedies durch seinen Eid als Vogt der Kirche für verpflichtet halten mußte, konnte ihm um so unbedenklicher erscheinen, als die Lehren Luther's seiner ganzen Weltanschauung auf's Aergste widersprachen. Erzogen von mönchischen Lehrern, hatte er Männer wie Adrian von Löwen und den Cardinal Ximenes als Vorbilder der Kirche vor Augen, hochverdiente und verehrte Männer, welche wohl gegen die äußeren Gebrechen der Kirche mit Wort und That geeifert hatten, aber an kirchlicher Rechtgläubigkeit ihres Gleichen suchten. Unter seinen Spaniern herrschte eine fanatische Orthodoxie, eben jetzt hatte er selbst die Inquisition in Spanien wieder eingeführt und den Händen des ungläubig und lax gewordenen Papstthums wieder entrissen; allerdings vorwiegend aus politischen Gründen, aber eben diese spanische Auffassung der Kirche als eines Mittels zur Befestigung der Monarchie mußte ihm Luther's kühnen Angriff auf die Kirche nur um so widerwärtiger machen. War doch die Kirche jetzt seine beste Stütze in Spanien! Zwar am burgundischen Hofe, bei seiner Tante Mar-

garetha, wehte ein freierer Geist; hier wurden des Erasmus Schriften bewundert, und die Idee Maximilian's, daß man sich Luther's als eines Mittels gegen Rom bedienen könne, war noch keineswegs aufgegeben. Und mahnten nicht seine Minister, sein eigener Beichtvater Glapio am eifrigsten zu Reformen der Kirche, von deren Nothwendigkeit Karl selbst am tiefsten überzeugt war? Aber alles dieses hinderte nicht, daß gerade von ihm die Verdammungsbulle gegen Luther's Schriften zuerst vollzogen ward. Diejenigen, welche vom Kaiser den Schutz der neuen Lehre erwartet hatten, sahen sich bald getäuscht.

Denn vor Allem wegen dieser Sache hatte man in Deutschland die größten Hoffnungen auf den Reichstag gesetzt, und in der That von der Theilnahme für Luther waren alle Stände dermaßen ergriffen, daß die Legaten nichts mehr fürchteten als dessen bereits angekündigtes Erscheinen zu Worms. Um sich vor dem ganzen Reiche zu verantworten, wohl auch um den Beschwerden gegen Rom größeren Nachdruck zu geben, wünschte Kurfürst Friedrich, daß Luther selbst erscheine. Indeß auf die Vorstellungen der römischen Legaten hatte Karl dem Kurfürsten befohlen, Luther in Wittenberg zu lassen, bis er alle seine Schriften widerrufen und dem Papste sich unterworfen haben werde; alsdann solle man ihn, um das Weitere zu gewärtigen, bis Frankfurt reisen lassen; die Legaten hatten vorgestellt, daß es unwürdig sei, wenn ein Gebannter vor dem Reiche erscheine; zum Ueberflusse brachte Aleander eine neue Bannbulle des Papstes, vom 3. Januar 1521, hervor, worin Luther und Jeder, der ihm anhinge, in den schrecklichsten Ausdrücken verflucht, der ganze Apparat kirchlicher Ceremonien gegen sie aufgeboten wurde. Aber auch diese starken Mittel verfehlten gänzlich ihres Zweckes; ebenso die fulminante Rede, welche Aleander am 13. Februar vor dem Reichstage hielt. Die geringe Wirkung der Reden und Bullen des Legaten bewies nur auf's Neue den tiefen Verfall des kirchlichen Ansehens. Zwar der Kaiser erklärte sich bereit, die Bulle auszuführen und die Verbrennung der Luther'schen Schriften durch das ganze Reich befehlen zu lassen. Er brachte, um die Ausführung dieses Befehles zu sichern, einen Antrag vor die Reichsversammlung, fand aber hier den lebhaftesten Widerstand, so große Mühe sich auch die Legaten gegeben hatten, auf die einzelnen Reichs-

stände durch laute Predigten und geheime Umtriebe einzuwirken. Die Reichsstände konnten oder wollten der öffentlichen Meinung in dieser Sache nicht entgegen treten. Unter den Augen des Reichstags wurden Luther's Schriften trotz aller kaiserlichen Mandate feil geboten; ja das Volk riß diese Mandate von den Kirchthüren herunter und heftete Inschriften zu Luther's Ehre an. Ein öffentlicher Anschlag drohte dem Reichstag Tod und Verderben, falls er etwas gegen Luther unternehme; vierhundert deutsche Ritter hätten sich verschworen; achttausend Bauern stünden in Wehr und Waffen bereit; das Schreckenswort Bundschuh! Bundschuh! stand darunter. Flugschriften voll zornigen Hohnes gegen das Begehren der Legaten gingen in der Reichsversammlung von Hand zu Hand. Statt der begehrten Mandate stellte die Versammlung 101 Beschwerden gegen den römischen Hof dem Kaiser zu. Für die Lehren Luther's hatte freilich noch kein einziges Mitglied Partei genommen, viele waren nichts weniger als damit einverstanden, aber bis zu einem gewissen Grade gaben sie ihm alle Recht. Ja gerade die Strenggläubigen stimmten am lautesten in das allgemeine Klagelied ein; dem Herzog Georg von Sachsen, einem der eifrigsten Gegner Luther's, war es an den 101 Beschwerden noch nicht genug, er ließ noch zwölf besondere einreichen und verlangte die Berufung eines allgemeinen Conciliums.

Der Reichstag half sich nun gegen die Zumuthungen von Kaiser und Papst durch ein juristisches Bedenken. Man müsse Luther zuvor darüber hören, ob er die verurtheilten Bücher auch wirklich geschrieben habe. Der Kaiser war genöthigt, nachzugeben und Luther ward nunmehr, mit den Geleitsbriefen des Kaisers, des Kurfürsten, der Herzöge von Sachsen und des Landgrafen von Hessen versehen, nach Worms citirt. Ein kaiserlicher Herold sollte ihn auf der Reise begleiten und schützen; aber der Kurfürst hielt für nöthig, diesen Herold selbst durch eine Wache vor dem Volke schützen zu lassen. Luther begab sich nun am 5. April, begleitet von etlichen Freunden, auf die Reise, die er, obwohl ihn zu Eisenach eine Krankheit überfiel, ohne Aufenthalt fortsetzte. Seine Reise glich einem Triumphzuge; das Volk strömte zusammen, ihn zu sehen; die Obrigkeiten empfingen ihn mit öffentlichen Ehren; Universität, Rath und Gemeine zu Erfurt zogen ihm in Pro-

cession entgegen; die Klöster waren stolz, ihn zu beherbergen; die Ritter schickten ihm Boten und trugen ihm Schutz und Zuflucht in ihren Schlössern an. Denn gar Viele traueten trotz aller Geleitsbriefe dem Handel nicht. Noch hatte sich ja kein einziger Reichsstand für ihn ausgesprochen; und ängstliche Freunde baten ihn, doch nicht in den gewissen Tod zu gehen. Doch er zog unverzagt weiter. „Wenn sie gleich," sagte er, „ein Feuer machten zwischen Wittemberg und Worms bis an den Himmel hinan, so wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen." Nicht blos um sich zu vertheidigen, sondern um das Wort zu verkündigen, zog er nach Worms. Deshalb schlug er auch alle Vermittlungsversuche ab. Glapio selbst war in der Ebernburg und lud ihn zu Unterhandlungen ein: nur einen Theil seiner Schriften möge er widerrufen. Aber Luther ließ sich auf nichts ein: „Hat der Beichtvater des Kaisers mit mir zu reden, so kann er solches zu Worms thun." Selbst der Vertraute des Kurfürsten, Spalatin, schrieb ihm plötzlich dringend und wiederholt, nicht zu kommen. „Und wenn," so lautete seine Antwort, „so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein."

Am 16. April, einem Dienstage, gegen Mittag, fuhr Luther in einem offenen Rollwagen zu Worms ein. Tausende von Menschen harrten seiner Ankunft und gaben ihm das Geleite in seine Herberge; nur langsam konnte der Wagen hindurch kommen. Bis in die Nacht drängten sich Fürsten, Grafen und Ritter in sein Zimmer, um ihn zu begrüßen. Am folgenden Nachmittage holte ihn der Reichserbmarschall von Pappenheim in die Reichsversammlung, mußte aber durch Hinterhäuser und Gärten sich einen Weg suchen, um dem ungeheuren Gedränge zu entgehen. Denn man hatte sogar die Dächer bestiegen und die Mütter hoben ihre Kinder auf, damit sie den Mann Gottes sähen. Auf den Gängen, an den Treppen und Fenstern des Rathhauses, wo die Versammlung war, will man gegen 5000 Menschen gezählt haben. Und nun ward Luther in die Reichsversammlung geführt vor den Thron des Kaisers, ringsumher saßen sechs Kurfürsten, vierundzwanzig Herzöge, acht Markgrafen, mehr als dreißig Bischöfe, ein päpstlicher Legat

und fünf Gesandte fremder Könige, sowie über zweihundert vom Adel. Vor dieser glänzenden Versammlung stand nun der unscheinbare Mönch, der damals noch äußerst hager, „eitel Haut und Bein," überdies von seiner Krankheit kaum genesen, sehr schlecht aus sah. Auf einer Bank lagen seine Schriften und daneben stand der Trierer Official Johann von Eck (nicht zu verwechseln mit dem Ingolstädter), der ihn fragte, ob er sich zu diesen Büchern bekenne und sie widerrufe? Schon wollte er die erste Frage bejahen, da riefh ihm sein Rechtsbeistand und College Schurf, der ihn aus Wittenberg begleitet hatte, sich erst die Titel vorlesen zu lassen. Nachdem dies geschehen, bekannte er sich als Verfasser und bat wegen der zweiten Frage um Bedenkzeit, die ihm vom Reiche bis zum folgenden Tage gewährt ward. In der Zwischenzeit stärkte er sich durch Gebet und erschien nun folgenden Abends bei Fackelschein vor der Versammlung, die sich noch zahlreicher als Tags zuvor eingefunden hatte. Und hier hielt er nun nach demüthiger Begrüßung der Versammlung eine mächtige Rede in deutscher Sprache. Er erklärte, in Allem was er geschrieben, nichts Anderes gesucht zu haben, als Gottes Ehre und der Christgläubigen Seligkeit. Er theilte seine Schriften in verschiedene Classen, in solche vom Glauben und guten Werken, die könne er nicht widerrufen; in solche gegen das Papstthum und der Papisten Lehre, auch diese könne er nicht widerrufen, weil er dadurch Jener Tyrannei und Bosheit bestärken würde; endlich in solche gegen Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre zu fälschen; hier sei er zuweilen heftiger gewesen als sich für sein Amt gezieme; aber widerrufen könne er auch diese nicht, sonst würden Jene nur noch unverschämter werden. So er aber aus der heiligen Schrift seines Irrthums überführt werde, sei er ganz willig, zu widerrufen und wolle der Erste sein, seine Büchlein in's Feuer zu werfen. Man habe ihn an die Noth, Gefahr und Zwietracht erinnert, so er in der Kirche anrichte. Aber ihm sei es die größte Lust und Freude, zu sehen, daß um Gottes Wort willen Zwietracht und Uneinigkeit entstehe. Doch ein schreckliches Unglück werde es sein, wenn aus Vertrauen auf menschliche Macht und Weisheit das Wort Gottes verfolgt und gelästert werden und die Regierung „dieses allerlöblichsten und gütigsten Jünglings," des Kaisers Karl, in deß Majestät

nächst Gott große Hoffnung sei, einen bösen, unseligen Anfang, Verlauf und Ausgang nehmen sollte. Er erinnerte an die Beispiele der heiligen Schrift, an Pharao, Nebukadnezar und die Könige der Juden, welche sich alsdann in ihr Verderben gestürzt hätten, wenn sie mit ihren klügsten Anschlägen ihre Reiche zu verherrlichen wähnten. „Solches," fügte er noch hinzu, „sage ich nicht in der Meinung, daß solchen großen Häuptern Noth wäre meines Unterrichts oder Erinnerns, sondern daß ich deutscher Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht habe sollen noch wollen entziehen und will mich hiermit Ew. Kaiserlichen Majestät, Chur- und Fürstlichen Gnaden auf's unterthänigste befohlen und demüthigst gebeten haben, sie wollten sich von meinen Widersachern wider mich ohne Ursache nicht bewegen lassen." Erschöpft endete er; er schwitzte sehr, in dem Getümmel, unter so vielen hohen Herren war ihm, wie er selbst sagte, heiß geworden. Seine Rede hatte auf die Deutschen tiefen Eindruck gemacht; aber der Kaiser hatte sie nicht verstanden, da er die deutsche Sprache überhaupt weder recht verstand, noch leiden mochte. Zu Gott, meinte er, rede er spanisch, französisch mit seinen Ministern, italienisch mit den Frauen, deutsch mit seinen Pferden. Luther mußte ihm jetzt seine Rede lateinisch wiederholen. Nun gab der Official der Sache eine sehr gefährliche Wendung nach dem Sinne der Versammlung. Er meinte, Luther möge mindestens zum Theil widerrufen, und die Unfehlbarkeit der Concilien anerkennen. Doch Luther ließ sich zu Worms ebenso wenig einschüchtern, als zu Leipzig. Er erklärte, auch ein Concilium könne irren und erbot sich zum Beweise. Da glaubte Eck gewonnen zu haben und fiel ihm mit strafenden Worten in die Rede und begehrte eine runde und richtige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. Und nun schloß Luther mit den weltberühmten Worten: „Weil denn Kaiserliche Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papste, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst

widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführet sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir. Amen!"

Die Versammlung war in großer Bewegung. Da man ihn wegführte, schimpften die Spanier laut auf den Ketzer; die deutschen Ritter murrten und riefen, ob man ihn etwa gefangen halten wolle. Sie drängten sich schützend um ihn, er suchte sie zu beschwichtigen. Sein tapferes und bescheidenes Wesen hatte den Deutschen wohlgethan. Der alte Kämpe Erich von Braunschweig schickte ihm eine silberne Kanne voll Eimbecker Bieres in seine Herberge. Der tapfere Frundsberg hatte ihm schon beim Hineingehen auf die Schulter geklopft und gerufen: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang." In mancher Schlachtordnung habe er gestanden, aber niemals einen so schweren Strauß gekämpft. Der Kurfürst Friedrich war mit seinem Schützling wohl zufrieden. Glückwünschend suchten ihn Fürsten und Herren in seiner Wohnung auf. Darunter war auch der junge Landgraf von Hessen. Er schüttelte Luthern beim Weggehen die Hand und sagte: „Habt ihr Recht, Herr Doctor, so helf Euch Gott."

Nur auf die Fremden, auf die Spanier und Italiener, welche die mächtige Zauberkraft, die in Luther's deutscher Rede noch heute für jeden Deutschen steckt, freilich nicht an sich erfahren konnten, und denen überhaupt das deutsche Wesen unverständlich war, das in Luther gleichsam verkörpert ihnen gegenüber stand, machte er einen schlechten, unheimlichen Eindruck. „Der," rief der Kaiser aus, „soll mich nicht zum Ketzer machen." Schon folgenden Tages ließ er dem Reichstag in französischer Sprache die eigenhändige Erklärung vorlegen, daß er entschlossen sei, bei dem Glauben seiner Väter zu beharren, und das, was auf den Concilien, namentlich zu Constanz festgesetzt worden, mit Leib und Leben zu vertheidigen. Nach der von Luther gezeigten Hartnäckigkeit fühle er Reue, ihn bis jetzt geschont zu haben und werde ihn als einen offenbaren Ketzer mit seinem ganzen Anhang ächten, wozu er die Mitwirkung des Reichstags forderte. Aber hierzu waren

die Stände in ihrer großen Mehrheit nicht zu bewegen und noch viel weniger wollten sie sich zur Verhaftung und Hinrichtung Luther's verstehen. Nur Wenige, darunter der hitzige Kurfürst Joachim von Brandenburg, stimmten diesem Vorschlag bei. Die übrigen, darunter auch offenbare Gegner der lutherischen Lehre, wie Georg von Sachsen und Ludwig von der Pfalz, erklärten sich standhaft wider den Bruch des sicheren Geleites. Die Schande und der Schaden, welche das Reich am Hus auf sich geladen, solle nicht zum zweiten Male über Deutschland kommen, rief Ludwig von der Pfalz und gerieth dabei mit Joachim in solchen Wortwechsel, daß Beide schon zu den Messern griffen. Drohbriefe drangen bis in die Gemächer des Kaisers. Es hieß, wenn Luther verbrannt werde, müsse der ganze Reichstag mit verbrennen. Bei der ungeheuren Aufregung des Volkes durfte es der Kaiser nicht wagen, so viele Fürsten, Ritter und Städte zu beleidigen, deren er überdies grade jetzt zu seinen politischen Händeln so sehr bedurfte. Und so machte er denn aus der Noth eine Tugend und sagte selbst, ein Kaiser müsse sein Wort halten; er wolle nicht roth werden vor Scham, wie einst sein Vorfahr Sigmund, als er dem Hus das Geleit brach. Doch hat er diese Worte im späteren Alter wieder zurückgenommen und es in seinem Kloster zu Spanien als eine große Sünde beklagt, daß er dem Ketzer einst Wort gehalten; gleich vielen Anderen, welche noch heute wähnen, wenn Luther damals verbrannt worden wäre, so würde der Papismus noch blühen.

Es wurde beschlossen, noch einen Versuch zu machen, sich mit Luther zu verständigen, ihn zu theilweisem Widerruf zu bewegen. Er sollte wenigstens die Concilien oder doch Kaiser und Reich als Richter über seine Lehre anerkennen. Der Kurfürst von Trier gab sich viele Mühe; aber es war Alles vergeblich; Luther erklärte, er wolle eher seinen Kopf verlieren, als vom hellen Worte Gottes abstehen, über das er keinen Menschen als Richter anerkenne. Er verwies sie endlich auf Gamaliel's Worte. „Ist meine Sache," sagte er, „nicht aus Gott, so wird sie über zwei oder drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen." Nunmehr ward ihm am 25. April der Abschied publicirt; es ward ihm befohlen, „innerhalb einundzwanzig Tagen sich in seinen Gewahrsam unter freiem,

sicherem Geleite zu begeben und unterwegs weder mit Predigen noch Schreiben das Volk zu erregen." Nachdem er sich bei Kaiser und Ständen demüthig bedankt und erklärt hatte, daß er nichts Anderes begehrt habe, als eine Reformation aus heiliger Schrift, reis'te er folgenden Tages, am 26. April, von Worms wieder ab.

Bald nach ihm entfernten sich auch die meisten Stände und der Reichstag schien sich zu verlaufen, ohne daß der Kaiser dem Papste Wort gehalten. Und doch kam eben jetzt, am 8. Mai, ein enges Bündniß zwischen Beiden zu Stande; der Papst versprach seinen Beistand gegen die Franzosen, der Kaiser verhieß die Unterdrückung der Ketzer. Auf den Rath des pfiffigen Aleander wurde nun am 25. Mai in formloser Weise einigen noch nicht abgereis'ten Ständen, welche den Kaiser grade aus der Kirche heim begleitetet hatten, ein Edict vorgelesen, von welchem der Kurfürst Joachim bezeugte, daß es die Meinung der Stände enthalte. Darüber verfaßte Aleander ein Protocoll und das Edict ward nun, indem man es zugleich um achtzehn Tage zurück datirte, unter dem Namen des Wormser Edictes fälschlich als ein Reichsschluß am 26. Mai proclamirt. In den stärksten Ausdrücken ward darin über Luther, den „Teufel in Menschengestalt," den „Verderber der Menschen" und gegen alle seine Anhänger und ferneren Beschützer die Acht ausgesprochen, die Vernichtung seiner Schriften befohlen. Man hatte absichtlich die Sache so lange verzögert und verheimlicht; denn da die Geleitsfrist Luther's inzwischen abgelaufen, so war Hoffnung, daß er vom Edicte überrascht, die Acht an dem Sorglosen plötzlich vollzogen und er an die päpstlichen Gerichte ausgeliefert werden könne.

Dies also war das Ergebniß des Wormser Reichstags: das ganze Reich war mehr oder weniger mit Luther einverstanden; aber gleichwohl war er und seine Lehre verdammt worden. Furchtbar enttäuscht waren diejenigen, welche sofortigen Sieg erwartet hatten. Unter diesen hatte Ulrich von Hutten bereits den Gedanken ausgesprochen, daß man die Reformation der Kirche auch gegen den Willen des Kaisers oder vielmehr der bösen geistlichen Rathgeber, die seine Jugend verführten, in's Werk richten müsse. Später bei reiferen Jahren werde auch der Kaiser das Unternehmen loben. „Jacta est alea, ich hab's gewagt," heißt

fortan die Devise auf Hutten's Schriften. Er brach die Verbindung mit seiner Familie ab, um sie nicht in sein Schicksal zu verwickeln. Er war für augenblickliches Dreinschlagen. Um die Tollkühnheit des jungen Ritters zu begreifen, muß man sich in die revolutionäre Leidenschaft einer tiefen und gewaltig aufgeregten und überdies nur allzu fehdelustigen Zeit versetzen; man muß wissen, daß es viele ältere und gelehrtere Leute gab, denen Hutten noch zu langsam war und die ihm sein ängstliches Zaudern vorwarfen; an 2000 Briefe hat man gefunden, die ihn aufforderten, den Kampf gegen die Romanisten muthig fortzusetzen. Er hielt diese Aufforderungen für die Stimme der erwachten Nation. Wäre es auf Hutten angekommen, so würde die Revolution der Ritter schon jetzt ausgebrochen sein, und die Reformation schon in ihren ersten Anfängen gefährdet, dem Wormser Edict bessere Aufnahme verschafft haben. Aber zum Glück hielt der kühlere Sickingen den Moment noch nicht für reif. Er hoffte noch immer auf den Kaiser, oder hielt es für gerathen, diese Hoffnung noch zur Schau zu tragen. Und auch der kaiserliche Hof verschmähte es nicht, mit der Revolutionspartei noch in Verbindung zu bleiben. Eben jetzt wurde der deutsche „Ziska" kaiserlicher Feldhauptmann und borgte dem Kaiser 20,000 Ducaten und 16,000 Soldaten. Wenn es wahr ist, was gewisse Schriftsteller mit pfiffiger Genugthuung andeuten, daß es dem Kaiser darum zu thun gewesen sei, den Sickingen um beides, um Geld und Zeit zu betrügen, so wurde dieser Zweck vollkommen erreicht. Sein geliehenes Geld sammt den weiter ausgelegten 76,500 Ducaten und 40 Centnern Pulver, erhielt er nie mehr zu sehen. Und auch der Kriegszug brachte ihm keine Lorbeeren; sein Versuch, in's innere Frankreich vorzudringen, scheiterte an dem Widerspruche der anderen Feldherrn; da der Sold ausging, führte er seine Truppen mißmuthig zurück. Inzwischen war der Kampf gegen Frankreich an anderen Punkten mit größerem Erfolg geführt worden und noch in dem Jahre 1521 gelang es den Truppen des Kaisers und des Papstes, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Mitten in der Freude dieses Sieges, der ihm die Herzogthümer Parma und Piacenza wieder verschaffte, und seinem nächsten Verwandten Mailand einbringen sollte, starb Papst Leo X. Man hielt in Deutschland seinen plötzlichen Tod für eine

göttliche Strafe wegen der Verdammung Luther's, den er im Siegesrausche fast vergessen hatte.

Denn durch seine Verdammung war Luther der Held und Märtyrer des deutschen Volkes geworden; er war auf dem Wege von Worms spurlos verschwunden; es hieß, er sei getödtet worden und diese Nachricht brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor; laute Klagen und Lieder vom todten Luther erschollen nah und fern und versenkten sein Bild in's Innerste der Herzen. Doch bald kam die Kunde, daß er wohl aufgehoben sei und der Jubel über den Wiederauferstandenen erfüllte die Gemüther mit um so größerer Siegeszuversicht. Er saß indessen ruhig auf der Wartburg und übersetzte die heilige Schrift. Sein Landesherr hatte ihn nach einer schon zu Worms mit ihm getroffenen Verabredung auf dem Heimweg überfallen und dorthin entführen lassen; theils um ihn vor Verfolgungen der Feinde in Sicherheit zu bringen, theils um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, seinen Schützling vielleicht selbst verfolgen zu müssen. Hier in der Einsamkeit seiner „Wüstung," in seinem Pathmos, wie er es nannte, wo er als „Junker Georg" von Niemandem gekannt wurde, fand er die längst gewünschte Muse zu innerlicher Sammlung. Dieser Ruhepunkt in seinem Leben bildet den Uebergang zu dessen zweiten Hauptheil, wo an die Stelle des Stürmens und Streitens gegen die alte Kirche vorherrschend die Begründung und Pflege der neuen tritt. Wohl war es ihm peinlich, daß, während ringsumher der Kampf wogte, es den Anschein habe, „als wäre er aus der Schlacht geflohen;" doch seine Briefe und Streitschriften zerstreuten diesen Anschein bald. Das wurde unter Anderen der Erzbischof Albrecht von Mainz gewahr, welcher nach Luther's Verschwinden, als habe nie ein Luther gelebt, seine Ablaßbuden wieder öffnen ließ; bis ihn des Reformators gewaltige Episteln über dessen Dasein belehrten. Die Antwort, worin der Erzbischof in den demüthigsten Ausdrücken sich vor Luther beugte und die geschehene Abstellung der Beschwerden anzeigte, mußte Luther selbst überzeugen, daß er jetzt der mächtigste Mann im Reiche sei. Er stand auf einer schwindelnden Höhe; in welche Abgründe hätten ihn die Verlockungen des Ehrgeizes oder auch nur die Hitze des Streites, der Uebermuth des Sieges

stürzen können! Vor diesen Gefahren, denen die gewaltigsten Naturen am leichtesten erliegen, bewahrte ihn jetzt die stille und feierliche Muße der Wartburg; die Krankheiten und Anfechtungen des Leibes stimmten sein hitziges Gemüth zur Demuth herab. Er suchte wieder Trost in der Bibel und wandte sich von den polemischen Schriften mit Vorliebe zu den erbaulichen; er verfaßte die Kirchenpostille, die er selbst sein „allerbestes Buch" nennt und fing an, die heilige Schrift in's Deutsche zu übertragen. Und hiermit trat er nun in den Mittelpunkt seines großartigen Wirkens; hierdurch schuf er die unverwüstlichen Grundlagen, die Sprache und den Glauben, auf welchen das innerste Leben unsres Volkes seit drei Jahrhunderten beruht. Immer deutlicher ward es ihm, wie sehr es in dem verwirrenden Kampfe, der sich jetzt immer lärmender um ihn erhob, eines festen Grundes bedürfe. Es sollte jetzt des Schreibens weniger und des Studirens und Lesens in der heiligen Schrift mehr werden." Auch für ihn selbst war diese Arbeit von großer Wichtigkeit. Das Gefühl ihrer außerordentlichen Größe und Schwierigkeit machte ihn demüthig und bescheiden: „Das ist mir Noth gewesen," pflegte er zu sagen; „ich hätte sonst wohl sollen in dem Irrthum gestorben sein, daß ich wäre gelehrt gewesen. Es sollten solche Werke thun, die sich lassen dünken gelehrt sein." Mit Anstrengung legte er sich auf die Sprachstudien; er ging alle seine Freunde um Hülfe an und sah endlich, daß er auf seinem Pathmos, von gelehrten Hülfsmitteln verlassen, die Arbeit nicht werde ausführen können. Dies und der Gang, welchen die Religionsbewegung indeß genommen, nothigten ihn endlich, nach Wittenberg zurückzukehren.

Denn in den kirchlichen Einrichtungen, wie in den religiösen Meinungen begann seit dem Reichstag zu Worms Alles aus den Fugen zu gehen. Statt der erwarteten große Dinge kam ein Edict, welches durch seine ohnmächtigen Schmähungen nur Oel in's Feuer goß und schon durch die Art, wie es erlassen worden, dem Rechtsbewußtsein der Nation in's Angesicht schlug. Es war eigentlich Niemand mit diesem Edict zufrieden, von einer Ausführung desselben war nur an wenig Orten die Rede. Das im Herbste 1521 in Nürnberg zusammengetretene Reichsregiment war zu sehr mit anderen Händeln beschäftigt und hatte wenig Neigung, durch Maßregeln gegen Luther sich

unpopulär zu machen. Die große Mehrheit der Reichsstände war solchen Maßregeln von Anfang entgegen und die wenigen Gegner Luther's, wie Herzog Georg von Sachsen oder Markgraf Joachim von Brandenburg, welche es unternahmen, auf dessen Schriften und Anhänger in ihrem Lande zu fahnden, mußten sich bald von der Vergeblichkeit dieser Verfolgungen überzeugen, in denen das Volk nur eine neue Bekräftigung für die Wahrheit einer Lehre erblickte, der man nichts anders als mit äußerlicher Gewalt beikommen konnte. Auch die Zerrissenheit der deutschen Territorien beförderte die Verbreitung der neuen Lehre, indem deren Bücher und Lehrer, wenn sie an dem einen Orte verfolgt wurden, schon in dem nächsten Städtchen oder der nächsten Burg freudige Aufnahme fanden. So wurden namentlich Sickingen's Burgen und die kursächsischen Lande Asyle aller wegen ihres Glaubens Verfolgten. An vielen Orten begnügte man sich mit der Publication des Edictes oder mit gelinden Maßregeln, die gar nicht oder nur unvollkommen durchgeführt wurden. So ließ Philipp von Hessen, auf welchen Luther zu Worms großen Eindruck gemacht hatte, zwar in Folge des Edictes etliche Prediger des Evangeliums verfolgen; während andere ungehindert fortfuhren, und in der Hauptstadt Cassel bereits 1521 die Messe deutsch gelesen wurde; aber nur um so mehr sah sich der lernbegierige Fürst bewogen, die Schriften Luther's und die Bibel selbst zu lesen, was seine baldige Bekehrung zur Folge hatte. Anderer Seits sehen wir spätere Verfolger der neuen Lehre jetzt noch unter ihren Gönnern, z. B. die jungen Herzöge von Baiern, welche noch zu Worms die neue Lehre begünstigten. Das Wormser Edict ward fast ein Jahr lang in Baiern nicht beachtet; die Bischöfe selbst zeigten sich den römischen Bullen und dem Doctor Eck gar wenig geneigt und die Herzöge forderten zum Ueberflusse zur Schonung auf; denn es möchte sonst bei den Laien Aufruhr erzeugen, wenn man ihnen mit den Schriften Luther's ihre Lieblingslectüre entziehe. — — In den österreichischen Erblanden hatte man ohnedies mit den Ständen genug zu schaffen, um nicht durch religiöse Verfolgungen das Volk aufzuregen. Zwar Erzherzog Ferdinand (in Spanien erzogen und der deutschen Sprache unkundig) war gleich seinem Bruder der neuen Lehre persönlich abhold, aber er war abwesend und hielt erst in der Mitte des Jahres

1522 seinen Einzug. Hauptsächlich waren es die rheinischen und verschiedene norddeutsche Bischöfe, die sich der Neuerung entgegensetzten und auf Vollziehung des Edictes drangen. Aber sie hatten keine Macht mehr und die meisten Städte, viele ihrer eigenen Geistlichen versagten den Dienst. Am ungehemmtesten entwickelte sich die neue Lehre in den Reichsstädten, wo die patricischen Magistrate zwar keineswegs überall mit Luther sympathisirten, aber wegen der niederen Bürgerschaft es gar nicht wagen durften, das Edict ernstlich zu vollziehen. Vor Allen wichtig wurde Nürnberg; der Umstand, daß das Reichsregiment und die Reichstage sich in diesen entscheidenden Jahren der frischesten Begeisterung gerade in dieser Stadt — der angenehmsten Deutschlands — versammelten, hatte die größten Folgen. Die mächtigsten Fürsten und Herren, der Hochmeister von Preußen, die eigne Schwester des Kaisers, die Mehrheit des Reichsregimentes, wurden hier durch Osianders feurige Predigt dem Evangelium gewonnen. Mit Einem Worte, die Bewegung erreichte durch das Wormser Edict erst ihren Culminations-Punct. Fahrende Prädicanten zogen von Ort zu Ort, um entweder in den Kirchen, oder, wo man ihnen diese verschloß, auf Straßen und Plätzen, oder draußen auf freiem Felde vor dem Volke zu predigen. Die schwierigsten Fragen der Theologie, Fragen, an denen sich die Weisheit der ganzen Kirche erschöpft hatte, ohne sie zu ergründen, wurden jetzt unter das Volk geworfen und mit der größten Kühnheit untersucht. Eine plötzlich losgebundene Menge bisher ungeahnter Geisteskräfte erhob sich jetzt aus den Tiefen des Volkes, vor ihnen zerging der Nimbus der unwissenden Priesterschaft wie ein Nebel im Sturme. Man berief sich auf die Zeiten der Apostel, zu denen der Herr auch keine Schriftgelehrten, sondern Fischer und Handwerker gebraucht habe. Man hielt die Priester auf der Straße an, man unterbrach sie auf der Kanzel, um mit ihnen zu disputiren, von ungelehrten Laien, Handwerkern, Bauern, selbst von Weibern mußten sie sich belehren lassen. Ein junges Frauenzimmer aus einem der namhaftesten Rittergeschlechter Frankens, Frau Argula von Grumbach, geborne von Stauffen, trat öffentlich als Lehrerin auf, und forderte den Doctor Eck und die ganze Universität Ingolstadt zur Disputation heraus! Viele Geistliche verleugneten ihren bisherigen Stand, warfen

den Ornat von sich und gaben sich für Laien aus. So thaten besonders diejenigen, welche die neue Lehre predigen wollten, weil das Volk den Laien aufmerksamer zuhörte als den Geistlichen. Ueberhaupt aber schloß sich der niedere Klerus, aller Furcht vor Strafe enthoben, an vielen Orten der Bewegung an, denn er hatte dem Volke immer viel näher gestanden und war gegen die höhere Geistlichkeit, welche die Einkünfte verpraßte, während sie ihm die Arbeit überließ, tief erbittert. Auch viele Klöster wurden von der Bewegung ergriffen, vor Allen die des Augustiner- und des Franciscaner-Ordens. Mönche und Nonnen verließen das Kloster, nahmen ihre Wohnung unter den Bürgern, lernten ein Handwerk, verheiratheten sich u. s. w. Aus denselben Gründen, weshalb sie in's Kloster gelaufen, liefen sie jetzt auch wieder heraus; Etliche aus religiösem Drange, Andere aus weltlicher Berechnung. Mit förmlicher Erlaubniß ihres Ordensconventes traten alle Wittenberger Augustiner-Mönche aus. Viele Pfarrer, auch Carlstadt feierten öffentlich ihre Hochzeit. In Wittenberg begann Carlstadt den Gottesdienst zu ändern, Privatmesse und Beichte einzustellen, das Abendmahl in beiden Gestalten zu reichen u. s. w.

Die Bewegung war somit jetzt auf dem Punkte angelangt, wo sie aufhörte, ein bloßer Meinungsstreit zu sein und mit dem Umsturz bestehender Einrichtungen in's praktische Leben eintrat. Was Luther gefordert hatte, daß Kaiser und Reich eine Reformation der Kirche in's Werk setze, war nicht eingetreten. Die Bewegung blieb sich selbst überlassen und arbeitete nun von unten herauf im Volke. Und hierdurch war sie auch Luther's Leitung entwachsen, sie hatte jetzt ein selbständiges, auch von ihm unabhängiges Dasein gewonnen und ging nun mit unwiderstehlicher Naturgewalt ihre eigenen Bahnen. Und zwar in doppelter Richtung; nach innen und nach außen. Sie entwickelte sich jetzt rasch zur zügellosesten Subjectivität, zu einer ganz schrankenlosen Freiheit des Denkens, Glaubens und Meinens. Davon geben uns die Flugschriften jener Jahre ein deutliches Bild, es treten da die verschiedenartigsten Richtungen hervor, vom krassesten Naturalismus bis zur überschwänglichsten Mystik. Alle diese Richtungen fanden einen empfänglichen Boden in der tiefaufgeregten Zeit, aus der sie hervorgingen. Auch ohne Luther wären sie entstanden, der Drang

nach Freiheit und Forschung lag in der Zeit, die Geister waren erwacht. Aber durch ihn erhielten sie den mächtigsten Anstoß, und jene religiöse Berechtigung, die aus dem weiten und unbestimmten Begriff der „evangelischen Freiheit" floß; sie beriefen sich jetzt alle auf die Bibel, in welcher freilich ein Jeder finden konnte was er wollte; auf das Bibelwort „der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig," beriefen sich sogar diejenigen, welche nur noch den Eingebungen ihres Geistes glaubten. Die katholischen Parteischriftsteller verweilen mit großem Behagen bei der Schilderung der scheußlichen Verirrungen, zu denen diese schrankenlose Willkür hier und da geführt hat; sie verschweigen aber, daß diese Verirrungen doch nur die Folgen der argen Verwahrlosung, der schmachvollen Unmündigkeit waren, in welcher die alte Kirche die religiöse und sittliche Volksbildung zurückgelassen hatte. — Doch auch bei denjenigen, welche Luther's Schriftauslegung zur Richtschnur nahmen — und sie bildeten die große Mehrheit — mußte die Bewegung, sobald sie den praktischen Boden beschritt, nothwendigerweise einen tumultuarischen und zerfahrenen Charakter annehmen und war der Vermischung mit anderen Elementen dann um so leichter ausgesetzt. Luther, der die ganze Bewegung bis dahin geistig beherrscht und geleitet, hatte bald die größte Mühe, auch nur im nächsten Bereich seines Landes ihr folgen zu können. So war er mit dem eigenmächtigen und tumultuarischen Verfahren der Mönche und Geistlichen in Bezug auf Klostergelübde und Cölibat gar nicht zufrieden; Alles dies hätte seiner Anschauung nach von Landesbehörden, Kapitel, Stift, Universität u. s. w. ausgehen sollen, auch meinte er anfangs, die, welche nun einmal Mönche geworden, seien durch ihr besonderes Gelübde gebunden, er selbst hielt sich daher noch als rechter Mönch, dann aber bei tieferem Nachdenken kam er doch bald zu der in seiner Schrift über die Mönchsgelübde niedergelegten Ueberzeugung, alle solche Gelübde seien unchristlich und dürften folglich gar nicht gehalten werden. Er nahm sich nun der abgefallenen Priester und Mönche energisch an. Der Kurfürst war endlich mit Universität und Kapitel in Berathung getreten, wie man den Gottesdienst auf geordnetem Wege reformiren könne, ohne doch geradezu von der Kirche abzufallen? Aber das Volk hatte nicht mehr Zeit, auf das Ende dieser ängstlichen Verlegenheit zu warten. Aufgeregt

durch den hitzigen Carlstadt, welcher zu jenen nicht unbegabten aber schwachen und eiteln Männern gehörte, die in Zeiten großer Aufregung ganz außer sich gerathen, schritten jetzt — nachdem bereits in Gotha und Erfurt ähnliche Auftritte stattgefunden hatten — auch die Wittenberger Studenten und Bürger zu Gewaltthätigkeiten, stürmten die Kirchen, zertrümmerten Bilder und Altäre. Einige aus Zwickau Vertriebene, darunter der Tuchmacher Nicolaus Storch, welchem zwölf Apostel und zweiundsiebenzig Jünger folgten, steigerten die Volkswuth durch ihre schwärmerischen Predigten, in denen sie sich unmittelbarer göttlicher Offenbarung rühmten. Sie gaben vor, daß Gott den heiligen Geist noch immer auf seine Auserwählten ausgieße; wie diese als die Heiligen des Herrn mit den Aposteln auf einer Linie stünden, so hätten sie allein den rechten Schlüssel zum Schriftverständniß, von ihnen allein könne das Heil kommen, sie allein bildeten der Rotte Korah gegenüber die wahre christliche Gemeinde und seien berechtigt, Alles, was ihnen widerstrebe, als gottlos mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Es mag als ein Beweis gelten für den geringen Grad der Volksbildung, daß diese Propheten — man nannte sie Wiedertäufer, weil sie die Kindertaufe als unbiblisch verwarfen und alle Erwachsenen nochmals tauften — mit ihrem ebenso lieblosen als abgeschmackten Vorgeben so großen Beifall unter der Menge finden konnten. Aber der Zauber ihrer Macht beruhte weniger auf dem Inhalt ihrer Lehre, als auf der Entschiedenheit, womit sie in einer Zeit allgemeiner Unzufriedenheit allem Bestehenden gegenüber traten und durch keinerlei Schranke, Rücksicht und Autorität gefesselt, ihre Ideen aus dem unendlichen Gebiete der Phantasie entnahmen, die in aufgeregter Zeit so fruchtbar und vielgestaltig ist. In solcher Zeit scheint Vieles, was im gewöhnlichen Lauf der Dinge von Jedermann auf den ersten Blick als verrückt erkannt wird, selbst verständigen Leuten geistreich und genial zu sein. Die geistige Erregung erzeugt dann eine Art von Taumel, der fast Alle ansteckt, der Radicalismus übt dann eine unwiderstehliche Tyrannei aus und wird so erstaunlich geistreich, daß jeder Tropf, so bald er radical wird, mit überlegenem Geist auf die klügsten und erfahrensten Männer herabschaut. Carlstadt, der gelehrte und scharfsinnige Professor, war dem Geiste des Tuchmachers vollständig erlegen und selbst

Melanchthon, einer der gebildetsten Menschen aller Zeiten, wußte sich mit diesen geistreichen Leuten aus Zwickau nicht zu rathen und zu helfen. Und wenn selbst ein Mann wie Carlstadt alle Wissenschaft und Bildung für eitel Thorheit hielt, wenn sogar der Schul-Rector aus einem Fenster der Stadtschule heraus die Bürger aufforderte, ihre Kinder nicht mehr in die Schule zu schicken, war es alsdann ein Wunder, daß das ungelehrte Volk froh und begierig solchen Propheten lauschte, die jedem seiner Gelüste schmeichelten?

Als Luther diese Vorgänge erfuhr, in deren Folge die Universität bereits verödete und zum Jubel seiner Feinde der „Garten Gottes verwüstet," des Erasmus trübe Prophezeihungen erfüllt wurden, als er die Rathlosigkeit seiner Freunde sah, welche den großen Fehler der Gelehrten hatten, daß sie mit dem Volke nicht umzugehen wußten und die ihn nun als ihren Elias sehnlich zurückwünschten, da hielt es ihn nicht länger in der Wartburg. Ohne auf die ängstlichen Abmahnungen des Kurfürsten weiter zu achten, kehrte er am 3. März 1522 nach Wittenberg zurück. 1522

Die Gefahr war in der That nicht gering; die Bewegung war vielen ihrer eigenen Urheber über den Kopf gewachsen und schon traten manche derselben ihren Rückzug zur alten Kirche an. Reuchlin, Erasmus, Cochleus und Andere verwünschten das Unheil, welches Luther angerichtet habe; selbst sein hochverehrter Staupitz zog sich traurig und verstimmt zurück. Eben jetzt, am 5. März 1522, erschien das erste bairische Mandat gegen die „vom Papste, von Kaiser und Reich verdammte Lehre Luther's," aus welcher „nichts Gewisseres, als Zerrüttung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, Ordnungen und Regiments entstehe;" jetzt begannen seit Ferdinand's Ankunft die Verfolgungen in Wirttemberg und Oesterreich, schon war es auch dem Herzog Georg von Sachsen gelungen, durch Hinweisung auf die Unruhen selbst das Reichsregiment zu Ausschreiben gegen die Neuerung zu bewegen; eben hierdurch war aber auch für Luther die Gefahr gestiegen und der Kurfürst besorgte, ihn nicht schützen zu können, falls er sein Versteck verlasse. Doch mit demselben großartigen Gottvertrauen, womit er Wittenberg verlassen, um vor Kaiser und Reich zu treten, kehrte er jetzt zurück und warf sich der aufgeregten Menge entgegen. Er

komme, schrieb er dem Kurfürsten, in einem höheren Schutze und begehre des kurfürstlichen Schutzes nicht. Auch vor dem Herzog Georg fürchte er sich nicht und würde, falls es Noth thue, auch zu Leipzig einreiten und wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete. Tag für Tag predigte er nun dem Volke mit solcher Wirkung, daß die Zwickauer Propheten schon bald nachher besiegt und schimpfend abzogen; dann reiste er mit gleichem Erfolge im Lande umher und predigte in Zwickau, Borna, Altenburg, Erfurt, Weimar vor vielen Tausenden. Die Predigten, die er damals gehalten, sind Muster christlicher Milde und in bewunderungswürdigem Grade darauf berechnet, eine aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Es seien auf jener Seite noch Brüder und Schwestern, die seien noch schwach im Glauben und müßten erst herzugebracht werden; man könne sie aber nicht an den Haaren herbeireißen, man müsse Gottes Wort allein wirken lassen. Den Hang zur Gewaltsamkeit, den Mangel an Liebe gibt er an den radicalen Schwärmern als das sicherste Merkmal an, daß ihr Geist mit nichten der heilige Geist sei. Indem er aber zugleich von jeder Gewaltthat gegen die Propheten abmahnte, so lange sie nicht selbst Gewaltthaten verübten — stellte er den evangelischen Grundsatz der Gewissensfreiheit auch für seine Gegner auf; dieses kostbare Palladium hat er den folgenden Geschlechtern als eine heilige Errungenschaft überliefert; auf ihm beruht unsre ganze Bildung und Wissenschaft, an ihm hängen unsre höchsten Güter, und hätten wir ihm auch weiter nichts zu danken, als dieses eine Vermächtniß, so würde schon dieses genügen, ihn zum größten Wohlthäter unsres Volkes zu machen.

Das Jahr 1522 bildet einen wichtigen Wendepunkt in Luther's Leben. Er verläßt die angreifende Stellung gegen die alte Kirche und zieht sich auf die Vertheidigung, auf die innere dogmatische Ausbildung seiner Lehre und deren allmälige Einführung in seinem engeren Vaterlande zurück. Die weitere Ausbreitung derselben überläßt er seinen Schülern. Immer entschiedener warnt er vor dem Aufruhr. — — Denn mit schweren Sorgen sah er jetzt die Revolution heraufziehen. Es war Alles anders gekommen, als er erwartet hatte. Seine schönsten Illusionen waren zerronnen, das Reich, an das er siegesfroh appellirt

hatte, war nicht vorhanden. Sehr zu fürchten, so schrieb er jetzt seinem Kurfürsten in einem für den Reichstag bestimmten Schreiben, sei eine große Empörung in deutschen Landen, womit Gott die deutsche Nation strafen werde. Der gemeine Mann nehme das Evangelium fleischlich auf und die, so die Empörung stillen sollten, fingen an, das Licht mit Gewalt zu dämpfen und sähen nicht, daß sie die Herzen dadurch nur erbitterten und zum Aufruhr zwängen. — — Er sah auch, daß bei der geistigen Verwahrlosung des so plötzlich seiner Fesseln entledigten Volkes es vieler Arbeit bedürfen werde, um ein wahrhaft freies, ächt evangelisches Kirchenthum herzustellen; er verzweifelte schon jetzt am lebenden Geschlecht und hoffte auf die heranwachsende Jugend. Für diese verwandte er jetzt seine beste Kraft. Nur gelegentlich und gezwungen und wenn es die Vertheidigung seiner Lehre galt, nahm er an den Kämpfen des Tages noch Theil und ließ dann nach rechts und links mit einer freilich nur um so größeren Schärfe und Leidenschaft seine gewaltigen Episteln ergehen. So wurde der König Heinrich VIII. von England, der durch ein Buch wider Luther's Schrift von der babylonischen Gefangenschaft sich in Rom den Titel eines defensor fidei verdient hatte, mit einer Derbheit abgefertigt, welche wir heutzutage selbst ungekrönten Häuptern gegenüber nicht nachahmen dürfen. Nicht besser erging es dem Herzog Georg von Sachsen, welcher u. A. auf Luther's lieferungsweise erscheinende Bibelübersetzung fahnden ließ und am kurfürstlichen Hofe fortwährend auf Vollziehung des Wormser Edictes drang. Luther behandelte ihn mit tiefer Verachtung die Verfolgung der heiligen Schrift reizte ihn zu seinen zornigsten Ergüssen. Dahin gehört die wichtige Schrift „von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei," worin er die Grenzen weltlicher Gewalt zieht, welche nach den Worten des Evangeliums zwar von Gott eingesetzt sei, aber nur über Leib und Gut und was äußerlich sei auf Erden, denn über die Seele könne und wolle Gott Niemanden lassen regieren, denn sich selbst allein. Wie ein Jeremias ruft hier Luther sein Wehe über die schlechten Fürsten, über die geistlichen, die sich in Weltliches mischten, und über die weltlichen, welche in Geistliches eingreifen. Er verkündet ihnen den Untergang, sie werden scheitern „ein Bube mit dem anderen." Weltliche Gewalt

habe nichts zu gebieten in Glaubenssachen und wenn z. B. in Baiern, Meißen und der Mark geboten sei, die neuen Testamente in die Aemter abzuliefern, so solle man, bei Verlust der Seligkeit, nicht gehorchen, denn wer es thue, der übergebe Christum dem Herodes. Wenn aber die Bücher mit Gewalt genommen würden, das solle man leiden, denn selbst dem Frevel dürfe nicht mit Gewalt begegnet werden. Man hat diese Schrift revolutionär genannt; und in der That, es weht darin ein kühner und zorniger Geist. Aber der Inhalt ist doch nichts weniger als aufrührerisch; nur zu sehr entsprach er Luther's Ansicht vom leidenden Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, einer Ansicht, die in ihrer einseitigen und mißbräuchlichen Anwendung allen germanischen Rechtsbegriffen und aller gesunden Vernunft widerspricht, aber gleichwohl in die deutsche Geschichte als eine Art von Dogma eingeführt wurde. Luther konnte freilich nicht wissen, daß eine Zeit kommen werde, wo man von allen seinen Ermahnungen nur diese eine pflegen und achten werde. Doch darf nicht verkannt werden, daß durch seine Lehren von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit das politische Leben nach bodenloser Verwilderung wieder auf sittliche Principien zurückgeführt wurde. Es war nicht Berechnung, aber es lag in der Natur der Sache, daß diese conservative Seite seiner Lehre gerade jetzt der revolutionären gegenüber trat. Hierdurch gewann sie neues Vertrauen und neuen Anhang und was ihr auf der einen Seite verloren ging, ward auf der anderen gewonnen. Und so hat auch seine Lehre von der strengen Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem im Staate und von der Freiheit des Gewissens, obwohl sie von ihm selbst in den Stürmen und Bedrängnissen der Zeit nur unvollkommen durchgeführt wurde, und gerade von denjenigen, die sich nach seinem Namen nennen, noch heute am häufigsten vergessen wird, doch das Princip aufgestellt, welches aller wahrhaften Staats- und Kirchenfreiheit zu Grunde liegt.

Doch mehr als alles Andere beschäftigte ihn jetzt viele Jahre lang die Vollendung der auf der Wartburg begonnenen Bibelübersetzung sowie die Ausbildung seiner evangelischen Kirchenlehre, als eines festen Dammes gegen die von allen Seiten heranwogenden Gefahren. Melanchthon hatte durch seine loci communes (ein Lehr-

buch von den Hauptstücken christlicher Lehre, Moral und Disciplin) bereits den Anfang gemacht und während Luther fortan im Streite mit anderen Lehrmeinungen die seinige entwickelte, stand ihm Melanchthon ordnend und begründend zur Seite. Eine Hauptsorge richtete Luther ferner auf die Gründung evangelischer Schulen und die Heranbildung evangelischer Lehrer. Er schuf endlich das deutsche Kirchenlied, in dessen herrliche, von ihm selbst erfundene Weisen er die Innigkeit und Freudigkeit seines Glaubens niederlegte. Diese Lieder ertönten bald überall „wo die Deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Luthers Geist durchdrang jetzt alle edelsten Blüthen deutscher Kunst und Poesie; auch die großen Künstler der Nation, Lucas Kranach, Albrecht Dürer, Hans Holbein, standen jetzt im Dienste des Evangeliums und schufen unerreichte Bilder voll christlicher Andacht und Begeisterung.

Während nun in dieser Weise in Deutschland sich die Grundlagen der Zukunft bildeten, hatte den römischen Stuhl ein Mann bestiegen, welcher nichts Geringeres versuchte, als das alte Papstthum, gereinigt zwar von seinen äußeren Schlacken, aber dafür auch als eine desto strengere, unbedingtere Macht über die Gewissen, wieder herzustellen. Der fromme und gelehrte Adrian von Utrecht, Karl's Erzieher, war durch ein halbes Wunder Papst geworden: seit unvordenklicher Zeit der erste Papst, der ohne weltliche Absichten, aber mit dem ausgesprochenen Vorsatze, „die verunstaltete Braut Christi in ihrer Reinheit wieder herzustellen,“ sein schweres Amt übernommen hatte. Er war mit Erasmus befreundet und gehörte er auch nicht zu den sogenannten „Erasmianern,“ welche an Luther wesentlich nur das kühne und rücksichtslose Vorschreiten und den gänzlichen Bruch mit der alten Kirche sowie die Rechtfertigungslehre tadelten, so theilte er mit ihnen doch das Gefühl der Nothwendigkeit gründlicher Besserung und seine Thronbesteigung ward von ihnen mit großen Hoffnungen begrüßt. Diese Reformrichtung innerhalb der alten Kirche war eigentlich nichts Neues; sie hatte immer bestanden. Aber erst durch Luther ward sie zu einer zwingenden Nothwendigkeit. Aber auch jetzt noch, gleich beim ersten Auftreten dieser Richtung zeigte sich ihre Unzulänglichkeit. Den unverbesserlichen Zeloten der alten Kirche war Hadrian höchst ver-

dächtig, sie nannten ihn den „Patron der Sophisten.“ Und noch schlimmer erging es ihm mit den Römern, er begann nämlich mit seinen Reformen in Rom, stellte den Aemterverkauf ein, ließ das Ablaß- und Dispensationswesen untersuchen u. s. w., ja er wollte alle Simonisten und liederlichen Personen aus Rom entfernen, wodurch freilich die Weltstadt zu einer Einsiedelei geworden wäre. Ein solcher Papst war den Römern unerhört und wurde bald ein Gegenstand des bittersten Spottes und Hasses. Er schien ihnen viel gefährlicher als Luther; in seiner nächsten Umgebung unter den Cardinälen fand er den heftigsten Widerspruch und bewährte somit recht augenfällig durch sein Exempel die Richtigkeit dessen, was Luther vor etlichen Jahren dem Papste Leo geschrieben hatte. Aber auch noch in anderer Weise legte er, ohne es zu wollen, ein helles Zeugniß für Luther ab. Er ließ nämlich auf dem seit dem November 1522 zu **Nürnberg** versammelten Reichstag durch seinen Nuntius die Erklärung abgeben, „daß Gott die Kirche wegen ihrer Sünden jetzt verfolge; daß seit Jahren viel Schlimmes in der Kirche vorgegangen und Alles dergestalt verkehrt sei, daß das Verderben von dem Haupte zu den Gliedern, von den Päpsten zu den niederen Prälaten gedrungen sei. Da sei Keiner, der Gutes thue; auch nicht Einer.“ — — Indem er nun Heilung dieser Uebel, Abstellung der Mißbräuche, Beobachtung der Verträge angelobte, forderte er mit strafenden Worten zur Vollziehung der Bannbulle und des Wormser Edictes gegen Luther auf, von welchem der Kirche unabsehbares Verderben drohe. Aber zu Nürnberg ging es nun diesem Papste fast noch schlimmer als zu Rom. Er schlug mit seiner Botschaft beiden Parteien in's Gesicht, den katholischen Prälaten, welche sich nur ungern an ihre Sünden erinnert sahen, und den Anhängern Luther's, welche jetzt weniger als je gesonnen waren, die Aechtung an Luther zu vollziehen. Das Reichsregiment, in welchem seit einiger Zeit der Kurfürst von Sachsen den Vorsitz führte, war in seiner Mehrheit ganz für ihn gewonnen; man hätte sich wohl gehütet, ihn jetzt Preis zu geben. Während von den Stadtpfarrern und bei den Augustinern zu Nürnberg lutherisch gepredigt wurde, kam es im Regiment und Reichstag zu den heftigsten Debatten; man nahm die Geständnisse des Papstes bestens auf, schlug aber die Ausführung des Wormser Edictes rund

ab; denn vor Allen Luther habe jenes von der Curie nun selbst anerkannte Verderben aufgedeckt; ihn zu verfolgen würde als schnöde Tyrannei und Unterdrückung der evangelischen Wahrheit erscheinen und unüberwindlichen Aufruhr gebären. Man stellte Verzeichnisse zahlloser Mißbräuche und Beschwerden auf; tiefgreifender, umfassender Reformen werde es bedürfen, um diesen Beschwerden abzuhelfen. Zu diesem Behufe forderte man ein Concilium, womöglich binnen Jahresfrist in einer deutschen Stadt, auf welchem von geistlichen und weltlichen Ständen mit voller Freiheit der Meinung verhandelt werden solle. Bis dahin aber, daß dieses Concilium weiter entschieden habe, solle nichts gelehrt werden, als das rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmüthig und christlich, nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften. Diese Antwort ward dem Nuntius im Februar 1523 übergeben; ihr Inhalt 1523
ward als kaiserliches Edict in's Reich verkündet. Das Wormser Edict war damit so gut wie zurückgenommen, die neue Lehre vom Reiche einstweilen gestattet; dem voll Schrecken davon eilenden Legaten aber wurden die Beschwerden der deutschen Nation nach Rom nachgeschickt.

Die Verhandlungen dieses Reichstages, die Eingeständnisse des Legaten machten einen tiefen Eindruck in Deutschland; von „diesem durch Jahrhunderte gefeierten Reichstage" wollten Manche eine neue Zeitrechnung beginnen; die neue Lehre aber konnte sich jetzt in allen denjenigen Gebieten mit voller Berechtigung entwickeln, deren Obrigkeiten ihr überhaupt zuneigten. In den Reichsstädten begann man jetzt den Gottesdienst zu ändern. Andere warteten mit ihren Reformen ungeduldig auf das Concilium; aber frei erschallte auch hier die Lehre vom Evangelium. Zu dessen Gönnern gehörten jetzt nicht mehr bloß die Reichsstädte und die Ritterschaft, sondern bereits auch ein großer Theil der Fürsten. Allerdings spielten dabei die politischen Rücksichten eine Hauptrolle;— es wäre absurd, das Gegentheil zu erwarten. Aber nicht minder absurd würde es sein, zu glauben, die Fürsten allein seien so verhärtet gewesen, sich der religiösen Begeisterung, die aus der neuen Lehre immer gewaltiger ausströmte, zu erwehren. Manche derselben waren schon als Wittenberger Studenten Luther's begeisterte Schüler: jener Barnim von Pommern, der als Rector Magnificus der Leipziger Disputation

beiwohnte; jener Georg von Anhalt, der als regierender Fürst die Kanzel bestieg, um seinen Bauern das Evangelium zu lehren; Etliche wurden zu Worms und zu Nürnberg, Etliche im eigenen Lande durch die aus Wittenberg heimkehrenden Prediger bekehrt. Es wird ja von den katholischen Schriftstellern noch heute beklagt, daß die neue Lehre durch ihre religiöse Begeisterung Alles im Sturme mit sich fortgerissen, und daß ihr keine entsprechende Begeisterung gegenüber gestanden habe. In der That, so lebhaft auch der Widerstand auf dem Reichstag gegen das Toleranzedict gewesen war, den Vertheidigern der alten Kirche fehlte es durchaus an religiösem Halte. Dieser Widerstand ging hauptsächlich von denjenigen aus, die in Luther eben nur den Mann des Umsturzes, in seiner Lehre eben nur den Keim der Revolution erblickten. Als die Seele dieses auf rein politischen Gründen fußenden Widerstandes erscheint der bairische Kanzler Leonhard von Eck, der klügste, scharfblickendste und gewandteste Staatsmann Deutschlands. Er war durchaus kein Verehrer der alten Kirche; ein Freund der Humanisten; der Opposition anfangs nicht abgeneigt. Aber er faßte die ganze Zeitbewegung jetzt vom polizeilichen Standpunkte auf. Und da hatte er Ursache genug, Luther's Lehre zu fürchten. Denn sie war, wie Luther selbst vor dem Reichstag in Worms gesagt hatte, „Krieg, Schwert und Verderben," mit anderen Worten, es steckte in ihr nicht blos eine erhebende und erbauende, sondern auch eine zerstörende und revolutionäre Kraft. Vor dieser Kraft sank das gesammte Reichs- und Kirchenwesen als ein morsches, verfaultes Gebäude ohnmächtig zusammen, nur durch entschlossenes Ergreifen, nicht durch nutzlosen Widerstand konnte diese Kraft bemeistert werden. Schlimm genug, daß das Reich in seiner Gesammtheit zu solchem Ergreifen der neuen Lehre nicht fähig war. Denn nun wurde die revolutionäre Kraft in weiten Bezirken sich selbst überlassen, nun ward sie erst recht entfesselt und drohte Alles in einem wilden Strudel zu verschlingen.

Zwei mächtige Hebel sind bei diesen Revolutionsstürmen zusammen gekommen, ein religiöser und ein politischer und auf diese beiden hatte, wie wir sahen, der patriotische Schwärmer Ulrich von Hutten schon längst seine Hoffnungen gebaut. Als er seine von Kaiser und Reich gehegten Erwartungen einer Umgestaltung von oben nicht in

Erfüllung gehen sah, faßte er den Plan einer Umgestaltung von unten, einer allgemeinen Volkserhebung, an deren Spitze Sickingen stehen sollte: in ihm glaubte Hutten den Mann gefunden zu haben, der berufen sei, ein deutscher Ziska zu werden. Er hegte vor diesem Manne die überschwänglichste Bewunderung. Er schilderte ihn seinen Freunden als einen „wahrhaft großen Mann, weise, beredt und thätig, in Allem edel; von hohem Geiste, den weder Glück noch Unglück erschüttert, den Feind des falschen Scheines, des eitlen Gepränges, den Abgott der Soldaten, an dem sich Alles findet, was wir an den Helden des Alterthums bewundern." Und in der That, wenn irgend Jemand sich zum Führer der Bewegung eignete, so war es dieser ebenso mächtige als kühne Ritter. An ihm und seinen Freunden hatte die neue Lehre jetzt die eifrigsten Vorkämpfer. Die namhaftesten Prediger derselben, ein Oecolampadius, Bucer, Schwebel, Aquila, einige Wochen auch Melanchthon, umgaben ihn; täglich ließ er sich aus Luther's Schriften und der Bibel vorlesen; an seinem Hofe ward der Gottesdienst zuerst reformirt. Sein Verwandter Hartmut von Kronenberg war von einem schwärmerischen Eifer ergriffen; an die Stadt Frankfurt, an die Eidgenossen, an Kaiser und Papst, selbst an die Bettelorden sandte er Bekehrungsepisteln voll mystischer Begeisterung. — — In welcher Art nun aber der religiöse Eifer sich bei diesen Rittern mit ihren sonstigen Anliegen verband und wie sie jetzt auch die niederen Stände dafür zu gewinnen hofften, kann man aus Hutten's Schriften dieser Periode, besonders aus dem „Bullentödter," den „Warnern," den „Räubern," endlich dem speciell für die Bauern berechneten „neuen Karsthans" ungefähr errathen. Hier werden mit flammenden Worten die Leiden des Volkes aufgezählt, den Fürsten und den Pfaffen Schuld gegeben, durch welche auch der Adel verarmt sei, von dem doch alles geistliche Gut ursprünglich herrühre. Sickingen tritt redend auf und erklärt, alle geistlichen Stiftungen sollten abgethan, der göttlichen Wahrheit solle Beistand geleistet werden. Es wird der deutschen Ritterschaft unter Sickingen's Führung die Aufgabe und Absicht zugeschrieben, das Volk von den Straßenräubern, von den tyrannischen Fürstenknechten, Schreibern und Doctoren, von den wucherischen „Fuggers," hauptsächlich aber von den Bischöfen, Stiftsherren und Mönchen zu befreien. „Diese

verderblichsten unter allen Räubern sind es, von welchen unser Vaterland zerrüttet wird, sie haben den größten und schönsten Theil von Deutschland an sich gerissen. Deutschland kann nicht eher frei und glücklich werden, als bis man die Fesseln dieser Tyrannei zerbrechen, die Priester zu ihren eigentlichen Pflichten anhalten, die übermäßigen Einkünfte und die todten Reichthümer der Kirche zu gemeinnützigen Zwecken anwenden und alle geistlichen Orden aufheben wird." Da aber die Fürsten sich diesen Verbesserungen widersetzten, so müsse jetzt die Ritterschaft sich mit dem Volke, namentlich mit den Städten verbinden, die ja auch nach religiöser und politischer Freiheit strebten. Zum Schlusse verspricht Sickingen, dieser großen Aufgabe sein Leben zu weihen.

Es muß unentschieden bleiben, bis zu welchem Grade diese Schriften, die unter Sickingen's Augen verfaßt wurden, seine eigenen Absichten enthalten. Wahrscheinlich ist, daß er selbst keine demokratische Revolution bezweckte, und die Aufregung des Volkes nur benutzen wollte, um unter dem Schilde des Kaisers seine eignen Pläne durchzuführen. Worin diese Pläne eigentlich bestanden haben, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Nur so viel ist gewiß, daß er und Viele seiner Standesgenossen im Hasse gegen die Fürsten und gegen die hohe Geistlichkeit, sowie im Eifer für das Evangelium mit Hutten übereinstimmten. Die angeblich von den Fürsten erlittenen, auf gänzliche Unterdrückung des freien Reichsadels hinzielenden Rechtsverletzungen bildeten vor, während und nach der Bewegung den Gegenstand der heftigsten Klagen und Beschwerden. Dabei wurden die Uebergriffe der geistlichen Herren um so schmerzlicher empfunden, weil diese großentheils aus dem Adel selbst hervorgegangen waren und das Uebergewicht der eignen Standesgenossen stets am unwilligsten ertragen wird. Endlich war die Säcularisirung der geistlichen Länder, welche die gute Hälfte des Reichsbodens bedeckten, schon seit längerer Zeit eine Lieblingsidee aller Stände, und nicht am wenigsten der Fürsten, sowohl der größeren, durch die Rücksicht auf das Landeswohl bestimmten, als jener Menge von kleinen Fürsten und Herren, die in tiefster ökonomischer Zerrüttung, als ein fürstliches Proletariat sich nach Verbesserung ihrer Lage sehnten. — — Luther hatte die Abschaffung der geistlichen

Herrschaften und Güter als eine religiöse Pflicht hingestellt, er hatte aber auch gefordert, daß das Kirchengut von Kaiser und Reich zum Besten der gesammten Nation und einer Nationalkirche eingezogen werde. Da dieser Gedanke nicht zur Ausführung kam, so strebte Jeder für sich nach dieser Erbschaft. Diese Masse geistlicher Herrschaften und Güter, die Lotterbetten der Trägheit und des Uebermuthes, die Quellen der Unordnung und der Verarmung, gegen welche sich die ganze Nation in bitterem Unmuthe aussprach, steckten ihr wie verwesende Körper im Leibe. Sie wurden zu einem wahren Fluche für Deutschland, noch lange Zeiten hindurch die Ursache blutiger Kämpfe und unsäglichen Jammers. Und so waren sie auch jetzt ein lockender Preis, ein unwiderstehlicher Köder für Umwälzungsgelüste, zu welchen endlich die unbeschreibliche Zerfahrenheit des Reiches jetzt mehr als je ermuthigte. Das Reichsregiment sollte sich mit dem Schutze des Reiches gegen die Türken beschäftigen, hatte aber nicht so viel Macht, um seine eigenen Mitglieder vor den fränkischen Raubrittern zu schützen. Niemand wollte ihm Beiträge bezahlen, die Mitglieder mußten in dem theuren Nürnberg auf Borg leben, und gehörten zu den Unzufriedesten im Reiche. Sie hatten nur Eine Sorge, nämlich wie Geld zu bekommen sei. Offene und geheime Freunde Sickingen's saßen im Reichsregimente, im Rathe des schwäbischen Bundes, im Rathe der fränkischen und der rheinischen Fürsten. Der gemeine Mann war allenthalben in der größten Aufregung, und selbst die friedfertigen Patricier und Handelsherren der Reichsstädte führten drohende Reden im Munde. Sie waren erbittert durch die heillosen Reichszustände, sie sahen sich von den Fürsten angefeindet und mit Unterdrückung bedroht, auf dem Reichstage waren sie schlecht behandelt worden, sie sprachen von einer Verbindung mit den Schweizer Eidgenossen.

Und so versammelte denn Sickingen schon im Frühling 1522 viele Ritter aus Franken, Schwaben und vom Oberrhein zu Landau. Was sie im Geheimen verabredeten, ist nie bekannt geworden; öffentlich ward auf sechs Jahre ein Bund geschlossen, worin sich die Mitglieder verpflichteten, untereinander Ordnung zu halten; alle Fehden zwischen den Bundesgliedern sollten aufhören, Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern durch Schiedsmänner definitiv geschlichtet, Strei-

tigkeiten mit dritten Personen zunächst vor den Bund gebracht werden. Bundeshauptmann ward Sickingen. Er hatte eine mächtige Rede gehalten gegen die tyrannischen Fürsten und gegen die geistlichen Herren. Auf eine herbeigeholte Bibel hatten die Versammelten geschworen, vier Jahre lang einander beizustehen und dienen zu wollen in Glück und Unglück, in Weh und Freude. Geheime Artikel waren verabredet worden; die Revolutionspläne Hutten's waren weltbekannt; eben jetzt ließ er in seiner „Beklagung der Freistädte deutscher Nation" ein poetisches Manifest an die Reichsstädte ausgehen und lud sie ein, sich zum Sturze der tyrannischen Fürsten, die erst den Adel zu Grunde gerichtet und nun auch die Städte verschlingen wollten, mit der Ritterschaft zu verbinden. Abgesandte Sickingen's waren allenthalben zu gleichem Zwecke thätig. In der Schweiz und im Reiche wurden Truppen für ihn geworben; fünfzehntausend Mann, Landsknechte und Reisige, darunter hohe Herren, eilten binnen Kurzem unter seine Fahnen. Unter diesen Truppen selbst war das Gerücht verbreitet, sie seien für den Dienst des Kaisers geworben.

Sobald sie versammelt waren, begann Sickingen mit einem Kriege gegen den Erzbischof von Trier. Richard von Greifenklau war einer seiner gefährlichsten Feinde und Ankläger am Reichstage, zugleich ein Anhänger des Königs von Frankreich. Der Kampf gegen diesen Fürsten ließ sich durch persönliche und nationale Gründe erklären, reiche Beute und große Aussichten winkten dem Sieger. Wegen einer Schuldsache und „vieler anderer Handlungen gegen die Gebote Gottes und die Ordnungen des Reiches" ließ ihm Sickingen am 27. August 1523 die Fehde ansagen. Das ganze Heer hatte sich zu Straßburg versammelt; auf den Rockärmeln der Truppen standen die Devisen: „Tetragrammaton" und „O Herr, dein Wille geschehe!" Prädicanten der neuen Lehre waren als Feldprediger angestellt. Heinrich von Kettenbach hatte das Manifest verfaßt, worin die Brüder in Christo zum Kampfe gegen die Feinde des Evangeliums, aber auch zu einem christlichen Lebenswandel und zur Schonung des Landes und der unschuldigen Unterthanen ermahnt, ja sogar die rein militärischen Vorschriften durch Bibelcitate und Beispiele aus den Kriegen, die das Volk Gottes einst gegen die Feinde Jehova's führte, veranschaulicht wurden! Am

Ende des Sommers brach das Glaubensheer unter Sickingen's Oberbefehl auf und lagerte am 7. September vor Trier. Sickingen hatte geheime Einverständnisse in dieser Stadt, er wußte, daß unter der gemeinen Bürgerschaft viel lutherische Gesinnung sei. Schon auf dem Wege hatte er unter das Landvolk Geld vertheilen lassen; ein Manifest verkündete den Unterthanen, er sei gekommen, sie von dem schweren Joch der Pfaffheit zu befreien; den bei der Erstürmung von St. Wendel gefangenen Trier'schen Rittern hatte er Dienste angeboten und ihnen zu verstehen gegeben, er werde bald ihr Kurfürst sein.

Es zeigte sich nun, wie richtig er gerechnet hatte. Das Reich war so bankerott und hülflos, daß es seine obersten Fürsten nicht zu schützen vermochte. Die Briefe des Kanzlers von Eck und anderer Staatsmänner beweisen, daß sie die Größe der Gefahr wohl erkannten und gewaltige Angst vor Sickingen hatten. Sie glaubten, daß niemals seit Jahrhunderten das Fürstenthum so in Gefahr geschwebt habe! Aber sie predigten tauben Ohren, man ließ den Kurfürsten, so dringend er auch um Hülfe rief, im Stich! Niemand war zur Hülfe gerüstet, Jeder dachte nur an sich selbst. Kurmainz, dessen Ritterschaft gleich der anderer Fürsten im Bunde mit Sickingen stand und ihn offen unterstützte, war unerschöpflich in Ausflüchten. Zwar wurde nun auf den November ein Reichstag ausgeschrieben, „um zu berathen und zu beschließen, was gegen Franz von Sickingen zu thun sei." Aber es wäre schlimm für den Kurfürsten gewesen, wenn er auf diesen Reichstag, der nur mit äußerster Mühe zusammengebracht wurde, hätte warten sollen. War doch Nürnberg selbst vom wildesten Kampfe umtobt. Denn gleichzeitig mit Sickingen hatten Thomas von Absberg und andere seiner Verbündeten die Fehde gegen Nürnberg und den schwäbischen Bund erhoben, den Grafen von Oettingen ermordet, u. s. w. Bei diesen rohen Gesellen, welche unter Anderem den gefangenen Nürnbergischen Knechten die rechte Hand abhackten, hatte das Evangelium wenig gefruchtet; durch ihr Treiben wurden Hutten's und Sickingen's Manifeste grausam wiederlegt, und dem Volke practisch gezeigt, was von diesen Herren zu erwarten sei. Indeß ließen die Reichsregenten zu Nürnberg ein Abmahnungsschreiben an Sickingen ergehen. Aber er lachte sie aus. „Immer wieder die alte Leier," rief er,

„viel Befehlens und wenig Gehorchens." Er sagte den Reichsboten, daß er nicht kaiserliche Majestät bekriegen, sondern nur den französischen Kronenfresser abstrafen wolle. Er denke jetzt ein besseres Recht einzuführen, als dem Reichsregiment bisher gelungen sei. Die Befehle und Drohungen des Kaisers hielt er nicht für so ernstlich gemeint. Die Achtserklärung, die Mandate des Regiments blieben wirkungslos. Das Reichsregiment that was es konnte. Aber wer fragte darnach? Und so schien denn Trier trotz der Tapferkeit und Geistesgegenwart des Kurfürsten und seiner eilig gesammelten Streiter verloren; es war nicht abzusehen, wie das noch enden sollte, man fürchtete wie in Wirttemberg. Da gab die Energie des jungen Landgrafen von Hessen der ganzen Sache eine andere Wendung. Der Landgraf wußte, daß nächst dem Trierer die Reihe an ihm kommen werde. — Denn er hatte die schimpflichen, vom Kaiser für nichtig erklärten Bedingungen des Darmstädter Vertrages nicht erfüllt und lag mit Sickingen in bitterem Federkrieg. Sickingen erwartete eben seine braunschweigischen Verbündeten, da kam die Nachricht, daß der Landgraf sie zurückgetrieben, den Anführer nebst Kriegscasse gefangen, die Knechte in seinen Dienst genommen habe, und mit großer Macht im Anmarsche sei. Auch der Pfalzgraf zog jetzt dem Trierer zu Hülfe und vereinigte sich mit den Hessen. Im Dienste des pfälzischen Hauses hatte Sickingen seine Rachekriege gegen Hessen geführt. Daß beide Fürsten sich einst gegen ihn vereinigen könnten, darauf hatte er nicht gerechnet; er mußte sich jetzt vor ihnen zurück ziehen.

Aber mit bloßer Abwehr war es den Feinden nicht mehr gethan. Sie wollten ihren furchtbaren Gegner für immer unschädlich machen. Auf Betreiben des Landgrafen ward jetzt zum Angriff geschritten. Man beschloß, zunächst die vornehmsten Genossen Sickingen's heimzusuchen, dann würden die Andern ihm von selbst abfallen. Es war dies dieselbe Politik, welche Sickingen befolgt hatte, nur wurde sie jetzt auf ihn selbst angewendet. Und sie bewährte sich auch an ihm! Und nun wurde eine Burg der Ritter nach der andern genommen. Etliche kamen mit schwerer Schatzung davon. Unter diesen befand sich auch der Kurfürst von Mainz; man sagt, nur durch einen Fußfall vor den zornigen Fürsten sei er schwererer Ahndung entgangen. Aber die

Kriegskosten mußte er bezahlen. Nun rührte sich auch der schwäbische Bund und machte den Verbündeten Sickingen's als Landfriedensbrechern den Proceß. Als die Fürsten endlich in ihre Winterquartiere heimkehrten, war die meiste Arbeit gethan. Ueber Sickingen's Haupte aber zog sich jetzt das Verderben zusammen.

Denn es sollte nun klar werden, wie sehr diese Ritter sich doch im Grunde über ihr wahres Verhältniß zur Nation getäuscht hatten. Die Revolution, auf welche sie hofften, blieb aus. Wohl hielten die Reichsstädte im März einen Tag zu Speier, so eben war es zwischen ihnen und dem Reichstag zum offenen Bruch gekommen; man hatte ihnen, ohne sie zu fragen, eine Türkensteuer und einen neuen Reichszoll aufgelegt. Sie waren in der größten Erbitterung vom Reichstage geschieden. Allein gleichwohl blieben Sickingen's beredteste Hülfegesuche ohne Erfolg; die Städte beschlossen nur eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, um dort die Genehmigung der Reichstagsbeschlüsse zu hintertreiben. Und auch unter den Bauern hob sich trotz aller gährenden Aufregung doch keine Hand für die adligen Herren. Im Gegentheil! deren eigne Unterthanen waren froh, unter eine fürstliche Herrschaft zu kommen, der sie bereitwillig huldigten. Ja Sickingen wurde nun auch von den eignen Bundesgliedern verlassen. Zwar hielten die fränkischen Ritter einen Tag zu Schweinfurt; aber nur, um wegen ihrer eignen Sicherheit zu berathschlagen, und sich wo möglich des schwäbischen Bundes zu erwehren. Sickingen bot hier alle Beredtsamkeit auf; Etliche versprachen ihm Zuzug, hielten aber nicht Wort. So rasch war das Landauer Strohfeuer erloschen. Nochmals suchte er vor Ablauf des Winters mit seinen Söldnerschaaren durch kühnen Angriff auf pfälzische Schlösser das Kriegsglück zu wenden, seinen Freunden Muth zu machen und bis zum Eintreffen der in der Schweiz und in Böhmen geworbenen Truppen sich zu behaupten; bis dahin hoffte er noch immer auf die Empörung des Volkes. Seine nächsten Verwandten und Freunde eilten mit flammenden Aufrufen umher, Ulrich von Hutten und die evangelischen Lehrer wurden noch im Winter aus der Ebernburg fortgeschickt, nach Basel, Straßburg, Sachsen, auch an den König von Frankreich gingen jetzt Sickingen's Boten. Aber die Schnelligkeit der Fürsten durchkreuzte alle Hoffnungen. Auch von einem Waffenstillstand woll-

ten die Fürsten nichts wissen. Sie zogen jetzt vor den Landstuhl; ihr „unchristliches Schießen" hatte die dicksten Burgmauern schon nach vier Tagen zusammengeschossen, Sickingen selbst ward tödtlich verwundet. „Wo sind nun," rief er, da Alles verloren war, „wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arenberg, von Fürstenberg, von Horn, die Schweizer, die von Straßburg und die in der Brüderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten? Darum, Liebe, verlasse sich Keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung." Als die Fürsten in das Gewölbe eintraten, wo er lag, fanden sie nur noch einen Sterbenden.

In den Untergang Sickingen's wurden Alle verwickelt, die sich an seinem Unternehmen näher betheiligt hatten. Auch den fränkischen Rittern half es nichts, daß sie den schwäbischen Bund nicht als ihren Richter anerkennen wollten; als die Fürsten längst wieder heimgezogen waren, erschien im Juni ein schwäbisches Bundesheer, zu welchem die Städte Augsburg, Ulm, Nürnberg das schwere Geschütz lieferten, und zerstörte noch sechsundzwanzig der berüchtigtsten Raubschlösser. Eine noch größere Zahl war von den Fürsten erobert worden. — Von den Genossen Sickingen's flohen die meisten in die Schweiz. Unter ihnen war Ulrich von Hutten, der bald nachher auf der Insel Ufnau im Züricher See gestorben ist. Dort ist das einsame Grab des hochbegabten, viel geschmähten und viel gepriesenen Mannes. War auch sein letztes Unternehmen und vielleicht sein ganzes politisches Streben ein verfehltes, so bleibt ihm doch nächst Luther das größte Anrecht auf den Dank aller Deutschen, die sich der Befreiung von Rom noch heute erfreuen. Auch seine Verirrungen beruhten meist auf den krankhaften Wirren seiner Zeit und wurden von den Besten seiner Zeit getheilt. Und mit allen seinen Verirrungen blieb Hutten bis zur letzten Stunde durch heiße Liebe zum Vaterlande, dem er Alles aufgeopfert, sein ganzes Leben geweihet hatte, unendlich erhaben über fast allen seinen Tadlern. Friede seiner Asche!

Durch die in Sickingen's Archiv vorgefundenen Papiere wurden aber noch viele andere vornehme Herren compromittirt und die Sieger waren mit der Beseitigung Sickingen's, den sie bloß für ein Werkzeug spanischer Intrigue hielten, keineswegs zufrieden. Ihr Unwille richtete

sich vornämlich gegen das Reichsregiment und gegen die kaiserliche Partei, namentlich den ehrgeizigen, von verdächtigen Personen geleiteten Reichsverweser Erzherzog Ferdinand. Grade im entscheidenden Augenblicke hatten diese Reichsbehörden gesucht, durch ihre Friedensgebote, Vermittlungsversuche, ja selbst durch Zurücknahme der gegen Sickingen ohne Rechtsverhör verhängten Acht und durch reichskammergerichtliche Mandate den Siegern in den Arm zu fallen, den Rachekrieg zu hemmen. Freilich konnten die obersten Reichsbehörden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten, dem Verfahren der Sieger unmöglich theilnahmlos zuschauen. Diese aber erblickten im Reichsregimente, in welchem thätige Agenten Sickingen's und der kaiserlichen Partei als Mitglieder saßen, nur einen geheimen Verbündeten ihres Feindes, in den Friedensmandaten sahen sie nur den Versuch, ihm Zeit zu verschaffen. Es kam zu heftigen Erörterungen zwischen den Fürsten und dem Reichsregimente. Offen wurde das letztere der Parteilichkeit, ja der Theilnahme beschuldigt, so sehr es auch den Vorwurf zurückwies und seinerseits die Fürsten anklagte, daß sie es selbst verschuldet hätten, wenn Sickingen die Reichsmandate verlacht habe, da sie ja selbst Reichsregiment und Reichsgericht in Mißcredit gebracht, jede starke Centralgewalt verhindert, den ernannten Mitgliedern nicht einmal die Besoldung bezahlt hätten! Und allerdings, die Fürsten hatten sich um das Reichsregiment ebenso wenig bekümmert, als Sickingen. Ehe sie jetzt von einander gingen, schlossen sie eine Art Schutz- und Trutzbündniß zur Vertheidigung des Eroberten. Aber sie gingen noch weiter; sie wollten das Reichsregiment und den Reichsverweser ganz hinwegschaffen; es war von einer neuen Königswahl die Rede, wozu der Kurfürst von der Pfalz bestimmt war. Die kaiserlichen Gesandten gaben sich die größte Mühe, diesen Sturm zu beschwören, und den Kaiser als ganz unbetheiligt an Sickingen's Unternehmen darzustellen. Offen wurde Ferdinand von ihnen getadelt; seine Minister sollte er entlassen, seine ganze Politik ändern u. s. w. Den Finanzmaßregeln des Reichsregiments, welche der kaiserliche Hof aus guten Gründen bisher insgeheim begünstigt hatte, die aber den Fürsten ebenso unleidlich und verdächtig geworden, als den Städten, wurde nunmehr die Genehmigung versagt. Um wenigstens das Institut selbst zu retten,

1524 mußte endlich Ferdinand auf dem im Januar 1524 eröffneten Reichstage die bisherigen Mitglieder des Regiments plötzlich Preis geben. Sie wurden sämmtlich entlassen, kein einziges durfte wieder gewählt werden. Ein neues Regiment sollte statt des aufgelös'ten gebildet werden, aber nicht wieder im unruhigen Nürnberg, sondern zu Eßlingen zusammen kommen. Sonderbar! dieses Reichsregiment war erst vor wenig Jahren dem Kaiser abgerungen worden; jetzt galt es mit Recht oder mit Unrecht als bloßes Werkzeug der habsburgischen Politik und ward von derselben so lange als möglich aufrecht erhalten. Es scheint, daß bei diesen Zerwürfnissen der Wirttembergische Handel bereits eine Hauptrolle gespielt hat. Denn die Sieger, besonders Philipp von Hessen, hatten sich des verjagten Herzogs schon früher und jetzt auf's Neue beim Reichstage angenommen.

Einen Augenblick schien es, als ob Sickingen's Untergang auch für Luther verhängnißvoll sein werde. Auf ihn und seine Lehren ward jetzt alle Schuld des Sickingen'schen Aufruhrs abgewälzt, natürlich von Niemand eifriger als den Agenten Ferdinand's und des Kaisers. Zwar hatte Luther die Ritter abmahnen lassen; aber er hatte sich auch nicht grade gegen sie erhoben; seine während des Krieges verfaßten Schriften hatten nur den Aufruhr gegen die weltlichen Fürsten verdammt. Nicht ganz mit Unrecht durfte man Luther als den geistigen Urheber eines Unternehmens anklagen, wozu er den „christlichen Adel deutscher Nation" mehr als einmal aufgefordert hatte. Ja seine Schrift „wider den falsch genannt geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe" konnte als eine directe Billigung und Ermunterung der Trier'schen Fehde betrachtet werden. Und so erhob sich denn jetzt am Reichstag ein gewaltiges Geschrei gegen Luther, welches durch die lutherischen Sympathien der als aufrührerisch verschrieenen Reichsstädte keineswegs vermindert wurde. — — Der bairische Minister fand jetzt mit seinen Mahnungen zur Strenge schon viel größeren Anklang. Den eifrigsten namentlich bei den Gesandten des Kaisers, welcher eben jetzt durch seine Welthändel wieder ganz auf die römische Seite sich getrieben sah. Denn der Kampf gegen Frankreich, welcher die ganze Politik des Kaisers beherrschte, stand jetzt auf seinem Höhenpuncte. Zwei Mal waren in den vorhergegangenen

Jahren 1522 und 1523 französische Heere, verstärkt durch die auf's Neue gewonnenen Eidgenossen, in Italien eingebrochen, zwei Mal, mit Aufbieten aller Kräfte, vornämlich durch die Tapferkeit der deutschen Landsknechte, zurückgetrieben worden. Der Kampf sollte jetzt in Frankreich selbst ausgefochten werden. Inzwischen war Papst Hadrian zur Freude der Römer am 14. September 1523 gestorben. Etliche sagen, er habe sich todt gegrämt, Andere, er sei vergiftet worden. Mit dem Medicäer Clemens VII. hatte wieder ein Weltkind den Stuhl Petri bestiegen, welches gar weit davon entfernt war, die Sündenbekenntnisse seines Vorgängers zu wiederholen und wieder ganz in die alten Wege der politischen Intrigue einlenkte. Von Hause aus mit Frankreich verbunden, konnte Clemens für seine italienische Allianz vom Kaiser um so größere Gegendienste gegen Luther in Anspruch nehmen, die ihm auch bereitwillig zugesichert wurden. Die Curie selbst ging jetzt bis zu einem gewissen Grade auf die Säcularisation der Kirchengüter ein, indem sie ein Stück davon etlichen Fürsten gleichsam als Abfindung Preis gab. Auf Betreiben des Doctor Eck wurde nämlich jetzt mit den Herzögen von Baiern, dem Erzherzog Ferdinand und dem Erzbischof von Salzburg ein ähnlicher Pact geschlossen, wie es etliche Jahre früher mit dem König Franz I. von Frankreich geschehen war, als er die Rechte der gallicanischen Kirche opferte. Die Herzöge von Baiern erhielten, angeblich um der Ketzerei schärfer entgegen treten zu können, ein Aufsichtsrecht über ihre Bischöfe und den fünften Theil aller geistlichen Einkünfte; Erzherzog Ferdinand erhielt — zum Kampfe gegen die Türken — ein volles Drittheil der Kircheneinkünfte; dem Erzbischof von Salzburg ward das streitige Recht der Besetzung von vier Bisthümern zugesprochen.

Zum ersten Male seit langer Zeit hatte nun der Papst wieder eine mächtige Partei unter den Reichsfürsten. Durch die Parteinahme der Herzöge von Baiern, welche seitdem mit Oesterreich um die römisch-katholische Oberhauptmannschaft im Reiche wetteiferten, hatte er eine Handhabe gegen Deutschland gewonnen, welche noch oft und erfolgreich benützt worden ist und unermeßliches Unheil über unser Vaterland gebracht hat. Der römische Legat Campeggi erfocht jetzt auf dem Reichstag seinen ersten Sieg über Luther; das Wormser Edict ward

vom Reiche anerkannt und seine Ausführung „so viel als möglich“ eingeschärft. Erkennen wir in diesem Beschlusse den Einfluß der persönlich gereizten und triumphirenden Gegner Luther's und die Muthlosigkeit seiner durch den Sickingen'schen Krieg eingeschüchterten Anhänger, — selbst der Kurfürst von Sachsen war vor dem Legaten furchtsam entwichen — so verräth doch auch jener Zusatz, wie sehr man sich im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung fühlte, von welcher der Legat in Augsburg, Stuttgart, Nürnberg die deutlichsten Proben erhalten hatte. Zugleich wurde der Sieg, den die Kirche hier erfocht, durch eine neue, noch viel größere Niederlage mehr als aufgewogen. Die von der Curie an Baiern und Oesterreich gewährten kirchlichen Abtretungen hatten nämlich die Erbitterung der geistlichen Fürsten in hohem Grade, erregt und heftige Protestationen hervorgerufen; dazu kam, daß die meisten Fürsten, welche Luther verdammten, z. B. Joachim und Georg, deßhalb noch lange nicht als Römlinge gelten wollten und nur um so entschiedener bei ihrer Opposition gegen die römischen Mißbräuche beharrten. Man fragte den Legaten, was aus den hundert Beschwerden der deutschen Nation geworden sei? Da er hochfahrende und abweisende Antworten gab, — er erklärte u. A. die Abstellung der wichtigsten Beschwerden für unmöglich, „weil sie ähnliche Einräumungen in anderen Ländern nach sich ziehen und der hieraus entstehende Nachtheil für Rom größer sein würde, als selbst die Trennung eines Theils der deutschen Nation“ — so erneuerte der Reichstag seine Forderung eines allgemeinen Conciliums, das aber in Deutschland zu halten sei; und da der Legat die Gewährung desselben in unabsehbare Fernen, nämlich bis zum allgemeinen Frieden hinausschob, so wurde gleich auf den nächsten 1. November eine neue Reichsversammlung beschlossen, welche sich ausschließlich mit Kirchensachen befassen solle. Hier sollten die Beschwerden der deutschen Nation nochmals erörtert, hier sollten dann auch die streitigen Glaubensartikel nach dem Gutachten gelehrter Männer jeden Landes geprüft, in der neuen Lehre das Gute vom Bösen gesondert werden; das Ergebniß solle dann dem Concilium als Vorlage und bis zum Concilium der christlichen Predigt zur Grundlage dienen.

Der Reichsabschied, welcher diese widersprechenden Beschlüsse enthielt,

goß mehr noch als alles Frühere Oel in's Feuer. Man verdammte Luther's Schriften und schalt sie revolutionär und faßte zugleich Beschlüsse, die noch viel revolutionärer waren, den ganzen alten Glauben sammt der Kirche in Frage stellten, bis etwa in dem Getümmel künftiger Reichstage ein neuer Glaube ermittelt worden sei. Die Reichsstände wollten sich zu Richtern machen zugleich über Luther und den Papst und wurden natürlich von beiden mit Entrüstung zurückgewiesen. Während Luther in seiner Schrift: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote," den Reichsabschied einer vernichtenden Kritik unterzog und sein Wehe ausrief über die „trunkenen und tollen Fürsten," faßte man in Rom die leidenschaftlichsten Beschlüsse gegen Deutschland. Karl durfte es jetzt um keinen Preis mit dem Papste verderben; ein scharfes Mandat aus Burgos untersagte die Versammlung zu Speier als ein eigenmächtiges, aufrührerisches Unternehmen bei Strafe der Acht und Aberacht und schärfte die Wormser Beschlüsse gegen Luther, der hier mit Mahomet auf eine Linie gestellt wurde, in den heftigsten Ausdrücken auf's Neue ein. Dieses Mandat war freilich mehr für den Papst und dessen Partei als für die Reichsstände und die deutsche Nation berechnet; dem Erzherzog Ferdinand ward die geheime Weisung, das Mandat nur in dem Falle bekannt zu machen, wenn er sich Erfolg davon verspreche. Auch versprach der Kaiser sobald als möglich den Papst selbst zur Anordnung eines Conciliums veranlassen zu wollen.

Jene Reichsversammlung zu Speier kam nun natürlich nicht zu Stande; um sie zu verhindern, hätte es freilich keiner großen Anstrengung bedurft; denn auch ohnedies konnte man nur mit der größten Mühe Reichstage zusammenbringen. Dafür traten sich jetzt im Reiche die Parteien um so schroffer gegenüber. Zuerst stiftete der römische Legat schon in Nürnberg unter seiner Partei, um der beabsichtigten Versammlung zu Speier zuvorzukommen, einen Sonderbund, der bald nachher in Regensburg zusammentrat, und sich dort durch förmlichen Tractat zur Ausführung des Wormser Edictes innerhalb der eigenen Gebiete, zu rücksichtsloser Unterdrückung jeder Ketzerei, zu Maßregeln gegen die Presse, Büchercensur, Verbot des Besuches der Universität Wittenberg u. s. w. verpflichtete; wobei man es jedoch für

nöthig hielt, dem Zeitgeist durch eine vom Legaten selbst vorgeschlagene Reformation Zugeständnisse zu machen, die aber keine einzige von den großen nationalen Beschwerden gegen Rom betraf. Dieser ganze mit vielem Geräusch verkündigte katholische Reformationsversuch schrumpfte bei Licht betrachtet auf eine strengere Sittenzucht des niedern Klerus zusammen, während der höhere Klerus es so wenig der Mühe werth fand, mit sich selbst anzufangen, daß im Gegentheil die beiden vornehmsten geistlichen Häupter dieser Regensburger Reformation, nämlich der Erzbischof von Salzburg und der römische Legat, dem Klerus zu Regensburg das schlechteste Beispiel der Ueppigkeit und Unzucht gaben.

Dieser katholische Sonderbund erregte unter den übrigen Reichsständen begreiflicherweise das größte Aufsehen. Die plötzliche und scheinbar so enge Verbindung zwischen Ferdinand und Baiern, welche noch so eben die schlimmsten Ränke wider einander gesponnen — der Herzog von Baiern hatte die Fürsten für Absetzung Ferdinand's und Erhebung eines Wittelsbachers zum römischen König zu stimmen gesucht — kam jetzt den Reichsständen äußerst verdächtig und bedrohlich vor. Man hielt nicht ganz ohne Grund das Regensburger Bündniß für eine jener politischen Intriguen, an denen jene Zeit so fruchtbar war, man glaubte, daß die Religion nur als Vorwand diene, der wahre Zweck aber auf Unterdrückung der Reichsstädte in Süddeutschland gerichtet sei. Daher traten jetzt alle übrigen Reichsstände, Freunde wie Feinde Luther's, die letzteren sogar am eifrigsten, dem Regensburger Bunde entgegen. Die höchlichst aufgebrachten Kurfürsten hielten ihre Convente und verhandelten wegen neuer Königswahl und Reichsordnung; auch die Reichsstädte hielten Versammlungen zu Speier und Ulm; schon sahen sie sich schwer bedrängt durch die steigenden Zumuthungen und Drohungen der Regensburger Verbündeten, welche jetzt im Namen des schwäbischen Bundes auf unweigerliche Vollziehung des Wormser Edictes drangen; die geängstigten Städte beschlossen, sich nöthigenfalls auf's Aeußerste zu wehren und bei den Schweizern und Böhmen um Hülfe zu werben. Sie wurden in diesem Vorhaben durch die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz bestärkt und selbst das neue Reichsregiment zu Eßlingen ließ

ihnen insgeheim Botschaft zugehen: sie möchten die Reichsschreiben wegen Luther's nicht für so heftig halten, „als sich die Buchstaben ließen ansehen." Die Grafen am Rhein, an der Eifel, in Wetterau, Westerwald und Niederland traten dieser Verbindung der Reichsstädte zum Schutze der evangelischen Predigt bei; ein Gleiches verlangten vom Markgrafen Casimir von Brandenburg-Culmbach dessen Stände; um sie zu beschwichtigen, gestattete er im Landtagsabschied vom 1. October die lautere Predigt des Wortes. Schon hatte auch am 18. Juli Landgraf Philipp, nachdem er sich kurz vorher durch Melanchthon hatte unterrichten und überzeugen lassen, allen hessischen Pfarrern befohlen, das reine Evangelium zu predigen. Im schroffen Gegensatz gegen die Regensburger Beschlüsse verbot Friedrich von Schleswig-Holstein und Dänemark am 7. August 1524 bei Todesstrafe jede Religionsverfolgung in seinen Ländern. Eben jetzt begann Herzog Ernst von Lüneburg den Gottesdienst in Celle zu reformiren. In Sachsen selbst wurde an vielen Orten, am Ende des Jahres auch in der Wittenberger Stiftskirche die Messe abgeschafft.

Und so hatten denn die Anstrengungen des Regensburger Sonderbundes statt der beabsichtigten Unterdrückung der neuen Lehre nur das Gegentheil erreicht; kein Wunder, daß die Verbündeten ihr in ihren eigenen Machtgebieten um so eifriger entgegen traten. Da gütliche Mittel und Vorstellungen ebenso fruchtlos waren als die in der Eile angeordneten Reformen und die mit gesteigertem Pompe aufgeführten Processionen — so beschloß man, weil Milde nichts fruchtete, Gewalt. Es begann jetzt in den Gebieten des Regensburger Sonderbundes eine blutige Verfolgung, die Anhänger Luther's wurden mit roher und empörender Grausamkeit wie die schwersten Verbrecher gemartert und hingerichtet. Besonders eifrig zeigten sich die österreichischen Regierungen in Schwaben und am Oberrheine, wo bei der Nähe der Schweiz und der vielen Reichsstädte und bei dem schon längst höchst mißliebigen Geiste des Volkes Abschreckung am nöthigsten erschien. Ein Inquisitions-Ausschuß war im Städtchen Engen niedergesetzt. In Schwaben ließ ein gewisser Treichler als Ketzermeister die Lutheraner, wo er sie fand, an die nächsten Bäume aufhängen. In Kinzingen fiel das Haupt des Stadtschreibers und fünfzehn anderer

Männer aus keinem andern Grunde, als weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen hatten.

Aber diese Grausamkeiten, weit entfernt, die religiöse Erhitzung des Volkes abzukühlen, steigerten sie nur zu höherer Gluth; zwischen den Galgen und Scheiterhaufen ging der „Same der Ketzerei" jetzt erst recht auf. Denn nun erhielt die neue Lehre ihre Blutzeugen und Märtyrer; das Volk aber glaubte den Märtyrern mehr als ihren Henkern. Das deutsche Volk hat zu keiner Zeit sich für Scheiterhaufen geeignet; am wenigsten zu jener Zeit; es lag überdies etwas tief Empörendes darin, daß notorische Freigeister sich plötzlich zu Glaubenshenkern aufwarfen, und aus polizeilichen Gründen Scheiterhaufen bauten für einen Glauben, der im Herzen der Nation wurzelte. Zu Tausenden umstand das Volk die Schaffote, auf welchen mit leuchtenden Blicken und begeisterungsvollen Worten die gequälten Opfer, bevor sie den Schritt in's Jenseits thaten, Christum den Erlöser bekannten. „Zween junge Knaben," Augustiner-Mönche von Antwerpen, waren die ersten Märtyrer. Laut priesen sie vor der Menge, die den weiten Rathhausplatz zu Brüssel erfüllte, durch Luther sei ihnen erst das Evangelium aufgegangen. Umringt von den Flammen hörte man sie noch singen und beten. Der Opfertod dieser Jünglinge hat Luther zu seinem ersten Liede, einem Gedicht voll lieblicher Herrlichkeit, begeistert. „Denn," so jubelte er, „nun wiederkommen ist die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt gräulich ist anzusehen, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen."

Luther sollte indeß bald inne werden, daß die Masse des Volkes keineswegs mit dem bloßen Martyrium sich begnügen wollte. Vielmehr traf jetzt dasjenige ein, was er selbst so oft warnend prophezeihet, die Reichstage selbst mit ängstlicher Besorgniß ausgesprochen hatten, daß nämlich des Wormser Edictes Befolgung „unüberwindlichen Aufruhr und Abfall" gebären werde. Der gemeine Mann in Stadt und Land griff zu den Waffen und begann, das Evangelium mit den Waffen auszulegen.

Und da zeigte sich nun, daß diese Auslegung eine ganz andere war, als die der Wittenberger Theologen. Es liegt in der Natur großer und weltumgestaltender Principien, daß sie, wo sie überhaupt Wurzel

fassen, auch das ganze Leben ergreifen und beherrschen. So ist auch das Christenthum einst keineswegs als bloße Theologie in die Welt getreten, und hat mit nichten bloße Dulder gezeugt. Der Glaubenseifer des Volkes richtete sich jetzt gegen Alles, was seinen Begriffen von evangelischer Freiheit und Brüderlichkeit widersprach und in der Bibel keine Begründung fand. Ein Gefühl höherer Menschenwürde und größerer Berechtigung, als ihm bisher zu Theil geworden, ging bei der Predigt des Evangeliums auch dem geringen Manne auf und er berief sich jetzt bei allen seinen Klagen mit Zuversicht auf diese heilige Urkunde der Freiheit. Nicht bloß die kirchlichen Mißbräuche und Irrlehren erschienen ihm als Werke des Teufels. Allerwärts, sagt Sebastian Frank, fing der gemeine Mann an zu fragen, „von wannen der Teufel so viel Servitut, Zehnten und Frohnden hergeführt habe?" „Das Volk," schreibt Luther im Jahre 1522, „ist aller Orten in Bewegung und hat die Augen offen; es will nicht, es kann nicht mehr sich so unterdrücken lassen." Luther schrieb dieses freilich zu einer Zeit, wo seine Lehren vom leidenden Gehorsam und von der Scheidung des Geistlichen und Weltlichen noch im Entstehen waren. Aber auch diese Lehren waren für die damaligen Bauernverhältnisse ganz unanwendbar. Sie mochten durchführbar erscheinen in geordneten Staatsverhältnissen, unter dem Scepter eines milden und gerechten Fürsten; aber in dieser Lage waren die süddeutschen Bauern nicht; selbst für den stärksten Geist wäre es wohl eine schwierige Aufgabe gewesen, sich die evangelische Gewissensfreiheit ohne eine totale Umgestaltung auch der politischen und socialen Verhältnisse zu bewahren. Und wie hätte es vollends der Bauer, wäre er noch so gelehrt gewesen, selbst bei dem besten Willen anfangen sollen, um zwischen dem mannichfach verschlungenen Drucke geistlicher und weltlicher Herrschaft, geistlicher und weltlicher Zehnten, Gülten, Zinsen und Frohnden so scharf zu unterscheiden und die einen als Teufelswerk, die andern als auf göttlicher Einsetzung beruhend herauszufinden?

Wie daher die Empörungen gegen den Herrenstand bisher immer auch gegen die geistlichen Herren gerichtet waren und eine religiöse Beimischung enthielten, so gingen jetzt umgekehrt alle sonstigen Beschwerden und alle Leidenschaften des Volkes mit der Erhebung gegen

das alte Kirchenwesen Hand in Hand und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die berühmtesten Prediger des Evangeliums an dieser allgemeinen Opposition des Volkes anfangs den lebhaftesten Antheil nahmen. Sie waren eben nicht alle in der Lage Luther's, welcher persönlich unbehelligt durch die Verfolgungen der Papisten, die in Sachsen keine Macht hatten, sich dagegen schon frühe in die Nothwendigkeit versetzt sah, gegen den Unverstand, die Schwärmerei und Rohheit des Volkes anzukämpfen, eine abwehrende Stellung nach unten einzunehmen. Die süddeutschen Prediger standen noch mitten im Kampfe gegen den sie verfolgenden Papismus, welchem jetzt die weltlichen Herren ihren Arm liehen, während die Schwärmer und Wiedertäufer im Volke ihnen noch wenig zu schaffen machten. Die evangelischen Prediger in Süddeutschland waren daher im Jahre 1524 noch die Vorkämpfer der Volksbeschwerden. Der streng evangelische, allem Radicalismus bald entfremdete, an Gewalt des Wortes Luther vergleichbare Eberlin von Günzburg dachte noch an eine Reformation des weltlichen Lebens; Schappeler in Memmingen verkündigte in Predigten und vielgelesenen Schriften die Aufhebung des gottlosen Zehntens; der gelehrte Mantel in Stuttgart predigte allen frommen Christen das nahende Jubeljahr des Herrn. Fast alle solche Männer zogen sich aber von der socialpolitischen Bewegung zurück und stemmten sich ihr mannhaft entgegen, als die Erfahrungen Luther's sich in ihrem Kreise wiederholten und auch ihnen jener wüste und wahnsinnige Radicalismus unter die Augen trat, welcher, falls er siegte, der deutschen Nation nicht die „evangelische Freiheit," sondern nur eine rohe und gestaltlose Barbarei gebracht hätte, an deren äußerstem Ende im besten Falle nur der Triumph des Papstthums stand.

Als Oberhaupt und Hoherpriester dieses Radicalismus tritt jetzt Thomas Münzer auf den Schauplatz, vielleicht der begabteste unter allen Lügenpropheten, welche jemals ein Volk verführten. Er war 1490 zu Stolberg am Harze geboren, und vertiefte sich schon frühe noch mehr als Luther in das Studium der Mystiker, deren Schriften nächst den Geschichten von prophetischen Männern und Frauen seine Lieblingslectüre waren. In dieser gefährlichen Richtung ward er aber keineswegs von dem gesunden Menschenverstande und der demü-

thigen Sinnesart gezügelt, welche Luther vor allen Abwegen so glücklich bewahrt hatte. Ein grenzenloser Geisteshochmuth führte ihn schon frühe auf ganz absonderliche Wege; schon frühe sagte er sich von der Kirche los; schon als zwanzigjähriger Jüngling stiftete er zu Halle einen Geheimbund gegen die Geistlichkeit; nur kurze Zeit schloß er sich dann an Luther an und hielt „gar herrliche" Predigten für die Bibel; nachdem er auf Luther's Wunsch im Jahre 1520 zu Zwickau als Prediger festen Fuß gefaßt, knüpfte er mit den Wiedertäufern Verbindungen an. Bald darauf sagte er sich auf der Kanzel auch von Luther und dem „todten Buchstaben" der Bibel los und pries die Wiedertäufer, welche mehr von der Bibel wüßten als alle Theologen. Er selbst hielt zwar sehr wenig von der Weisheit dieser guten Leute; er glaubte nur noch an sein eigenes Prophetenthum und schaute in unermeßlicher Selbstgefälligkeit auf alle Lehrer und Propheten der Vergangenheit und Gegenwart, auch auf die einst hochverehrten Mystiker geringschätzig herab. Seine Lehre, so prahlte er, stehe hoch droben über allen Propheten der Vergangenheit; er habe sie durch göttliche Eingießung am frischesten empfangen. Er hielt sich alles Ernstes für den gottgesandten Messias seiner Zeit, welcher berufen sei, die neue Kirche der Heiligen als König von Zion zu regieren. Zu dieser Einbildung mochten die großen Erfolge seiner, den alttestamentlichen Prophetenstyl nachahmenden Beredtsamkeit nicht wenig beitragen, zumal unter einem Volke und in einer Zeit, die zu mystischer Extase ohnedies geneigt, hinter den dunkeln und orakelhaften Bildern des Propheten und hinter der heiligen Zorneswuth, womit er sie verkündete, die geheimnißvolle Kraft einer neuen Offenbarung vermutheten. Leute wie der Tuchmacher Storch und dessen Jünger ließen sich von dem neuen Prophetenthum leicht überzeugen und beugten sich willig vor dem höhern Geiste, der sich ihrer als untergeordneter Werkzeuge bediente, um wie jener schlaue Betrüger, der über die einfältigen Mormonen am Salzsee herrscht, ein ähnliches Reich mitten in Deutschland aufzurichten. In diesem Streben zuerst an Luther ein gewaltiges Hinderniß zu finden, indem Luther von Münzer's Mission durchaus nichts wissen wollte und seinen „Geist" vielmehr „über die Schnauze haute," erfüllte ihn mit leichtbegreiflicher Wuth. Auch bei den Böh-

men, denen er sich, da er Zwickau bald verlassen mußte, in öffentlichen Anschlägen als Abgesandten des Himmels ankündigte und noch weit über Hus stellte, fand er keinen Anklang. Besser gelang es schon in Thüringen, im Gebiete Friedrich's des Weisen, wo er anfangs 1523 Prediger zu Altstedt wurde. Begünstigt durch die in schlaffe Schwäche ausartende Toleranz des Kurfürsten, richtete Münzer hier durch seine blutdürstigen Predigten und Bilderstürmereien, durch Conventikel und Landläufer, welche das Volk für seine communistische Gemeinschaft der Heiligen fanatisirten, großen Unfug an, bis er endlich im Spätsommer 1524 auf Luther's Betreiben, der in einem „offenen Briefe an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührischen Geist" selbst energisch Polizei übte, wegen offenbaren Aufruhrs ausgewiesen wurde. Er ging nun in die nahe Reichsstadt Mühlhausen und wiegelte hier sofort die unterste Volksschicht gegen die soeben zum Siege gelangte Gemeine auf, die ihm nicht radical und communistisch genug war, so daß eine Spaltung im Volke entstand, durch welche die Aristokratie wieder an's Regiment kam und ihn auswies. Nicht besser erging es ihm in Nürnberg. Wegen einer Schmähschrift, die er hier gegen Luther, „das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg," losließ, und worin Luther als serviler Fürstenknecht, sächsischer Papst u. s. w. bezeichnet wurde, ließ ihn der entrüstete Rath ausweisen. Man fürchtete, er werde auch hier das Volk aufwiegeln, denn in Franken gährte es ohnedies gewaltig; schon im Mai hatten sich im Bambergischen, Nürnbergischen, Anspachischen bewaffnete Haufen zusammengerottet und Artikel aufgestellt, Zinsen und Zehnten verweigert, freie Jagd begehrt u. s. w. Diese Bewegungen waren durch Gewalt und Zureden wieder gestillt worden, Herren und Städte hatten sich dann zu Kitzingen gegen die Empörung der Unterthanen verbunden, aber zugleich gelobt, Gottes Wort nicht zu unterdrücken; Münzer fand daher wenig Boden. Er begab sich aber nun mit andern Flüchtlingen seines Anhanges an den Oberrhein, wo die Revolution, nach der er lechzte, bereits im vollen Gange war.

Diese Gegenden, die jetzt zum badischen Seekreis und Oberrheinkreis gehören, waren schon längst reif für den Aufruhr. Hier hatte Jost Fritz gehaust, hier spukte noch immer der Bundschuh, hier trafen

jetzt auf's Neue alle Elemente der Revolution zusammen; übermüthige Herren, trutzige Bauern, unruhige Städte; wüthende Ketzermeister, begeisterte Prädicanten, fanatische Wiedertäufer; dazu die Nähe der Schweiz und der freien Reichsstädte; nur ein Wunder konnte hier Explosionen verhindern. Schon im Sommer war die erste erfolgt, als zwölfhundert Stühlinger Bauern mit einer schwarz-roth-goldnen Fahne unter dem Hans Müller von Bulgenbach, einem vielversuchten Kriegsmann, bewaffnet zur Kirchweih in die Stadt Waldshut zogen und hier mit den durch die österreichischen Ketzergerichte geängsteten Bürgern eine „evangelische Brüderschaft" schlossen; Jeder zahlte wöchentlich einen Batzen in die Bundeskasse, aus welcher man die geheimen Boten bezahlte, die nach allen Richtungen ausgesandt wurden, um ähnliche Brüderschaften zu stiften. Dreihundert Schweizer liefen „nicht um Geld, sondern zum Schutz von Gottes Wort" den Waldshutern zu Hülfe. Aus den geistlichen Herrschaften am See lief viel Volks hinzu, im October hatte Hans Müller schon 4500 Mann beisammen. Hierdurch ward die Verfolgungswuth der Herren zu Engen und Ensisheim, welche der ketzerischen Stadt Waldshut schon Tod und Verderben geschworen hatten, bedeutend abgekühlt; sie baten den Erzherzog Ferdinand um Hülfe, der aber weder Truppen noch Geld hatte; was an Söldnern aufzubringen war, mußte nach Italien gegen den König von Frankreich ziehn; eine Commission sollte jetzt die Beschwerden des Volkes untersuchen. Aber die Aufrührer weigerten sich, vor dieser Commission zu erscheinen, weil sie aus bekannten Volksfeinden bestehe. Dagegen nahmen sie die Vermittlung der Stadt Schaffhausen an, und auch die Herren bequemten sich zu gütlichen Unterhandlungen in Stockach, wo nun allen Beschwerden abgeholfen werden sollte, wogegen die Bauern wieder heimkehrten.

Allein diese Unterhandlungen, die sich bis in's folgende Jahr hinzogen, dienten nur dazu, die Aufregung des Volkes zu steigern, indeß die Revolution Zeit hatte, sich ihrer Beschwerden und Forderungen bewußt zu werden, und die Erhebung allgemein zu machen. Viel müßiges Volk ging nicht nach Hause, sondern schwärmte im Lande umher und wiegelte die Nachbarschaft auf. Die heimgekehrten Bauern verweigerten die Dienste und Abgaben, weil alles dieses ihrer Mei-

nung nach bis zum Austrage der Streitigkeiten ruhen müsse. Anderer Seits war es auch den Herren mit den Unterhandlungen kein Ernst; sie wollten, im Einverständniß mit den Instructionen der Regierung, die Sache nur so lange hinziehen, bis Georg Truchseß von Waldburg das dringend aufgebotene Heer des schwäbischen Bundes beisammen habe. Die Tagfahrten wurden weit hinausgeschoben und da auf der zweiten auch Bürger und Bauern zugelassen werden mußten, so blieben die vom Adel ganz fort. Sie waren entrüstet über die sechzehn Artikel der Bauern, namentlich über die Forderung des freien Jagdrechts und des Verzichts auf den Zehnten und den Sterbfall, und mochten auch das Billige nicht zugestehen. Die Bauern aber schrien, man habe sie betrogen; sie bemerkten bald, man wolle sie nur hinziehen; sie traueten nun auch den Zugeständnissen nicht mehr, zu denen man sich hier und da herbeiließ; und da ihnen auch die Hülflosigkeit und schlecht verhehlte Angst des Adels nicht entging, welcher vergebens den Bundesaufgeboten entgegenharrte, die nur sehr langsam und mangelhaft sich einstellten, so steigerten sie ihre Forderungen immer höher. Je mehr man nachgab, sagt ein Geschichtschreiber dieses Krieges, desto trutziger wurden die Bauern, nach dem gemeinen Sprichwort: „Wenn man den Bauern bittet, so stolzet ihm der Bauch.“ Dabei war aber auch die Adelsregierung in diesen unter österreichischer Hoheit stehenden Landen nach dem Zeugniß ihrer eigenen Befehlshaber „ein thorlich, unfürsichtig, verächtlich Wesen.“ Kein Geld, keine Mannschaft, keine Achtung, kein Einfluß, keine Eintracht, keine Kraft, aber desto mehr Uebermuth und in der Noth Verzagtheit. Diese Herren, die noch so eben gegen wehrlose Prediger so tapfer gewüthet hatten, verließen jetzt angstvoll und feige ihre Schlösser und flohen in das feste Radolfzell.

Wie ein Lauffeuer hatte sich inzwischen die Volksbewegung bis tief nach Oesterreich, Schwaben und Elsaß ausgedehnt. Boten gingen unablässig hin und her; ein allgemeiner Aufstand ward von den Führern vorbereitet. Das Hauptquartier des Hans Müller mit einem Kern gedienter Kriegsknechte blieb beisammen und vertrieb sich einstweilen die Zeit mit der Belagerung etlicher Burgen und Städte; gelegentlich schwoll es zum Heerhaufen an; im November machte es eine

militärische Promenade nach Schwaben und das Bundesheer fühlte sich zu schwach, entgegenzutreten. In dieser Zeit erschienen nun auch Schaaren von Wiedertäufern aus dem Reiche: Männer in groben Röcken und grauen Filzhüten, von freundlichen und einfachen Sitten, wie Heilige anzuschauen, durch Wunder allen Verfolgungen entronnen (indem sie in feindlichem Lande nur Nachts zu reisen pflegten und sich bei Tage versteckten), welche das nahende Weltgericht, den Untergang aller Tyrannen, die allgemeine Freiheit und Gleichheit verkündeten. „Sie predigten in allen Winkeln, nur Sprüche aus altem und neuem Testament, da von Schwert, Harnisch, Kriegen und Würgen gesagt wird." Begierig lauschten die geringen Leute dieser Predigt. „Nichts war ihnen lieber," sagt Eberlin, „als wenn man ihre Ohren kitzelte mit Geschrei wider die Reichen und Gewaltigen." Halb Waldshut, darunter selbst der gelehrte Reformator Balthasar Hubmaier, ein Mann aus der Ingolstädter Schule, ließ sich von diesen Männern nochmals taufen. Bald zog auch von Mühlhausen und Basel ihr oberster Prophet, Thomas Münzer, mit seinem Gefolge daher und nahm im Herzen des Aufstandes, zu Griessen zwischen dem Klettgau und Waldshut, auf einige Zeit seine Wohnung.

Von dem Schrecken und der Rathlosigkeit der Herren lieferte die außerordentliche Tagsatzung des schwäbischen Bundes, die sich im Februar 1525 versammelte, ein anschauliches Bild. Niemand wußte 1525
Rath noch Hülfe. Die mächtigsten Bundesstände begehrten zu eignem Schutze Truppen vom Bunde, statt deren zu liefern. Der Adel verlangte Schutz von den Fürsten, die Fürsten Beistand vom Adel. Jeder klagte insgeheim über die Feigheit des Andern, und vermuthete allerlei geheimes Einverständniß. Auf die Kriegsknechte, welche mit Mühe zusammengebracht wurden, war kein Verlaß, sie machten von ihrer Hinneigung zu den Bauern gar kein Hehl. In den Sitzungen widersetzten sich die Gesandten der Städte aus Angst vor ihren unruhigen und unzufriedenen Gemeinden jeder energischen Maßregel und der Adel stimmte ihnen aus Furcht vor der Volksrache eifrig bei. Er trauete freilich den Städten am wenigsten und hielt sie für die eigentlichen Anstifter; deshalb wagte man auch nicht, Pläne und Beschlüsse zu fassen, aus Furcht, sie möchten sofort verrathen werden. Bei Weitem

die größte Noth machte aber dem gesammten schwäbischen Bunde das böse Gewissen wegen Wirttembergs und die Furcht vor dem Manne von Twiel. Mit diesem Namen bezeichnete man den vertriebenen Herzog Ulrich, seitdem er die Festung Hohentwiel unfern der Schweizer Grenze erworben und zum Waffenplatz gemacht hatte, um von hier aus sein Land zurückzuerobern. Ulrich hatte seit seiner Vertreibung eine ungeahnte Geisteskraft und Thätigkeit entwickelt, allenthalben Agenten und Freunde erworben; der König von Frankreich versprach ihm Hülfe; die Eidgenossen nahmen ihn in ihr Bürgerrecht auf; seine Sache beschäftigte die Tagsatzungen und großen Räthe und Zünfte und Landsgemeinden der Schweiz, vor denen er in eigner Person stundenlange Reden hielt; in Schaffhausen hielt er Hof; mit den Anleihen auf seine wälschen Herrschaften warb er Ritter und Knechte, ließ viel Geschütz gießen; auch das Evangelium rief er zu Hülfe und ward ein eifriger Bekenner der neuen Lehre; er gelobte den Züricher und Baseler Reformatoren, wenn ihm Gott zu seinem Lande verhülfe, so wolle er Wirttemberg evangelisch machen und wie ein christlicher Landesvater regieren, auch mit den Gütern der Geistlichkeit alle seine Schulden treulich bezahlen. Hierdurch erhielt seine Sache ein so großes Religions-Interesse, daß ihm viele Schweizer um des Glaubens willen auch ohne Sold zuliefen. Auch die flüchtigen Ritter, die Sickingen'schen und Hutten'schen, die ihn einst vertrieben hatten, sammelte er um sich und schmiedete mit ihnen umfassende Revolutionspläne. Sein vertrautester Agent war der kühne und verschlagene Fuchssteiner, einst Pfälzischer Minister und Mitglied im gestürzten Reichs-Regiment, der aber jetzt in der Reichsstadt Kaufbeuren als Bauern-Advocat und Schriftenverfasser dem Volke in öffentlichen Vorträgen die Bibel auslegte und die Revolution organisirte. Die Verschworenen hatten Verbindungen mit der Ritterschaft in Böhmen und Franken, von allen Seiten wollte man in Baiern einbrechen, oder doch Baiern im Schach erhalten, indeß Ulrich mit den Bauern sein Land erobere. Denn auch mit den Bauern war er in Verbindung getreten. Er wollte sein Land wieder haben, „mit dem Stiefel oder mit dem Schuh," und ritt mit großen Versprechungen in ihr Lager; „denn auch er begehre nur des göttlichen Rechtes wie die Bauern." Er ward Hans Müller's Freund;

Abgeordnete des Schwarzwälder Lagers schlossen mit ihm einen Vertrag, dessen näherer Inhalt jedoch nicht bekannt ist.

Diese Verbindung konnte sehr wichtig werden, sobald es der Herzog und seine Ritter nur verstanden, sich der Bauern gehörig zu bedienen, in denen eine gar nicht zu verachtende militärische Kraft steckte, die aber freilich eines überlegenen und sachverständigen Willens und einer strengen Disciplin bedurfte. Die Bauern erhielten dann, was ihnen fehlte, Geschütz und Reiterei, Officiere und Ansehn und was am meisten Noth that, Zucht und Mäßigung und einen bestimmten, Vertrauen erweckenden Zweck. Daher hatten die bedeutendsten Häupter im schwäbischen Bunde, z. B. von Eck und Truchseß viel größere Furcht vor Herzog Ulrich als vor den Bauern. „Den Ulrich hingelegt," so mahnte Eck, „dann legt man den Bauern bald ihr höllisch Evangelium." Alle ihre Maßregeln und die Operationen des allmälig versammelten Bundesheeres waren auf die Abwehr des Herzogs gerichtet, während man mit den Bauern fortwährend zum Scheine unterhandelte. Endlich am Ende des Februar erfolgte der längst befürchtete Schlag; Ulrich fiel zur Fastnacht mit seinen Schweizern in's Wirttembergische ein; von allen Seiten lief ihm das Volk in alter Treue zu; in der Hauptstadt harrten die Bürger begierig seiner Ankunft. Aber Ulrich war diesem Augenblicke nicht gewachsen. Im voreiligen Siegesrausche, während seine Leute sich in den Klöstern des Landes betranken, vergaß er die Hauptstadt zu besetzen, so daß der Bundesfeldherr Truchseß Zeit fand, seine Kerntruppen hineinzuwerfen. Während sie der Herzog vergebens belagerte, hatte der Truchseß die Hegäuer und Schwarzwälder Bauern durch das Versprechen, ihren Beschwerden solle abgeholfen werden, einstweilen beschwichtigt und, solcher Gestalt im Rücken gedeckt, zog er jetzt mit der gesammelten 15,000 Mann starken Bundesmacht dem Herzog entgegen. Um dessen Unglück voll zu machen, kam eben jetzt die Nachricht von dem großen Siege, welchen die Kaiserlichen am 24. Februar bei Pavia erfochten, wo König Franz gefangen worden und somit Ulrich's beste Zuversicht gebrochen war. In Folge dieser Nachricht rief die erschreckte Tagsatzung, welche ohnedies am Bauernkriege wenig Gefallen hatte, ihre Angehörigen bei Leib und Leben aus Wirttemberg zurück und sie gehorchten jetzt um so lieber,

da Ulrich kein Geld hatte und das Plündern in seinem Lande verbot. Ein Theil dieser Söldner ließ sich sogar von den Bundesherren bestechen, daß sie für baares Geld den Herzog an Oesterreich ausliefern wollten, wie etliche Zeit vorher den Herzog von Mailand an die Franzosen. Noch zeitig gewarnt entfloh der Herzog zwar auf heimlichen Wegen diesen feilen Schurken und war schon am 17. März wieder aus dem Lande. Aber seine „kriegerische Fastnacht" war hiermit zu Ende, die größte Gefahr für den schwäbischen Bund beseitigt, welcher nun wieder hochaufathmete und sofort die Feindseligkeiten gegen die empörten Bauern eröffnen ließ.

Indeß hatten diese aber reichlich Zeit gehabt, an verschiedenen Punkten nach dem Muster der Schwarzwälder helle Haufen und Kriegslager zu bilden. Zwischen Biberach und Ulm im Wirthshaus zu Baltringen war von einem beredten Schmied der Baltringer Haufen gestiftet worden, um Gottes Wort aufzurichten, und von Diensten, Gült und Leibeigenschaft sich frei zu machen; von zwanzig Theilnehmern wuchs er bald auf 12,000 an, über ihrem Lager wehte eine rothe Fahne. Von ähnlicher Beschaffenheit war der Unterallgäuer Haufen, den der „Pfaff Florian," ein Pfarrer aus Aichstetten, als oberster Feldhauptmann führte, sowie der von dem fanatischen Prediger Jacob Wehe zu Leipheim gebildete Leipheimer Haufen zwischen Ulm, Augsburg und Donauwörth. Viel achtbarer als diese formlosen, meist aus verlumptem und kriegsuntüchtigem Volke bestehenden Massen war schon der Seehaufen, in welchem der oberste Hauptmann Eitel Hans Ziegelmüller mit seinen Trabanten und einem Ausschuß von Bauernräthen gute Ordnung hielt; er bestand nicht aus zusammengelaufenem Volke, sondern aus ganzen Gemeinden; jede Gemeinde, die in den Bund schwur, zahlte einen Einstand, für je hundert Köpfe fünf Gulden. Daraus wurden die Kosten des Hauptquartiers bestritten. Niemand durfte geschädigt, kein Gotteshaus, kein Herrensitz geplündert oder gar zerstört werden. Indeß bei Weitem der stattlichste war der Oberallgäuer Haufen. Er bestand aus kriegerischen, wohlhabenden und freiheitsstolzen Männern, in denen Alpenluft wehte. Von Alters hatten sie ihre Rechte zu behaupten gewußt, und waren gewohnt, sich selbst zu regieren. Diese Leute lagen seit Jahren mit

ihrem nach Erweiterung seiner fürstlichen Herrschaftsrechte strebenden, willkürliche Steuern auflegenden Abte in Streitigkeiten, vierzehn Male binnen wenigen Jahren hatte er sie belogen und betrogen, alter Rechte beraubt, neue Lasten aufgewälzt; sie wurden nicht müde, sich zu versammeln, Proteste zu verfassen, an den Kaiser und den schwäbischen Bund Abgeordnete zu schicken, welche niemals Recht erhielten. Nach guter alter Sitte, in gewohnter Ordnung und Ruhe, hielten sie eine große Landesversammlung, an welcher die Räthe und Zunftmeister von Kempten, die in gleichem Kampfe begriffen waren, Theil nahmen. Die schwäbischen Bundesherren hatten nach langer Taubheit plötzlich offne Ohren für diese Beschwerden; sie hatten Gesandte in's Allgäu geschickt, Recht und Gerechtigkeit angelobt. Die Bauern erwiederten, sie begehrten nicht Krieg und Umwälzung, sondern nur ihr Recht. Sie fragten den Bundesfeldherrn Truchseß, was er an ihrer Stelle thun würde? Das wollten sie auch thun, und nahmen in der That seinen Vorschlag an, welcher dahin ging, die bisherigen streitigen Abgaben zu zahlen, aber gegen jede weitere einseitig verhängte Auflage Sicherheit und Gewähr ihrer alten Freiheit zu erlangen, soweit dieselbe nicht durch besondere Verschreibungen hingegeben sei. Allein dieser Vorschlag ward von dem Abte, der nach dem ersten Schrecken wieder Athem geschöpft hatte und die Gefahr verschwunden glaubte, verworfen. Nun brach der Aufstand gewaltig aus; viel geordneter, aber auch viel nachdrücklicher, als unter dem knechtischen Pöbel anderer Gegenden. Nicht einzelne Abenteurer standen an der Spitze; die Hauptleute und Ausschüsse aller Pfarreien des Gaues ritten am 5. März zu Kempten ein und hielten einen Bundestag. Es wurde beschlossen, eine große Eidesgenossenschaft zu bilden, das ganze Land ringsumher nöthigenfalls mit Gewalt in den Bund zu bringen. Die Unterthanen des Grafen von Montfort, der Städte Tettnang, Raithenau, Langenargen u. s. w. schlossen sich zuerst an. In Memmingen und Kaufbeuren ward der Rath vom Volke gezwungen, dieser „christlichen Vereinigung" den Ein- und Ausgang zu gestatten. In Memmingen ward der zweite Bundestag gehalten, eine Bundesordnung in zwölf Artikeln beschlossen. Als Zweck derselben wird lediglich allgemeiner Landfriede und Schutz des Rechtes gegen das Unrecht bezeichnet. Man wolle so geistlicher

als weltlicher Obrigkeit Alles, wozu man von göttlichem Rechte schuldig sei, namentlich jede von beiden Seiten anerkannte Verbindlichkeit, oder solche, worüber Brief und Siegel, oder sonstige Zeugnisse vorlägen, willig leisten. Nur Freie dürfen in den Bund eintreten, Schlösser, die nicht eintreten, sollen „freundlich ersucht" werden, mindestens neutral zu bleiben und keine feindlichen Truppen und Geschütz aufzunehmen; auch alle Prediger sollen „freundlich ersucht werden," das Evangelium zu predigen, oder ihre Stellen niederzulegen. Dieser Bundesordnung trat auch der Seehaufen, der Baltringer und der Unterallgäuer Haufen bei. Sie beschwuren ein Schutz- und Trutzbündniß. Darauf gingen die Haufen größtentheils wieder heim; aber Hauptleute und Räthe blieben in den Hauptquartieren, um nach Bedürfniß das Volk durch die Sturmglocken in's Feld zu rufen.

Um jene Zeit verbreiteten sich von Oberschwaben her, in gedruckten Exemplaren, welche das Datum des März 1525 tragen, die berühmten zwölf Artikel der Bauern. Diese Artikel enthielten den wesentlichen Inhalt der zu Stockach von den Hegäuer Bauern erhobenen Forderungen, welche in ihrer allgemeinen Fassung viel weiter gingen, als die von den Oberallgäuern aufgestellten Artikel. Auf zahlreiche ohne Anführung der Textesworte an den Rand gedruckte Bibelcitate gestützt, verlangen diese Artikel außer der freien evangelischen Predigt und Predigerwahl und der eigenen Verwaltung des großen Kirchenzehntens schlechthin Abschaffung der Leibeigenschaft, „welchs zu erbarmen ist, angesehen daß uns Christus all mit seinem kostbarlichen Blut vergossen erlös't und erkauft hat, den Hirten gleich als wohl als den höchsten, keinen ausgenommen," und aller aus der Leibeigenschaft herkommenden Abgaben und Dienste, wobei dem schmählichen Todfall noch ein besonderer Artikel gewidmet ist; sie verlangen ferner die Ermäßigung der auf den Grundstücken liegenden allzuschweren Gülten; die Abstellung der neuen Satzungen und willkürlichen Gerichte fremder Juristen, und daß es bei den alten Rechten bleibe, das alte von Einzelnen im Laufe der Zeit in Besitz genommene Gemeindeland wiederhergestellt, sowie daß Luft, Wasser und Erde, d. i. Jagd, Fischerei und Beholzigung wieder wie vor Alters für Jedermann frei werde. Die Artikel sind in klaren und milden

Ausdrücken verfaßt, ein Vorwort verwahrt das Evangelium vor der Anklage des Aufruhrs, da es im Gegentheil nichts als Liebe, Geduld und Eintracht lehre. „Ob aber Gott," so heißt es dann bedeutsam weiter, „die Bauern (nach seinem wort zu leben ängstlich rufend) erhören will, wer will den willen Gottes tadeln? wer will in seine gerichte greifen? Ja wer will seiner Majestät widerstreben? Hat er die kinder Israel zu ihm schreiend erhöret, und aus der hand Pharaonis erledigt: Mag er nit noch heut die seinen erretten? Ja er wirds erretten. Und in einer kürz." — — Ausdrücklich wird in den Artikeln hervorgehoben, man wolle keineswegs die Obrigkeit abschaffen, „sondern Wir sollen uns gegen jedermann demüthigen, das Wir auch gern gegen unsere erwählten und gesetzten Oberkeiten (so uns von Gott gesetzt) in allen ziemlichen und christlichen Sachen gern gehorsam seyn." Der Schlußartikel erklärt, man werde von allen Artikeln abstehn, falls Jemand sie aus dem Worte Gottes widerlege. Diese Artikel *) sprachen durch Form und Inhalt die Gedanken des Volkes so vollkommen aus, daß sie, von allen Bauern wie das Evangelium begrüßt, ihren Weg mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland machten und das allgemeine Symbolum des empörten Volkes wurden. In gesteigertem Maße wurden sie für ihre Zeit das, was die Erklärung der Menschenrechte für die französische Revolution geworden ist. Ueber den Verfasser haben schon die Zeitgenossen gestritten, aber trotz alles Folterns konnte ihn Niemand angeben und man kennt ihn auch jetzt noch nicht. Könnte ein auf der Folter entrissenes Ja Etwas beweisen, so würde ein gewisser Frühmesser Heuglin zu Servatingen bei Ueberlingen am Bodensee als Verfasser zu betrachten sein. Aber wie Viele mögen sich nicht auf der Folter zur Verfasserschaft bekannt haben! Aus dem Umstande, daß Thomas Münzer zur Zeit ihrer ersten Entstehung in jenen Landen sein Wesen trieb, schloß man mit Unrecht auf seine Verfasserschaft. Von seinem schwülstigen Style, von seinen absonderlichen und mordgierigen Gedanken findet sich in den zwölf Artikeln keine Spur. Desto sichtbarer waltet Münzer's Geist in dem „Artikelbrief," welcher gleichzeitig mit den Artikeln von dem Schwarz-

*) Ein genauer Abdruck bei Oechsle, 246—254.

wälder Haufen ausging und Allen, die sich der christlichen Brüderschaft nicht anschließen wollten, den „weltlichen Bann" ankündigt, d. h. sie als „abgestorbene Glieder" für vogelfrei und von jeder Gemeinschaft ausgeschlossen erklärt und zugleich befiehlt, daß alle Schlösser, Klöster und Pfaffenstifter, aus denen aller Verrath, Zwang und Verderbniß über die Welt gekommen, von Stund an zerstört werden sollen.

Aus der Beschaffenheit dieser und aller ähnlichen Bauern-Manifeste, deren bald jede Stadt und Landschaft eines aufzuweisen hatte, geht hervor, daß die Empörung von Anfang an die verschiedenartigsten Elemente umfaßte. Bei etlichen Bauerschaften handelte es sich, wie in der Oberallgäuer Bundesordnung steht, um Vertheidigung oder Erlangung genau bestimmter Rechte und Zwecke durch einen bestimmten Plan. Diese Bauerschaften waren offenbar die politisch tüchtigsten, noch an Freiheit gewöhnt und derselben fähig. Bei ihnen war die größte Aussicht des praktischen Gelingens. Dagegen die „zwölf Artikel" gehörten jener großen, politisch verkommenen, unreifen Masse an, welche nur an den allgemeinen theoretischen Wünschen und Ansichten haftete, die dem Zeitgeist entsprachen und deren Befriedigung sie vom Zeitgeiste erwartete. Außer Stande, sich von der Möglichkeit der Durchführung im Einzelnen eine bestimmtere Vorstellung zu machen, war sie doch auch zu gutmüthig und rechtschaffen und zu ungeschickt, um eine gewaltsame und rücksichtslose Durchführung ihrer Grundsätze zu wollen, welche in strenger Folgerung eine vollständige Umwälzung aller seit Jahrhunderten entstandenen, längst in Recht und Sitte übergegangenen Eigenthumsverhältnisse, den Umsturz aller gesellschaftlichen Zustände enthielten. Für den verarmten und aus Armuth selbst bereits revolutionär gewordenen Adel bedeuteten diese Artikel nun vollends den Untergang und es gehörte in der That auf ihrer Seite eine ganz andere und höhere Begeisterung dazu, um aus Liebe zum Evangelium den Bettelstab gutwillig zu ergreifen, als auf Seiten der Bauern, welchen das Evangelium zu schuldenfreien Gütern verhelfen sollte. Bei alledem übte der letzteren ungeheure und tief erregte Masse schon durch ihre Zahl und weite Ausdehnung und durch die moralische Kraft einer allgemein verbreiteten religiösen Ueberzeugung eine große Macht aus

und wäre sie nur einigermaßen organisirt und mit politischer Kraft und Uebung verbunden gewesen, so hätte sie nicht bloß in etlichen Landschaften, sondern allenthalben im Reiche ihre Artikel, wenigstens zum Theil, schon damals durchsetzen können. Denn unläugbar herrschte beim Beginne der Bewegung selbst in den höchsten und entscheidenden Kreisen eine starke Theilnahme für die Bauern vor. Der Kaiser und noch mehr dessen Bruder Ferdinand galten für Bauernfreunde und riethen allenthalben zur Verständigung. Der fromme Kurfürst Friedrich von Sachsen konnte sich zu keinem Schritte gegen die Bauern entschließen, er sagte, sie hätten Recht, und fand in ihren Rachethaten ein Gottesgericht für die Sünden, welche weltliche und geistliche Herren auf sich geladen durch Härte und Tyrannei gegen ihre Unterthanen und durch Verhinderung des Evangeliums. Und so wie Er dachten noch viele Fürsten; in der Literatur, von Staatsmännern und Patrioten, auf Reichstagen und Landtagen war von der Noth und Last des geringen Mannes oft genug gehandelt worden. Das mächtige und einflußreiche Nürnberg ließ auf dem Bundestag zu Ulm erklären, „die in den zwölf Artikeln angezogene Beschwerung liege vor Augen. Der Herrschaften übermäßige Tyrannei lasse sich nicht verantworten; davon wisse schier das Kind auf den Gassen zu sagen.“ So gewaltig hatten die zwölf Artikel selbst in den Gemüthern manches Berechtigten eingeschlagen, daß z. B. Heinrich von Einsiedel wegen der von seinen Voreltern ererbten Frohnden die größte Gewissensangst empfand, die ihm selbst Luther nicht vertreiben konnte. Und auch Luther, damals ohne Zweifel der mächtigste Mann im deutschen Volke, setzte seine gewaltige Feder in einem vermittelnden, die zwölf Artikel keineswegs schlechthin verdammenden Sinne in Bewegung; indem er noch fast zwei Monate später, also zu einer Zeit, wo der Aufruhr bereits den wildesten Charakter angenommen, beiden Theilen zu friedlicher Verständigung rieth. In der That kam es auch an vielen Orten zu einer solchen Verständigung und die zwölf Artikel wurden an keiner Stelle, wo die Bewegung in selbstgezogenen Schranken blieb, so buchstäblich aufgefaßt, um schlechterdings unausführbar zu sein. Sie blieben an vielen Orten nur ein Rahmen und Anknüpfungspunkt für die Unterhandlung, oder wurden ganz bei Seite gelegt. Wäre die Bewegung überall in diesen Gren-

zen des Möglichen geblieben, so würde sie ohne Zweifel als ein für die politische und religiöse Entwickelung unsres Volkes im Ganzen höchst wohlthätiges und erfrischendes Ereigniß, als eine nothwendige und gesunde Reaction des Volksgeistes gegen die entartete, unerträglich gewordene Feudalwirthschaft in unsern Geschichtsbüchern verzeichnet stehen und man würde die dabei mit untergelaufenen Unordnungen kaum der Erwähnung werth finden. Aber leider war es mit unserm Volke in Folge dieser Feudalwirthschaft bereits dahin gekommen, daß die Verderbniß bis in's innerste Mark eingedrungen war und die gesunden Kräfte überwuchert hatte. Die Empörung artete in krankhafte Zerstörungswuth aus; sie nahm einen maßlosen und selbstmörderischen Charakter an und gerieth in die Hände jener radicalen Bande, aus deren wüsten Kreisen der „Artikelbrief" hervorging. Zu ihnen gesellten sich alle verdorbenen und nichtsnutzigen Elemente, alles schmutzige und verkommene Gesindel, die Jauche und der Bodensatz des Reiches, alle ehrgeizigen und gewissenlosen Abenteurer und Projectenmacher, alle wahnsinnigen Schwärmer, mit Einem Worte Alles, was in der Nation krank und überspannt, schlecht und verdorben war. Es war freilich im Verhältniß zum großen Ganzen nur ein kleiner Haufe, aber er war doch groß genug, um die ganze Sache zu verderben und binnen wenigen Wochen einen Jahrhunderte dauernden Schaden anzurichten.

Gleich der erste Ausbruch des Kampfes, der in den letzten Märztagen in Schwaben stattfand, zeigt uns wie in einem Vorspiele, welchen Gang unter dem Einflusse jener Elemente die Bewegung überall genommen hat. Auf den schwäbischen Bund hatte die Haltung des evangelischen Bauern-Bundes solchen Eindruck gemacht, daß die meisten Bundesräthe und das Reichsregiment zu Eßlingen, ja selbst die zunächst betheiligten Herren selbst, auch nach der Vertreibung des Herzogs von Wirttemberg und nachdem das Bundesheer vollständig beisammen war, noch für friedliche Verständigung stimmten. Man schickte Gesandte zu den Bauern und knüpfte Unterhandlungen an; der Versuch, die verschiedenen Haufen mittlerweile zu trennen, mißlang; die Ausschüsse hielten fest an ihrer Bundeseinung und verwarfen jede Separatunterhandlung, beauftragten aber eine Anzahl Bürgermeister, Rathsverwandte und Pfarrer mit der Unterhandlung für den ganzen

Bund; falls man sich in Güte nicht verständigen könne, schlugen sie ein Schiedsgericht vor und bezeichneten ihrerseits als Schiedsrichter die berühmtesten Reformatoren, Luther, Melanchthon, Osiander, Bugenhagen, ferner den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, sowie eine Anzahl Reichsstädte. Die Bauerngesandten machten endlich den Vorschlag, für jeden einzelnen Streitpunkt besondere Schiedsgerichte einzusetzen, in welche jeder Streittheil einen gleichen Satz, das Loos den Obmann bestelle. Während aber in dieser Weise auf beiden Seiten die friedlicheren Häupter nach Verständigung strebten, und endlich sogar, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden, am 25. März einen förmlichen Waffenstillstand schlossen, brach schon wenige Tage später der Kampf aus, weil der zuchtlose Baltringer Haufe noch während der Unterhandlungen auf eigene Faust den Artikelbrief durch Zerstörung etlicher Schlösser auszuführen anfing. Die Kriegspartei im schwäbischen Bunde hielt sich jetzt ebenfalls aller Rücksichten für überhoben und das Bundesheer erhielt den Befehl, die Bauern unverzüglich anzugreifen. Der Befehlshaber desselben, Georg Truchseß von Waldburg, einer der erfahrensten und wohlwollendsten Staatsmänner jener Zeit, gehörte früher zu den Bauernfreunden und hatte sich ihrer kräftig angenommen; bei seinen eigenen Unterthanen war er so beliebt, daß sie von den Insurgenten nur mit Gewalt zur Theilnahme am Aufstande gebracht werden konnten. Er wurde jetzt der furchtbarste Bauernfeind. Es gelang seiner Beredtsamkeit, die Landsknechte des Bundesheeres, welche anfangs durchaus nicht gegen die Bauern fechten wollten, von der Gerechtigkeit seiner Sache und von dem Unrechte der Bauern zu überzeugen. Er wandte sich zuerst gegen den Baltringer Haufen, der in die Schluchten der Schwäbischen Alp vor ihm zurückwich; dann gegen den Leipheimer Haufen, welcher eben jetzt großen Schrecken verbreitete: ringsumher hatten sich ihm alle verarmten und verschuldeten Hintersassen der geistlichen Herrschaften angeschlossen, so daß in etlichen Ortschaften „nur die Goggelhahnen zu Hause blieben.“ Bei der Plünderung der reichen Abteien Pfaffenhofen und Roggenburg betheiligten sich zwölftausend Menschen; die Vernichtung der Acten und Schuldbücher war ihr erstes Geschäft. Die Stadt Günzburg ward von diesem Haufen überrumpelt, indeß

auch zu Langenau und Illertissen die Bauern in Lager zusammenströmten, fast alle Herrenhäuser im Lande plünderten und zerstörten, und eben jetzt mit dem Leipheimer Haufen einen Angriff auf das reiche Ulm, die verhaßte Hauptstadt des schwäbischen Bundes, verabredeten. Von den Boten der geängsteten Bundesräthe gedrängt, zog aber der Truchseß in Eilmärschen herbei, und überraschte die Haufen noch vor ihrer Vereinigung, den Leipheimer überfiel er bei Elchingen und schlug ihn mit großem Blutvergießen in die Flucht, worauf sich ihm die Städte Leipheim und Günzburg ohne Widerstand ergaben. Voll Schrecken liefen nun die Haufen sofort wieder auseinander; die Meisten kehrten still nach Hause zurück; Manche flohen zu den andern Haufen; der fanatische Jakob Wehe und etliche seiner Unteranführer wurden gefangen und zu Ulm und Langenau geköpft; an der Masse der Theilnehmer suchten sich die verletzten Herrschaften durch große Geldbußen schadlos zu halten. Aber auch die Landsknechte wollten nicht leer ausgehen. Sie begehrten Plünderung der zurückeroberten Städte oder den versprochenen Extra-Monatssold. Acht Tage brauchte der Truchseß, um sie durch gute Worte von der Stelle zu bringen. Dann wandte er sich auf's Neue gegen den Baltringer Haufen, der wieder von der Alp herabgestiegen, dem Unterallgäuer Haufen die Hand reichte und des Truchseß eigene Länder verwüstete, dessen Familie belagerte. Doch diese Haufen waren von ähnlicher Art wie die Leipheimer. Sie wurden einzeln überfallen und vernichtet, der Haupttrupp unter dem Pfaff Florian bei Wurzach am Charfreitag, den 14. April, auf's Haupt geschlagen.

So hatte die Energie und Schnelligkeit des Bundesfeldherrn, der freilich sein Kriegshandwerk aus dem Grunde verstand, ein wohlgeschultes, fünfzehntausend Mann starkes Heer führte und mit Reiterei und Geschütz wohlversehen war, zwar über jene fast wehrlosen Haufen, die zum Saufen und Plündern besser taugten, als zum Kriege, leichte Siege erfochten. Aber immerhin hatte er drei kostbare Wochen dazu gebraucht, und in dieser Zeit hatte sich der Aufruhr ringsumher in einer viel gefährlicheren Weise ausgebreitet. Das Gerücht von dem Märtyrertod des Jakob Wehe und vieler Anderen und von dem gräulichen Blutbad, welches die Herren bei Leipheim und bei Wurzach

angeblich noch während der Unterhandlungen angerichtet, — es hieß, viele Tausende seien da tückisch ermordet worden, — ward von der vergrößernden Fama mit Windesschnelle verbreitet und reizte das Volk allenthalben zur Wuth auf. Und nicht alle Bauernlager waren von der Beschaffenheit des eben zersprengten Gesindels; die schwärmerische Wuth, womit die Oberallgäuer in Kirchen und Klöstern einherfuhren und jetzt alle Schlösser zerstörten, that ihrer Wehrhaftigkeit keinen Abbruch. Sie belagerten des Bischofs von Augsburg Stadt Füssen und zwangen nach mehrwöchiger Belagerung den auf sein stärkstes Schloß Liebenthann geflohenen Fürstabt von Kempten, das Schloß mit Allem, was darin war, ihnen zu übergeben. Der fürstliche Schatz, viel Waffen und schweres Geschütz ward da von den Bauern erbeutet. Viel glimpflicher als dieses rauhe Alpenvolk, aber doch auch mit militärischer Ordnung, verfuhr der Seehaufen. Sein Hauptmann Hans Ziegelmüller hielt ihn trefflich im Zaume; ihm hat die Gegend am Bodensee die Erhaltung mancher schönen Burg, z. B. des herrlichen alten Schlosses zu Mörsburg zu danken; er duldete keine Zerstörung, sondern zog es vor, die Burgen und Klöster zu schatzen und Besatzungen hineinzulegen. Das reiche Gotteshaus Salem schwor jetzt mit Erlaubniß seines entflohenen Prälaten selbst in den evangelischen Bund. Desgleichen thaten die Städte Mörsburg, Markdorf, Tettnang, während die Stadt Ueberlingen sich durch ihre standhafte Treue hervorthat. Auch dieser Haufe war wie der Oberallgäuer jetzt mit Geschütz wohlversehen. Ihm glich in vieler Beziehung der Hegäuer Haufe, der nebst denen aus dem Klettgau, der Baar und dem Fürstenbergischen, sich mit dem Schwarzwälder Haufen unter Hans Müller von Bulgenbach vereinigte. Diese Haufen, die sich zu Bondorf vereinigten, ließen durch einen Zierhold die zwölf Artikel vor sich hertragen und überall verlesen und vertheilen. Sie besetzten die Städte Donaueschingen, Lupfen und Fürstenberg, die ihr Geschütz hergeben mußten. Die kleinen Städte und Flecken der Nachbarschaft, Engen, Aach u. a. m. schlossen sich sofort an, nur das feste Radolfzell, in welches sich die Mitglieder der österreichischen Regierung und fast der ganze Hegauische Adel geflüchtet hatten, widerstand und ward von der Land- und Seeseite eingeschlossen.

Während nun längs der Alpen, im Osten bis tief nach Oesterreich, im Westen bis in die Schweiz und das Elsaß und dann den Rhein hinab nach Norddeutschland die Empörung wie eine Feuersbrunst sich verbreitete, und das Volk aller Orten anfing, zusammenzulaufen und auf die Nachrichten aus Schwaben immer begieriger lauschte, war an verschiedenen Punkten in Franken der Aufstand bereits ausgebrochen. Und hier waren es vor Allen die zersplitterten Gebiete der geistlichen Herren und Reichsstädte in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden, wo der Aufruhr, durch keinerlei Autorität geschreckt, bald den zügellosesten Charakter annahm und auch diejenigen Unterthanen durch Gewalt oder Verführung mit sich fortriß, welche alle Ursache hatten, mit ihren Herren zufrieden zu sein. Hier strömte aus allerlei Herren Ländern zuerst das „evangelische Heer" des Jörg Mezler, eines übel berüchtigten Wirthes aus Ballenberg, zusammen. Zu diesem Haufen stießen Schaaren aus dem Lande um Rottenburg, wo der früher vertriebene und seitdem vom Oberrhein zurückgekehrte Karlstadt erst im Versteck, dann öffentlich nach vollbrachter Umwälzung den Aufruhr predigte; mit einem Schuh auf einer Stange war Mezler ausgezogen, im Schüpfergrunde, einem Thale des Odenwaldes, war am 26. März der erste Sammelplatz; dort wurden die Hauptleute, als Oberhauptmann Jörg Mezler gewählt, die zwölf Artikel als Gesetz proclamirt; dann zog das evangelische Heer am 4. April in den Jartgrund und schlug im reichen Kloster Schönthal sein Lager auf. Wilde Zerstörung, brennende Höfe und Häuser bezeichneten seinen Weg. Doch war es zum großen Theil ein feiges und wehrloses Gesindel. Den größten Zulauf erhielt das evangelische Heer aus den Deutschordensgebieten und aus dem untern Neckarthal. Aus der Umgegend von Heilbronn brachte der Wirth Jäcklein Rohrbach aus Böckingen, ein frecher Taugenichts, gleichartige Buben zu einem Haufen zusammen und zwang durch Drohung, Mord und Brand alle Ortschaften der Umgegend zum Mitziehen. In Schönthal vereinigte er sich mit dem evangelischen Heere und bildete mit seinen mordgierigen Gesellen gleichsam die äußerste Linke, eine Art Jakobinerklub, welcher die ganze Masse bald auf's schmählichste nach seinen wilden Gelüsten beherrschte. Zu diesem Haufen gesellten sich ferner die Ritter und Landsknechte

vom zersprengten Sickingen'schen Heere, die ihm ein furchtbares militärisches Element zuführten. Geächtete Anhänger Sickingen's, jetzt Agenten des Herzogs Ulrich, waren darunter. Florian Geyer von Geyersberg, ein tapferer von Fanatismus getriebener Ritter, verließ seine Burg Giebelstadt und erschien im Bauernkittel beim evangelischen Heere. Sein aus gedienten Kriegsknechten bestehender „schwarzer Haufe" bildete die Kerntruppe des evangelischen Heeres und hat die wenigen Heldenthaten desselben fast ausschließlich vollbracht. Auch Götz von Berlichingen stellte sich schon in Schönthal zum Unterhandeln ein, und erlangte von den Hauptleuten Sicherheit für seine und seines Bruders Güter. Er soll den Bauern dafür in einem geheimen Vertrag seine und der fränkischen Ritterschaft Hülfe zugesichert haben.

Das „evangelische Heer," welches sich nun in den „hellen Haufen Odenwalds und Neckarthals" umtaufte, war bald auf achttausend Mann angeschwollen und verbreitete Schrecken und Entsetzen. Zu den ersten Opfern dieses Haufens gehörten die Grafen von Hohenlohe, die es am wenigsten verdienten, denn sie hatten ihren Unterthanen nur Gutes erwiesen und mußten, wie es in jeder Revolution zu geschehen pflegt, für die Sünden der Andern büßen. Ein ehemaliger hohenlohischer Schreiber, Werner Hipler, ein ränkevoller und rachsüchtiger Mann, den sie einst wegen rabulistischer Künste und Volksbedrückung um des Volkes willen aus ihrem Dienste entlassen hatten, suchte sich jetzt als Volksbeglücker an ihnen zu rächen und hetzte als Kanzler des hellen Haufens das Bauernheer gegen sie auf. Um ihre Länder zu retten, erschienen sie, da alle Zugeständnisse vergeblich waren, selbst im Lager und thaten unter vielen Demüthigungen, „so daß Ihro Gnaden die Augen übergingen," ein Handgelübde auf die zwölf Artikel. Da nirgends Widerstand war, zog der helle Haufen gewaltig und unverhindert einher und lagerte in der Frühe des Ostersonntags, am 16. April, vor Weinsberg, welches der junge Graf Ludwig von Helfenstein mit seinen Rittern für den schwäbischen Bund vertheidigte. Aber nach heißem Kampfe erstürmte Florian Geyer das Schloß und die Stadt, alle Ritter, die nicht im Kampfe fielen, wurden gefangen. Während dann aber der große Haufen die Zeit mit Plündern und Saufen in den Häusern der Stadt verbrachte und das alte Wel-

fenschloß verbrannte, indeß die Hauptleute wegen ihrer fernern Schritte Kriegsrath hielten, ermordete des Jäcklein Rohrbach unfern in einer Mühle gelagerte Bande die kriegsgefangenen Ritter. Auf einer Wiese beim Unterthor, wo jetzt Gartenland ist, wurden sie nach einer Art von Volksgericht unter rohen Scherzen beim Schalle der Trommeln und Pfeifen durch die Spieße gejagt. Es waren Herren aus den vornehmsten schwäbischen Geschlechtern; den Grafen von Helfenstein konnten die Thränen seiner Gemahlin, einer Tochter des Kaisers Maximilian, die sich mit ihrem kleinen Knaben den Mördern zu Füßen warf, nicht vor dem Tode und vor den rohesten Mißhandlungen retten. Ein Musikant, der ihm früher oft zur Tafel gespielt und viel Gutes in seinem Schlosse genossen, dann aber fortgeschickt worden, pfiff ihm, als er in die Spieße gestoßen ward, „zum Tanze auf." Ein entmenschtes Weib, „die schwarze Hofmännin," welche als Gefährtin des Jäcklein Rohrbach über die Gewehre der Bauern „den Segen sprach," riß dem Leichnam des Grafen den Bauch auf und mit seinem Fette schmierten die Kannibalen ihre Spieße, die schwarze Hofmännin ihre Schuhe; seiner Gemahlin rissen sie das Geschmeide und die Kleider vom Leibe; fast nackt ward sie mit ihrem Kinde auf einen Mistwagen gesetzt u. s. w.

Diese scheußliche Scene heißt in sentimentalen Geschichtsbüchern die „Weinsberger Blutrache," ein Name, der aber viel zu hoch gegriffen ist; denn nach allen Zeugnissen und nach dem ganzen Zusammenhang geschah die That weniger aus Rache und noch weniger aus planmäßiger Politik, als in bestialischer Mordlust eines feigen und erbärmlichen Gesindels, welches im Kampfe, den es freilich nicht mitgekämpft, Blut gerochen hatte. Es war ein Auftritt, der uns an die Scenen bei der Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's erinnert, womit er auch in seinen Folgen, in dem Eindruck des Entsetzens und der nun bald erfolgenden Reaction, große Aehnlichkeiten hat.

Der nächste Eindruck bestand in zermalmendem Schrecken. — — Die Angst vor den entsetzlichen Strafgerichten Gottes, welcher die Tyrannen mit Aufruhr heimsucht, fuhr dem deutschen Herrenstand furchtbar in die Glieder. Er lähmte einen Augenblick vollends die Kraft zum Widerstande, die Haltung des Herrenstandes bot im Al-

gemeinen ein Bild namenloser Verzagtheit dar. Die Grafen von Hohenlohe ließen ihre Unterthanen den Bauern huldigen und Munition liefern, die Grafen von Löwenstein erschienen im Lager, sie mußten den Bauern zum Spaß öfters den Hut abnehmen und in Bauernkitteln mit weißen Stecken dem Haufen nachziehen, „also erschrocken als ob sie todt wären.“ Die Grafen von Wertheim huldigten dem Heere und führten ihm selbst ihre Geschütze zu. Desgleichen sah sich der Mainzische Statthalter in Aschaffenburg, Fürstbischof Wilhelm von Straßburg, da ihn der Stiftsadel, vom Weinsberger Schrecken erfaßt, gänzlich im Stiche ließ und die eigenen Bürger in Aschaffenburg ihn belagerten, beim Heranziehen des hellen Haufens genöthigt, einen Vertrag zu unterschreiben, durch welchen er für sich und den gesammten Adel die Annahme der zwölf Artikel, sowie den Beitritt zum hellen Haufen gelobte. Auch die stolzen Rathsherren zu Heilbronn, wo der Pöbel schon längst mit dem Jäcklein Rohrbach zusammenhing und an der Weinsberger Unthat sich betheiligt hatte, waren so erschrocken, daß man sie „mit dem Finger umstoßen“ konnte. Sie beeilten sich, alle Befehle des hellen Haufens zu erfüllen, die stolze Reichsstadt öffnete ihre Thore und trat in den Bauernbund, welcher hier am 26. April sein Hauptquartier aufschlug.

Wohl am größten war die Angst unter den Herren in Wirttemberg, die durch den Weinsberger Schlag zunächst getroffen wurden. Die Regierung zu Stuttgart hatte weder Geld noch Truppen und Alles war unter ihrer Angstwirthschaft in Verfall gerathen. Das Volk war gegen die österreichische Fremdherrschaft auf's tiefste erbittert, unter den Zeichen ihres verjagten Fürsten rotteten sich die Bauern zu Tausenden zusammen. Noch ehe sich ein Feind zeigte, flüchteten die Herren vom Reichsregiment aus Eßlingen, die Mitglieder der Regierung aus Stuttgart, sowie die meisten Vögte aus den Aemtern, Niemand wußte anfangs wohin? Bald sah man rings auf den Höhen die Wachtfeuer des Volkes brennen und die Zerstörung einzelner Burgen und Klöster begann, schon ehe der Jäcklein Rohrbach sich mit seiner Bande dem „hellen christlichen Haufen“ anschloß, der auf dem Wunnenstein sich zusammengezogen und einen Wirth, Matern Feuerbacher, zu sei-

nem obersten Hauptmann gewählt hatte. Ohne Widerstand zu finden, zog dieser helle christliche Haufen am 25. April in Stuttgart ein.

Doch dieser große Haufen verfuhr im Ganzen noch glimpflich, da er die Masse des Volkes umfaßte, welche das Land mehr gegen die Fremden schützen, als verwüsten wollte. Ihr gutmüthiges Oberhaupt war ein Freund der Adligen, welche oft in seinem Wirthshaus zechten. Auf Zureden vornehmer Herren hatte er den Oberbefehl angenommen; er suchte Ordnung zu halten, die Schlösser und Klöster sollten nicht geplündert, sondern nur geschatzt werden und empfingen dafür Schirmbriefe. Gleichwohl konnte man nicht verhindern, daß einzelne Rotten die herrlichsten Schlösser, z. B. die große Stammburg Teck, von Grund aus zerstörten. Viel schlimmer wüthete der benachbarte Gaildorfer Haufe, der aus den Gebieten der Schenke von Limpurg, der Propstei Elwangen, der Reichsstädte Gmünd, Hall, Aalen und vieler kleiner Herrschaften im Kocher- und Jartgrunde zusammengelaufen war. Dieser Haufen nannte sich den „gemeinen hellen Haufen;“ viele Klöster und Burgen, darunter das uralte ehrwürdige Lorch und Hohenstaufen, das hohe, majestätisch über das Land hinschauende Stammschloß unsrer größten Kaiser, wurden durch diese Barbaren vom Erdboden vertilgt. In tödtlicher Angst trat der Adel weit umher in diesen Haufen ein und gelobte gar, die zwölf Artikel selbst vollstrecken zu helfen. Geführt wurde auch dieser Haufen von einem gutmüthigen Manne, dem Vogte Philipp Fierler zu Thannenburg, der die Zerstörung vergebens zu hindern suchte und im geheimen Einverständniß mit seinem Dienstherrn, dem Propst von Ellwangen, sowie mit den Rathsherren zu Hall und Gmünd stand. Er führte den Haufen absichtlich von diesen Städten hinweg in's Wirttembergische.

Am wehrhaftesten war der Haufen vom Wirttembergischen Schwarzwald, unter dem kriegserfahrenen Thomas Maier von Vogelsberg; er zwang unter Anderem die Stadt Sulz, nachdem ihre Mauern zusammengeschossen, zur Uebergabe und stieß zu dem hellen christlichen Haufen von Wirttemberg. Jeder Ort mußte ihm Mannschaft stellen. Zwar das Böblinger und das Leonberger Amt verweigerten den Zuzug; sie erboten sich gegen die Regierung zur Abwehr, aber ihre Boten konnten die Regierung nirgends mehr finden! Auch waren sie noch

von früheren Aufständen her entwaffnet. Aus manchem Orte flohen die Bauern, um nicht zum Zuzug gezwungen zu werden. Viele sah man gezwungen mit Spieß und Büchse dem Haufen nachziehen, Manchem liefen die Thränen über die Wangen. Indeß hatte Herzog Ulrich in Schaffhausen auf's Neue mit den Hegäuer Bauern unterhandelt und sich am 21. April förmlich in ihre Brüderschaft geschworen. Am 2. Mai stieß er mit Geschütz und Reiterei zu den Bauern und brach zum dritten Male auf, sein Land zurückzuerobern. Aber der Schwarzwälder Haufen wollte nichts von ihm wissen. Hans Müller sagte, sie seien nicht auf, Fürsten ein- sondern abzusetzen; man vermuthete, er sei von Oesterreich bestochen; genug, der Schwarzwälder Haufen zog nicht mit dem Herzog, sondern gegen die reichen Klöster in's Breisgau. Nur ein Theil der Hegäuer blieb bei dem Herzog. Da sprachen Viele: „Gott habe es geschafft, daß der Herzog von den Bauern nicht zu einem obersten Hauptmann wäre aufgenommen worden, durch dessen Rath und Schick sie das ganze Reich hätten an sich bringen mögen.“

Denn in diesen Tagen hatte die Empörung des Volkes fast allenthalben ihren Höhepunkt erreicht. Es schien wirklich, als ob die Wiedertäufer Recht gehabt und die vielen Wunder und Zeichen, die man am Himmel gesehen haben wollte, den Untergang der Welt und den Anfang des tausendjährigen Reiches bedeutet hätten. Ein ungewöhnlich schöner Frühling begünstigte die Aufstände und Züge der Bauern, in deren schnellen Erfolgen man einen sichtbaren Beweis erblickte, daß Gott mit ihrer Sache sei. Ganz Schwaben und Franken waren jetzt der Herd einer ungeheuren Feuersbrunst, welche ringsumher sich zu verbreiten suchte. Schon hatte sie auch in den arg bedrückten Unterthanenländern der Schweizer Eidgenossenschaft gezündet und war nur durch zeitige Nachgiebigkeit gedämpft worden; dreißigtausend Eidgenossen wurden jetzt gleichsam als Feuerwache von der Tagsatzung an die Grenze befohlen, um das Land vor dem Brande zu behüten. Und so ließen auch die Herzöge von Baiern ihr von allen Seiten bedrohtes Land wie mit einer Feuermauer durch Grenzwachen soviel als möglich absperren. Diese Mühe wäre aber bei der Lage des Landes eine vergebliche gewesen, wenn in Baiern nur halb so viel Brennstoff gelegen hätte, als anderwärts, wo jeder Funke zündete. Aber Baiern war

das einzige süddeutsche Land, welches für die Bewegung unempfänglich blieb. Nirgends war das Bauernvolk zufriedener als in Baiern; es hatte zwar keine ständischen Rechte, wie in Tyrol, aber es war wohlhabend, saß auf freieigenem Gut, leistete mäßigen Zins und Dienst und hatte bloß über Wildschaden zu klagen, mit dessen alsbald verheißener Abstellung es leicht beschwichtigt war. Für religiöse Schwärmerei hatten die Baiern wenig Anlage. „Ein fröhliches Volk," sagt ihr Geschichtschreiber Aventin, „saß Tag und Nacht, besonders zu festlichen Zeiten, beim Weine, schrie, sang, tanzte und spielte; hatte auch das Recht, Wehren zu tragen, Schweinspieße und lange Messer." Gleichwohl hatte die Regierung die größte Angst vor den Franken und Schwaben, sie ließ alle Gemeinden ausspioniren, böhmisches Kriegsvolk werben, der Adel war nur schwer oder gar nicht zusammenzubringen und schützte seine große Armuth vor; um Geld für Rüstungen aufzubringen, legten die Herzöge dem Adel und Klerus schwere Steuern auf; sie mußten sogar ihr Gold und Silberzeug einliefern. Auf die lauten Klagen über diese neue und unerhörte Besteuerung erwiederte die Regierung: „Neu und unerhört sei zwar die Steuer, aber auch das Bedürfniß." Die Herzöge hatten eben keine Lust, allein Hab und Gut für die Rettung des Klerus zu opfern. Durch solche Mittel gelang es ihnen nun zwar, ihr Land zu schirmen; aber an eine Hülfleistung für die benachbarten geistlichen Herren war nicht zu denken; der Bote des Bischofs von Augsburg kehrte mit der trübseligen Antwort aus München zurück: „Es sei Niemand willig, zu diesem Mal den Pfaffen zu dienen." — Noch übler stand es mit der von Oesterreich zu erwartenden Hülfe. Erzherzog Ferdinand, der in Insbruck verweilte, war mit den großen Weltangelegenheiten seines Hauses so ausschließend beschäftigt, daß ihn nur der Angriff auf Wirttemberg verhindern konnte, Deutschland zu verlassen und auf den Kriegsschauplatz nach Italien zu reisen. Ihn bekümmerten überdies die Fürsten viel mehr als die Bauern. „Welche Arbeit, Mühe und Sorge das Alles sein müsse," schrieb er dem Kaiser, „könnt Ihr denken, zumal in solchem Rückstande, als worin ich mich befinde, und der Last des Krieges mit den Türken und unzähliger Schulden." In dieser Lage konnte er des eigenen Volkes nicht Herr werden; schon seit Jahren lagen hier

Stände und Regierung in Streit; das Volk war über die Geldschneiderei des Ministers Salamanca und über die Religionsverfolgung erbittert; denn unter diesem gemüthreichen Volke hatte die neue Lehre, welche mit Luther's herrlichen Liedern durch die sächsischen Bergknappen in's Land kam, tiefe Wurzeln geschlagen. Am größten war die Aufregung im Salzburgischen; hier herrschte als Erzbischof Maximilian's Minister, der schlaue und hochfahrende Matthäus Lang, der gefeierte Mäcen der Humanisten; er gehörte zu den heftigsten Gegnern des Evangeliums und der Volksfreiheit und hatte durch seine gewaltthätigen Gelderpressungen wie durch rücksichtslose Religionsverfolgung in diesen Landen den Volkssturm vorbereitet, welcher hier zuerst zum Ausbruch kam. Es war den benachbarten Fürsten von Oesterreich und Baiern nicht zu verargen, daß sie an die Einziehung dieses Erzstiftes dachten, welches eine Quelle fortwährender Beunruhigung für sie war. Nur die Eifersucht Baierns, welches eine abermalige Vergrößerung Oesterreichs fast noch mehr als Bauernsiege fürchtete, verhinderte die Ausführung dieses Planes. Aber die offenkundige Eifersucht der beiden einzigen noch einigermaßen aufrecht stehenden Regierungen Süddeutschlands und des Erzherzogs Ferdinand offenbare Vergrößerungspolitik waren freilich nicht geeignet, die mit dem Untergang bedrohten Nachbarn zu ermuthigen. Die Nachricht, daß die Stadt Füssen erst nachdem sie dem Hause Oesterreich gehuldigt, Hülfe von Oesterreich empfangen habe, worauf die Oberallgäuer mit der Erklärung abgezogen seien, daß sie nicht gegen Oesterreich Krieg führen wollten, war für manchen schwäbischen Bundesherrn vielleicht ein noch größerer Schrecken, als wenn die Bauern Füssen genommen hätten.

Ueberhaupt mußte der Gedanke an die weitern Folgen der Empörung namentlich die kleineren Herren ebensosehr erschrecken, als die Empörung selbst. Wenn schließlich der Bauernaufruhr durch fremde Einwirkung überwältigt wurde, wer bürgte ihnen dann für Wiederherstellung? Konnte es nicht vielleicht noch Vielen so ergehen, wie vor wenig Jahren dem Hause Wirttemberg? In diesem Sinne lag das Mißtrauen gegen Oesterreich sehr nahe, auch ohne daß man an eine geheime Verbindung desselben mit den Bauern zu denken brauchte. Man machte vielleicht mit Unrecht dem Erzherzog einen Vorwurf dar-

aus, daß er mit den Haufen in Oberschwaben, am Bodensee und Rhein und im Elsaß, denen er nirgends eine Truppenmacht entgegenstellen konnte, eifrig unterhandeln ließ. In der That zeigten alle diese Haufen eine entschiedene Hinneigung zu Oesterreich und ihre Hauptleute gaben sich den Anschein, als ob der Kaiser ihr Freund sei. Nachdem der Schwarzwälder Haufe unter Hans Müller in den Breisgau hinabgestiegen, den Artikelbrief an den reichen Abteien vollzogen und alle Gemeinden, endlich nach heftiger Beschießung die Hauptstadt Freiburg genöthigt hatte, in die Bruderschaft einzutreten, wurde Oesterreichs Landesherrschaft vorbehalten und von allen Bauernhauptleuten anerkannt. Und als der „helle Haufe von Elsaß," der Ende Aprils schon auf 20,000 Mann angewachsen war und sich beinahe auch der großen Reichsstadt Straßburg bemächtigte, die stark befestigte, von zweiundfünfzig Thürmen geschützte bischöfliche Residenzstadt Zabern mit Hülfe der Bürgerschaft in der That besetzte und zu seinem Waffenplatz machte, da faßten die Hauptleute den Plan, in's Herz von Frankreich vorzubringen und es dem Kaiser mit Hülfe der zwölf Artikel zu erobern. Viel gewaltsamer als dieser Elsässer Haufe, der es hauptsächlich auf die Juden abgesehen hatte, denen er die Synagogen zerstörte, die Schuldbücher zerriß und den Judenwein austrank, wobei die Geistlichen halfen, verfuhren die Haufen im Wasgau und weiter den Rhein hinab; sie führten allerlei wilde Namen, der Kolbenhaufen, der beschorene Haufen, der Kleeburger Haufen und verbrannten viele prächtige Schlösser. Besonders heftig tobten die Haufen am rechten Ufer des Oberrheins, am Kaiserstuhl, in der Ortenau und den Ländern des harten Markgrafen Ernst von Baden. „Wolle er nichts sein, als des Kaisers Statthalter," so ließen ihm die Bauern entbieten, „und die zwölf Artikel annehmen, so wollen sie ihn bei seinen Schlössern und Herrschaften lassen. Denn gehorchen würden sie fürder nur dem Kaiser; der Adel müsse Bauer werden." Das war dem Markgrafen „erbärmlich anzuhören." Da er sich weigerte, verbrannten sie seine Schlösser. Er floh von Land und Leuten. Indeß hatten sich auch die Bauern im Durlachischen erhoben, die Residenzstädte Durlach und Pforzheim besetzt; hier in den Landen des milden, volksfreundlichen Markgrafen Philipp strömten die Bauern aus der

Ortenau, dem Kraichgau, dem Brurain, und aus dem Speierschen zusammen; alle Städte weit und breit, auch Bruchsal und Odenheim, hatten sich dem Aufstande angeschlossen. In dieser Noth schloß Markgraf Philipp, in seinem und aller benachbarten Herren Namen, einen Vertrag mit den Bauern, welcher den betreffenden Unterthanen große Erleichterungen, Theilnahme an der Wahl ihrer Pfarrer, lautere, schriftmäßige Predigt, Aufhebung der Stolgebühren und der kleinen Zehnten, Herabsetzung anderer Lasten, Aufhebung gewisser Frohnden, des Todfalles und überhaupt der drückendsten Leibeigenschaft, Heirathsfreiheit, Freizügigkeit, Wildschadenvergütung und Jagdrecht gegen schädliches Wild u. s. w. verschaffte, und den Beweis lieferte, daß die zwölf Artikel, sobald sie von beiden Seiten mit Vernunft und Billigkeit gehandhabt wurden, nichts Unausführbares enthielten.

Dem Vorgange dieses Fürsten folgten bald auch der Bischof von Speier und dessen Bruder, der Kurfürst Ludwig von der Pfalz. Sie ritten selbst hinaus unter die Bauernheere und wurden mit großen Ehren empfangen. Sie schlossen mit ihren Unterthanen Verträge ab. Der Kurfürst versprach, auf einem bald zu haltenden Landtag die Beschwerden auf Grund der zwölf Artikel zu heben. Worüber man sich nicht werde verständigen können, das solle vom Reiche entschieden werden. Auf diese Versprechung hin gaben die Bauern die besetzten Städte und Schlösser wieder heraus und kehrten heim. Zuvor lud der Kurfürst ihre Hauptleute zur Tafel, man aß und trank zusammen und schied in Frieden. Sofort ward ein allgemeiner Landtag auf Pfingsten ausgeschrieben und allen Amtleuten befohlen, den Vertrag zu erfüllen.

Am Mittelrhein begann die Schilderhebung in Frankfurt und Mainz. Anfangs April traten die Frankfurter Zünfte unter die Waffen und trutzten dem Rathe gegen die geistlichen und patricischen Mißbräuche Artikel ab, welche gedruckt und ringsumher verbreitet wurden. In Mainz brach die Bewegung etwas später aus und war mehr ein Kampf der ganzen Gemeinde gegen die geistliche Herrschaft; das Volk befreite gefangene Prediger und zwang mit aufgefahrenem Geschütz das Domcapitel, die von der Stadt aufgestellten einunddreißig Artikel zu genehmigen, welche höchst gemäßigt waren und sich auf locale Beschwer-

den bezogen. Einen ganz eigenthümlichen Charakter hatte die Bewegung im Rheingau, dessen Bewohner noch von Alters her im Besitze vieler Freiheiten und eigener Verfassungsrechte waren; die Rheingauer hatten republikanischen Stolz, sie nannten sich Bürger des Rheingaues. Wie die Allgäuer beklagten sie sich über gewisse Verfassungsverletzungen durch ihren nach Absolutismus strebenden Erzbischof. Ihre Artikel waren sehr gemäßigt, vom Adel, den sie bei seiner „alten Freiheit und Herrlichkeit lassen" wollten, verlangten sie nur die Theilnahme an der Steuerpflicht und an der Vertheidigung der Landesrechte, sie begehrten nur Ablösung nicht Aufhebung der Zinsen und Gülten; nur allmähliches Aussterben der Klöster und freie Austrittsgestattung u. s. w., auch daß kein Jude und Bettelmönch im Lande geduldet und zur Landesvertheidigung der alte, verfallene Grenzwall mit Mauern, Gräben und Thürmen wiederhergestellt werde. Um diesen Artikeln Nachdruck zu geben, zogen die Johannisberger und Eibinger in Wehr und Waffen auf das Wachholderfeld beim Kloster Eberbach. Dort auf dem Wachholder erschien die ganze Landschaft, auch der Adel und die Bürger von Eltville schwuren zu den Artikeln, desgleichen die Klöster und der Fürstbischof von Straßburg als Mainzischer Statthalter. Die Ritter selbst waren als Hauptleute im Lager, ein Bruder des Trierer Kurfürsten, Friedrich von Greifenklau, war oberster Hauptmann. An den Vorräthen der reichen Nonnenklöster that sich das ganze Lager gütlich, für die adligen Hauptleute mußten seidne Zelte geliefert werden, aber von Gewaltthaten wird nichts berichtet. Und so hatten auch die Bewegungen am Niederrhein und in Westphalen meist einen örtlichen Charakter, es waren die alten Stadtkämpfe gegen die Privilegien der Stiftsherren, die hier im veränderten Gewande der Zeit, angefeuert durch die Prediger des Evangeliums, wieder auflebten.

In vieler Beziehung diesen Bewegungen ähnlich war die der Ostfranken. Auch im ostfränkischen Stamme waren noch viele Freiheitsreste vorhanden, in den Städten und Dorfschaften war noch republikanisches Leben, das Volk war fehdegewohnt, in den Waffen geübt, zum Theil sogar für Reiterdienst gerüstet. Die Volksbewegung nahm hier mehr als irgendwo eine politische Farbe an, die sich über die Localinteressen erhob; fränkischem Boden waren Hutten's und Sickin-

gen's nationale Bestrebungen entsprossen, die hohen Ideen von des deutschen Gesammtvaterlandes Freiheit, Macht und Größe waren ja zu allen Zeiten ein Vorrecht dieses hochstrebenden Stammes. Allein mehr als irgendwo artete die Empörung im östlichen Frankenlande, wo sie auf der einen Seite durch die Münzer'schen Wiedertäufer, die von Thüringen her das Volk bearbeiteten, und auf der andern Seite von dem hellen Haufen vom Odenwalde und Taubergrunde in revolutionäre Strudel gerissen ward, zu einem wilden Brande aus, der in den vielen geistlichen Ländern, Klöstern und Herrenhäusern unter mannigfach geplagten, verarmenden Unterthanen die reichste Nahrung fand. Denn in Folge der „deutschen Freiheit," d. h. der zahllosen Fehden dieser anarchischen und zahlreichen Ritterschaft, wobei eine geordnete Landwirthschaft ganz unmöglich war und der Landmann ununterbrochenen Plünderungen sich ausgesetzt sah, war es dahin gekommen, daß dieses von der Natur so gesegnete Land die ärmsten Bauern im ganzen Reiche hatte und man es für überflüssig hielt, dem fränkischen Landvolk Fasttage anzusetzen, da es ohnehin keine andere Speise habe, als Hülsenfrüchte. — — Anfangs ließ sich die Bewegung auch in Franken noch ziemlich gemäßigt an. Im Bambergischen, wo sich Stadt und Land erhoben hatten und ein Ausschuß der Bürger und Bauern auf dem Rathhause tagte, welcher die Einziehung aller geistlichen und adligen Güter forderte, weil man nur Einen Herrn, den Bischof haben wolle, beschwichtigte dieser noch am Osterabend den Sturm durch Bewilligung eines Landtags, in welchem Bürger und Bauern sitzen sollten. Bis dieser sofort zusammentretende Landtag entschieden habe, sollte kein Zins und Zehnten gefordert werden, das Kapitel aber sollte aufhören. Darauf ward das Volk wieder ruhig und ging nach Hause. In einer ähnlichen Bewilligung landständischer Rechte suchte jetzt auch der Bischof von Würzburg, in dessen weiten Stiftslanden die Revolution schon seit dem Anfange des März im Gange war, seine Rettung. Fünf Lager hatten sich in seinen nördlichen Stiftslanden gebildet, die im Hauptquartier zu Bildhausen zusammenflossen. Dieser Bildhäuser Haufe führte den Artikelbrief rücksichtslos aus, er zerstörte eine Menge Schlösser, auch die uralte Stammburg Henneberg, deren Grafen mit vielen Herren des Landes sich

beeilten, der Bruderschaft beizutreten. Und nun wälzte sich auch der helle Haufen von Heilbronn daher. In diesem bildeten die Franken des Florian Geyer den streitbaren Kern; sie nannten sich mit Stolz das „fränkische Heer." „Ich soll und will," so lautete ihr Bundeseid, „weder geistlichen noch weltlichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehnt geben, bis zu Austrag und End dieser Sache und Einen Gott, Einen Herrn haben, das helfe mir Gott und das heil. Evangelium." Berüchtigte Raubritter, wie Zeisolf von Rosenberg und Andere, wurden evangelische Brüder und erlangten für reichlich gespendeten Wein Schonung ihrer Raubnester, während ringsumher die Schlösser manches Biedermannes brannten. Die geistlichen Herren, der Stiftsadel, die Deutschordens-Herren waren feige entwichen. Diese Herren waren eine wahre Satyre auf das geistliche Ritterthum. Sie liefen wohl auf irgend ein Gerücht hin von ihrer schwelgerischen Tafel hinweg und ließen sogar ihre silbernen Trinkbecher im Stich. Bei Nacht und Nebel flohen sie aus den stärksten Vesten und verlangten hinterher den Schutz derselben von ihren preisgegebenen Unterthanen, welche sich natürlich den Bauern anschlossen. Der Bischof von Würzburg ward von allen seinen großen und vielen kleinen Vasallen im Stiche gelassen. Die Wege waren ihnen verlegt, Hab und Gut zerstört, sie selbst in den Bauernbund genöthigt worden. Vergebens sandte auch er jetzt den Haufen Abgesandte entgegen, welche Abgeordnete der Bauern zum Landtag einladen sollten. Der Bildhäuser Haufe nahm diesen Vorschlag an; aber die Haufen des evangelischen Heeres wiesen ihn zurück. „Vorwärts, vorwärts," erscholl es in ihren Reihen; sie wollten jetzt selbst nach Würzburg kommen. Als nun am 5., 6. und 7. Mai der fernher von brennenden Häusern geröthete Himmel die heranziehenden Bauernheere anzeigte und nun auch die Stadt Würzburg, nach der seit Jahrhunderten ersehnten Freiheit von der bischöflichen Herrschaft begierig, nicht länger im Gehorsam zu halten war, da floh der Bischof nach Heidelberg, die Vertheidigung des festen Frauenbergs den treugebliebenen Rittern unter dem tapfern Sebastian von Rotenhan überlassend. Das ganze Frankenland bis nach Baiern und Oberpfalz, wohin sich der Aufstand aus dem Eichstädtischen Bisthum bereits verbreitet hatte, aber von den Herzögen und dem

Pfalzgrafen Friedrich rasch überwältigt und durch Hinrichtung der Rädelsführer hinweg geschreckt wurde, war jetzt ein wogendes Feuermeer; auch dem Bischof von Bamberg hatte seine Nachgiebigkeit nichts geholfen; von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, machten sich seine Unterthanen wieder auf, sie zerstörten viele Klöster und mehr als siebenzig Schlösser; etliche Edle kamen hier den Bauern zuvor und zerstörten ihre Burgen mit eigener Hand. Von der festen Altenburg aus, wohin sich der Bischof geflüchtet, überschaute er mit Entsetzen das Bild der Zerstörung. Wie einsame Inseln ragte nur Nürnbergisches und Brandenburgisches Gebiet aus der Sturmfluth hervor. Die klugen Nürnberger Rathsherren hatten es verstanden, ihre Unterthanen durch ähnliche Zugeständnisse, wie sie der Markgraf von Baden seinen Bauern gemacht hatte, das Bauernheer durch mancherlei heimliche Begünstigung zu beschwichtigen, was aber freilich nur eine Nothfrist war, denn schon hatte das fränkische Heer beschlossen, nach dem Falle des Frauenbergs das reiche Nürnberg zu erobern. Auch der staatskluge Markgraf Casimir von Brandenburg hatte schon frühzeitig die Predigt des Evangeliums begünstigt und durch förmlichen Vertrag dem Lande gewährleistet. Er versprach seinen Bauern landständische Rechte und hatte eine schwarz-weiß gekleidete Landwehr aus ihnen gebildet. Schon vor dem Ausbruch der Bewegung hatte er die fränkischen Stände zu gemeinsamen Maßregeln zu vereinigen gesucht; aber man trauete ihm nicht und fürchtete seine Vergrößerungspläne fast noch mehr als die Bauernempörung. Er war der Einzige, welcher eine kleine Truppenmacht hatte und seine weit zerstreuten Gebiete wenigstens zum Theil vertheidigte. Er trieb etliche Haufen zurück, mit andern schloß er Verträge, mit dem hellen Haufen von Würzburg trat er, um Zeit zu gewinnen, als christlicher Bruder in Unterhandlung. Doch wurden auch in seinem Gebiete viele Burgen zerstört; die geistlichen Güter hatte er bereits sequestrirt und deren Unterthanen sich huldigen lassen. Er hielt wie fast Jedermann die geistlichen Herrschaften für verloren und dachte, es werde ihm daraus ein Herzogthum Franken erstehen.

Einen von dem ganzen übrigen Bauernkriege vollständig abweichenden Lauf nahm endlich die Bewegung in Thüringen und den

benachbarten oberfränkischen Gegenden. Hier war es der reine Wahnsinn einer von Natur zu schwärmerischer Ueberspannung geneigten, durch falsche Propheten aufgeregten Bevölkerung. Die Bewegung in diesen Landen hatte mit Politik und Freiheit wenig zu schaffen; es galt im Gegentheil die Gründung einer scheußlichen Tyrannei, nämlich eines rohen Mormonenthums unter Münzer's Prophetenherrschaft. Unzufrieden mit dem Gange, den die Revolution in Oberdeutschland nahm, war Münzer wieder in Mühlhausen erschienen, wo binnen Kurzem Alles drunter und drüber ging und Münzer endlich als Prediger, in Wahrheit als ein neuer König von Zion, in Rath und Volksversammlung herrschte. Gehüllt in einen weiten Prophetenmantel, mit einem schönen alttestamentarischen Prophetenbarte das Haupt geziert, so zog der eitle Mann einher und spendete Orakelsprüche und hielt fanatische Predigten. Die schönsten Weiber der Stadt umgaben ihn, in ihrer Nähe fühlte er sich von göttlichem Hauch erfüllt. Ein eigener sinnenreizender Cultus ward eingerichtet, um seine Predigt noch effectvoller zu machen und das Volk auf's tausendjährige Reich vorzubereiten. Tausende strömten seiner Predigt zu und so ward das arme, unreife, bethörte Volk bis tief in's Meißensche und Hessische verführt. Zuerst brach der Aufruhr in den Grenzgebieten der Thüringer, Franken und Hessen aus; an zehntausend Bauern der geistlichen Herrschaften Fulda und Hersfeld rotteten sich zusammen, zerstörten Burgen und Klöster und brachten die bereits im Aufstand begriffenen Hauptstädte Fulda und Hersfeld mit leichter Mühe in ihre Gewalt; die Ritterschaft in den Buchen, der Abt von Hersfeld, auch der Coadjutor von Fulda schwuren sich angstvoll in die „evangelische Bruderschaft," ja der letztere, ein Graf von Henneberg, ließ sich von den Fuldaischen Bauern als Fürst von der Buchen begrüßen. Im Coburgischen allein verbrannten die Bauern vierundzwanzig Schlösser. Ein wilder Haufen, der um Eisenach unter den Augen der Wartburg sein Wesen trieb, zerstörte Klöster und Burgen im Werragrunde; verschiedene Städte, Salzungen, Schmalkalden, Meiningen wurden bäurisch; fast der ganze Adel in Thüringen, auch die Grafen von Schwarzburg, nahmen jetzt, um Leben und Habe zu retten, die zwölf Artikel an. Indeß an den zwölf Artikeln war dem Thomas Münzer wenig gelegen und die Aufnahme

des Adels in die Bruderschaft paßte durchaus nicht in seine Vertilgungslehren. Um diese auszuführen und sein Königreich Zion mit der Ausrottung der Gottlosen einzuweihen, dazu war ihm die Revolution noch immer nicht reif genug und er wollte, bevor er selbst auf den Schauplatz trete, diesen Moment höchster Gluthhitze erwarten. Indeß seine Berechnungen wurden von den Ereignissen gestört; gedrängt von den Gesichten der ungeduldigen Jünger und aus Besorgniß, sein Prophetenthum einzubüßen, mußte Münzer am 26. April in eigener Person aus Mühlhausen aufbrechen; er hatte sich mit dem Schwert Gideonis und einem heiligen Banner, d. i. einer weißen Fahne gerüstet, auf welcher ein Regenbogen stand; eine Leibgarde von vierhundert Mann folgte ihm, um die Güter „Baal's und Nimrod's" einzuziehen; die brennenden Schlösser und Klöster am Harze, in der güldnen Aue, im Eichsfelde bezeichneten den Fortgang ihres Zerstörungswerkes.

In diesen Tagen der rathlosesten Noth und Verwirrung, als die festesten Schlösser wie Wachs schmolzen, die vornehmsten Fürsten sich wie Rohr vor dem Sturme beugten und selbst ihr siegreicher Bundesfeldherr trügerische Verträge schloß, standen nur wenige Männer aufrecht und boten der Empörung kühn die Stirn. Es waren die viel verleumdeten Reformatoren, welche, wie sie vor Kurzem allein den Muth gehabt hatten, der Tyrannei des Papstthums an's Leben zu greifen, so jetzt ganz allein der Tyrannei des Aufruhrs sich entgegenstemmten. Kein großartigeres Vorbild ist in der Geschichte, als das, welches uns Männer wie Eberlin von Günzburg zu Erfurt, Brenz zu Hall, Alber zu Reutlingen, vor Allen Luther in Sachsen geben; angeschrieen von wüthenden Pöbelhaufen, auf's Empfindlichste verlästert und des Abfalls und Verraths und des Servilismus geziehen von vielen ihrer eigenen bisherigen Anhänger, bändigen sie gleichwohl, unbeirrt durch Drohung und Verläumdung, mit der Gewalt ihres Wortes die rohe Masse. Es gehört hierzu größerer Muth und höhere Seelenstärke als zu jedem andern Kampfe, namentlich für Männer, welche eine Richtung bekämpfen, als deren erste Urheber sie selbst betrachtet werden. Es war nichts Geringes, daß z. B. Eberlin von Günzburg mitten in dem tiefaufgeregten Thüringen mit Lebensgefahr gegen die zwölf Artikel

predigte und in dem volkreichen, unruhigen Erfurt und der Umgegend durch seine mächtige Beredtsamkeit den Aufruhr bezwang. Mit erstaunlicher Thätigkeit zog Luther in dieser Zeit in Sachsen, im Mansfeldischen und den umliegenden Gebieten und Städten umher und predigte mit solchem Nachdruck und Erfolg gegen die Mordpropheten, daß der Kurkreis von der Bewegung unberührt blieb. Man hat ihm, wie bei dem Sickingen'schen Kriege, bittere Vorwürfe darüber gemacht, von der einen Seite, daß er sich nicht an die Spitze des Aufruhrs gestellt, von der andern Seite, daß er lange geschwiegen und nicht gegen die Bauern geschrieben habe. Die Wahrheit ist, daß Luther sich nicht in Sachen einmischen wollte, die ihn nichts angingen und von denen er nur soviel verstand, daß Recht und Unrecht auf beiden Seiten liege. Desto entschiedener stemmte er sich von Anfang an gegen Münzer und Karlstadt und ließ anfangs 1525 sein Buch wider die himmlischen Propheten ergehen. Als aber der Aufruhr sich den sächsischen Grenzen näherte und seinen eigenen Wirkungskreis bedrohte, und als die Bauern ihm überdies ihre zwölf Artikel zur Aeußerung sandten, ließ er seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" drucken, worin er mit gewohnter Freimüthigkeit beiden Theilen die Wahrheit sagte. Den Fürsten und Herren, „sonderlich den blinden Bischöfen, tollen Mönchen und Pfaffen" greift er wegen ihrer Tyrannei in's Gewissen, der man „solchen Unrath und Aufruhr" zu danken habe, weil sie „nicht aufhörten zu toben und zu wüthen wider das heilige Evangelium und dazu im weltlichen Regiment nichts thäten, denn schinden und schatzen, ihren Pracht und Hochmuth zu führen, bis es der arme, gemeine Mann nicht länger ertragen könne. Das sollt Ihr wissen, liebe Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will noch soll Eure Wütherei die Länge dulden. — — Etliche unter Euch haben gesagt, sie wollen Land und Leute daran setzen, die lutherische Lehre auszurotten; wie dünket Euch? Wenn Ihr Eure eigenen Propheten wäret gewesen? — — Scherzt nicht mit Gott, liebe Herren" u. s. w. Dann wendet er sich an die Bauern und hält ihnen den Spruch vor: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen" und: „Ein Jeglicher soll der Obrigkeit unterthan sein mit Furcht und Ehren." Seiner Lehre vom leidenden Gehorsam gemäß

tadelt er ihren Aufruhr als eine Eingebung des Teufels, als eine Auflehnung wider Gottes Ordnung; möge die Obrigkeit sein so schlecht sie wolle, das entschuldige nicht Rotterei und Aufruhr; sich selbst rächen sei nicht bloß wider christliches Recht und Evangelium, sondern auch gegen natürliches Recht und gemeine Billigkeit. Luther's starker Ordnungssinn und gesunder Verstand hatte einen tiefen Widerwillen gegen alles tumultuarische Wesen. Daher schien ihm Rotterei und Aufruhr noch viel schlimmer als eine vereinzelte Gewaltthat. Am tiefsten empörte ihn, daß sie ihren Aufruhr mit dem Evangelium schmückten. „Den christlichen Namen," sage ich, „den laßt stehn und macht ihn nicht zum Schanddeckel Eures ungeduldigen, unfriedfertigen und unchristlichen Fürnehmens." Auf den materiellen Inhalt ihrer Beschwerden und Artikel will er nicht eingehen, davon verstehe er nichts, er befiehlt sie den Rechtsverständigen; am besten gefallen ihm noch die Artikel von der evangelischen Predigt und daß sich die Bauern aus der Schrift wollen widerlegen lassen; diesem Erbieten gemäß weis't ihnen Luther das Irrige ihrer Bibelcitate nach, welche dem Inhalt der Artikel keineswegs entsprächen, und wie namentlich die Leibeigenschaft mit dem Evangelium nicht im Widerspruch stehe. Zum Schlusse ermahnt Luther beide Theile, da ja auf beiden Seiten es sich „nur um heidnisch oder weltliches Recht und Unrecht und zeitliches Gut handle, sie auch beide Gott wider sich hätten," sich um Gottes Willen zu vertragen. — — Luther's Benehmen stand mit diesen, schon seit Jahren von ihm verfochtenen Ueberzeugungen durchaus im Einklange. An dem von Truchseß mit den Oberschwaben inzwischen geschlossenen Vertrage hatte er die größte Freude und beeilte sich, denselben drucken und „als eine besondere Gnade Gottes" zur Nachahmung in Thüringen verbreiten zu lassen. In der Vorrede beschwört er die Bauern, dem Beispiel der Oberschwaben zu folgen und ruft sein Wehe über die falschen Propheten, welche das arme Volk in Thüringen an Leib und Seele verdürben. Aber alles Ermahnen und Beschwören war vergeblich; der Satan, so schien es, beherrschte durch Thomas Münzer die Massen; schon wurde Luther's Mansfeldische Heimath von diesem Mordgeiste angesteckt. Doch nun ließ Luther in ungeheuerm Zorne seine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" los, worin

er alle Obrigkeiten zum Widerstande aufrief. „Denn Aufruhr ist nicht ein schlechter Mord, sondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringt Aufruhr mit sich ein Land voll Mords, Blutvergießen und macht Wittwen und Waisen und verstöret Alles. Darum soll sie zuschmeissen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich wer da kann und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, denn ein aufrühreriſcher Mensch. Gleich als wie man einen tollen Hund todt schlagen muß; schlägst Du nicht, so schlägt er Dich und ein ganz Land mit Dir." Und doch ermahnt er auch hier noch die Obrigkeit, zuerst die Güte und billigen Vergleich zu versuchen. „Darnach, wo das nichts helfen will, flugs zum Schwerte greifen. Denn ein Fürst und Herr muß hie denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist. Wo er kann und strafet nicht, da ist er schuldig des Mords und Blutvergießens, das solche Buben begehen. So soll nun die Obrigkeit mit gutem Gewissen drein schlagen, weil sie eine Ader regen kann." Doch empfiehlt er der Obrigkeit auch im Kampfe Schonung der vielen Schwachen, die bloß verführt, wohl gar zur Theilnahme am Aufruhr gezwungen worden. Grade um ihre armen Seelen zu retten, sei es nothwendig, das Schwert zu ziehn. „Darum, lieben Herren, löset hie, rettet hie, helfet hie; erbarmet Euch der armen Leute; steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst Du darüber todt, wohl Dir! seliglicheren Tod kannst Du nimmermehr überkommen! — — Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Vertilgung zu warten sei." — —

Doch ehe noch Luther diesen Aufruf erließ, war die Empörung bereits in sich selbst zusammengebrochen und auf dem Wege, von allen Seiten erdrückt zu werden. Der stärkste und erfolgreichste Widerstand erhob sich jetzt in Norddeutschland, wo die Verhältnisse ganz anders lagen als im Süden. An der altberühmten Treue und dem gesunden Sinne des Hessenvolkes war die Empörung bereits machtlos zurückgeprallt, des Thomas Münzer Reich gescheitert. Die hessischen Städte und Städtlein hatten die aus Hersfeld erlassenen Aufforderungsschreiben des Fuldaischen Haufens zum Beitritt sammt und sonders ihrem Landgrafen eingeschickt, und sich erboten, mit ihm zu stehen und zu

fallen. Unter den Feuerbränden seines Hauses ließ sich der tapfre Ritter Jakob Stückrad lieber begraben, als daß er sich unterworfen hätte. Zu Alsfeld versammelten sich schon im April die Abgeordneten der hessischen Städte und Vasallen und auf die Frage ihres jungen Landgrafen, wessen er sich zu ihnen zu versehen habe? riefen Alle mit aufgereckten Schwurfingern: Treue bis in den Tod! Da weinte der Landgraf vor Freude und mit zwei Heerhaufen, deren einen er selbst, den andern Konrad Hesse, Schultheiß von Marburg, führte, zog er rasch vorwärts, nahm schnell Roßdorf und Hünfeld und stand am 3. Mai vor dem Frauenberg bei Fulda, wo die Buchonischen Bauern ihr festes Lager hatten. Doch das Schloß wurde beim ersten Angriff von den Hessen genommen, darauf öffneten die Bürger von selbst die Stadt die Bauern zerstreuten sich in wilder Flucht oder wurden gefangen Vier Hauptleute und ihre Feldprediger ließ der Landgraf enthaupten ihre Köpfe über den Thoren auf Spieße stecken; die übrigen Gefangenen kamen, nachdem man sie drei Tage im Schloßgraben hatte hungern lassen, mit dem Schrecken davon. Das Land aber kam unter hessische Aufsicht; Abt und Convent und Ritterschaft mußten dem Landgrafen huldigen und ihm die Kriegskosten bezahlen. Mit dem Fuldaischen Geschütz verstärkt, eilte er sodann, einen andern Haufen verfolgend, welcher in's Hessische eingefallen war, nach Thüringen, unterwarf Schmalkalden und Eisenach, wo sich Heinrich von Braunschweig mit ihm vereinigte und zog nach Frankenhausen, wo der Haufen des Propheten lagerte, um die mit voller Kriegsrüstung herbeiziehenden Fürsten zu erwarten, zu welchen unter Anderen der Herzog Georg und bald nachher der Kurfürst Johann von Sachsen stießen. Dessen Bruder Friedrich der Weise war kurz zuvor gestorben, fromm und milde, wie er gelebt, aber für die harte Zeit zu weich. — Münzer hatte sich auf einer Anhöhe über Frankenhausen, die noch heute der Schlachtberg heißt, hinter einer Wagenburg gelagert. Seine Eitelkeit und Ueberspannung war bis zu offenbarer Verrücktheit gediehen: er wollte jetzt auch einen Ziska vorstellen, und hatte doch nicht den mindesten Begriff vom Kriegswesen. Große Kanonen hatte er gießen lassen, aber Pulver war nicht vorhanden; seinen armseligen Haufen fehlte es fast gänzlich an Waffen; sie hatten keinen einzigen kriegskundigen Führer und waren voll Angst

und Bangen; wohl befanden sich viele Ritter im Bauernheere, aber diese waren gezwungen mitgezogen und nahmen die erste Gelegenheit wahr, sich als Unterhändler der Bauern in's fürstliche Lager schicken zu lassen, von wo sie nicht wiederkehrten. Die Fürsten verlangten Unterwerfung und verhießen Gnade, falls man ihnen den Münzer nebst Anhang lebendig ausliefere. Gern hätten sich jetzt die armen Leute unterworfen; aber Thomas Münzer hielt sie in seinem Bann; Etliche, die von Frieden sprachen, ließ er durch seine Leibwache vor allem Volke köpfen und — doch sind die Nachrichten hierüber unklar — auch einen Abgesandten des Landgrafen hinrichten. Da waren die Feinde nicht länger zu halten und stürmten von allen Seiten auf die Wagenburg ein. Vorher soll Münzer in einer Rede seinen Anhängern verkündet haben, sie würden auch ohne Waffen und Kriegskunst siegen, wie Jonathan einst mit seinem Knaben über viele Tausend, und der unbewehrte David über den gerüsteten Goliath; Gott selbst habe es ihm mündlich zugesichert. Die Kugeln, vor welchen sie große Furcht hatten, werde er mit seinen Aermeln auffangen. Ein Regenbogen, der sich grade am Himmel zeigte, kam wie gerufen. Aber die Kampfeslust und Tapferkeit, welche wohl sonst von manchem Feldherrn durch ähnliche Mittel erregt worden ist, blieb aus. Vielmehr erwartete der bethörte Haufen unter Absingen des Liedes „Komm heiliger Geist" den Sieg lediglich vom Himmel, zu welchem, als die feindlichen Geschwader heranstürmten, die Unglücklichen vergebens hinaufschauten; ihrer mehr als fünftausend wurden „erschossen, erstochen, ganz jämmerlich ermordet." Nur Wenige wehrten sich auf der Flucht mit dem Muthe, den die Todesangst oft auch dem Feigen gibt; aber die Meisten fanden auch diesen Muth nicht und rannten in athemloser Hast nach Frankenhausen, wo Fliehende und Verfolger zu gleicher Zeit ankamen und das Gemetzel fortgesetzt wurde. Unter den Fliehenden der flinkste und feigste war Münzer; er verkroch sich in ein Haus auf den obersten Boden, zog den dicken Büffelkoller aus, den er unter seinem Prophetenmantel zu tragen pflegte und verbarg sich mit verbundenem Kopfe in einem Bette. Erst als er gefangen und sein Loos entschieden war, fand er die Fassung wieder. Die Folterqualen und das nahende Ende stimmten ihn dann zur Demuth und Bescheidenheit.

In einem Briefe aus seinem Gefängnisse mahnte er die Mühlhäuser, die Waffen niederzulegen. Aber obwohl auch hier das Volk durchaus nicht kriegslustig war, ward auch hier durch den Terrorismus der Partei, deren Auslieferung eben als Bedingung der Gnade gefordert wurde, die Unterwerfung anfangs verhindert. Erst als die Fürsten Bresche geschossen, entwich der radicale Haufe und gab die unglückliche Stadt ihrem Schicksal Preis. Sie mußte furchtbar büßen, verlor Vermögen und Freiheit. Münzer und andere Häupter wurden vor der Stadt geköpft. Ihre Köpfe, auf Pfähle gesteckt, blieben dem Volke noch lange vor Augen.

In Folge der am 15. Mai geschlagenen Schlacht bei Frankenhausen wurde der Aufstand in Norddeutschland von den einzelnen Fürsten, deren Heere sich wieder trennten und heimzogen, rasch und vollständig unterdrückt. Einzelne Spuren ähnlicher Bewegungen kamen wohl noch in Norddeutschland vor, z. B. noch im Herbste 1525 an der Ostsee, wo die Bauern die zwölf Artikel ausführen und alle Herren bis auf Einen ausrotten wollten, aber sie waren vereinzelt und wurden alsbald niedergeschlagen. — — Die oberfränkischen Bauern hatten dem Kampfe in Thüringen von Weitem zugesehen und theils aus Widerwillen gegen die Münzer'sche Schwärmerei, theils aus Furcht vor dem Landgrafen, sich nicht daran betheiligt. Auf der andern Seite hatte aber auch der Landgraf von Hessen keine Lust, dem Bischof von Würzburg ohne Bedingungen Hülfe zu leisten. Er verlangte, daß die wiedereroberten Städte bis zum Ersatz einer angemessenen Entschädigungssumme ihm belassen würden. Diese Bedingung wies der Bischof zurück; lieber wollte er auf den Frauenberg zurückkehren und dort mit den Seinigen sterben. Indeß waren bei den zu Heidelberg ängstlich harrenden Herren auch aus dem Süden vom schwäbischen Bundesheer Siegesnachrichten eingetroffen, sie faßten jetzt wieder Muth. Denn schon am 17. April hatte der streitbare Seehaufe nach unentschiedenen Gefechten bei Gaisbeuren, in denen zwar die Existenz des ganzen Bundesheeres auf dem Spiel stand, aber auch die Bauern schwere Verluste erlitten, mit dem Truchseß zu Weingarten einen Vertrag geschlossen, in welchem die Bauern gegen die unter Garantie des Bundes ihnen gewährte schiedsrichterliche Abhülfe ihrer Beschwerden, dem ferneren

Kriege und allen Verbindungen entsagten, alles Gewonnene, Geschütz und Fahnen zurückstellten und des Friedens froh in ihre Dörfer zurückkehrten. Dieser Vertrag, dem auch die Allgäuer beitraten, wurde von Luther und allen Wohlgesinnten mit großer Freude begrüßt; er war ein Donnerschlag für die Revolution, Thomas Münzer beklagte ihn als ein großes Unglück; die Hauptleute, welche ihn geschlossen, wurden als bestochene Verräther verschrieen. Aber auch dem Truchseß ging es bei seiner Partei nicht besser; der in Radolfzell von den Schwarzwäldern belagerte Adel beschwor ihn, mit den Bauern, welche durch den Anzug des Bundesheeres schon ganz verzagt seien, keinen Vertrag zu machen. Der Erzherzog Ferdinand, der von den Tyrolern schwer bedrängt, „nicht hinter sich noch vor sich konnte," hatte wieder eine andere Ansicht; er hatte an den Bauernverträgen ein „sonderlich gnädiges Wohlgefallen" und bat den Feldherrn, nur alle Bauern „zu so gutem Vertrag zu bringen." Auch ließen sich die Hegäuer und Schwarzwälder bereits in Unterhandlungen mit ihm ein. Jedoch die dringenden Befehle der in Ulm versammelten schwäbischen Bundesstände, die in ihrer Angst, vielleicht auch aus Mißtrauen gegen Ferdinand, schon glaubten, man wolle sie ganz im Stiche lassen und deshalb Commissäre abgeordnet hatten, um dem Truchseß das Heer abzunehmen, falls er nicht schleunigst umkehre, vereitelten das Vorhaben des klugen Feldherrn. Er mußte die Hegäuer und Schwarzwälder bewaffnet im Rücken lassen und nach Wirttemberg aufbrechen; zum Glück verfolgte ihn der Schwarzwälder Haufe nicht lange, sondern wandte sich an den Grenzen Wirttembergs wieder um in den Breisgau, taub gegen die Hülferufe des Wirttembergischen Haufens, der den Schwarzwäldern kurz vorher ebenfalls die Hülfe verweigert hatte.

In Eilmärschen zog jetzt der Truchseß gegen den hellen christlichen Haufen in Wirttemberg, in welchem die größte Uneinigkeit herrschte. Was dieser Haufe eigentlich wollte, ist schwer zu sagen; es scheint, Jeder wollte etwas Anderes; das Landvolk schrie nach dem Herzog; aber die Städter, die Radicalen und die Gemäßigten, besonders der Oberbefehlshaber Matern Feuerbacher, als geheimer Verbündeter des Adels, arbeiteten ihm aus verschiedenen Gründen entgegen und verzögerten den Zuzug seiner Reiterei. Doch auch der angebotene Land-

tag ward zurückgewiesen, weil dabei nichts herauskomme, als Geldzahlen. Die Hauptleute erklärten, bloß das Land vor den fremden Nationen schützen, am Kaiser und dessen Regierung festhalten, den Adel schirmen und die zwölf Artikel ausführen zu wollen. Sie wollten „nichts, als eine christliche Ordnung und die lautere Lehre des Wortes Gottes," ließen aber doch Messe halten und verwahrten sich vor der lutherischen Ketzerei. Endlich brach das Heer auf, um in Verbindung mit den Oberschwaben und Schwarzwäldern das schwäbische Bundesheer zu vernichten und hierauf wegen des Weiteren zu berathen. Aber nur ein Theil der Schwarzwälder kam ihnen zu Hülfe. Die Hauptleute sehnten sich schon längst nach Frieden. „Ich schäme mich," sagte Feuerbacher, „daß ich unter dem elenden Volke bin. Was kann man mit solchem Gesindel anfangen?" Er setzte es durch, daß Unterhändler an den Truchseß geschickt wurden, der gern die Hand bot; aber er konnte nicht hindern, daß während der Unterhandlung das nahe Herrenberg von dem Haufen gestürmt ward. Auf diese Kunde eilte der Truchseß, der inzwischen eine Meuterei seiner Landsknechte durch Auszahlung des begehrten Soldes beschwichtigt hatte, wieder vorwärts gegen die Bauern, die sich durch die Wälder zurückzogen. Schon war die Entmuthigung in ihrem Lager so groß, daß sie ihre Hauptleute, welche zur Unterwerfung riethen, weil ja der Truchseß einen allgemeinen Landtag versprochen habe, zwar in der ersten Wuth als Verräther mißhandelten, dann aber doch deren Rath befolgten und eine demüthige Gesandtschaft in's Lager schickten. Doch der Truchseß verlangte jetzt Ergebung auf Gnade und Ungnade und Auslieferung etlicher bei ihnen befindlicher Weinsberger Mörder. Ueber dieses Begehren brach heller Streit im Haufen aus; ein Theil zog nach Hause. Während die Andern noch beriethen, machte schon folgenden Morgens der plötzliche Angriff des Bundesheeres der ganzen Sache ein Ende. In dieser Schlacht, die bei Böblingen am 12. Mai stattfand, wehrten sich zwar die Bauern, obwohl von Reiterei entblößt, aber mit Geschütz und durch die zahlreichen Kriegsknechte im Haufen gut bedient, Stunden lang mit großer Tapferkeit, allein durch den Abfall der Böblinger, welche Stadt und Schloß voll Angst übergaben, kam das Bauernheer zwischen zwei Feuer und ward von der zahlreichen Reiterei des Truchseß

umgangen. Viele wurden auf dem Schlachtfelde, die Meisten auf der Flucht jämmerlich niedergemetzelt; wie wilde Thiere wurden sie gejagt, in Wäldern und Sümpfen aufgespürt und erwürgt, wie Störche von den Bäumen geschossen. Man schätzt die Zahl der bei Böblingen erschlagenen Bauern auf neuntausend. Durch ganz Wirttemberg sah man Bauern fliehen, viele entrannen in's Straßburgische, in's Elsaß und in die Schweiz; unter den letzteren war Matern Feuerbacher, der wegen seines gut katholischen Glaubens an den katholischen Kantonen Fürsprecher fand, die ihm die Herausgabe seines Vermögens auswirkten. An den eingefangenen Weinsberger Mördern wurde eine höllische Rache genommen; sie wurden „fein langsam gebraten," an ihren Qualen und ihrem Jammergeheul belustigten sich die ringsumher zuschauenden Herren. Die Stadt Weinsberg ward vom Erdboden vertilgt und sollte nie wieder aufgebaut werden u. s. w.

Eine Stunde nach dem Ausgange der Schlacht war Herzog Ulrich mit seinen Reitern eingetroffen und hatte nur noch Zeit gefunden, eilig umzukehren. Wäre der helle christliche Haufe ihm zeitig entgegengekommen, so hätte es schlimm um das schwäbische Bundesheer gestanden. Das ganze Land wetteiferte jetzt, sich dem Truchseß zu unterwerfen.

Da nun in denselben Tagen, wo der Aufstand in Oberschwaben durch Verträge, in Wirttemberg und Thüringen mit Gewalt gedämpft ward, die Bauern im Elsaß von dem aus vielen wälschen und deutschen Herren und erlesenen Söldnerschaaren bestehenden Heere des Herzogs Anton von Lothringen durch treulosen Ueberfall bei Elsaßzabern zersprengt und erschlagen wurden, während zugleich die Bauern am Rheine sich durch Verträge mit ihren Fürsten beruhigen ließen und der Pfalzgraf Ludwig mit den von allen Seiten aus ihrem Verstecke auftauchenden Herren und frisch geworbenen Landsknechten sich aufmachte, um einige neuerdings in sein Land gefallene Haufen zu verscheuchen, so blieb der Aufruhr nur noch auf die **Franken** und **Odenwälder** beschränkt, deren großes evangelisches Heer aber auch bereits, noch ehe ein Feind erschien, in arger Zerrüttung seiner Auflösung entgegenging. Schon nach der Weinsberger That trat neben den äußerlichen Fortschritten dieses Heeres doch auch dessen innere Schwäche

hervor; Florian Geyer mit seinen Franken trennte sich von dem Odenwälder Haufen voll tiefer Verachtung dieses Gesindels; den Artikelbrief rücksichtslos vollziehend, verbrannte er die Schlösser am Neckar, Jart und Kocher, hielt aber wenigstens auf Ordnung und Zucht; deshalb war er dem großen Haufen zuwider und konnte es zu keiner allgemeinen Geltung bringen; zwischen seinem Heer und dem hellen Haufen brach wegen der Beute und der Kriegsleitung die helle Zwietracht aus. In diesem hellen Haufen herrschte die größte Zuchtlosigkeit, Jeder wollte befehlen, Keiner gehorchen; es war ein beständiges Ab- und Zulaufen plündernder und betrunkener Banden, welche, die Brandfackel und das Glas schwingend, umschwärmt von Schacherjuden, wieder heimkehrten, sobald sie ihr Müthchen gekühlt und ihre Taschen gefüllt hatten. Viele Andere waren auch gezwungen mitgezogen und benutzten jede Gelegenheit, sich wieder davon zu machen. Der Versuch einiger Hauptleute und ihres Kanzlers Hipler, eine Kriegsordnung zu schaffen und Landsknechte zu miethen, ward von der Masse, welche Abbruch an ihrer Beute befürchtete, unter drohendem Geschrei verworfen, worauf die zurückgewiesenen Landsknechte in den Dienst des Pfalzgrafen traten, und zur Vernichtung der Bauern nicht wenig beitrugen.

Unter diesen Umständen ward den Befehlshabern und Leitern des evangelischen Heeres recht übel zu Muthe; mitten in den Erfolgen des Augenblicks fühlten sie den Boden unter ihren Füßen wanken. Sie selbst waren unbekannt im Reiche und ohne Ansehn bei ihren eigenen Leuten, welche den Jörg Mezler nur von seinem Wirthshause her und den Wendel Hipler nur durch faule Rechtshändel kannten. Man brauchte jetzt vor Allem einen namhaften Mann an der Spitze und so schlugen denn die Hauptleute vor, den Götz von Berlichingen zum Oberbefehlshaber zu machen. Er war unter den Rittern, welche in der Angst um Weib und Kinder sich vor den Bauern gestellt hatten. Schon die Art seiner Wahl war bezeichnend. Als er vorgeschlagen wurde, schrieen Etliche: „Hängt ihn an einen Baum!“ Andere drohten und legten die Büchsen auf ihn an, falls er die Wahl nicht annehme. Wir dürfen es ihm schon glauben, daß er nur „mit betrübtem Herzen“ sich dazu verstanden und lieber „im bösesten Thurm der Türkei“ gelegen hätte. Aber er ward gezwungen und gedrungen, „ihr Narr und Haupt-

mann zu sein." Die Natur hatte ihn eher zu allem Anderen geschaffen, als zu einem Cromwell oder Ziska und eine kläglichere Rolle als er hat wohl nie der Oberbefehlshaber einer Revolutionsarmee gespielt. Er selbst hoffte nichts sehnlicher, als die Auflösung des ihm anbefohlenen Heeres, welches hinwiederum ihn wie einen gefangenen Spion behandelte und seinen Hohn und Spott mit ihm trieb. Gern hätte er das Heer sogleich aus Franken weit hinweg gegen etliche Reichsstädte und den schwäbischen Bund geführt, sei es nun aus strategischen oder aus anderen Gründen. Aber nach seinen Wünschen wurde im Lager nicht gefragt und gegen seinen Rath und Willen wälzte sich jetzt das evangelische Heer mit den mehr gefangenen als befehlenden Hauptleuten vor Würzburg. Unterwegs erfuhr man, daß die Führer, um ihrer Sache vor der Welt einen bessern Anstrich zu geben, eine „Declaration" der zwölf Artikel hatten drucken lassen, in welcher jene Artikel theils ermäßigt, theils bis zur allgemeinen Reichsreform ganz suspendirt wurden. Bis dahin sollten alle Zinsen, Gülten und Schulden fortbezahlt werden, bei Lebensstrafe sollte Niemand mehr plündern, oder die Güter geistlicher oder weltlicher Herrschaften beschädigen, Niemand sich seiner Obrigkeit widersetzen. Auf diese Weise hoffte man jetzt den Adel zu gewinnen und die Verantwortlichkeit für die Thaten des Jäcklein Rohrbach und der Weinsberger Mörder von dem evangelischen Heere abzuwälzen. Wie gern hätten sich die Hauptleute schon zu Weinsberg dieses Hallunken entledigt, welcher sie und das Heer und das ganze Land ringsumher mit seiner Bande schmählich terrorisirte! Sie selbst waren vor dieser Bande ihres Lebens nicht mehr sicher. Als z. B. ihre „Declaration" im hellen Haufen ruchbar wurde, brach ein wüthender Aufruhr aus. Angefeuert durch die „schwarze Hofmännin," wandte sich ein Theil wieder um, welcher die verrätherischen Hauptleute und „Declarationsmacher," den Götz, Mezler, Hipler u. s. w. todtschlagen wollte und einstweilen deren Quartiere ausplünderte. In dieser Noth ward es den Führern immer klarer, daß man der Mitwirkung mächtiger Fürsten bedürfe. Sie wandten sich an Luther und Melanchthon; sie hofften auf den Kurfürsten von Sachsen, auf den Landgrafen von Hessen, sogar auf den Pfalzgrafen; offen lehnten sie jede Verbindung mit den Münzer'schen Schwärmern ab

und vertrieben sogar den Karlstadt aus ihrem Heere. Ein Vorparlament, bestehend aus den Führern und Abgeordneten des hellen Haufens, saß zu Heilbronn und berieth über eine von Hipler und seinem Freunde, dem Mainzischen Kanzler Weigand zu Miltenberg entworfene neue Reichsverfassung, zu deren Annahme sie die Fürsten durch Güte oder Gewalt zu bewegen hofften. Dieser Verfassungsentwurf verwilligte zwar dem Adel und den Fürsten eine Stellung im Reiche, aber ihre bisherigen Rechte, ihre politische Macht und ihre öffentlichen Einkünfte sollten sie verlieren und dafür durch eine Besoldung entschädigt, d. h. „nach ziemlicher Nothdurft erhalten" werden; alle Zölle und Geleite, Steuern und Umgelder, mit Ausnahme einer Reichssteuer, die nach Matth. 22, aber alle zehn Jahre nur einmal zu erheben sei, sowie alle Münzen mit Ausnahme der Reichsmünze, ferner alle Fuggereien und Bündnisse sollten verboten und das ganze Reich neu eingetheilt werden in vier Hochgerichts-, sechzehn Landgerichts- und vierundsechzig Freigerichtsbezirke. In den untern Dorf- und Stadtgerichten sollte das Volk seine Richter wählen, in den höheren Gerichten wurden auch Etliche vom Adel zugelassen. Das römische Recht sollte verboten und nur auf hohen Schulen, aber in keinem Gerichte ein Jurist geduldet werden. Auch das bürgerliche Geschäftsleben sollte vereinfacht werden, Niemand sollte mehr als zehntausend Gulden Betriebsfond haben und wer mehr hatte, den Ueberschuß an ärmere Bürger oder an die Reichscasse herausgeben. Alle Bankier- und Wechselgeschäfte sollten verboten, der Großhandel beschränkt, den Krämern nur je mit einer Waare zu handeln erlaubt sein u. s. w.

Dieser Reichs-Verfassungs-Entwurf des Werner Hipler und seiner Bauernräthe ist ein merkwürdiges Zeugniß, wie sich die gebildeteren Führer des Bauernheeres, eine auf den Grund der zwölf Artikel im gesammten Reiche vorzunehmende Verfassungs-Aenderung dachten; er war die unreife Frucht der von politischen Schriftstellern wie Hutten unter das Volk gebrachten Gedanken, die in verschiedenen Schriftstücken jener Zeit, auch in der sogenannten Reformation Friedrich's III., einen Ausdruck gefunden haben. Es war dieser Entwurf zugleich ein Muster jener doctrinären Einfalt, welche eine tausendjährige Geschichte und den ganzen Zusammenhang des politischen und gesellschaftlichen Lebens mit

einer papiernen Schablone beseitigen zu können wähnt. Hätten selbst die deutschen Bauern sich allenthalben als Eine große Nation gefühlt, und nach diesem Einen Ziele hingestrebt, so würde es gleichwohl an ihrer Spitze eines Heros bedurft haben, um eine so radicale Umwälzung im Kampfe gegen alle Fürsten des Reiches zu vollbringen. Da es an allen diesen Bedingungen fehlte, da die ganze Sache sich nicht über den Charakter eines ungeheuren Tumultes erhob und selbst der augenblickliche Schrecken vor diesem Tumulte bereits im Schwinden war, so blieb der Entwurf ein lächerliches Machwerk, und es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß die Reichs-Reformer mitten in ihrer Berathung Hals über Kopf aus Heilbronn fliehen mußten, weil diese Hauptstadt ihres neuen Bauern-Reiches sich dem Truchseß sofort nach dem Böblinger Siege unterwarf.

Vergebens hatten indeß Abgesandte des hellen Haufens die übrigen Bauerschaften für die Reichsreform zu entflammen gesucht. Hatten die Bauern in Wirttemberg und am Rhein von Anfang an mit den Weinsberger Mördern keine Gemeinschaft pflegen und im Gegentheil ihr Land vor den „fremden Nationen,“ d. i. vor den Odenwäldern und Franken schützen wollen, so war jetzt nach dem Ermatten der Bewegung an eine Theilnahme vollends nicht zu denken. Nur in der Rheinpfalz hatte sich gegen den Vertrag das Bauernvolk durch Emissäre und plündernde Banden wieder aufwiegeln lassen; aber gegen diese zog eben jetzt der Pfalzgraf mit überlegener Macht zu Felde. Zwar vom östlichen Süddeutschland her, wo um diese Zeit der Aufstand der Tyroler, Salzburger und Oesterreicher in Flammen aufschlug und die streitbaren Allgäuer auf's Neue sich erhoben und zwanzigtausend Mann stark gegen das fast wehrlose Baiern zogen, welches den Weingartner Vertrag gebrochen habe, drohte noch einmal auch dem schwäbischen Bundesheere große Gefahr, wurde aber durch den vom Erzherzog von Oesterreich und den Herzögen von Baiern in der Mitte des Mai mit den Allgäuern geschlossenen Vertrag zu Füssen nochmals abgewendet. Gegen die zugesicherte Aufhebung der Leibeigenschaft und ihrer Folgen und der am 30. Juni in Kaufbeuren vorzunehmenden schiedsrichterlichen Entscheidung ihrer sonstigen Beschwerden gaben die Allgäuer alle ihre Vortheile wieder auf und zogen sich, ohne nach Reichsreform

zu fragen, wieder zurück. Ja unter den Franken selbst war in der That so wenig Zusammenhang, daß die Oberfranken des Bildhäuser Lagers, weil sie mit dem Bischof von Würzburg in besonderer Unterhandlung stünden, den Zug nach Würzburg und die Vereinigung mit dem hellen Haufen anfangs ablehnten, und erst später ihren Entschluß änderten. Schon hatten auch die wenigen Städte, die sich mehr aus Angst als wahrer Theilnahme den Bauern angeschlossen, sich dem Truchseß öffentlich oder insgeheim unterworfen und verweigerten den Bauern weitere Unterstützung. Und so sah sich die Revolution jetzt nur noch auf das vor Würzburg lagernde „evangelische Heer" angewiesen. Aber auch dieses fiel bereits wieder in seine Elemente auseinander. Die Oberbefehlshaber Götz und Mezler riethen zur Annahme der vom Bischof gemachten Friedensvorschläge, worin die zwölf Artikel als Grundlage künftiger Reformen nochmals zugestanden wurden. Florian Geyer bestand aber auf Erstürmung des Frauenberges, die Würzburger selbst wollten das Schloß durchaus zerstören. Allein die Tapferkeit, womit Florian Geyer's Kerntruppe diese starke Festung wochenlang beschoß und bestürmte, hatte keinen andern Erfolg, als daß die Belagerten im Kampfe Muth gewannen und die Bauern eine kostbare Zeit verloren. Während die wirklichen Kämpfer in dem vergeblichen Stürmen großentheils umkamen, soff das übrige Heer ringsumher die Weinkeller leer und beging so schmähliche Unzucht, daß endlich auch die Würzburger alle Lust an der Revolution verloren. Was halfen die drei Galgen, welche in der Stadt für freche Buben aufgerichtet wurden, da diese nur ihren Spott damit trieben? Indeß nahte mit schnellen Schritten das Schicksal in Gestalt des Bundesfeldherrn, der sich am 28. Mai mit dem Heere des Pfalzgrafen vereinigte. Und nun war der helle Haufen nicht mehr vor Würzburg zu halten. Die Odenwälder und Neckarthaler zogen ab, angeblich um ihren christlichen Verbündeten zu helfen, in der That, um möglichst bald nach Hause zu kommen. Ein unbeschreiblicher Katzenjammer folgte der wochenlangen Besoffenheit dieses Gesindels auf dem Fuße. „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorüber," dachten still und laut so Anführer als Angeführte. Schon hatten sich zu Hause die Gemeinden unterworfen und ihre Leute aus dem Heere heimberufen. Andere ließen schon unter-

wegs durch vorausgesandte Boten um Gnade bitten; mit jedem Schritte schmolz der Haufen zusammen; auch der Oberbefehlshaber Götz machte sich unter dem Vorgeben „er wolle mehr Leute herbeischaffen," aus dem Staube und floh zu den Bündischen, von da schrieb er folgenden Tages dem Haufen, er möge sich auf Gnade und Ungnade ergeben und die Anfänger des Aufruhrs, sowie die Weinsbergischen Mörder ausliefern. Götz hatte richtig ausgerechnet, daß seine Dienstzeit von vier Wochen abgelaufen sei; als sein Abfall bekannt wurde, löste sich der Rückzug vollends in helle Flucht auf. Noch war jedoch das fränkische Aufgebot von der Tauber, fünftausend Mann stark, beisammen, die sich eben jetzt erhoben hatten, um den Odenwäldern zu helfen. Als sie den wahren Stand der Dinge erfuhren, kehrten sie wieder um, wurden aber am 2. Juni bei Königshofen umzingelt und größtentheils niedergemacht. Die meisten Anstifter, darunter Georg Mezler und Werner Hipler, waren zeitig davongeritten und entwischten.

Die Sache war hiermit entschieden, doch stand den Bündischen zum Schluß noch eine heiße Arbeit bevor. Die tapferen Ritter Florian Geyer und Gregor von Burg-Bernheim mit dem Kern des fränkischen Haufens, die bisher theils gegen den Markgrafen Casimir und theils vor Würzburg gefochten, zogen, unkundig der Königshofener Schlacht, zuletzt herbei, um den Brüdern zu helfen. Auch diese wichen bei den Dörfern Sulzdorf und Ingolstadt vor dem ersten Angriff aus ihrer Wagenburg und wurden erschlagen. Nur ein Heldenhäuflein von sechshundert Mann, der Rest der schwarzen Schaar, zog sich in Ordnung zurück. Hätte der helle Haufen aus lauter solchen Männern bestanden als diese waren, dann freilich hätte es mit dem Bauernkriege ein anderes Ende genommen. Auf Burg Ingolstadt und in den nahen Wäldern von einer zwanzigfachen Uebermacht umzingelt, kämpften sie noch drei Tage lang, vom 7. — 9. Juni, wie die Löwen und starben sämmtlich den rühmlichen Schlachtentod. Florian Geyer schlug sich durch und ward einige Tage später erstochen, als er den Aufstand wieder anfachen wollte. In Würzburg trieb zuletzt nur noch ein wüstes Gesindel seinen Unfug. Auf die erste Aufforderung unterwarf sich die Stadt, wahrscheinlich in Folge geheimer Unterhandlung, mit

Preisgabe ihrer Bauernbesatzung, dem Bundesheere, das am 8. Juni seinen Einzug hielt.

Am Ende des Juni war die Empörung allenthalben zu Boden geschlagen; auch dort, wo das Volk nicht am eigentlichen Kampfe Theil genommen, in Frankfurt, Worms, Speier, Mainz, im Rheingau u. s. w. mußte es sich den Siegern unterwerfen, verlor Waffen und Freiheit, seine Verträge wurden zerrissen, die Anstifter gerichtet u. s. w. Die Hegäuer und Schwarzwälder wurden mit Hülfe des Seehaufens und der aus Italien heimkehrenden Truppen des Kaisers geschlagen, erlangten aber ebenso wie die Elsässer durch die Vermittlung der Eidgenossen und des Markgrafen Philipp von Baden einen glimpflichen Vertrag. Doch Hans Müller's und anderer Anführer Haupt fiel zu Lauffenburg. Nur in den Alpen dauerte der Kampf noch einige Zeit mächtig fort. Zwar die Allgäuer, deren zu Füssen mit dem Erzherzog geschlossener Vertrag von den schwäbischen Bundesständen nicht mehr anerkannt wurde und die sich ihrerseits zu Memmingen, wo ganz spät noch eine Revolution der Gemeinde ausbrach, zwanzigtausend Mann stark wieder versammelten — hatten ihre Zeit versäumt; auch in ihren Reihen war Unordnung und Zwietracht der Führer eingerissen, welche vor dem nun herbeiziehenden siegreichen Bundesfeldherrn und dem jetzt mit ihm verbundenen Georg von Freundsberg nach einigen harten Gefechten bei Kempten in einer stark nach Verrath aussehenden nächtlichen Flucht zurückwichen. Fast alle Berichte sagen, sie seien mit Geld bestochen worden. Vergebens wehrte sich ein kühner Haufen unter dem treugebliebenen Knopf von Luibas noch auf dem Kollerberge. Er mußte die Waffen strecken und ergab sich auf einen Vertrag, welcher neue Huldigung, Bestrafung der Urheber des Aufruhrs, Brandschatzung des Volkes, Schadenersatz für die Herren, aber auch schiedsrichterliche Entscheidung ihrer Beschwerden durch den Bund bedang. Starke Besatzungen des Bundes blieben vorläufig in Kempten und Kaufbeuren. In Kärnthen und Oberösterreich wurden die Bauern durch Herabsetzung und genaue Bestimmung ihrer Lasten mehr als durch Waffengewalt beruhigt, der Adel in diesen Landen vereinigte seine Stimme mit den Städten und trat hier selbst als Anwalt der Bauern auf; ein natio-

nales Band, das Mißtrauen gegen die spanischen Regenten mit ihren Anforderungen, hielt hier die Stände zusammen und der von aller Hülfe verlassene Erzherzog beeilte sich, die Anträge der Stände zu genehmigen. Aber in Steiermark kam es zu blutigem Kampfe; der Landeshauptmann von Dietrichstein suchte den Aufstand durch Grausamkeiten zu erdrücken; da sammelte sich viel streitbares Volk im Salzburgischen; sie nahmen in einem nächtlichen Ueberfall bei Schladming Feldherrn und Heer gefangen und hielten über die Raizischen Söldner, welche viehisch im Lande gewüthet hatten, ein furchtbares Gericht; Alle die nicht deutsch reden konnten, ihrer dreitausend, wurden erschlagen. Diese Schladminger Blutrache, welcher die Volkswuth auch vierzig vom Adel opferte, hatte in Oesterreich ähnliche Wirkungen, wie die Weinsberger That in Schwaben und Franken; sie verbreitete Schrecken, augenblickliche Nachgiebigkeit und glühenden Rachedurst unter den Herren. Vor Allem suchte man jetzt das Salzburgische, den Mittelpunkt des Aufruhrs, zu beruhigen, wo seit Ende April das ganze Land mit der Hauptstadt sich für seine vierzehn Artikel erhoben hatte, den tyrannischen Erzbischof mit Vielen vom Adel in Hohensalzburg belagerte. Dieser Kampf drohte nochmals Baiern und Oesterreich zu ergreifen; mit zehntausend Mann unter Freundsberg zog Herzog Ludwig von Baiern gegen die Salzburger; er wagte aber keine Schlacht, sondern brachte einen am 1. September beschworenen Vertrag zu Stande, der ihnen Abhülfe ihrer Beschwerden und vollständige Amnestie sowie Theilnahme dreier Bauernräthe an der Landesregierung gewährte. Der Erzbischof konnte froh sein, um diesen Preis sein Land zu behalten, denn es war in den vorausgegangenen mehrmonatlichen Verhandlungen zwischen den Fürsten von Oesterreich, von Baiern und der empörten Landschaft ernstlich im Werke gewesen, ihn abzusetzen, ja sogar sein Land ganz zu säcularisiren; die Bauern erklärten, jedes Mittel sei ihnen recht, welches sie von diesem Fürsten befreie; nur die Eifersucht zwischen Baiern und Oesterreich rettete ihm das Land. Noch größere Zugeständnisse als die Salzburger erlangten die Tyroler. Aufgebracht über die Verfolgung der neuen Lehre, über das spanische Regiment und die vielen fremden Truppendurchzüge hatten sie neunzehn Artikel aufgestellt; am größten war die Volkswuth im

Süden, unter den durch Adelsdruck und Pfaffenwirthschaft verarmten Unterthanen der Hochstifter Brixen und Trient; hier erhob sich das Volk zuerst und fand an Michael Geismayer, dem ehemaligen Secretär des Bischofs von Brixen einen kühnen und gewandten Hauptmann, dessen republikanische Absichten aber von dem Volke nicht getheilt wurden. Der Aufstand hätte wegen der Lage und Unzugänglichkeit des Landes und der kriegerischen Furchtbarkeit des Volkes in jener kritischen Zeit für den hülflosen Fürsten sehr gefährlich werden können; aber die Tyroler hingen mit zäher Liebe am Hause Oesterreich. Viele Herrenburgen wurden von ihnen zerstört, aber die Schlösser des Fürsten blieben unangetastet; ja nur aus „herzlichem Mitleid" mit des „edeln Fürsten Ferdinand und seines edeln Gemahls Jugend und Umständen, um ihn und das Land vor Verräthern und Schalken zu retten," erklärte „die ganze Gemeine der Grafschaft Tyrol und Innthal" sich in Waffen erhoben zu haben, und ihr Oberbefehlshaber Geismayer hielt es sogar für angemessen, nur als „Mehrer fürstlicher Durchlaucht Kammergut" zu amten. Ein großer Volkstag zu Meran stellte einhundertundsechs Artikel auf, über welche auf dem eilends berufenen Landtag mit der Regierung verhandelt wurde. Dieser Landtag begann wie die französische Constituante von 1789 mit der Abschaffung der Curien, der Adel mußte mit den Bürgern und Bauern stimmen, die Geistlichen wurden gänzlich ausgeschlossen. Der Erzherzog gerieth in die größte Noth; Vieles bewilligte er, aber zur Confiscation aller Kirchengüter war er nicht zu bewegen; gern wäre er aus dem Lande entflohen, aber Flucht war unmöglich. Endlich ließ sich das Volk beschwichtigen und Geismayer's Anstrengungen konnten nicht verhindern, daß die dem Volke gemachten außerordentlichen Zugeständnisse (freie Predigt, Ernennungsrecht der Pfarrer, Aufhebung der kleinen Zehnten und aller Frohnden, die nicht urkundlich über ein halbes Jahrhundert hinaufgingen, freie Jagd und Fischerei u. s. w.), ihren Zweck vollständig erreichten und das Volk in den deutschen Bezirken ruhig wieder nach Hause ging. Nur im Wälschtyrol dauerte der Aufruhr unter dem armen, besitzlosen Volke fort und wurde durch blutige Strenge unterdrückt. Geismayer entfloh und suchte Hülfe im Auslande; allerlei Flüchtlinge aus verschiedenen Gegenden sammelten

sich in der Schweiz um ihn; in Sehnsucht nach der Heimath und in Rachegedanken verloren, rechneten diese Unglücklichen auf baldigen Wiederausbruch der Revolution; sie hofften, daß das entsetzliche Treiben der Sieger das Volk zu neuer Erhebung aufregen und für die mancherlei Revolutionspläne reif machen würde, an welchen Männer wie Herzog Ulrich und Gaismayer, „der Junker aus dem Etschland" unerschöpflich waren. Die größten Hoffnungen setzte diese Revolutionspartei auf die kräftigen Alpenvölker; schon hatten die Salzburger sich auf's Neue gegen ihren Erzbischof erhoben. Allein die Tyroler verweigerten jetzt die Theilnahme; an ihrer Gleichgültigkeit scheiterte die von Geismayer auf Ostern 1526 vorbereitete Insurgirung des südlichen Tyrol. Jedoch schon wenige Wochen später erschien Geismayer an der Spitze einer Kerntruppe im Salzburgischen und übernahm den Oberbefehl des auf's Neue empörten Volkes; in drei Schlachten Sieger, stand er bereits wieder vor Salzburg, mußte sich aber vor den inzwischen von verschiedenen Seiten heranziehenden Heeren des schwäbischen Bundes zurückziehen. In verwegenem Zuge mitten durch Tyrol rettete er sich mit reicher Beute beladen in's Venetianische. Die Republik Venedig erzeigte ihm hohe Ehren und nahm seine ganze Truppe in ihren Sold; bald darauf ward er Schweizer Bürger und unterhandelte wegen eines Bündnisses von Fürsten und Städten zum Schutze des Evangeliums. Es schien, daß Geismayer zu einer größeren Rolle berufen sei; sein Name ward ein Schrecken für Oesterreich, bis im Jahre 1528 zwei Spanier ihn zu Padua im Schlafe ermordeten und seinen Kopf, auf welchen ein hoher Preis gesetzt war, nach Insbruck brachten.

Es bleibt uns nun der letzte Act dieses blutigen Trauerspieles zu berichten. Er ist der fürchterlichste aber auch der lehrreichste von allen; er enthält die Rache der Sieger, und zeigt uns in entsetzlich greller Beleuchtung den moralischen Zustand einer Zeit, welcher das Christenthum zwar soeben wieder verkündet, aber noch lange nicht in's Herz gedrungen war. Alle menschlichen und christlichen Empfindungen verstummten vor der rohen Leidenschaft der Sieger, welche nur zum allerkleinsten Theile das Beispiel des edlen Kurfürsten Johann von Sachsen befolgten, welcher, „da es weder von ihm noch von seinen Vorfahren jemals gehört worden, daß sie nach Menschenblut gedürstet hätten,"

alle Oberfranken, die sich ihm ergaben, sicher heim geleiten ließ. Man rechnet, daß auf den Schlachtfeldern, auf der Flucht und durch Hinrichtungen mehr als 100,000 Menschen umgebracht wurden. Und wären sie nur bloß im Kampfe erschlagen oder als Verbrecher hingerichtet worden! Aber der kannibalische Blutdurst, die raffinirte Grausamkeit, womit die Unglücklichen zuvor gepeinigt wurden, lieferte den Beweis, daß die Sieger moralisch viel schlechter waren, als die Besiegten. Denn solche Unthaten wie die Weinsberger waren auf Seiten des Volkes doch nur vereinzelte; das wenige Blut, was die Bauern im Ganzen vergossen hatten, verschwand jetzt unter den massenhaften und scheußlichen Metzeleien der Sieger wie ein Tropfen im Meer; während überdies die Unthaten der Bauern nur von kleinen terrorisirenden Banden ausgegangen waren, von der gutmüthigen Masse und ihren Hauptleuten aber stets mißbilligt und nach Kräften verhindert wurden, stellen sich die Ausschweifungen der Sieger vielmehr als das Ergebniß einer niederträchtigen Berechnung dar, welche die früher gezeigte Feigheit eines schlechten Gewissens und den Mangel an wahrer Macht jetzt durch ein verruchtes Schreckenssystem bedecken wollte. Diejenigen, welche den Aufruhr erst herbeigeführt und dann feige vor ihm entwichen waren, namentlich die geistlichen Herren, zeigten sich in der Rache am tapfersten. Da sah man Bischöfe, wie den Würzburger und den Trierer, mit ihren Henkern von Ort zu Ort ziehen, nicht um den Frieden ihres heiligen Amtes zu bringen, sondern um die Menschen zu Hunderten zu köpfen, zu hängen, zu rädern, zu viertheilen. Jener Graf von Sulz, welcher durch seinen Uebermuth den Aufstand zuerst im Klettgau hervorgerufen hatte und jetzt durch andere Mächte gezwungen wurde, die Rechte des Volkes anzuerkennen, ließ, um wenigstens seine Rache zu sättigen, einem evangelischen Prediger beide Augen mit einem eisernen Löffel ausbohren; Markgraf Casimir ließ zu Kitzingen auf dem Markte unter dem Geheul ihrer Weiber und Kinder siebenundsechzig Bürgern die Augen ausstechen, vielen Andern die Finger abhauen u. s. w.; bloß im Gebiete des schwäbischen Bundes starben zehntausend Menschen durch den Henker; Berthold Aichlin, der Bundesprofoß, soll mit eigener Hand zwölfhundert hingerichtet haben; alle diese Hinrichtungen geschahen in höchst summarischer Weise, gewöhn-

lich nach ganz willkürlich und parteiisch aufgestellten Proscriptions-listen, fast immer ohne Urtheil und Recht; nur wenigen Schlachtopfern gestattete man ein kurzes Verhör; auf bloße Angebereien, auf Zettel und Weibergeklatsch wurde zu Rotenburg die Proscriptionsliste gegründet. So konnten die Sieger ihrem Privathasse fröhnen, und so ward es möglich, daß viele Unschuldige, in katholischen Gebieten z. B. die Lutherischen, hingerichtet wurden, mochte ihr Verhalten noch so loyal gewesen sein. Die Reichen, die etwas bieten konnten, kamen glimpflicher davon. Die Herren zu Stockach und Zell wütheten selbst gegen Frauen und Kinder; sie wurden freilich von den Söldnerbanden im Elsaß und Oesterreich noch überboten, — Wälsche und Slaven, welche zugleich ihrer thierischen Wollust und dem Hasse gegen alles Deutsche zügellos fröhnten.

Als Luther diese Gräuel erfuhr, wofür ihn Viele wegen seines harten Büchleins gegen die Bauern verantwortlich machten, hielt er es für nöthig, sich öffentlich zu verwahren. Nur Abwehr und Niederwerfung habe er gefordert, aber ausdrücklich auch Barmherzigkeit gegen die Besiegten. Er höre, daß etliche Junkerlein über die Maß grausam fahren mit den armen Leuten. Zu diesen wüthigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden, und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Christo, zu diesen Bluthunden, welchen es gleichviel gelte, ob sie Schuldige oder Unschuldige würgen, es gefalle Gott oder dem Teufel, habe er nicht geredet, die lasse er ihren Meister, den Teufel führen, wie er sie führte. „Ich habe es leider besorgt, würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Aebtissin werden.“

Nicht minder entsetzlich als dieses Blutvergießen waren die Räubereien der Sieger. Sie wollten ihren Schaden ersetzt haben und sich noch obendrein bereichern. Unter dem Namen von Brandschatzungen, Schadenersatzforderungen, Strafgeldern und dergleichen warf sich die gemeinste Habsucht auf die unglücklichen, ohnedies durch den Aufruhr heruntergekommenenen Landschaften; Landesherren, Grundherren, Hauptleute und Brandmeister wetteiferten in dieser Plünderung, es kam vor, daß einzelne Ortschaften acht Mal gebrandschatzt wurden. Viele

wurden ganz verbrannt. Manche Gegenden verödeten; die Bewohner waren erschlagen oder gaben ihre Grundstücke preis, welche Niemand kaufen mochte; die Güterpreise fielen rasch; die fruchtbarsten Aecker in Franken flogen mit jungem Wald an; acht Jahre lang herrschten in Schwaben schreckliche Hungersnöthe und Seuchen. Aus Flüchtlingen und Heimathlosen bildeten sich große Räuberbanden; hunderte von Mordbrennern trieben sich heimlich umher. Das Volk war in dumpfer Verzweiflung und hoffte Rettung von den Türken. — Die Verbrennung so vieler Schuldbücher rächte sich bitter, denn überall nahmen jetzt die Berechtigten die höchsten Sätze in Anspruch. — Wegen der mannigfach sich durchkreuzenden Ansprüche entstanden zwischen den Siegern selbst zahllose sich vor Reichs- und Landesgerichten hinschleppende Processe. — — In diesem allgemeinen Elend waren die Herren selbst bald gezwungen, wollten sie Nährstand und Landeswohlfahrt nicht ganz untergehen lassen, sich des armen Volkes anzunehmen. Schon die Reichs- und die Bundestage von 1525 und 1526 befahlen Herstellung des Rechtszustandes und eine allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Hauptanstifter; ein Mandat des schwäbischen Bundes vom Juli 1529 verordnete Niederschlagung aller weiteren Entschädigungsforderungen. — — Man darf aber nicht glauben, daß die Plünderungen den Siegern viel eingebracht hätten. Es war nicht viel zu plündern da; nur wenige Gemeinden waren im Stande, Schadenersatz zu leisten; die Entschädigten waren selbst in zu großer Geldnoth, um ihre zerstörten Burgen wieder herstellen zu können; diese blieben, meist zum Segen des Landmannes, nur noch als malerische Ruinen stehen; auch die geistlichen Herren konnten sich nicht wieder erholen; in der allgemeinen Finanznoth sahen sich Regierungen und Stände, katholische wie evangelische, um so mehr gezwungen, den todten Mammon dieser Herren in Anspruch zu nehmen, als sie hauptsächlich den Bauernkrieg veranlaßt hatten. Und dieselbe Nothwendigkeit der Dinge hatte als weiteres Ergebniß eine Abhülfe vieler Volksbeschwerden zur Folge, wobei die evangelisch gesinnten Fürsten, welche eigene Zusammenkünfte verabredeten, „um die unerträglichen Beschwerden des Volkes zu mildern," sich am frühesten hervorthaten. — Während man somit auf der einen Seite das Volk waffen- und wehrlos machte und vieler alter Frei-

heiten beraubte, suchte man auf der andern Seite durch größere Fürsorge seinen Wohlstand zu heben und künftigen Unruhen vorzubeugen. Wurden auch die in der Noth eingegangenen Verträge nur an den wenigsten Orten als verbindlich anerkannt, zumal diese Verträge zum Theil bereits von den Bauern selbst noch während des Krieges wieder gebrochen waren, so wurden sie doch von Fürsten und Ständen schon aus Politik wenigstens zum Theil beibehalten und auch der schwäbische Bund nahm sich in diesem Sinne der Unterthanen seiner Bundesgenossen an.

Und so ging denn diese gewaltige Bewegung keineswegs ohne alle Früchte für die Zukunft verloren. Viele drückende Plagen, Reste einer überwundenen Vergangenheit, waren für immer dahin; Vieles, was in der Empörung berechtigt gewesen, gelangte, wenn auch verkümmert, zur Geltung. Irgend etwas von den zwölf Artikeln blieb überall hangen; die materielle Lage des Volkes verbesserte sich in der Folge, und auch seine religiöse Freiheit und Unabhängigkeit von Rom konnte sich bald nachher in vielen Gebieten unter einer stärker gewordenen Obrigkeit um so gründlicher befestigen. Erkauft wurde dieser Gewinn freilich durch einen ungeheuern Schaden für die nationale und politische Entwicklung unsres Volkes, nämlich durch den Untergang vieler Kräfte und Elemente, welche das Reich noch belebt hatten, und an welche sich die Hoffnung einer zugleich nationalen und freiheitlichen Entwicklung knüpfte; der kleine Reichsadel hatte seinen Todesstoß erhalten, und versank fortan vollends in Herrendienst; die kräftige Bauerschaft, mit ihr freilich auch ein zahlreiches, heilloses Proletariat, ward entwaffnet, die letzten zuckenden Reste der alten Freiheit gingen zu Grunde, mächtiger und berechtigter als je erhoben sich jetzt die neuen Gewalten, in deren Hände nun auf lange Zeit das Heil und das Unheil unsrer Nation gerieth.

II. Die Reformationsjahre bis zum Schmalkaldischen Bunde.

Die Parteien nach dem Bauernkriege. Landgraf Philipp von Hessen. Das Torgauer Bündniß. Der Reichstag zu Speier von 1526. Das Toleranzedict. Die neuen Kirchenordnungen. Die Homberger Synode. Die sächsische Kirchenverbesserung. Das specifische Lutherthum. Huldrich Zwingli und der Nachtmahlstreit. Fortschritte der Reformation. Die Packischen Händel. Der Reichstag zu Speier von 1529. Die Protestation. Das Marburger Gespräch. Der Reichstag zu Augsburg. Die Augsburger Confession. Das Augsburger Edict. Entstehung des Schmalkaldischen Bundes.

Wenn es noch irgend eines Beweises für die geschichtliche Berechtigung und Kraft der Reformation bedürfte, so würde er in der Thatsache zu finden sein, daß sie die Stürme der von ihr hervorgerufenen Revolutionen überdauert hat. Wäre die evangelische Freiheit, welche von den Reformatoren verkündet wurde, eine leere Erfindung menschlicher Willkür gewesen, so würden ihre Ausschweifungen und Niederlagen sie gerichtet, sie würde diese harten Prüfungen nicht überstanden haben. Aber sie hat sie bestanden, und weit entfernt, durch dieselben aus der Welt verscheucht zu werden, gewann sie immer größere Verbreitung, Anerkennung und äußere Berechtigung; sie setzte sich nicht bloß im größten Theile der deutschen Nation, sondern auch unter den übrigen germanischen Völkern für immer fest und bildet noch heute die Quelle ihres reichsten religiösen und geistigen Lebens.

Aber freilich, der religiösen nicht weniger als der politischen Entwicklung unsrer Nation haben jene Revolutionen den größten Schaden zugefügt. Der bis dahin unaufhaltsam aufsteigende, durch das Blut der Märtyrer nur gekräftigte Siegeslauf des Evangeliums ward gehemmt, an manchen Orten für immer unterbrochen, viele Freunde wurden ihm entfremdet, eine Menge der eifrigsten Gegner ihm erweckt. Wie triumphirten die katholischen Staatsmänner, welche Luther für den Urheber alles Aufruhrs und Unheils hielten und zwischen Lutherischen und Aufrührern keinen Unterschied erkannten! Jetzt konnten die Regensburger Verbündeten ihre blutige Hetze gegen alle Lutherischen im größten Maßstabe fortsetzen; sie hatten die Furcht vor dem Volke verloren! Jetzt beugten sich im schwäbischen Bunde auch die kleinen Reichsstädte, zumal die im Bauernkriege compromittirten, und die Stände in Wirt-

temberg; sie gaben ihre evangelischen Prediger den Henkern Preis; nur wenige größere Reichsstädte Süddeutschlands widerstanden der Angst und verweigerten auch jetzt die Ausführung des Wormser Edictes. Hinter den Henkern her zogen die katholischen Prediger; jener „Erzblutegel," der berühmte Joh. Faber, hielt auf den Blutstätten der Lutheraner mit gesteigertem Pompe Hochamt. Viele gelehrte Freunde wandten nun der evangelischen Freiheit für immer den Rücken; der berühmte Zasius zu Freiburg, dem die Bauernkugeln in's Haus geschlagen, nannte jetzt Luther, den er früher verehrt hatte, das scheußlichste aller zweibeinigen Geschöpfe. Da sah man ganze Universitäten wieder katholisch werden und Doctor Eck hatte die Freude, daß man in Tübingen Jahre lang nur Schriften von ihm und seinen Freunden, nichts von den Lutherischen drucken durfte. Vollkommen triumphirte die katholische Reaction in Baiern, wo die Bekenner des Evangeliums fortan als todeswürdige Verbrecher hingerichtet, ja auf den bloßen Verdacht evangelischer Gesinnung schwere Verfolgungen verhängt wurden, während umgekehrt in den hinterösterreichischen Landen sich die Regierung genöthigt sah, dem Volke auch in religiöser Beziehung mancherlei Zugeständnisse zu machen. Am grimmigsten wüthete die Verfolgung in den schwäbischen Landen, wo sie von den geistlichen Herren betrieben wurde, doch grade hier hatte sie den geringsten Erfolg und diente nur dazu, den Beweis zu liefern, wie tiefe Wurzeln der evangelische Glaube hier bereits gefaßt hatte. Bald schöpften die Reichsstädte wieder Muth; schon nach wenigen Monaten, im September 1525, hielten sie eine Versammlung zu Speier und beschlossen, das Evangelium in ihren Städten und Landgebieten zu handhaben. Gleich der erste Landtag, welchen Ferdinand im Sommer 1525 zu Stuttgart hielt, trat ihm mit der Forderung einer gründlichen Kirchenverbesserung entgegen und bezeichnete als tiefsten Grund der Empörung das vergebliche Schreien des gemeinen Mannes nach lauterem Gottesworte. Mancherlei Umstände trugen dazu bei, den Muth der Evangelischen auch in Süddeutschland wieder zu beleben. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß die Wuth und Grausamkeit ihrer Verfolger nur ein Product der Schwäche war; nur im Gefühl dieser Schwäche riefen die geistlichen Herren unablässig den fern in Spanien weilenden Kaiser

um Hülfe an und konnten die Zeit, wo er im Reiche erscheinen und die Ketzerei vertilgen würde, kaum erwarten. Denn aus eigener Kraft dieselbe zu unterdrücken, dazu fehlte es ihnen um so mehr an der Macht, als sie selbst untereinander im höchsten Grade uneinig waren. Angegriffen sahen sie sich auch von den katholischen Fürsten, unter denen jetzt ebenfalls ein wahres „Rappen um die geistlichen Güter" stattfand und welche von der neuen Lehre wenigstens die staatsökonomische Seite zu begreifen anfingen. Und dazu kam nun die während des Bauernkrieges gewachsene Eifersucht der schwäbischen Bundesstände gegen Ferdinand; er mußte Füssen herausgeben; man dachte daran, ihm einen römischen König entgegenzusetzen, eine Würde, wonach Herzog Wilhelm von Baiern schon lange strebte. Dieses Unternehmen scheiterte zwar wiederum an der Uneinigkeit seiner Urheber, diente aber dazu, die alte Kluft zwischen Baiern und Oesterreich auf's Neue bloßzulegen.

Jedoch die Hauptsache war, daß dem Evangelium jetzt in den vom Bauernkriege unberührt gebliebenen norddeutschen Ländern eine in ungebrochener Kraft sich immer höher erhebende Macht und Begeisterung zur Seite trat. Zwar fehlte es auch in Norddeutschland nicht an heftigen Gegnern der neuen Lehre, welche sich durch den Ausgang des Bauernkrieges ermuthigt fühlten. Da waren z. B. Joachim von Brandenburg, Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig u. s. w. Allein ihr Widerwille war nur ein persönlicher, und hatte so wenig Kraft und Erfolg, daß trotz alles Scheltens und Tobens dieser alten mit dem Zeitgeist hadernden Herren, ihr Land und Hof, ja ihre eigene Familie sich offen zum Evangelium bekannten. Ueberdies nahmen diese Fürsten eine eigenthümliche Stellung ein. Sie wollten zwar von evangelischer Freiheit nichts wissen, aber mit den Papisten und der Pfaffenwirthschaft mochten sie auch nicht viel zu schaffen haben.

Unter diesen Umständen war es nun von desto größerer Wichtigkeit, daß an die Spitze der Evangelischen jetzt einige von religiöser Begeisterung ganz und gar ergriffene deutsche Fürsten traten, welche zwar auf den Reichstagen die Minderheit bildeten, aber durch Thatkraft und Uebereinstimmung mit ihrem Volke, das ihnen als den Vorkämpfern des Glaubens mit Begeisterung anhing, bei Weitem die mächtigsten wurden und die Nation in viel größerem Maße repräsen-

tirten, als es bei der katholischen Mehrheit der Fall war. An diese Fürsten konnten sich die kleineren evangelischen Stände und vor Allen die Reichsstädte wieder anschließen. Diese natürlichen Oberhäupter waren der Kurfürst Johann von Sachsen, welcher noch weit mehr als sein Vorgänger von Luther's Lehre ergriffen war, sowie der junge Landgraf Philipp von Hessen. Dieser letztere, einer der lebendigsten, geistvollsten und thatkräftigsten Männer, welche Deutschland jemals gehabt hat und der als der Bändiger zweier großer und gefährlicher Revolutionen eben jetzt in den Vordergrund der Geschichte trat, wurde bald der Hort und Anker des evangelischen Glaubens, der Vorkämpfer der Nation; seine Thätigkeit wurde jetzt auf längere Zeit das beherrschende Moment unsrer Geschichte.

Mit jugendlichem Eifer hatte sich der achtzehnjährige Fürst in das Studium der Bibel und der Schriften der Reformatoren versenkt. Schon seit dem Reichstage von 1524 wirkte er, unbeirrt durch die Vorstellungen seiner nächsten Verwandten, nach allen Seiten für Ausbreitung der neuen Lehre, ließ sich gern auf religiöse Disputationen ein und sprach schon im Januar 1525 in einem Schreiben an die Marburger Franciscaner den festen Entschluß aus, „sich als einen christlichen Fürsten und so zu halten, wie er es gegen Gott und das römische Reich verantworten könne.“ Auch Sickingen's Angriffe und die Ausschweifungen des Bauernkrieges machten ihn nicht irre. Mitten in dieser schrecklichen Zeit kam er mit dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn zu Kreuzburg an der Werra zusammen und erklärte ihnen, er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen. Schon damals sah Philipp die Nothwendigkeit ein, jener in Folge des Bauernkrieges noch gesteigerten planmäßigen Verfolgung der Evangelischen und den von Luther's Feinden, unter welchen Philipp's Schwiegervater, Georg von Sachsen, jetzt als der eifrigste erscheint, in Dessau und sonst gepflogenen Verabredungen ein Gegengewicht zum Schutze des Evangeliums entgegenzustellen. Er war die Seele vieler Verhandlungen zwischen ihm, den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, den Markgrafen von Brandenburg, den Pfalzgrafen und anderen Fürsten, an welche sich gleichzeitige Verhandlungen mit den Reichsstädten anschlossen, und welche sämmt-

lich die Verbesserung der allgemeinen Reichsverhältnisse, die Erleichterung des Volkes, die Beruhigung der Gemüther, namentlich aber gleichmäßige Behandlung der Kirchensache und die wiederholte Forderung eines Nationalconciliums zum Gegenstande hatten. Die großartigen politischen und kirchlichen Reformationspläne der letztvergangenen Zeit tauchten in etwas veränderter Gestalt hier nochmals auf. Ging auch bei der Unzuverlässigkeit der meisten Fürsten, welche vielerlei Nebenzwecke verfolgten, und bei der großen Angst und Einschüchterung, die nach dem Bauernkriege unter den Reichsstädten herrschte, aus diesen Besprechungen noch kein Ergebniß hervor, so führten sie doch den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen, welche sich jetzt durch den Haß der Katholischen am meisten bedroht sahen, um so näher zusammen; nach Besprechungen zu Treffurt, Torgau und Friedewald im October und November 1525 schlossen sie zu Gotha Ende Februar 1526 das unter dem Namen des Torgauer Bundes bekannte 1526
(zu Torgau am 2. Mai von Sachsen ratificirte) Uebereinkommen, in Sachen des Evangeliums wie Ein Mann zu stehen gegen ihre Angreifer.

Dem Einflusse dieses engeren Zusammenwirkens der beiden mächtigen Fürsten auf dem nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstage (December 1525), wo wegen des nachzuckenden Bauernkrieges noch wenige Reichsstände erschienen waren, wurde der erste hier gefaßte Amnestiebeschluß, sowie die für die Evangelischen günstige Fassung des Reichsabschiedes zugeschrieben, welcher zu vollzähligeren Beschlüssen über die Religionsangelegenheit den Reichstag auf den Sommer nach Speier verlegte.

Durchdrungen von der Wichtigkeit der bevorstehenden Verhandlung, ließen es beide Parteien nicht an Anstrengungen fehlen, um dort für alle Fälle möglichst vorbereitet zu erscheinen. Kurz vor Beginn des Reichstags schlossen sich, im Juni 1526, eine Anzahl norddeutscher Fürsten zu Magdeburg dem Torgauer Bunde an und nahmen auch diese glaubenseifrige und tapfere Stadt in ihren Bund auf. Die katholisch gesinnten Fürsten, Bischöfe und Domcapitel hielten ihrerseits viele Zusammenkünfte, im Auftrage verschiedener norddeutscher Fürsten zog Herzog Heinrich von Braunschweig selbst nach Spanien, um gegen die „verdammte lutherische Lehre" die Unterstützung des Kaisers anzurufen. Täglich

suche man sie auf Luther's Seite hinüberzuziehen; durch Aufwiegeln des Volkes wolle man ihnen Gewalt anthun u. s. w. Es hätte dieser Mahnungen kaum bedurft, um den Kaiser gegen die Evangelischen aufzubringen; er war fest entschlossen, der Ketzerei sobald als möglich ein Ende zu machen; der große Sieg seiner Truppen bei Pavia, welcher seinen Hauptfeind, den König Franz von Frankreich, ihm in die Hände lieferte, hatte ihn unvermuthet bis dicht an das Ziel seiner kühnsten Hoffnungen getragen, und es war in der That keine bloße diplomatische Floskel jener Zeit, wenn der Kaiser als einen Hauptgrund für den Abschluß des Madrider Friedensvertrages (in welchem er am 14. Januar 1526 dem König von Frankreich gegen Verzicht auf Italien und Abtretung des Herzogthums Burgund die Freiheit gewährte), die beabsichtigte Unterdrückung der Ketzerei bezeichnete. Scharfe Schreiben ergingen in's Reich und verkündeten die baldige Ankunft des Kaisers, welcher Ordnung im Glauben stiften und die Ketzerei vertilgen werde. Zwischen ihm und seinem Bruder Ferdinand, wie zwischen den katholischen Fürsten, war schon von Bestrafung der Evangelischen, Absetzung ihrer Fürsten u. s. w. alles Ernstes die Rede. In der Instruction für seine Commissarien an dem bevorstehenden Reichstage wurde die strenge Durchführung des Wormser Edictes auf's Neue befohlen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Derselbe Sieg und Friedensschluß, womit Karl den Grund zu seiner Weltherrschaft gelegt zu haben meinte, wurde im Gegentheil die Quelle seiner schlimmsten Bedrängnisse, an denen übrigens die oft überschätzte Politik des trotz seiner großen Bedächtigkeit von leidenschaftlichen Uebereilungen keineswegs freizusprechenden Kaisers selbst die Schuld trug. Seine Behandlung des gefangenen Gegners war ebenso unpolitisch als unedel; es war ein Verfahren, welches ganz Europa empörte und mit gesteigertem Mißtrauen gegen die ohnedies bereits sprichwörtlich gewordene Habgier dieser Dynastie erfüllte. Karl verwechselte hier zugleich die Person des Königs von Frankreich mit Frankreich selbst und zog die Macht des Nationalgeistes nicht in Berechnung, welcher unabhängig von der Person des gefangenen Königs in den Gliedern dessen Hauses, in den Großen des Reiches und in allen Ständen der Nation sich regte und gegen die Bedingungen des

Madrider Friedens, in welchem sich Franz nach langem Sträuben endlich zur Abtretung von Burgund verstand, auflehnte. Die Folge war, daß dieser Vertrag noch schneller zerrissen wurde, als er geschlossen war, und der Welt das Schauspiel eines zwischen den Oberhäuptern der katholischen Christenheit mit unerhörter Erbitterung geführten, von Meineiden, gegenseitigen persönlichen Beschimpfungen und Herausforderungen zum Duell begleiteten, Kampfes zu Theil wurde. Denn die heiligen Eide, womit Karl den Madrider Vertrag von seinem gefangenen Gegner beschwören ließ, wurden von demselben schon ehe sie geschworen als erzwungene für nichtig erklärt und nach seiner Freilassung öffentlich gebrochen. Der Papst, erschreckt durch die drohende Alleinherrschaft Karl's in Italien, und beseelt von dem Wunsche, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, ertheilte diesem Meineid die Absolution, und schloß mit den Königen von Frankreich und England und mit Venedig gegen Karl die heilige Liga von Cognac (22. Mai). Es folgte ein langer und heftiger Krieg in Italien, vor welchem die deutschen Angelegenheiten wieder Jahre lang in den Hintergrund zurücktraten. Papst und Kaiser bekriegten einander auf Leben und Tod, sie wuschen in gegenseitigen Anklagen und Vorwürfen vor den Augen der Welt ihre schmutzige Wäsche und indem Karl sich nach dem Beispiele seines Vorfahren Maximilian der Forderung eines Conciliums als einer Waffe gegen den Papst bediente, und dieses Concilium auch ohne den Papst zu veranlassen drohte, schloß er sich nun derselben Forderung an, die er zwei Jahre vorher bei den Reichsständen als ketzerisch verdammt hatte.

Unter den Auspicien dieses Kampfes geschah es, daß sich Ende Juni 1526 der von den Katholischen mit so großen Unterdrückungs-Absichten ersehnte Reichstag zu Speier versammelte. Die geistlichen Herren waren ihrer Sache schon wieder so gewiß, daß sie, um nicht unter die Aufsicht der weltlichen Stände zu gerathen, sogar von der Abstellung der gröbsten kirchlichen Mißbräuche nichts mehr wissen wollten. Die furchtbaren Lehren der jüngsten Vergangenheit waren bereits in den Wind geschlagen. Diese Wahrnehmung erbitterte selbst die eifrigsten unter den weltlichen Anhängern des Papstthums; man machte auf diesem Reichstage die Bemerkung, daß auf katholi-

scher Seite die Laien frömmer seien als die Priester. Die darüber unter den Katholischen herrschende Verstimmung und sonstige mannigfaltige Zwietracht hatte zur Folge, daß sich in den alsbald begonnenen Verhandlungen wegen der Religionsangelegenheit die Wagschale immer mehr auf die Seite der in geschlossener Eintracht und mit großer Macht und Rüstung auftretenden Evangelischen hinneigte. Schon deren äußere Erscheinung, die religiöse Begeisterung und Entschlossenheit, welche sie durchdrang, machte einen tiefen Eindruck. „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit,“ stand auf ihren Wappenschildern; in ihren Herbergen wurde das Evangelium gepredigt, das Volk strömte zu Tausenden hinzu. Schon hatten sich auch die Städte wieder ermannt, sie hielten „überaus stark und feste ob Gottes Wort“ und überreichten zugleich mit Grafen und Ritterschaft über hundert Beschwerden gegen Rom und Geistlichkeit. Die neutralen Fürsten, wie Pfalz und Baden, neigten auf ihre Seite; man sprach von einem großen Bunde vieler Fürsten und Kurfürsten, die sich zum Schutze des Evangeliums verpflichtet hätten. Die während des Reichstags einlaufenden Nachrichten und Gerüchte vom Kriege zwischen Kaiser und Papst trugen dazu bei, den Muth der Evangelischen zu erheben, den ihrer Gegner herabzustimmen. Schon hatte auch der Kaiser selbst seinem Bruder noch während des Reichstags die geheime Weisung geschickt, mit den lutherischen Fürsten, um von ihnen Hülfstruppen in Italien und Ungarn zu erlangen, sich zu verständigen, und ihnen, wenn es nicht anders gehe, eine einstweilige Religionsduldung zu gewähren, bis zum Concilium „welches der Papst jetzt fürchte.“ Diese Instruction ward aus Rücksicht für die katholischen Stände zwar verheimlicht, deren Eifersucht und Mißtrauen Ferdinand noch viel mehr fürchtete, als die Ketzerei der Evangelischen; auch hoffte er noch ein gut Stück Geld von den Evangelischen dafür erlangen zu können. Allein diese waren zu solchem Handel nicht aufgelegt. Sie drohten mit sofortiger Abreise, worauf Ferdinand, um nur die dringend begehrte Türkenhülfe zu erlangen, die ihn zur Berufung des Reichstags allein veranlaßt hatte, und wobei ihn grade die Katholischen am meisten im Stiche ließen, sich nachgiebiger zeigte. Das Endergebniß dieser Verhandlungen bestand in jenem denkwürdigen Abschied, welcher den Evangelischen die einst-

weilige Religionsduldung zugestand; bis dahin, daß ein allgemeines oder besonderes Concilium zu Stande komme, um welche man bitte, sollte in Betreff der Religion und des Wormser Edictes jeder Reichsstand „so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue."

Durch diesen wichtigen Reichsschluß ward nun den Evangelischen in einer noch viel ausgedehnteren und umfassenderen Weise als es bereits vor drei Jahren geschehen war, eine gesetzliche Grundlage zu freier Entwicklung geschaffen, indem es jetzt nicht mehr von Kirchensatzungen, sondern lediglich von dem Gewissen der einzelnen Reichsstände abhing, in wieweit die Durchführung der neuen evangelischen Lehre mit ihrem unmittelbaren persönlichen Verhältniß zu Gott und mit der Erfüllung der dem Reiche schuldigen politischen Pflichten in Einklang zu bringen sei. Ja noch mehr: nach dem Gange, den die Sache genommen und nach dem Inhalt der Reichstagsverhandlungen war die Einrichtung neuer Kirchenordnungen für die evangelischen Stände Pflicht geworden. Von allen Seiten war anerkannt worden, daß es bei dem bloßen Gewährenlassen, dem bloßen Abwarten künftiger Concilien-Beschlüsse nicht ferner bleiben dürfe; es sollte Ordnung geschafft werden und da eine gemeinsame neue Kirchenordnung nicht zu erzielen war, so erhielt jeder einzelne Reichsstand das Recht und die Pflicht, sie in seinem Gebiete einstweilen nach seinem besten Wissen und Gewissen einzuführen. Das Princip der Territorialentwicklung gelangte hiermit auch für die kirchlichen Angelegenheiten zur Geltung.

Und so wurde denn jetzt von den evangelischen Ständen allenthalben Hand an's Werk gelegt; verschiedene Städte, welche bisher noch ängstlich gezögert und ihre Bürger auf das Concil vertröstet hatten, folgten jetzt dem Beispiel derjenigen, die wie Nürnberg, Zürich, Straßburg bereits muthig begonnen hatten: unter den schwäbischen Städten eilten Constanz, Lindau, Memmingen, Reutlingen am frischesten voran; während andere Städte nur zögernd und stückweise die Aenderung des Gottesdienstes, die Beschränkung, dann Aufhebung von Klöstern u. s. w. vorzunehmen wagten, Altes und Neues noch nebeneinander bestehen ließen, gab Constanz zuerst das Beispiel einer umfassenden Kirchenordnung, welches dann von den andern Städten nachgeahmt wurde.

Nach langer unerträglicher Anarchie trat endlich ein geordneter Zustand ein; zugleich wurde man einer Quelle jahrhundertjähriger Irrungen mit dem Klerus los. Wie anders sah es nun bald in diesen Städten aus! Der Bischof mit seinem Hof, so viele Priester und Mönche „mit ihren Metzen“ hatten das prächtige Constanz verlassen, der Pomp der Aufzüge und Gesänge war verschwunden, die Stadt war still und ernst geworden, aber die gehobene Gesinnung ihrer Bürger, die brüderliche Liebe und christliche Zucht, die in musterhaften Einrichtungen zur Pflege der Armen, für die Erziehung der Jugend sich offenbarten, gaben ihr neues Leben und neue Rührigkeit und ließen hier wie in Basel den Verlust des eitlen Gepränges bald vergessen. Unter den Städten in Norddeutschland waren Magdeburg, Bremen, sowie bald nachher Braunschweig und Hamburg die eifrigsten. Zwar in Norddeutschland, unter den zähen, jeder Neuerung anfangs abgeneigten Niedersachsen war die Entwicklung langsamer als in Süddeutschland; hartnäckig setzten sich ihr die Magistrate in Lübeck, Hannover, Göttingen u. s. w. entgegen, bis sie vom Volke nach heftigen Kämpfen gezwungen wurden, dem Beispiele der Anderen zu folgen. Im brandenburgischen Franken und in Lüneburg ließen die Fürsten wegen der neuen Kirchenordnungen ihre Landstände versammeln. Die Kirchenverbesserung diente hier zugleich zur Kräftigung des landständischen Institutes und befestigte also auch von dieser Seite her das Band zwischen Fürst und Volk. Die Kirchengüter wurden theils zur Entschädigung der Fürsten und des Adels bestimmt, welcher hierin eine Restitution des ihm durch Erbschleicherei und andere Mittel von habgierigen Pfaffen geraubten Erbes erblickte, — theils wurden sie, ihrer wahren und ursprünglichen Bestimmung gemäß, zu Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten verwendet.

Am durchgreifendsten wurde die Kirchenverbesserung sofort in Hessen betrieben. Landgraf Philipp eilte auch in dieser Beziehung den übrigen evangelischen Reichsständen weit voraus. Schon im October 1526 ließ er die weltlichen und geistlichen Stände des Landes zu einer Synode in Homberg versammeln, wo durch Franz Lambert aus Avignon und Adam Kraft aus Fulda in 158 Thesen die wichtigsten Mißbräuche und Irrlehren der katholischen Kirche an-

gegriffen und gründliche Reformen gefordert wurden. Unter allgemeinem Einverständniß — nur ein Franciscaner-Guardian protestirte gegen das ganze Verfahren, und nur ein alter Scholasticus ließ sich auf eine Disputation ein, erregte aber allgemeines Mitleiden — wurden die Abgeordneten gewählt, welche eine ganz neue Kirchenordnung verfaßten; ein einfacherer Gottesdienst, bestehend aus deutscher Predigt, Vorlesen aus der heiligen Schrift und deutschem Kirchengesang, an welche sich nur die beiden Sacramente des in beiden Gestalten von der ganzen Gemeinde genossenen heiligen Abendmahles und der Kindertaufe anschlossen, trat an die Stelle der bisherigen Ceremonien und Sacramente; das Land ward in Sprengel und Pfarreien neu eingetheilt und erhielt taugliche Prediger, deren einstweilige Bestellung dem Landesherrn zwar überlassen wurde, doch vorbehaltlich der als Grundsatz festgehaltenen Unabhängigkeit der Kirche von weltlicher Gewalt. Den Gemeinden war eine republikanische Verfassung zugedacht, wonach das Vermögen von den Gemeinden durch ihre Aeltesten selbst verwaltet, die Sittenzucht und das Geistliche, die Wahl und nach Befinden Absetzung der Pfarrer und dergleichen von wöchentlichen Synoden der ganzen Gemeinde geleitet, allgemeine kirchliche Landesangelegenheiten aber von jährlichen Provinzialsynoden unter Theilnahme des Landesfürsten und der Landstände wahrgenommen, von dieser Landessynode auch das oberste Kirchenregiment gewählt werden sollte, welches über die Haltung dieser Verfassung zu wachen, Visitatoren zu ernennen, zweifelhafte Sätze des Lehrbegriffs festzustellen habe. Aus dem Vermögen der reichen hessischen Klöster und Stifter wurden unter Anderem die Universität Marburg und vier große Landeshospitäler, sowie anständige Beiträge für Pfarrer und Lehrer gestiftet. Nirgends gelangten die Ideen christlicher Freiheit und Bruderliebe, sowie kirchlicher Unabhängigkeit vollständiger zur Anerkennung, als in dieser hessischen Kirchenverfassung. Sie ist ein rührendes Denkmal der Hochachtung, welche Landgraf Philipp vor seinem Volke hegte, als dessen obersten Diener er sich betrachtete, dessen Freiheit und Recht an ihm den eifrigsten Vorkämpfer hatte. Er theilte freilich das Schicksal edelmüthiger Geister, indem die Wirklichkeit hinter seinen Idealen weit zurückblieb; umgeben von den ausgezeichneten Männern, die er von nah und fern herbeizog,

blieb er thatsächlich der Bischof seiner Kirche, und war zu seinem eigenen Kummer bald genöthigt, ihr monarchischere Formen zu geben. Immerhin blieben die Grundsätze der Homberger Synode als Princip bestehen; die hessische Kirche, vor Allem die bald zu hohem Ruhme gelangende Universität zu Marburg wurden, erfüllt von dem hohen Geiste ihres Stifters, die Pflanzstätten der edelsten deutschen Bildung.

Im entschiedensten Gegensatze zu der freisinnigen Richtung, welche in der hessischen Kirchenverfassung herrschte, stand die von Luther geleitete Kirchenverbesserung in Kursachsen. Während die hessischen Reformatoren eine neue Gemeinde evangelischer Christen voraussetzten, die sich selbst zu regieren im Stande seien, ging Luther von der entgegengesetzten Voraussetzung eines noch ganz unmündigen Volkes aus. Die trüben Erfahrungen des Bauernkrieges hatten auf sein reizbares Gemüth einen tiefen, erschütternden Eindruck gemacht und ihn in der bereits gewonnenen Ansicht von der Unreife des Volkes noch bestärkt. Er ward im Reformiren und Abschaffen bestehender Gebräuche noch viel ängstlicher und behutsamer als vorher und suchte jetzt absichtlich alle Einrichtungen bestehen zu lassen, deren Abschaffung ihm nicht durch die Bibel unbedingt geboten schien. Daher wurde auch in Sachsen zwar Alles abgestellt, was mit den katholischen Lehren von den guten Werken, von dem Sacramente des Abendmahls, vom Priesterthum und dergleichen zusammenhing, als Klosterwesen, Heiligendienst, Ablaß, Messe, Priestercölibat und dergleichen; Luther selbst war, um ein gutes Beispiel zu geben, mit einer ausgetretenen Nonne, Katharina von Bora, noch während des Bauernkrieges zur Ehe geschritten; — allein die äußeren Formen des Gottesdienstes, selbst die bei der Messe üblichen Ceremonien wurden fast ganz beibehalten und von einer republikanischen Gemeindeverfassung war keine Rede. Luther drang zunächst auf eine Untersuchung des kirchlichen Thatbestandes im Volke und das Resultat der hierauf von 1527 bis 1529 vorgenommenen umfassenden Visitation war allerdings leider nur geeignet, ihn in seinen ungünstigen Ansichten vom Volke zu bestärken. Die große Mehrzahl der Pfarren und Gemeinden befand sich im elendesten Religionszustande. Luther überzeugte sich, wie er selbst in seiner Vorrede zum kleinen Katechismus berichtet, „daß der gemeine Mann in manchen Dörfern so

gar nichts gewußt von christlicher Lehre — — kennen weder Vater unser, noch den Glauben oder zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue und haben, nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." Es überkam ihn ein Grauen bei dem Gedanken, daß dieses geistlich so verwahrloste Volk, dieser „Pöbel," wie er es fortan gewöhnlich nennt, sich kirchlich selbst regieren solle. Er hielt daher zwar noch immer am Grundsatze der Kirchenfreiheit theoretisch fest und fand bald Ursache, sich bitter genug über die Art und Weise zu beklagen, wie von der weltlichen Gewalt in Sachsen über die Kirche geschaltet werde, aber aus Verzweiflung am Volke überließ er gleichwohl das Kirchenregiment, namentlich die Bestellung der Geistlichen, den Fürsten. Ihm selbst freilich war es nur darum zu thun, unter diesem Schirmdach an dem Werke der evangelischen Volkserziehung rüstiger fortzuarbeiten. Zu diesem Zwecke schrieb er unter Anderem seinen großen und kleinen Katechismus (1529), welchem Melanchthon einen „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren" vorausgeschickt hatte und wandte seine beste Kraft der Heranbildung tüchtiger Prediger und Lehrer, der Gründung evangelischer Volksschulen, überhaupt der Volkserziehung zu, für welche er ein unvergleichliches Talent besaß. Man würde sich sehr täuschen, wenn man den Luther dieser späteren Zeit bloß aus seinen Streitschriften gegen andersgläubige Theologen beurtheilen wollte. Das Geheimniß seiner außerordentlichen Wirksamkeit beruht vielmehr auf seiner positiven, schöpferischen Thätigkeit, womit er das ganze häusliche und öffentliche Leben unsrer Nation zu praktischer Frömmigkeit umzubilden suchte. Durch diese fast ausschließend vorherrschende bevormundende, erziehende Thätigkeit geschah es freilich, daß die Ausbildung des politischen Elementes, der Gemeindeorganisation und der Theilnahme der Gemeinden am Kirchenregiment in Luther's nächster Nähe vernachlässigt wurde. Diese Vernachlässigung, welche in der späteren Zeit der Erschlaffung vollends in ein geistlich-büreaukratisches Bevormundungssystem ausartete; die Einseitigkeit, womit die lutherische Kirche den bloßen Glauben, das Auswendiglernen des Katechismus betrieb, und die Selbsterziehung, welche ohne Freiheit nicht möglich ist, dem Volke verwehrte, hat sich bitter genug gerächt; das Volk

verkümmerte in seiner politischen Bildung wie in der geistigen und religiösen und ward zu jenem „beschränkten Unterthanenverstand" erzogen, der es zum Spott der Welt gemacht hat. Sich mit seinen wichtigsten Angelegenheiten zu beschäftigen, galt für Sünde; Deutschland ward zu einer Kleinkinderstube, die mit dem Katechismus regiert werden sollte. Auch zeigte sich bald, daß wahre Tugend und Sittlichkeit auf diesem Wege doch nicht gedeihen, die Scheinheiligkeit und Unzucht mancher Lutheraner wurde von ihren Gegnern viel verspottet und ward von Luther selbst auf's schmerzlichste empfunden; aber sie bestärkte ihn nur in der Ansicht von der Verderbniß des Menschen; immer tiefer verrannte er sich in sein Bevormundungssystem, immer größer ward sein Autoritätsbedürfniß. Er und Alle, die unter dem gewaltigen Banne seines Geistes standen, am meisten natürlich Melanchthon, neigten immer mehr zu den Formen und Anschauungen der katholischen Kirche hin, die sie jetzt mit ganz andern Augen als früher betrachteten; sie legten den Kirchengebräuchen, den Sacramenten u. s. w. einen Charakter bei, der von dem katholischen Glauben nicht gar weit mehr entfernt war; sie entfernten sich zugleich immer weiter von dem Princip der freien Forschung und Gewissensfreiheit, das ihnen so mannigfache Anfechtungen und Kämpfe bereitete. In der eigenen Kirche gewöhnten sie sich auf den unmündigen Verstand der Laien hochmüthig herabzuschauen und wenn sie auch nicht grade zur katholischen Lehre vom Priesterthum und dessen sacramentalen Chararakter zurückkehrten, so bildeten sie doch ihre Ansicht von den Vorrechten und der Zwangsgewalt des geistlichen Amtes über die Gemeinde in einer Weise aus, welche den gesunden Menschenverstand kaum noch einen Unterschied dieses Amtes vom eigentlichen Priesterthum erkennen läßt. In jeder Meinungsverschiedenheit, in jeder von der lutherischen Bibelauslegung abweichenden Gedankenbewegung, mochte sie auch von noch so evangelisch gesinnten Männern ausgehen, erblickten sie eine Gefahr und Versuchung, einen Ausfluß des wiedertäuferischen Schwarm- und Rottengeistes, mit Einem Worte, eine Eingebung des Teufels, welcher dem heißblütigen Luther wie in den Tagen seines Mönchthums wieder erschrecklich viel zu schaffen machte. Er wurde mißtrauisch gegen alle menschliche Vernunft und Wissenschaft, und namentlich gegen die humanistische Bildung, welche in Sachsen bald

so in Verfall gerieth, daß Melanchthon mitunter kein Colleg zu Stande bringen konnte und außer dem im Mai 1526 zu Nürnberg gestifteten Gymnasium von den Lutheranern nichts mehr dafür gethan wurde. — Der hohe und freie Sinn jener Heldenzeit, da Luther mit frischer Begeisterung den ungeheuren Kampf begonnen hatte, erlahmte jetzt; ein trüber Gram, ein niederdrückendes Gefühl, die Folge großer Enttäuschungen, wie sie allen großen Vorkämpfern der Menschheit beschieden sind, legte sich über Luther's Geist; er konnte keinen Widerspruch, selbst seiner besten Freunde mehr ertragen, ohne in maßlose Heftigkeit zu gerathen; was dann wieder zu immer neuer Zerknirschung und neuen Seelenqualen führte. Wir müssen diese Gemüthsverfassung des großen Mannes bei vielen späteren Auftritten in billige Betrachtung ziehen und das viele Gute um so dankbarer preisen, was er auch in diesem späteren Abschnitte seines Lebens durch Rath und That in unablässiger treuer Arbeit dem deutschen Volke leistete.

Die übeln Folgen des specifischen Lutherthums traten überhaupt erst später hervor, als der mächtige und schöpferische Geist, der es noch immer belebte, daraus entwichen war und geistlose Nachbeter aus ihrem Vorbilde und seiner Kirche eine garstige Fratze machten. Von dem geistlichen Dünkel, der unchristlichen Verfolgungswuth gegen Andersgläubige und der kriechenden Fürstenschmeichelei dieser Nachtreter war Luther's edler Geist selbst in seinen trübsten Stunden noch immer weit entfernt. Ueberhaupt läßt sich nicht läugnen, daß Luther auch jetzt noch den größten Theil der Nation repräsentirte und beherrschte; seine Richtung war nur die noch lange nachwirkende Reaction des religiösen Volksgeistes gegen die eitle Aufklärung und Vernünftigkeit der großen Welt. Und so verbreitete sich denn das lutherische Kirchenwesen mehr oder weniger über fast alle evangelischen Landeskirchen; auch die hessische Kirchenverfassung konnte vor dieser Macht nicht Stand halten und wurde in lutherischem Sinne mehrfach wieder geändert; vorzugsweise die Norddeutschen und Scandinaven schlossen sich der lutherischen Kirche und Lehre an, theils weil sie dem innerlichen Charakter dieser Völker mehr entsprach, theils weil die Obrigkeiten ihr aus politischen Gründen zuneigten. — — Aber schlimm wäre es gewesen, wenn die Geschichte der Reformation bloß noch von Luther und seiner Schule abgehan-

gen und zu einem bloßen Lutherthum zusammenschrumpfend jenes Princip der Freiheit ganz verloren hätte, welches doch zu ihren Lebensbedingungen gehörte, das Princip, durch welches sie sich hatte die Existenz erkämpfen müssen und durch welches allein sie sich im Laufe der Zeit behaupten und lebenskräftig fortentwickeln konnte.

Indessen so gewaltig auch Luther nach wie vor den deutschen Volksgeist beherrschte, es blieb doch auch neben ihm noch selbständige Geisteskraft genug bestehen, um sich nicht in die Fesseln eines neuen Geisteszwanges einengen zu lassen. Zwar jene radicalen Richtungen, die in der Wiedertäuferei und dem Bauernkriege ihre Orgien gefeiert hatten, lagen jetzt ohnmächtig am Boden; doch waren sie keineswegs vernichtet; sie fanden in der Literatur noch eine bedeutende und bei Männern wie Sebastian Frank sehr achtungswerthe Vertretung; trotz aller Verfolgungen, ja grade wegen derselben pflanzten sie sich im Stillen unter dem unzufriedenen Volke fort und fanden hier und da, z. B. in etlichen Reichsstädten und in Hessen, Duldung; sie zogen sich jetzt mehr nach Norddeutschland, wo sie in den geistlichen Ländern große Verbreitung gewannen. Viel gefährlicher für die neue Kirche ward es, daß jetzt die Vertheidiger der alten Kirche die Blößen des Gegners ersahen und das von jenem aufgegebene Princip der menschlichen Freiheit und Vernunft auf ihre Fahne schrieben. Der von Luther mit immer größerer Schroffheit ausgesprochenen Verachtung der menschlichen Vernunft, jener den gesunden Menschenverstand und das gemeine Gerechtigkeitsgefühl beleidigenden Lehre von der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen, der zu allem Guten untüchtig nur durch die ohne eigenes Zuthun und Verdienst erworbene Gnade selig werde, setzte jetzt die katholische Kirche die für den gemeinen Verstand verständlichere Lehre von der menschlichen Willensfreiheit in ihren Streitschriften entgegen. — — — Die Thatsache der christlichen Freiheit, d. h. der Erlösung und inneren Befreiung des Christen von der Sünde durch Christi Opfertod ist aber ein Geheimniß, welches nur empfunden, nicht erklärt und bewiesen werden kann und wenn Luther in diesem Sinne von der Unfähigkeit der Vernunft, und von der Verdammniß des natürlichen Menschen sprach, so fühlt freilich jeder echte Protestant, wie das gemeint war; von jener katholischen

Willensfreiheit, welche die tiefsten Angelegenheiten des Gewissens unberührt läßt, und beim Lichte betrachtet wieder auf die alte Werkheiligkeit der Kirche hinausläuft, wird sich kein echter Protestant betrügen lassen. Allein unter den Gegnern Luther's, deren Zahl jetzt sehr ansehnlich wuchs, namentlich unter den gelehrten Humanisten, erregte die herausfordernde Weise, wie er der Vernunft und Wissenschaft den Krieg erklärte und sich zu Sätzen hinreißen ließ, die an die finstersten Zeiten der Scholastik erinnerten, wie z. B. daß Etwas grade deshalb geglaubt werden müsse, weil es absurd sei, gerechtes Aergerniß, und wurde mit oder ohne Absicht mißverstanden. Unter diesen Humanisten, welche jetzt durch Bekämpfung Luther's der katholischen Kirche Dienste leisteten, glänzt in vorderster Reihe der noch immer sehr berühmte und einflußreiche Erasmus, der hier Gelegenheit fand, durch seine im Jahre 1524 verfaßte Schrift vom freien Willen und die sich hieran knüpfende mit großer Bitterkeit geführte Polemik gegen Luther sich der katholischen Kirche zu empfehlen und doch zugleich als Verfechter der Freiheit zu erscheinen. Luther behandelte ihn als seichten heidnischen Sophisten und charakterlosen Menschen mit tiefer Verachtung, Erasmus aber ging vollends in's römische Lager über und zog endlich mit den katholischen Professoren aus dem evangelisch gewordenen Basel nach Freiburg, wo er unter vielen Klagen über die neue Barbarei und den Verfall der schönen Wissenschaften, denen er bis an sein Ende treu blieb, die letzten Jahre seines Lebens verbrachte.

In dieser für die Reformation so gefährlichen Lage, zwischen den Klippen eines katholisirenden Lutherthums auf der einen, eines liberalisirenden Katholicismus auf der andern Seite, gegen welche der philosophische Radicalismus und Sectengeist der Schwärmer keinen Halt bot, war es eine glückliche Fügung, daß ein Theil der Evangelischen sich der Herrschaft des Lutherthums bei Zeiten entzog und zu Kirchenordnungen und einer Kirchenlehre gelangte, in denen das freiere reformatorische Princip zu seinem Rechte kam. Unter den Theologen dieser Richtung erscheint als bei Weitem der wichtigste und einflußreichste der Schweizer Reformator Huldrich Zwingli. Er wurde fast gleichzeitig mit Luther, am 1. Januar 1484, zu Wildhaus, dem höchsten Gebirgsorte im Toggenburg geboren, wo sein Vater, ein eifriger Re-

publikaner, als Ammann lebte. Der kräftige, stattliche Hirtensohn hatte in seiner Jugend die Heerden des Vaters gehütet, ward aber wegen seiner Gaben zum Gelehrten bestimmt. Er studirte in Bern, Wien, Basel Humaniora und die Schrift, wurde 1506 Pfarrer zu Glarus, machte als Glarner Feldpriester einen Kriegszug nach Italien mit und erregte durch sein patriotisches und aufgeklärtes Wirken solches Aufsehen, daß ihn die freisinnigen Obern des Klosters Mariä Einsiedeln im Jahre 1516 als Pfarrer dorthin beriefen, um den unwissenden Mönchen und den abergläubigen Wallfahrern ein reineres Christenthum zu predigen. Aus demselben Grunde machten ihn Ende 1518 die Züricher zu ihrem Leutpriester am großen Münster. Diese Stadt, von jeher ein Sitz ghibellinischer Gesinnung, war schon seit längerer Zeit den kirchlichen Mißbräuchen nachdrücklich entgegen getreten, Zwingli fand hier einen fruchtbaren Boden und begann sogleich in öffentlichen Vorträgen das Evangelium dem Volke zu erklären und die kirchlichen Mißbräuche als unevangelisch anzugreifen. Zu diesen Vorlesungen drängte sich nun das Volk; auch Zwingli wurde dann durch den Ablaßunfug zuerst in den Kampf gegen Rom gerissen. Der Barfüßer Bernhardin Samson, ein roher und unverschämter Mensch, trieb in der Weise des Tetzel als päpstlicher Ablaßcommissär damals in der Schweiz sein Wesen; dagegen predigte Zwingli mit solcher Kraft, daß der Rath zu Zürich und bald nachher auch die Tagsatzung dem Samson das Gewerbe legte und der Papst ihn, um die Schweizer zu beschwichtigen, zurückrief. Auch in seinen weiteren Kämpfen und Reformbestrebungen fand Zwingli am Rath zu Zürich eine kräftige Stütze und schon 1520 hatte dieser in seinem Machtgebiet das Werk der Kirchenverbesserung begonnen, indem er allen Pfarrern befahl, hinfort nach der heiligen Schrift zu lehren und alle menschlichen Zusätze aus der Lehre zu entfernen.

Auf Zwingli, wie später auf Calvin, hat das Studium der Schriften Luther's frühzeitig eingewirkt, indeß war er schon vorher, ja noch viel früher als Luther von reformatorischen Ideen ergriffen. Nur war er auf anderem Wege als Luther dazu gekommen. Ihn hatte der Mönchsgeist nie berührt, das überwältigende Gefühl der Sünde nie zermalmt, die deutsche Mystik war ihm fremd. Zwar hatte auch er einst eine begeisterte Wallfahrt unternommen, aber nicht nach Rom,

sondern nach Basel zum Erasmus, der ihn seinen geistvollsten Schüler nannte. Zwingli kam aus der Schule der Humanisten; nicht der dunkle Drang des Gemüthes, sondern die aus den Alten gewonnene Geistesbildung hatte ihn zu reineren Religionsbegriffen geführt. Sein Lehrer Thomas Wyttenbach hatte ihm schon 1504 den Fall des Papismus und der Scholastik vorausgesagt und „auf den Tod Christi als die einzige Bezahlung unsrer Sünden hingewiesen." Er hatte sich dann mit Eifer philosophischen Studien hingegeben; die Bibel hatte er zwar so fleißig wie Luther gelesen, aber obgleich sie auch ihm zur alleinigen religiösen Erkenntnißquelle wurde, so blieb sie ihm doch mehr eine Lehre als eine Thatsache, Christi Tod mehr eine Gewähr als eine Erwerbung der Gnade, und er freute sich, daß die heidnischen Philosophen im Wesentlichen mit dem Christenthum übereinstimmten. Zwingli war eine philosophirende Natur, durch verständiges Nachdenken, nicht durch Offenbarung eines ahnungsvollen Gemüthes kam ihm seine Ueberzeugung: er war ein nüchterner Sohn der Alpen, aber rechtschaffen, thatkräftig und entschlossen, wie es die Art seines Volkes ist. Als echter Republikaner hatte er schon frühe an den weltlichen Händeln seines Vaterlandes thatkräftig theilgenommen und mit bürgerlichen und sittlichen Reformen — namentlich mit Predigten gegen die verderbliche Reisläuferei — begonnen. Die politische Wirksamkeit blieb auch späterhin in Zwinglis Leben vorherrschend, er trug sich viel mit allerhand politischen Entwürfen, eine Richtung, welche Luther ganz ferne blieb. Aus alle dem ergaben sich wichtige Abweichungen von der Lehre und Wirksamkeit Luthers, welche überdies durch die Verschiedenheit der Verhältnisse, in denen beide Reformatoren wirkten, bedingt wurden. Die Reformation in Zürich und den Zürichs Beispiel befolgenden Städten der Eidgenossenschaft geschah mehr von unten herauf durch das Volk; sie hatte daher einen rücksichtsloseren, durchgreifenderen und derberen, mit Einem Worte, einen volksmäßigeren Charakter. Alles, was an die alte Kirche erinnerte, selbst der Orgelklang, eine Zeitlang sogar der Kirchengesang, davon wollte das Volk nichts mehr wissen, es wurde rücksichtslos abgeschafft. Auch haftete Zwingli selbst viel weniger ängstlich am Bestehenden als Luther. — Ansichten vom geistlichen Amt und Bann, wie sie das

Lutherthum ausbildete, konnten in dem freien Schweizerlande nicht wohl gedeihen; zu einer so prophetenartigen Autorität wie sie Luther übte, der neben dem schwächlichen Melanchthon und seiner ganzen Schule wie ein König der Geister herrschte, konnte Zwingli nie gelangen, der bei allem Ansehn und Einfluß doch neben seinen Freunden Oekolampad in Basel, Bucer in Straßburg u. A. m. nur wie ein Gleicher unter Gleichen erscheint und seine auf ihre Freiheit eifersüchtigen Gemeinden wohl lehren und leiten, aber nicht eigentlich beherrschen konnte. Die Zwingli'sche Kirche hielt der lutherischen gegenüber von Hause aus mehr den Charakter eines freien Gemeindelebens fest, wenn auch die besondere kirchliche Organisation desselben von Zwingli selbst im Drange der Zeit nicht mehr ausgeführt wurde, vielmehr die Leitung des Kirchenwesens wie eine politische Angelegenheit anfangs in den Händen des großen Rathes, d. h. der gewählten Gemeindevertreter blieb. — Schon frühe entwickelten sich die dogmatischen Gegensätze zwischen Luther und Zwingli. Die Lehre Zwingli's und seiner Freunde war von Anfang an in allen Hauptpunkten der christlichen Glaubenslehre viel verständiger und philosophischer als die lutherische. In der Lehre von Gott unterschied Zwingli schärfer zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. Doch dieser Unterschied hatte, da die Reformation sich ja überhaupt viel weniger mit jenen spitzfindigen und vorwitzigen Fragen nach der Natur Gottes, als mit den für den Christen viel wichtigeren praktischen Untersuchungen seiner eigenen Natur und ihres Verhältnisses zu Gott beschäftigt hat, wenig Belang und erregte daher bei Weitem nicht so viel Lärm als einst in der griechischen Welt. Desto größere Wichtigkeit erlangten jetzt alle die Fragen, die sich auf das ethische Element bezogen und welche der ganzen Reformationsbewegung zu Grunde lagen. Und hier legte Zwingli das Hauptgewicht auf die subjective Thätigkeit des Menschen, welcher die Gnade ergreift und sich verdient, während Luther sie ihn in einer mehr leidenden und fast willenlosen Weise als etwas Objectives wie ein bloßes Gnadengeschenk empfangen läßt. In der Schweiz wird aber Niemandem Etwas geschenkt, es muß Alles verdient werden. Der republikanische Zwingli schlug die selbsteigene sittliche Arbeit des Menschen, der mit Freiheit unab-

lässig gegen die Sünde kämpft, und die aus der Gesinnung des Menschen hervorgehenden guten Werke viel höher an als Luther, der in mystischer Hingabe Alles von der Gnade erwartete. Die Aussprüche der Bibel über die Sünde und Erlösung durch Christi Opfertod, sowie die Einsetzung des Sacramentes waren für Luther Thatsachen von buchstäblicher und unbedingter Gültigkeit, für Zwingli waren es Lehren, die im Geiste gegeben und geistig empfangen werden sollten. Diese Gegensätze zwischen Thatsache und Lehre führten endlich im sogenannten Sacramentstreit oder Abendmahlstreit über die Auffassung der Einsetzungsworte des Erlösers: „Dies ist mein Leib" u. s. w. zur bittersten Entzweiung. Zwingli lehrte, daß diese Worte wie so viele andere Bibelstellen nur bildlich zu verstehen seien. So wenig der Heiland durch die Worte: „Ich bin der Weinstock" sich für Rebholz habe ausgeben wollen, ebensowenig habe er Brot und Wein als sein körperliches Fleisch und Blut bezeichnen, sondern nur seine geistige Anwesenheit bei der Communion aussprechen wollen, wonach also das Wörtchen „ist" soviel heiße, wie „bedeutet." Man sollte denken, jedes Kind hätte diese Auslegung begreifen müssen. Allein Luther wurde von ihr auf's tiefste empört und hielt sie für eine Eingebung des Teufels. Er sprach allen Sacramentirern das Christenthum ab und warf sie ohne Weiteres zu den Schwarm- und Rottengeistern. Um diesen Zorn und Widerwillen richtig zu beurtheilen, dürfen wir die Abendmahlslehre Zwingli's nicht als etwas Vereinzeltes betrachten, sondern als das hervortretendste Merkmal seiner ganzen von Luther's Theologie so sehr abweichenden Richtung. Und wie das Sacrament des heiligen Abendmahles von jeher den Mittelpunkt der ganzen christlichen Kirche gebildet hatte, um welchen sich die größten Glaubenskämpfe der Christenheit vom Bruche zwischen der griechischen und lateinischen Kirche bis zu den Hussitenkriegen drehten, wie die katholische Kirche auf dieses Sacrament, auf die Brotverwandlungslehre, die Messe und die Kelchentziehung ihre ganze Priestermacht gegründet hatte, welche mit ihrer Abendmahlslehre stand und fiel, so hatte gerade diese Lehre auch für Luther einen von unsrer Zeit nur schwer zu fassenden Werth. Jene Einsetzungsworte des Erlösers waren ihm der Eckstein, welcher die ganze Christenheit verbinden mußte, und das geringste Rütteln an

demselben war ihm gleichbedeutend mit Antichristenthum. Dazu kam, daß gerade diese Worte zuerst von Carlstadt in ihrer buchstäblichen Geltung angegriffen und von diesem überspannten und verschrobenen Manne in einer höchst willkürlichen und abgeschmackten Weise gedeutet worden waren (Christus habe bei ihrem Aussprechen mit dem Finger auf sich, nicht auf das Brot gezeigt). Diese Carlstadt'sche Willkür hatte Luther mit gerechtem Widerwillen erfüllt und die Erbitterung, womit er sie in seinem Buche wider die himmlischen Propheten schon zur Zeit des Bauernkrieges bekämpfte, — der ihm eine Folge dieser teuflischen Lehre zu sein schien — trug er auf Zwingli über, der sich Carlstadts annahm.

Der Streit über die Abendmahlslehre wurde von den Schweizern, welche in Luther den großen Lehrer und Helden des christlichen Glaubens verehrten, und überdies die Zeit zu Streitigkeiten der Evangelischen unter einander für sehr übel gewählt hielten, mit Mäßigung und Nachgiebigkeit, aber in der Hauptsache mit Festigkeit geführt, von ihm selbst mit einer Erbitterung und Geringschätzung der Gegner, welche dem Zwingli oft Thränen auspreßte, und für Luther selbst viele trübe Stunden und bittre Zweifel bereitete, im Jahre 1527 ihn sogar in eine schwere Krankheit stürzte. Bei dem großen Ansehen Luther's konnte die Zwingli'sche Lehre zwar in den regierenden Kreisen Deutschlands nicht recht aufkommen, verbreitete sich aber im Volke, fand in verschiedenen süddeutschen Städten kirchliche Geltung, in der hessischen Kirche viel Anklang und am Landgrafen Philipp einen Gönner. Es ist über diesen Streit der Confessionen bis auf den heutigen Tag viel gejammert worden; man mag die leidenschaftlichen Verirrungen und manche schlimme Folge dieses Kampfes beklagen; aber der Kampf selbst, dieses mächtige glaubensfreudige Ringen nach Wahrheit und Erkenntniß, welches sich da unserer Nation bemächtigte, war im Gegentheil die größte Errungenschaft der Zeit und bildet noch heute mit Recht unsern größten Nationalruhm. Zum ersten Male sah die Welt mit Erstaunen und Bewunderung, daß eine ganze Nation statt gemeiner Interessen des Mammons die höchsten geistigen Angelegenheiten der Menschheit, die tiefsten Probleme des menschlichen Gemüthes zum Gegenstande ihrer Streitigkeiten machte. Der Gegensatz der Confessionen war nur eine

Folge ihres inneren Reichthums und jener gewaltigen Kraft, welche die ganze Zeit in ihren Tiefen bewegte und das alte Gebäude des Papstthums, an welchem so viele Jahrhunderte vergebens schüttelten, nun endlich aus den Fugen hob.

Auch der äußeren Ausbreitung der Reformation war die Verschiedenheit ihrer Confessionen und Kirchen, eben weil sie der Verschiedenheit der Menschen und ihrer Verhältnisse entsprach, mehr förderlich als hemmend. Für das Lutherthum würden sich die Schweizer nie begeistert haben und für Zwingli's Lehre war unter den Völkern und Königen des Nordens wenig Neigung. Es war ein Gewinn und Sieg für beide Richtungen, daß sie eben jetzt, in den Jahren der Entscheidung, sich scharf auseinandersetzten. Ihre wichtigsten Eroberungen fallen in diese Zeit des heftigsten Streitens zwischen Luther und Zwingli. Auf dem Reichstage zu Westeras im Sommer 1527 wurde die schwedische Kirche zunächst durch Unterricht im Sinne Luther's reformirt, dessen Lehre dem zur Orthodoxie und zur Mystik geneigten, an den alten Formen zähe festhaltenden, von den Predigern der neuen Lehre nur mühsam bekehrten Volke viel mehr zusagte, als die freieren reformatorischen Richtungen, während sie dem Könige und dem Adel, die der confiscirten Güter bedurften, sowie dem mächtigen Klerus, der im Besitz seiner politischen Macht und geistlichen Autorität blieb, gar sehr zu Statten kam. In Dänemark waren es ähnliche Gründe, sowie das persönliche Ansehn Luther's, die den neu erhobenen König Friedrich und dessen Sohn Christian für Luther's Lehre so sehr gewannen, daß sie trotz der von Adel und Klerus gestellten Bedingungen doch die Verbreitung von Luther's Lehre nach Kräften begünstigten und es auf dem Reichstage zu Odensee 1527 wenigstens bis zu einem Toleranzbeschlusse brachten, auf welchen dann später die Reformation folgte. In diesen nordischen Reichen wirkten Luther's nächste Freunde und Schüler, vor Allen Bugenhagen, der Reformator von Hamburg und einem großen Theile Norddeutschlands. In England, wo die neue Lehre trotz der blutigen Verfolgungen durch den despotischen und persönlich mit Luther verfeindeten König Heinrich VIII. unaufhaltsam sich verbreitete, kam der, wegen einer vom Papste nicht erfüllten Ehescheidungs-Hoffnung endlich erfolgende Abfall eben dieses Königs

von der römischen Kirche dem Lutherthum doch am meisten zu Statten. Es kam den cäsaropapistischen Gelüsten jenes auf seine theologische Halbbildung eitlen Tyrannen auf halbem Wege entgegen und hatte sich schon unter ihm gelegentlich einer gewissen Duldung zu erfreuen, während alle freieren Richtungen, namentlich die Zwinglianer fortwährend auf das Abscheulichste verfolgt wurden. Erst unter dem Nachfolger Heinrichs gewann auch in England die Zwingli'sche Richtung Geltung und Eingang in die Dogmatik der englischen Hochkirche, deren äußere Gestalt freilich, mit ihrem katholischen Ceremoniell, ihrer starren Hierarchie, dem specifischen Lutherthum desto mehr entspricht. Aber der Druck, womit dieser neue Papismus in Verfolgung Andersgläubiger mit dem alten wetteiferte, hatte zur Folge, daß im Kampfe gegen diese Tyrannei auch die freieren Richtungen immer weitere Verbreitung gewannen. Eine für unser Vaterland hochwichtige Eroberung machte die lutherische Reformation zuerst an dem deutschen Ordensstaate an der Ostsee; durch sie wurde das von Reich und Kirche längst preisgegebene Preußen wenigstens der deutschen Nation erhalten. Die letzten rühmlichen Anstrengungen des Hochmeisters Albrecht, um die Unabhängigkeit von Polen mit den Waffen zu behaupten und das Reich zur Hülfe zu bewegen, waren ebenso fruchtlos geblieben als alle früheren ähnlichen Versuche. Nur in einzelnen patriotischen Kreisen, bei Luther und dessen Anhängern, beim Reichsregiment zu Nürnberg, bei Sickingen und der fränkischen Ritterschaft hatte er noch Theilnahme gefunden. Der Sturz dieser Partei nach dem Sickingen'schen Kriege raubte ihm vollends jede Hoffnung auf Reichshülfe; auch er mußte es jetzt erleben, daß die in ihren Hausinteressen verlorene Politik des Kaisers sich dem Polenkönig zuneigte, um diesen hierdurch gegen die zahlreichen Feinde Habsburgs in Böhmen und Ungarn und gegen die Osmanen zu gewinnen. In dieser Noth, preisgegeben von Kaiser und Reich, schien Preußen für die deutsche Herrschaft unrettbar verloren; schon hatte der polnische Reichstag beschlossen, daß bei verweigerter Huldigung der Orden aus ganz Preußen vertrieben werden solle; da endlich faßte der Hochmeister nach mehrjähriger Ueberlegung den Entschluß, zu welchem Luther ihm einst die erste Anregung gegeben

hatte; er verwandelte seine Würde in ein evangelisches Fürstenthum und leistete als Herzog von Preußen am 10. April 1525 zu Krakau dem König von Polen die Huldigung. Die Stände waren mit dieser Aenderung der Dinge gar wohl zufrieden, wie gern tauschten sie ein angestammtes weltliches Fürstenhaus, dem des eigenen Landes Wohl am Herzen lag, gegen jene geistlich-weltliche Herrenwirthschaft ein, in welcher Land und Volk nur eine Domaine war und schließlich den Polen zur Beute fallen mußte. An die Stelle langer und unheilvoller Wirren trat eine Zeit ruhigen Gedeihens und auch der Polenkönig willigte gern in eine Veränderung, die ihn vom Reiche los machte und ihm zur unbestrittenen Oberlehnsherrlichkeit über Preußen verhalf. Diese Umwandlung des Ordensstaates war ohne eine kirchliche Reformation des Landes nicht zu denken, der preußische Staat, der hier entstand, war so recht ein Kind der Reformation, ja das Volk wurde, da bisher für den Religionsunterricht in der Landessprache nichts geschehen war und jetzt erst Dolmetscher und Prediger angestellt wurden, erst durch die Reformation mit dem Christenthum bekannt. Uebrigens hatten sich die Ordensritter bis auf fünf ihrer geistlichen Gelübde bereits entschlagen; in den Städten herrschte zufolge der langen Kämpfe gegen geistliche Herrschaft mehr als irgendwo protestantischer Geist; hier zuerst hatte bereits im Jahre 1524 ein Bischof (der von Samland) sich öffentlich zu Luther's Lehre bekannt, der andere (Pomesamien) war bereits 1525 gefolgt. Die Kirche wurde hier ganz und gar in lutherischem Sinne reformirt, sie erhielt lutherisches Bekenntniß, lutherische Einrichtungen, und während die Bischöfe ihre weltliche Macht verloren, blieb ihnen die Würde, der Name und die Gewalt des bischöflichen Amtes. Später folgten auch Livland und Kurland dem Beispiele Ostpreußens, während Westpreußen, unter unmittelbarer polnischer Herrschaft zugleich dem deutschen Volksthum und dem Evangelium auf lange Zeit entfremdet blieb.

Während auf diese Weise das Lutherthum den Norden Europa's von Rom befreite und einen großen Zusammenhang evangelischer Staaten in's Leben rief, breitete sich Zwingli's Reformation in einem großen Theil von Süddeutschland, namentlich in den schwäbischen und oberrheinischen Städten und in der Schweiz aus. Nicht von oben

her ward sie eingeführt als Stütze einer neu zu befestigenden kirchlichen und politischen Herrschaft; sie machte sich hier zuerst im Volke geltend und führte umgekehrt zu demokratischen Verfassungsänderungen, durch welche z. B. in den wichtigen Reichsstädten Bern und Basel 1528 und 1529 zugleich die kirchliche und weltliche Gemeinde reformirt ward.

Und welche patriotische Aussichten knüpften sich an diese Bewegung! Vergessen schien der alte Haß der Volksstämme und Grenznachbarn; ein neues, kräftiges Band schlang sich jetzt um die seit Jahrhunderten zerrissenen Glieder. Das große Religionsgespräch zu Bern glich fast einer schwäbischen Tagsatzung; in Bern und Zürich feierte man die schwäbischen Prediger und räumte ihnen die Kirchen ein; Zwingli's Name ward in ganz Deutschland vom Volke gefeiert; viele Reichsstädte, auch der Landgraf von Hessen, traten mit ihm in enge Verbindung; seine Briefe aus dieser Zeit athmen das Selbstgefühl eines Mannes, der seine hohen Entwürfe, seine kühnen Hoffnungen in Erfüllung gehen sieht; eine Vereinigung aller Städte mit dem Landgrafen von Hessen zu einer großen deutschen Eidgenossenschaft, Befreiung von den Banden des Papstthums und Kaiserthums; der Sieg zugleich des Evangeliums und der bürgerlichen Freiheit durch das ganze Reich, ja auch in Frankreich, in Italien; dies waren Zwingli's und seiner Freunde Hoffnungen.

Und in der That fand seine Richtung auch außerhalb Deutschlands Beifall, namentlich überall, wo die evangelische Lehre von der Staatsgewalt verfolgt wurde und im Kampfe gegen Druck und Verfolgung sich behauptete. Das seiner revolutionären Bestandtheile entkleidete, specifische Lutherthum mit seinen Lehren von der Obrigkeit, vom leidenden Gehorsam, von der Genügsamkeit des Glaubens u. s. w. eignete sich nicht zu solchem Kampfe, es konnte selbstverständlich nur da bestehen, wo es von oben her eingeführt wurde; wo dies nicht der Fall war, erledigte es sich bald von selbst; Luther's Lehren hatten auch in Frankreich und in Schottland, in den Niederlanden, in Spanien und Italien, in Ungarn und in Polen namentlich unter dem Adel und dem Bürgerthum zahlreiche Anhänger gefunden; in Ungarn

und Siebenbürgen wurden vor Allen die meist von Deutschen bewohnten Städte schon frühe ihr gewonnen; schon 1525 hatten sich die fünf königlichen Freistädte für sie erklärt. Aber fast in allen jenen Ländern trat das Lutherthum bald in den Hintergrund; durch Druck und Verfolgung wurden die Evangelischen meist in die freieren republicanischen Richtungen hineingetrieben, welche von der Schweiz ausgingen und im Calvinismus bald nachher zu welthistorischer Kraft erwuchsen.

Es konnte nicht fehlen, daß die großen Fortschritte, welche die Reformation seit dem Reichstage zu Speier machte, bei der in ihrem Besitzstande bedrohten Kirche und deren Anhängern bald eine leidenschaftliche Opposition hervorriefen. Die Gefahr, der sie im Sickingen'schen Kriege und im Bauernaufruhr kaum entronnen waren, sie nahte nun auf's Neue in noch viel drohenderer und mannigfaltiger Gestalt. Auch der Kaiser und dessen Bruder Ferdinand wurden durch die Folgen des Speier'schen Abschiedes mit der größten Besorgniß erfüllt. Die Würde, die Weltstellung, die Macht und die Hoffnungen ihres Hauses waren mit der Kirche zu mannigfach verschlungen, als daß sie, auch abgesehen von ihrer religiösen, gut katholischen Ueberzeugung, deren Beseitigung hätten wünschen können; je eifriger sie selbst eine Verbesserung der Kirche erstrebten, die ihnen zugleich größeren Einfluß auf die Reichs- und Kirchensachen verschaffen sollte, desto weniger konnte ihnen eine solche Reformation behagen, welche im Gegentheile ohne den Kaiser in's Leben trat und ihn ganz überflüssig, dem ganzen römischen Reiche ein Ende machte. Es war daher keine diplomatische Floskel, sondern aufrichtige Ueberzeugung, wenn Karl und Ferdinand in ihren öffentlichen und geheimen Aeußerungen die Ketzerei als ein großes Unglück fortwährend auf's Tiefste beklagten und den Augenblick ihrer Unterdrückung sehnlich herbeiwünschten. Aber dieser Augenblick ließ noch immer auf sich warten und durch eine eigenthümliche Ironie des Schicksals geschah es, daß die habsburgische Politik grade jetzt die Ketzer am nöthigsten brauchte, ihnen die größten Erfolge zu verdanken hatte.

Denn der Kaiser hatte sich nicht getäuscht, als er bei den Werbungen zum italienischen Kriege auf evangelischen Zulauf rechnete; fast lauter Ketzer waren jene deutschen Landsknechte, die unter Georg von

Frundsberg's Fahnen über die Alpen stiegen, ganz Italien siegreich durchzogen und, um sich für den rückständigen Sold schadlos zu halten, am 6. Mai 1527 auf eigene Faust Rom erstürmten und den Papst Clemens zum Gefangenen machten. Viele Monate lang war die Hauptstadt der katholischen Christenheit eine Beute der zügellosesten Soldateska, die Raubgier und Wollust der rechtgläubigen Spanier wetteiferte mit dem trunkenen Uebermuthe der ketzerischen Deutschen, welche hier zugleich ihrem Hasse gegen das Papstthum Luft machten: sie hielten possenhafte Processionen; lustige Kumpane zogen als Cardinäle umher; sie riefen den Luther zum Papste aus u. s. w. Unter diesen Landsknechten waren viele dem Bauernkriege entronnene Flüchtlinge, die Plünderung Roms war nur eine Fortsetzung der Scenen aus dem Bauernkriege. Aber diejenigen täuschten sich sehr, welche darin einen Triumph des Kaisers und des Evangeliums, oder gar die Gewähr einer Verbindung zwischen dem Kaiser und den Gegnern des Papstthums erblickten. Der Kaiser mißbilligte und beklagte vor der Welt jene Vorgänge auf's Tiefste, die er freilich in keiner Weise verhinderte oder ungeschehen zu machen suchte, aus denen er im Gegentheil allen möglichen Vortheil zu ziehen wußte. Als Preis der Freilassung ließ er dem Papste die schwersten Bedingungen, namentlich die Herausgabe der wichtigsten Plätze im Kirchenstaate, auferlegen. Aber alles dieses brachte ihm wenig Segen, die Gefangenschaft des Papstes ward eine Quelle noch größerer Verlegenheiten als vorher die Gefangenschaft des Königs von Frankreich. Das Schicksal Roms erweckte das Mitgefühl aller Katholiken und verhalf dem Papste Clemens zum Ruhme eines Märtyrers. Nachdem er durch Annahme jener harten Bedingungen seine Freiheit erlangt hatte, entzog er sich durch Flucht dem Bereiche der kaiserlichen Soldaten und da diese letzteren sich durch ihr zuchtloses Leben inzwischen zu Grunde richteten, so standen die Dinge in Italien für den Kaiser bald übler als vorher. Französische Heere machten auf's Neue große Fortschritte in Lombardien und Neapel und der Kaiser hatte kein Geld, seinen alten Truppen die Rückstände zu zahlen, geschweige neue zu werben. Ganz Italien schien ihm wieder verloren; nur die Fehler seines Gegners, des leichtsinnigen Königs Franz, der Uebermuth der Franzosen und eine Reihe von

Glücksfällen, namentlich der Abfall Genua's von Frankreich und eine Pest, welche das französische Heer unter Lautrec im Jahre 1528 vernichtete, verschafften dem Kaiser wieder das entschiedene Uebergewicht in Italien. Jedoch mit dem bloßen Siege der Waffen war es nicht gethan; vor Allem mußte ihm jetzt daran liegen, die katholische Welt, namentlich seine rechtgläubigen Spanier und die Italiener, wieder zu versöhnen und durch verdoppelten Eifer gegen die Ketzer, welche in Spanien und den Niederlanden jetzt auf's Grausamste verfolgt wurden, sich selbst von dem Geruche ketzerischer Gesinnung zu reinigen. Aber mit den evangelischen Ständen durfte er es doch auch nicht ganz verderben, denn bei aller Ketzerei waren sie ihm immer noch viel treuer und zuverlässiger, als die Katholischen. Die geistlichen Stände in ihrer Hinfälligkeit konnten ihm wenig helfen, und der Herzog von Baiern, der jetzt von dem Papste und Frankreich bei seinen Throngelüsten unterstützt wurde, gehörte zu den gefährlichsten Gegnern. So legte die Nothwendigkeit der Dinge der habsburgischen Politik einen Zügel an und nöthigte den Kaiser zu einem fortwährenden Schaukelsystem zwischen den Parteien, von denen er keine einzige entbehren konnte. Das Gefühl dieser Nothwendigkeit wurde eben jetzt durch die furchtbaren Angriffe der Osmanen auf Europa gesteigert. Es war ein welthistorisches Zusammentreffen, daß in denselben Jahren, wo die Christenheit in ihrem bisherigen kirchlichen Verbande sich auflöste, doch zugleich die Barbarei des Ostens sich mit nie zuvor gesehener Macht und Schrecklichkeit gegen sie erhob und eindringlicher als je zur Eintracht mahnte. Vor wenig Jahren hatte Sultan Selim Vorderasien und Egypten unterworfen und das Reich der Chalifen mit dem, das alte oströmische Reich bereits umfassenden, osmanischen Gebiet verbunden. Sein Nachfolger Soliman nannte sich nicht ohne Grund den Herrscher über Asien und Europa. Er stand an der Spitze einer ungeheuren, allezeit schlagfertigen Militärmacht, welcher die europäischen Völker in ihrem damaligen Bestande nichts Aehnliches entgegenzusetzen hatten. Nachdem er Rhodus, das letzte Bollwerk der Christenheit in der Levante, den Johannitern, und Belgrad, den Schlüssel der Donau, den Ungarn entrissen, zog er an der Spitze seiner Hunderttausende auf's Neue aus, um das ganze Abendland zu erobern und

sich auf den Thron der Cäsaren zu setzen. Feinde des Kaisers, obenan der König von Frankreich, hatten ihn gerufen, viel unglückliches, verzweifeltes und neuerungssüchtiges Volk harrte im Abendlande seiner Ankunft. Das durch Factionen zerrissene Ungarn ward ihm schnell zur Beute, nachdem zu derselben Zeit, da man zu Speier soeben wegen der Türkenhülfe nach dem alten Schlendrian berieth, am 29. August 1526 bei Mohacz König Ludwig mit der Blüthe seines Heeres ruhmvoll gefallen war. Tod und Verderben bringend, klopfte der furchtbare Sieger schon an die Thore von Deutschland und Italien; nur der aufgelöste Zustand seines Heeres hemmte zu Ofen seinen Siegesmarsch und verschaffte dem Abendlande eine kurze Frist. Aber es war nun hohe Zeit geworden, mit dem Türkenkriege Ernst zu machen: für den Kaiser handelte es sich jetzt nicht mehr bloß um die Pflichten seiner Würde, sondern auch um die Vertheidigung seiner Hauslande und um den Besitz der beiden Königreiche Ungarn und Böhmen, welche seinem Bruder Ferdinand nach Ludwig's kinderlosem Tod kraft alter und neuer Erbverträge zugefallen waren. Durch diese Erbschaft war der Grund gelegt zu der hohen Mission, welche der österreichische Staat im Osten zu erfüllen hat, aber auch zu einer langen Reihe von Kämpfen und Verwicklungen, welche mehr als alles Andere die österreichische Weltstellung und Politik bestimmten.

Denn nicht ohne große Schwierigkeiten gelangte Ferdinand in den Besitz jener Kronen. Vor Allem mußte er sich in beiden Ländern neuen Wahlen unterwerfen und allen Parteien, namentlich den auch in Ungarn und Böhmen bereits mächtig gewordenen evangelischen Religionsparteien, Zugeständnisse machen. Hier empfahl ihn überdies die Duldung, die er soeben im Bauernkriege nothgedrungen den Evangelischen in Oesterreich und Tyrol hatte gewähren müssen, sowie der Krieg, den sein Bruder eben jetzt mit der größten Erbitterung gegen den Papst führte. Die Evangelischen in Ungarn und Böhmen hielten ihn für einen Freund der neuen Lehre und er hütete sich wohl, ihnen diese Meinung zu nehmen. Dabei suchte er aber doch auch den katholischen Klerus durch verheißenen Schutz der Kirche für sich zu gewinnen. Als ein gefährlicher Nebenbuhler stand ihm in Böhmen Herzog Wilhelm von Baiern gegenüber, der aber, minder gewandt als

sein Gegner, es nur mit Einer Partei, nämlich mit dem Papste hielt, und daher trotz der größten Anstrengungen bei der Wahl gänzlich durchfiel. Ferdinand wurde am 23. October 1526 zum König von Böhmen gewählt und am 24. Februar 1527 zu Prag gekrönt; mit der Krone Böhmen erlangte er auch die Herrschaft über Mähren und Schlesien; am 11. Mai 1527 wurde ihm zu Breslau gehuldigt. — Große Aussichten gingen da für Baiern verloren; die Eifersucht Baierns auf Oesterreich ward hierdurch verewigt. — Aber noch viel gefährlicher war für Ferdinand der Widerstand in Ungarn; denn hier standen wie immer der deutschen Herrschaft jene mächtigen, auf ihre Nationalität und Unabhängigkeit eifersüchtigen magyarischen Magnaten entgegen, welche soeben noch in Pesth dem Sieger von Mohacz mit wetteiferndem Servilismus gehuldigt, und nach dessen Rückzug der Herrschaft im Lande sich bemächtigt, und ihr Haupt, den siebenbürgischen Woywoden Johann Zapolya zum König ausgerufen hatten. Auch dieser Nebenbuhler ward von Frankreich und dem Papste unterstützt und trug eifrigen Papismus zur Schau; schon war er im Begriff, der heiligen Liga beizutreten. Nur den Anstrengungen seiner Schwester Maria und des mit Zapolya verfeindeten Palatinus Stephan Bathory hatte Ferdinand seine bei einer Minderheit der Magnaten erst im November 1526 zu Preßburg zu Stande gebrachte Wahl zu danken. Doch mußte er sich den Weg in's Königreich mit deutschen Waffen bahnen. Deutsche Hülfsvölker unter Casimir von Brandenburg entrissen dem Woywoden seine Festungen, schlugen ihn bei Tokay auf's Haupt; er floh aus Ungarn und suchte Hülfe bei den Polen, dann bei Soliman, dem er endlich sich und sein Reich ergab. Ferdinand wurde am 3. November 1527 zu Stuhlweißenburg gekrönt.

Auch Ferdinand, der in Spanien erzogen und im Grunde noch orthodoxer war, als sein Bruder, glaubte die Zugeständnisse, die er aus Politik den Ketzern in Oesterreich, Ungarn und Böhmen gemacht hatte, durch die furchtbarsten Religionsverfolgungen in seinen schwäbischen Landen wieder ausgleichen und seinem bairischen Nebenbuhler auch im schwäbischen Bunde durch Dienstwilligkeit gegen das blutdürstige Geschrei der katholischen Eiferer den Rang ablaufen zu müssen. Im Geheimen trieb er seinen Bruder unablässig zu energischen Maß-

regeln gegen die evangelischen Stände an, welchen er offen entgegenzutreten nicht wagen durfte. Inzwischen war die Angst und Sorge der Katholischen immer höher gestiegen und wurde durch das Gefühl ihrer Schwäche nur zu um so größerer Erbitterung gesteigert. Durch grausame Verfolgung der Evangelischen in den eigenen Gebieten machten sie dieser Erbitterung Luft, durch Drohungen und Ränke und Anzettelungen aller Art suchten sie die evangelischen Stände, welche offen zu bekriegen sie nicht den Muth hatten, im Geheimen zu verderben. Mancherlei verdächtige Zusammenkünfte und Verhandlungen der katholischen Fürsten, sowie die offenen Drohungen und Prahlereien der katholischen Parteiführer, ließen keinen Zweifel, daß man etwas gegen die Evangelischen im Schilde führe; in Schwaben war es ein öffentliches Geheimniß, daß den evangelischen Städten ein Hauptschlag zugedacht sei. Einzelne derselben, wie Constanz und Heilbronn wurden bereits durch Grenzsperren, Vorenthalten von Eigenthum, Mißhandlung der Bürger bedrängt, mit Belagerung bedroht; schon war die Rede von einem Bunde mit den katholisch gebliebenen schweizerischen Urcantonen; hetzend und schürend reisten österreichische Agenten in den Reichsstädten und an den Höfen umher, um die weitere Reformation zu hintertreiben. Von dem Näheren dieser lichtscheuen Umtriebe ist nur wenig bekannt, aber es ist erwiesen, daß gegen Philipp von Hessen am spanischen Hofe ganz im Stillen eine Achtserklärung betrieben wurde, man weiß nicht mehr auf welchen Vorwand hin. Indessen so geheim dies letztere auch geschehen mochte, so war doch dem Landgrafen aus Warnungen, Winken und Drohungen eine unbestimmte Kunde geworden; das Verlangen, die im Finstern schleichenden Plane seiner Feinde kennen zu lernen und ihnen zuvorzukommen, ließ ihm keine Ruhe; er hatte durchaus keine Lust, nach Luther's Lehre vom passiven Widerstande „so lange zu warten, bis er um des Evangelii willen verjagt und an den Bettelstab gebracht worden" sei. Diese Stimmung des Landgrafen benutzte nun der Vicekanzler des Herzogs Georg von Sachsen, Dr. Otto von Pack, ein wie sich später herausstellte, höchst unzuverlässiger und betrügerischer Mensch, zu einer kecken, vielleicht nur aus Geldschwindelei unternommenen, Mystification, welche erst den Landgrafen und bald nachher ganz Deutschland in die größte

Aufregung versetzte. Nachdem er bei einem Aufenthalt in Cassel durch Andeutungen, Winke, Seufzer u. s. w. die Ungeduld Philipp's auf's Höchste gereizt hatte, brachte er endlich auf vieles Bitten, und nicht ohne zuvor sich wegen der Folgen durch große Geldentschädigung sicher gestellt zu haben, die glaubhaft ausgefertigte Abschrift einer Urkunde hervor, welche einen von Breslau 15. Mai 1527 datirten Bündnißvertrag Ferdinand's mit verschiedenen geistlichen und weltlichen Fürsten, namentlich den Bischöfen von Mainz, Würzburg, Bamberg, dem Kurfürsten von Brandenburg, den Herzögen von Sachsen und von Baiern, wegen Unterdrückung der Ketzerei und eventueller Eroberung und Theilung der evangelischen Länder enthielt. Das Bündniß war nun freilich voll starker Unwahrscheinlichkeiten, indeß fand es doch auch in vielen Umständen, in der ganzen Zeitlage und in vielen öffentlichen und geheimen Aeußerungen der angeblich Verbündeten eine nicht minder starke Bestätigung. Soviel wir sehen, zweifelte auch nach dem Bekanntwerden dieser Urkunde anfangs kein Mensch an ihrer Echtheit. Der Landgraf aber war in Feuer und Flammen; mit der Urkunde in der Hand eilte er nach Weimar und riß selbst den bedächtigen Kurfürsten von Sachsen zu dem Entschlusse fort, ein Gegenbündniß zu schließen und ein Heer zu rüsten, um dem Angriffe der Feinde zuvorzukommen. Schon hatte Philipp für solche Fälle in der Nähe und Ferne, mit Preußen und Dänemark, mit Frankreich und mit dem Woywoden Zapolya Verbindungen angeknüpft, Zusicherungen empfangen; an die oberdeutschen Städte ergingen seine Botschaften, mit den Schweizern ward über ein Bündniß verhandelt. Er war bereits entschlossen, mit seinem bei Herrenbreitungen versammelten, 20,000 Mann starken Heere die benachbarten Länder der geistlichen Fürsten in Franken und das Mainzische ohne Weiteres zu besetzen. Allein dieser Plan scheiterte an den Bedenken des Kurfürsten von Sachsen, welcher seine Theologen, wie immer in wichtigen Fällen, zuvor um Rath gefragt hatte. Luther und Melanchthon riethen dringend ab; es graute ihnen vor neuem Bürgerkriege; obwohl sie an dem Bündniß der Katholischen nicht zweifelten, wollten sie doch nicht, daß die Evangelischen zuerst zum Schwerte griffen; zumal die Ausführung des Bündnisses erst auf ein künftiges kaiserliches Mandat gestellt sei; mindestens solle man

zuvor die moralischen Mittel versuchen, und die Gegner durch offenen Vorhalt und Aufdeckung ihrer finstern Pläne entwaffnen. Es ergingen nun wirklich Anfragen an die betheiligten Fürsten; Philipp hatte soeben zur Rechtfertigung seiner Rüstungen ein offenes Manifest in's Reich ausgehen lassen, worin die vermeintlichen Pläne seiner Gegner enthüllt wurden, als die Antworten der Fürsten einliefen, welche das angebliche Bündniß als ein verläumderisches Machwerk zurückwiesen und auf Untersuchung drangen. Indessen Philipp legte die Waffen nicht eher nieder, als bis ihn auf Vermittlung von Pfalz und Trier die Bischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg wegen der Kriegskosten, die sie durch ihre Umtriebe veranlaßt hätten, entschädigten; auch Mainz durch den Vertrag von Hitzkirch auf seine bischöflichen Gerechtsame in Hessen Verzicht leistete. Pack wurde indeß vor Abgeordneten der beiderseitigen Fürsten zu Cassel verhört und obwohl ein voller Beweis gegen ihn nicht zu erbringen war, so stellten sich seine Angaben doch ziemlich deutlich als Erdichtung heraus. Der Landgraf ließ ihn laufen; erst lange nachher ward er in den Niederlanden ergriffen und soll hier auf der Folter die Fälschung bekannt haben, worauf er (im Jahre 1537) geviertheilt wurde.

Die Uebereilung des Landgrafen erregte einen mächtigen Lärm im Reiche; sie hatte zur Folge, daß die Parteien einander viel entschiedener gegenüber standen und an die Stelle geheimer Umtriebe offene Feindschaft trat; eine Anzahl noch schwankender, gewaltsamen Maßregeln gegen ihre Unterthanen abgeneigter Fürsten, welche bisher zur evangelischen Partei gezählt wurden, wie Baden, Pfalz, Mecklenburg, schenkten jetzt, erschreckt durch die vermeintliche Eroberungslust und Gewaltsamkeit des Landgrafen, den katholischen Sendlingen, den Mahnungen Ferdinand's und des schwäbischen Bundes mehr Gehör. Diese letzteren waren auf's höchste erschreckt und aufgebracht; sie fürchteten wieder für Wirttemberg, dessen vertriebenen Herzog Ulrich der Landgraf gastlich bei sich aufgenommen hatte; sie alle fürchteten sich vor ihrem wegen seiner Religion mißhandelten Volke, von welchem der Landgraf wie ein ersehnter Held und Retter gefeiert ward; bei dem eilig aufgebotenen Bundesauszug gegen Hessen hatten die Städte die größte Abneigung an den Tag gelegt. Sie hatten auf Nürnbergs

Betreiben die Frage erhoben, „ob die Bundeseinung christliche Städte verpflichte, zu helfen, ob nicht Gott vielleicht durch Philipp's Unternehmen den Geistlichen mit ihren Praktiken Zaum und Gebiß anlegen wolle." Der schwäbische Bund drohte schon ganz aus einander zu fallen; man hatte wieder die größte Angst vor dem Herzog von Wirttemberg, der auf Hohentwiel rüstete und vor einem Einbruch der Schweizer.

Das rasche Unternehmen des Landgrafen hatte überhaupt die Folge, daß der Unklarheit ein Ende gemacht und die Parteien sich ihrer gegenseitigen Stellung schärfer bewußt wurden, einander Auge in Auge gegenüber traten. An die Stelle der geheimen Umtriebe, welche Philipp hatte durchhauen wollen, trat jetzt offene Feindschaft. Die Katholischen schaarten sich enger zusammmen. Aber leider konnte man von den Evangelischen nicht dasselbe sagen. Welch ein Bild der Verzagtheit und Rathlosigkeit boten die Reichsstädte Süddeutschlands am Ende des Jahres 1528 dar! Trotz aller Mühe konnte man nicht vier in einen Bund zum Schutze des Evangeliums zusammenbringen; Augsburg hoffte den Kaiser mit Geld und Connerionen leicht beschwichtigen zu können; Nürnberg hielt das für schmählich, wollte aber keinen Bund ohne die übrigen Städte, Straßburg hingegen keine Freundschaft mit dem schwäbischen Bunde, u. s. w. Noch trauriger war der Zwiespalt zwischen den beiden evangelischen Vorkämpfern, Sachsen und Hessen. In Sachsen triumphirten Luther und Melanchthon mit ihrem passiven Widerstand; sie faßten ein tiefes Mißtrauen gegen die Unternehmungslust des Landgrafen und wollten nichts weiter mit ihm zu thun haben, „weil er ein unruhiger Mann ist, möcht Stift und Klöster stürmen, ohne unsern Willen, so müßten wir hiernach mit thun oder mit gethan haben, was er that." Die Freundschaft des Landgrafen mit den Schweizern und Sacramentirern, seine politischen Pläne und Maßregeln gegen den Kaiser waren für Luther, welcher in solchen Plänen eine strafbare Auflehnung gegen die Obrigkeit erblickte und jetzt mehr als je für Kaiser und Reich Gehorsam forderte, ein wahrer Gräuel.

Unter diesen Umständen ward im März 1529 der Reichstag zu Speier eröffnet, auf welchem nun zum ersten Male die Katholischen

eine große compacte Mehrheit bildeten; schon nach wenigen Tagen ward vom Ausschuß und bald nachher von der ganzen Versammlung in ihrer großen Mehrheit die Proposition der kaiserlichen Commissarien angenommen, welche nichts Geringeres als eine förmliche Zurücknahme der Artikel des Reichstags von 1526 enthielt. Da jene Artikel „bei Vielen in einen großen Mißverstand und zur Entschuldigung von allerlei erschrecklichen neuen Lehren gezogen und ausgelegt worden," so sollten nicht bloß alle Stände, die es bisher mit dem Wormser Edict gehalten, dabei beharren, sondern auch die übrigen Stände sich jeder weiteren Neuerung enthalten, Niemandem die Messe entziehen, oder mit anderen Worten die abgeschaffte Messe sobald es von irgend Jemand verlangt würde, wieder herstellen, endlich die Zwinglianer und Wiedertäufer nicht ferner dulden. Wenn dieser Majoritäts-Beschluß zur Ausführung kam, so mußte die grenzenloseste Verwirrung entstehen, in den evangelischen Gebieten war der Anarchie und Wühlerei auf's Neue Thür und Thor geöffnet; der Zweck der Speierschen Artikel, welche gerade aus dem Bedürfniß der Ordnung hervorgegangen, war wieder vereitelt, Alles, was inzwischen in der neuen Kirche gesetzlichen Bestand gewonnen hatte, wieder über den Haufen geworfen. Aber vergebens stellten die Reichsstädte diesen Gesichtspunkt der Ordnung dem Reichstag und dem Reichsverweser auf's Eindringlichste vor Augen; vergebens bestritten die evangelischen Fürsten dem Reichstag das Recht, so tyrannische, in Gewissensangelegenheiten jedes Einzelnen eingreifende Beschlüsse zu fassen und noch vor dem vom Kaiser in nahe Aussicht gestellten Concile einen Glauben zu verdammen, zu welchem sie sich öffentlich bekannten. Ohne diese Einwendungen nur anzuhören, ließ Ferdinand die gefaßten Beschlüsse sofort als Reichsschluß verkünden. Hierauf ließen die evangelischen Fürsten gegen den alle Befugnisse einer Versammlung weit überschreitenden, daher für sie unverbindlichen Majoritätsbeschluß eine Protestation verlesen. Als deren Aufnahme in die Acten verweigert wurde, legten sie gegen dieses ganze gewaltthätige Verfahren Appellation an den Kaiser, an ein allgemeines Concilium, an die gesammte Nation ein. Zu dieser alsbald öffentlich bekannt gemachten Protestation vereinigten sich der Kurfürst Johann von Sachsen,

der Markgraf Johann von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp zu Hessen und der Fürst Wolfgang zu Anhalt. Vierzehn Reichsstädte, nämlich Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg, Windsheim, traten ihr bei. Die übrigen Reichsstädte hatten sich durch Ferdinand's Drohungen abschrecken lassen. Aber gar manche auch nicht zu den Reichsstädten gehörende Stadt wie z. B. das mit Sachsen verbündete, glaubenseifrige Magdeburg konnte zu diesen Protestanten gezählt werden.

Von dieser Protestation haben die Evangelischen den inhaltsschweren Namen der Protestanten: er bedeutet, daß sie gegen alle menschlichen Eingriffe in ihren Glauben, gegen allen Religionszwang protestiren und ihre Glaubensangelegenheiten von keinem menschlichen Richter abhängig machen wollen, wäre er selbst der höchste. Aber in jenem Acte selbst, der sich im Gegentheil gegenüber der Majorität des Reichs auf höhere Autoritäten berief, war dieses weltgeschichtliche Princip noch keineswegs enthalten und keineswegs klar ausgesprochen; der Name Protestanten ward noch lange als eine Art von Schimpfnamen betrachtet; die Protestanten selbst bestanden darauf, daß man sie katholisch nenne. Sie fühlten sich eben nur in der Lage einer Oppositionspartei, welche sich noch in der Minderheit befindet, aber einstmals zur Mehrheit zu werden hofft und inzwischen gegen jede Beeinträchtigung der errungenen Rechte protestirt. Inzwischen nahmen die europäischen Angelegenheiten eine für die Protestanten sehr drohende Gestalt an. Ein unverhoffter Sieg der kaiserlichen Truppen in Italien hatte den alsbaldigen Abschluß des Friedens zwischen Kaiser und Papst (am 29. Juni) zur Folge. Fünf Wochen später, am 5. August, kam der von der Tante des Kaisers und der Mutter des Königs Franz vermittelte s. g. „Damenfriede" zu Cambray zu Stande. Sowohl der Papst als der König von Frankreich gaben, erschöpft durch so lange Kämpfe und durch das sprüchwörtlich gewordene Glück des Kaisers, wenigstens für den Augenblick den Gedanken auf, ihn aus Italien zu verdrängen, der Papst war zufrieden, daß seine Familie in die Gewaltherrschaft über Florenz wieder eingesetzt wurde, während

auch der Kaiser bei der Erschöpfung seiner Finanzen um so bereitwilliger war, seine vielen sonstigen Ansprüche, auf Burgund, Venedig, Florenz, die Städte im Kirchenstaate u. s. w. einstweilen zu vertagen. Der Friede brachte ihm, was er am nöthigsten brauchte, nämlich viel Geld und freie Hand gegen die Ketzer und die Osmanen ein. Bald darauf landete Karl in Italien und vollendete durch geschickte Politik und Unterhandlung, was das Waffenglück begonnen hatte. Zu Bologna traf er mit dem Papste zusammen und ließ sich von demselben am 24. Februar 1530 als römischer Kaiser krönen. Nichts wurde versäumt, das ganze Kirchenceremoniell der alten Zeiten wurde aufgeboten, um die ketzerische Welt von der Aufrichtigkeit dieser Eintracht und von der tiefen Verehrung des Kaisers vor dem Statthalter Christi zu überzeugen. Bei der Krönung umgaben den Kaiser fast nur seine rechtgläubigen Spanier; die Kurfürsten des glaubenskranken Reiches waren, wie es schien, nicht würdig befunden; man hatte sie weder befragt noch eingeladen. Ihre Reichsämter wurden bei der Feier von spanischen Hofherren verwaltet. Nachdem der Kaiser die Dinge in Italien geordnet, erschien er endlich nach siebenjähriger Abwesenheit wieder im Reiche, um auch hier Ordnung zu schaffen, die Ketzer zu unterdrücken und die Christenheit gegen die Osmanen zu vereinigen.

Denn auf's Neue waren diese furchtbaren Feinde jetzt erschienen und dies Mal bis in's Herz Deutschlands vorgedrungen. Am 4. Mai 1529 hatte sich Soliman mit einem trefflich gerüsteten Heere von 250,000 Mann aus Konstantinopel erhoben, um seinem Vasallen Zapolya Ungarn, sich selbst die römische Kaiserkrone zu erobern. Zur Vertheidigung Ungarns konnte Ferdinand nur 800 Gulden aufbringen, und weder die Flotte, noch die nothwendigsten Besatzungen bezahlen. Die ungrischen Magnaten eilten huldigend unter die Fahnen des Padischah, der sich die Zuflucht aller Unterdrückten nannte, ein Bischof von Fünfkirchen brachte ihm die Krone des heiligen Stephan entgegen. Ungarn ging für Ferdinand wieder verloren und am 26. September lagerte Suleiman mit ungeheurer Heeresmacht vor **Wien**. Diese schöne Stadt gedachte er schon zu einer osmanischen Residenz zu machen; er zweifelte nicht an der baldigen Unterwerfung des zwieträchtigen deutschen Reiches. Aber es erging ihm nun, wie so vielen Eroberern vor

und nach ihm, die sich in der Abschätzung der deutschen Nation verrechnet haben; trotz der tiefen Zerklüftung der Parteien zeigte sich jetzt ungewöhnliche Theilnahme, eine starke Reichshülfe war zu Speier bewilligt und bald nachher wirklich geleistet worden; während das Reichsheer unter dem Pfalzgrafen Friedrich sich bei Crems aufstellte, konnten die Vortruppen unter Pfalzgraf Philipp noch zu rechter Zeit in Wien eintreffen und an der ruhmvollen Vertheidigung dieser Stadt theilnehmen, durch welche Soliman genöthigt wurde, seinen weiteren Plänen vorläufig zu entsagen und nach großen Verlusten sich in der Mitte des Octobers zum schnellen Rückzug durch Ungarn zu entschließen.

Einen Hauptantheil an dieser fast wunderbaren Rettung Oesterreichs aus der drohendsten Gefahr durfte sich Luther zuschreiben, dessen deutsches Herz sich bei der Kunde vom Herannahen der Ungläubigen gewaltig regte; schon im Jahre 1528 schrieb er dem Landgrafen „vom Kriege wider die Türken;" im Jahre 1529 ließ er seine „Heerpredigt wider die Türken" drucken. Da warf er die Lehre vom passiven Widerstande, womit er früher (zum Theil aus Mißtrauen gegen den Papst, der sich des Türkenkrieges stets nur als eines Vorwandes bediente) auch den Türkenkriegen widersprochen, weit von sich hinweg; ja er selbst forderte nun die Deutschen zu größerer Thatkraft und Eintracht auf; sie sollten die Sachen „nicht so kindisch und schläfrig" angreifen; sie sollten nicht warten, bis es zu spät sei; der alten Zeiten sollten sie sich erinnern, wo auch die Weiber mit in die Schlacht zogen. Bei dem großen Ansehn Luther's blieben diese Mahnungen nicht fruchtlos. Unter den Rettern Wiens waren viele Evangelische; Luther's Einfluß bewirkte, daß auch die evangelischen Stände trotz ihrer Protestation gegen den Reichsabschied die Türkenhülfe leisteten.

In denselben Tagen, wo dies geschah, beriethen sich Karl und Ferdinand über die Unterdrückung der evangelischen Kirche. Umfassende Pläne waren im Gange, welche durch den zwischen den Protestanten selbst inzwischen ausgebrochenen Zwiespalt begünstigt wurden.

Der theologische Meinungsstreit zwischen Luther und Zwingli hatte nämlich in eben dieser Zeit seinen Höhepunkt erreicht. Der Widerwille Luther's gegen die Sacramentirer ging so weit, daß ihn die Prote-

station gereute, zu welcher sich Sachsen vom Landgrafen in der Hitze der Reichstagsverhandlungen hatte hinreißen lassen. Er meinte, man hätte die Sacramentirer ihrem Schicksal überlassen und den Reichsabschied als ein Interim sich gefallen lassen sollen. Der schwache Melanchthon empfand bei seiner Heimkehr vom Reichstag die größte Gewissensangst; er klagte sich an, einen guten Frieden verscherzt, Rebellion und Bürgerkrieg heraufbeschworen zu haben. Denn von allen Seiten ertönte jetzt Kriegsgeschrei; in etlichen Reichsstädten, deren ängstliche Gesandtschaften der Protestation nicht beigetreten waren, am lautesten in dem volkreichen Augsburg, hatte sich die Gemeine empört, die Kirchen gestürmt, die Bilder hinaus geworfen, die Altäre beschmutzt. Der schwäbische Bund begann mit Executionsmaßregeln, in den Städten rüstete sich das Volk zum Kampfe. Der Landgraf von Hessen ging mit den kühnsten Plänen des Widerstandes um, schon zu Speier sprach er von der Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich, von der Möglichkeit eines Thronwechsels im Herzogthum Sachsen, und im Kurfürstenthum Brandenburg; alle Städte sollten sich rüsten und einen großen Bund mit den Schweizern und den protestirenden Fürsten schließen; mit Hülfe des gemeinen Mannes sollten die Widerstrebenden zum Beitritt gezwungen werden. Schon war ihm zehn Tage nach dem Erlaß des Abschiedes, am 22. April, die Stiftung eines Vertheidigungsbündnisses zwischen Sachsen, Hessen, Nürnberg, Ulm und dem Zwinglischen Straßburg gelungen. Zur näheren Verabredung dieses in den oberdeutschen Städten mit Jubel begrüßten Bundes war ein Tag nach Rotach im Coburgischen auf den 6. Juni bestimmt.

Aber für Luther und Melanchthon war es nun ein schrecklicher Gedanke, daß Sachsen mit den Aufrührern und Sacramentirern gemeinsame Sache machen, ja daß es selbst helfen solle, einen Eroberungskrieg für den Zwinglianismus zu führen. Vier Hauptbedenken stellte Luther in einer Vorstellung an seinen Kurfürsten dem Bund entgegen, erstens, der Glaube der Mitglieder sei ungewiß und wie zu besorgen stehe, nur bei Wenigen wahrhaft vorhanden; in der Stunde der Prüfung würden sie abfallen; zweitens, der Landgraf, sowie die Städte Basel und Straßburg, seien unruhige Leute; drittens, der ganze Bund sei verdächtig, allerlei Fleischliches stecke dahinter;

viertens, endlich sei es unchristlich, die Ketzerei der Sacramentirer zu vertheidigen und zu stärken. Diese Gründe waren für Sachsen, das fränkische Brandenburg und Nürnberg, bald auch für andere Städte entscheidend; es gelang, den Bund zu hintertreiben; zuerst ließ es der Vertreter Sachsens auf dem Tage zu Rotach zu keinem Abschluß der dort verabredeten Bundesverfassung kommen, dann wurde der zu diesem Zwecke auf den August nach Schwabach ausgeschriebene Einigungstag von Sachsen wieder abbestellt und unverrichteter Dinge mußten die Oberdeutschen abziehen. Vor Allem verlangten die Lutheraner jetzt, daß der Bund an ein gemeinsames Glaubensbekenntniß geknüpft werde; vergebens stellte ihnen der Landgraf vor, daß es dann bei dem ewigen Streiten der Theologen über Schriftauslegung niemals zu einem Bündniß kommen werde und daß man auf diese Weise die Hilfe vieler tausend Mitstreiter Zwinglischen Bekenntnisses von der Hand weise: eben dies war ja die Absicht der Lutherischen; das Glaubensbekenntniß sollte ihnen ein sicheres Mittel sein, den ganzen Bund zu vereiteln. Dieses Hinderniß glaubte Landgraf Philipp nun am besten durch ein Colloquium zwischen den beiderseitigen Theologen hinwegräumen zu können. Es war ein schon seit Jahren verfolgter Lieblingsgedanke, eine liebenswürdige Schwärmerei des jungen Fürsten, der sich einbildete, die großen Gegensätze zwischen Luther und Zwingli würden sich wie ein bloßes Mißverständniß durch eine persönliche Besprechung beilegen lassen. Nur mit großem Widerwillen und nach vielem Sträuben folgten Luther und Melanchthon, mit bereitwilligerem Eifer und stolzen Hoffnungen Zwingli und Oekolampad der Einladung zu diesem Colloquium, welches am 2. October 1529 und den folgenden Tagen in dem großen Rittersaale des Schlosses zu Marburg zwischen den berühmtesten Theologen beider Bekenntnisse, in Gegenwart des Hofes, vor etwa 60 Personen, stattfand. Gegen Zwingli und Oekolampad kämpften Luther, Melanchthon, Brenz und Osiander. Allein es ging bei diesem Streite, wie es bei einer Disputation zwischen solchen Männern nicht anders zu erwarten war; kein Theil ward durch die schon so oft gelesenen und bekämpften Argumente des Gegners überzeugt, und beiden war es zu ernst mit ihrem Glauben, um ihn aus bloßer Politik aufzugeben. Der Kampf drehte sich um den Nacht-

mahlstreit; beide Theile gingen nach ihrer eigenen Meinung als Sieger aus dem Kampfe hervor; während aber Zwingli's Vernunftgründe bei den Zuhörern den größeren Eindruck machten und namentlich den Landgrafen gewannen, beharrten die Lutheraner nur um so standhafter bei den Worten der Bibel: dies ist mein Leib, welche Luther, gleichsam um sich vor seiner eigenen zweifelnden Vernunft zu schützen, vor sich auf den Tisch geschrieben hatte. So groß war Luther's Zorn und Mißtrauen, daß er den Gegnern nicht einmal die Lauterkeit der Gesinnung zugestehen wollte, und sie „fahrenlassend" unter den Thränen Zwingli's dem gerechten Gerichte Gottes empfahl. Um wenigstens irgend ein Resultat zu erzielen, verstand sich endlich auf des Landgrafen inständige Bitten Zwingli zu einer Vergleichung in allen übrigen Hauptpunkten der lutherischen Lehre; es waren ihrer fünfzehn aufgezeichnet; er unterschrieb sie alle, bis auf den einzigen Nachtmahl-Artikel. Auch hierin wollte er gern nachgeben, er wollte die „wahre, doch geistliche" Gegenwart des Leibes Christi im Nachtmahl zugestehn. Aber daß man Gott mit den Zähnen esse und leiblich genieße und daß auch die Gottlosen und Ungläubigen ihn essen und genießen, zu diesem Glauben konnte sich sein heller gebildeter Geist bei dem besten Willen nicht entschließen. Und so schied man denn, getrennter und bittrer als zuvor; nach einmüthigem Beschluß schlugen die Lutheraner den Zwinglianern als Leuten, die nicht zur Kirche Christi gehörten und deren Zugeständnisse selbst nur eine erdichtete Einigung seien, die Brüderschaft ab, um welche Zwingli nochmals mit Thränen bat; kaum wurde, des unwilligen Landgrafen wegen, zugestanden, sie in christlicher Feindesliebe sanftmüthig zu ertragen und das heftige Schreiben gegen einander einzustellen. Müde des Streites, das Herz voll Traurigkeit, ritt der Landgraf zuerst hinweg, worauf seine Gäste wieder in die Heimath zurückkehrten.

Bei diesem Marburger Colloquium sind übrigens keineswegs bloß die theologischen Fragen in's Gewicht gefallen. Die großen Hoffnungen, mit denen Zwingli, begleitet von den Rathsherren oberdeutscher Städte, nach Marburg zog, hingen mit den umfassenden Plänen zusammen, welche den kühnen Reformator damals beschäftigten und in geheimen Conferenzen, ohne Theilnahme der Lutherischen,

mit dem Landgrafen und dem Herzoge von Wirttemberg in Marburg verhandelt wurden. Es handelte sich um einen Bund mit Frankreich und Venedig gegen Kaiser und Papst. Damals stand Zürich auf dem Höhepunkte seines Ansehens. So eben hatte es durch imposante Machtentfaltung die katholischen Urkantone gedemüthigt und zur Eingehung des s. g. ersten Cappeler Landfriedens vom 25. Juni 1529 und zur Auflösung und Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand genöthigt. Dieser Friede war nur durch den Einfluß einer vermittelnden Partei sehr gegen den Willen Zwingli's abgeschlossen worden, welcher keineswegs bei einer bloß territorialen Religionsduldung stehen bleiben, sondern durch die allenthalbige Gewähr freier Predigt dem Evangelium in der ganzen Schweiz zum Siege verhelfen, die Glaubensbrüder auch in den katholischen Kantonen schützen, zugleich die Bundesverfassung reformiren, die unverhältnißmäßige Stimmenzahl der kleinen katholischen Orte auf den Tagsatzungen beschränken, dem Schweizerbunde durch Verbindung mit den deutschen Städten, mit Landgraf Philipp und Herzog Ulrich eine größere Ausdehnung verschaffen wollte. Nach seiner Rückkehr vom Marburger Gespräch begann er mit Frankreich und Venedig zu unterhandeln, er verkündete dem Landgrafen dessen göttliche Erwählung zu großen Dingen, er hoffte ihn als evangelischen Kaiser noch an der Spitze einer großen deutschen Städte-Republik zu sehen.

Wir wissen nicht, wie weit der Landgraf von Hessen mit diesen Plänen einverstanden war, jedenfalls blieb er mit Zwingli in freundschaftlichster Verbindung und der Bund mit den Schweizern blieb ein Hauptziel seiner Politik. Auch sein freies und großmüthiges Herz konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man die Glaubensbrüder der katholischen Gebiete schutzlos ihren Henkern überlassen und die evangelische Wahrheit, die allen Menschen verkündet ist, auf einige kleine Landeskirchen einpferchen solle. Philipp war damals zu den kühnsten Unternehmungen bereit. Aber gerade dies war ein Hauptgrund für Luther und dessen Anhänger, jeden solchen Bund zu verhindern, der ihm in einem Augenblicke, wo die Türken vor Wien lagen, als zehnfacher Hochverrath erschien. Wir müssen diese Verhältnisse ins Auge fassen, um den leidigen Zwist vollständiger zu begreifen. Als nun endlich der

längst angesagte Verhandlungstag zu Schwabach bei Nürnberg am 16. October sich versammelte, wurde als Vorbedingung jedes Bündnisses von Sachsen und Brandenburg zunächst die Annahme der fast unverändert wiederholten Marburger Glaubens-Artikel verlangt und zugleich eine andere Bundesverfassung vorgeschlagen, in welcher durch Zurückdrängung des städtischen Elementes dem Bunde der republikanische Charakter genommen ward. Da die Städte hierauf nicht instruirt waren, so kam wieder Nichts zu Stande. Allein bald trafen drohende Nachrichten aus Italien ein: der Kaiser hatte eine Gesandtschaft der Protestanten schlecht empfangen, ja sogar verhaften lassen, weil sie es gewagt hatte, ihm durch Notariatsact eine Appellation zu überreichen. Auf diese Nachricht schien Sachsen seine Bedenken fahren zu lassen; noch vor der verabredeten Zeit berief es eine neue Versammlung der Protestanten nach Schmalkalden. Inzwischen erlangten die Gesandten ihre Freiheit zurück und das Bündniß kam auch zu Schmalkalden (29. Novbr.) nicht zu Stande; im Gegentheile, es erfolgte hier der offene Bruch; die beiden anführenden Städte, Straßburg und Ulm, erklärten sich hier überhaupt gegen die Aufnahme von Glaubensartikeln in ein lediglich zu gegenseitiger Hilfe wider unbillige Gewaltthat bestimmtes Bündniß und da aller Bitten der Städte, aller Vorstellungen des Landgrafen ungeachtet Sachsen und Brandenburg bei der verlangten Aufnahme ihrer Schwabacher Glaubensartikel beharrten, so wurden die Unterhandlungen abgebrochen; Melanchthon aber und Luther konnten sich rühmen, den Bund gesprengt zu haben.

Entzweiung und Mißmuth und lähmende Verzagtheit bemächtigten sich jetzt der oberdeutschen Städte; zwischen Sachsen und Hessen kam es fast zu offnem Bruch; der Landgraf verwünschte das Regiment der Theologen; er forderte die Städte auf, sich auch ohne die andern Fürsten mit ihm allein und mit den Schweizern zu verbünden; er habe Reiter, die Städte Fußvolk, Geschütz und Geld. Aber zu diesem Wagniß hatte nur Straßburg den Muth, welches am 5. Januar 1530 mit Zürich und Constanz ein christliches Bürgerrecht zum Schutze des Glaubens schloß. Dagegen den schwäbischen Städten, oder vielmehr deren Rathsherren und Patriciern schien eine Verbindung bloß mit den Schweizern keineswegs gerathen, so laut auch die Gemeinden

darnach verlangten. Das tonangebende Ulm beschloß, mit allen Bündnissen und allen Reformen bis zum Reichstage stille zu stehen. „Wenn es denn darauf ankomme," so erklärte Ulm auf einem schwäbischen Städtetag zu Biberach, „menschlichen Artikeln zu gehorchen, so wolle man lieber den Papst zum Artikelmacher, als den Luther; durch jenen habe man Frieden mit dem Kaiser und brauche keine Bündnisse." Unklug sei es, sich durch Verbindung mit den Schweizern dem Hasse Oesterreichs auszusetzen, welches den schwäbischen Städten so dicht vor der Thür sitze; unbillig und unannehmbar seien die Bedingungen der Schweizer, welche verlangten, daß man ihnen im Kriegsfalle mit aller Macht zu Hülfe ziehe, dagegen ihrer Seits für jedes Tausend Mann großen Söldnerlohn forderten. Auch die schwäbischen Städte wiesen jetzt das Bündniß von der Hand. An des Ulmer Bürgermeisters Besserer zähem Widerstande scheiterten alle Anstrengungen Zwingli's, der mit bittrem Zorne über die blinden Deutschen klagte, die sich von bestochenen Verräthern in's Unglück treiben ließen. Und in der That wurde von den katholischen Agenten nichts versäumt, um durch Drohungen, durch Versprechungen und durch Geld auf die rathlosen Rathsherren vollends einzuwirken, unter denen eine österreichische Partei wieder das Haupt erhob. Um sich der Gunst des Kaisers zu versichern, trat der Rath zu Nördlingen im Februar 1530 von der Protestation wieder zurück und ließ seine Unterwerfung unter den Reichsabschied anzeigen. Eine ähnliche verblümte Unterwerfung ließ der erschreckte Rath zu Ulm in einer demüthigen Botschaft dem heranziehenden Kaiser entgegen tragen. Die andern Städte thaten eben Nichts. Nur Heilbronn und Reutlingen suchten die Hülfe der lutherischen Fürsten dadurch zu erkaufen, daß sie nach dem Beispiele Nürnbergs den Schwabacher Artikeln beitraten. Aber auch das war vergebliche Mühe; denn inzwischen hatten die lutherischen Theologen jedes Widerstandsbündniß, auch eines unter den Confessionsverwandten, als unchristlich, zwinglisch, revolutionär verdammt. Sie behaupteten, die Reichsstände müßten als Unterthanen dem Kaiser unter allen Umständen gehorchen, auch wenn er Unrecht thue, und den Schutz des Evangeliums Gott anheim stellen. Ihre Lehre vom leidenden Gehorsam war durch den Widerspruch der Zwinglianer nur noch schroffer ge-

worden, ihre Stimme übertönte die der Juristen und Staatsmänner, und indem sie das, was in der Bibel vom römischen Kaiser gesagt ist, ohne Weiteres auf den deutschen Kaiser anwendeten, brachten sie bei den evangelischen Ständen, freilich nur auf kurze Zeit, Ansichten zur Geltung, welche das ganze deutsche Staatsrecht auf den Kopf stellten.

Dies war die Lage der Protestanten, als Kaiser Karl im Frühling des Jahres 1530 von Italien aufbrach, um den wegen des Türkenkrieges und der Religionswirren nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag zu halten. Die milden und versöhnlichen Worte des Ausschreibens, womit er diesen Reichstag berufen hatte, die gnädige Verheißung, er wolle „eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit hören, verstehen und erwägen, und dieselben unter eine einige christliche Wahrheit bringen und vergleichen, Alles, so zu beiden Theilen nicht recht sei ausgelegt oder gehandelt, abthun, durch Alle eine einige und wahre Religion annehmen und halten", ward von den lutherischen Theologen mit um so größerem Vertrauen aufgenommen, als des Kaisers Bruder Ferdinand gleichzeitig Unterhandlungen mit Sachsen betrieb und kirchliche Zugeständnisse in Aussicht stellte. Sie gaben sich den überschwänglichsten Hoffnungen hin: sie begrüßten den Kaiser als den wahren Messias der kranken Zeit und den bevorstehenden Reichstag als das langersehnte Nationalconcilium, auf welchem unter dem Schutze des Kaisers die nationale Reform und Wiedergeburt der Kirche erfolgen werde. Sie wußten freilich nicht, daß die Unterhandlungen Ferdinand's, wie dieser selbst seinem Bruder vertraulich schrieb, keinen andern Zweck hatten, als den Kurfürsten hinzuhalten und die Entzweiung der Protestanten zu vermehren und daß die Worte des kaiserlichen Ausschreibens bloße Höflichkeitsphrasen waren, mit denen man ihnen die Rückkehr zur alten Kirche nur hatte erleichtern wollen. Denn allerdings wünschte der Kaiser aus Gutmüthigkeit wie aus Politik die Lutheraner möglichst glimpflich zur Unterwerfung zu bringen. Nach Allem, was man ihm berichtet hatte, konnte er an ihrer bevorstehenden Unterwerfung nicht mehr zweifeln. Denn wie die Lutheraner sich in der kaiserlichen Politik getäuscht hatten, so waren auch die Katholischen hinsichtlich der Protestanten in einem großen Irrthum begriffen. Sie hatten die evangelische Lehre

von Anfang an nicht verstanden; bei der rohen und unwürdigen Vorstellung, die sie von den Ketzern hegten, hielten sie die Zwistigkeiten und innern Bedrängnisse, welche aus der Glaubensfülle der Protestanten entsprangen, für ein Zeichen jener innern Schwäche, in welcher haltlose Neuerungen sich aufzulösen pflegen.

Beiden Theilen stand nun auf dem Reichstage zu Augsburg eine große Enttäuschung bevor. Die Hoffnungen der Lutheraner wurden schon sehr herabgestimmt, als sich der kaiserliche Hofstaat näherte, welchen „wälsche und spanische Pfaffen ohne Zahl" begleiteten, und an welchem, zumal nach dem zu Insbruck erfolgten Tode des milden Großkanzlers Gattinara, die bekanntesten Gegner des Evangeliums, vor Allen der Propst Balthasar Merklin von Waldkirch sowie der päpstliche Legat Campeggi den größten Einfluß hatten. Ihnen gesellten sich die eifrigsten Gegner Luther's, Ferdinand's Beichtvater, der blutdürstige Faber, Dr. Eck, Cochläus, Wimpina und viele Andere hinzu. Die Häupter der Katholischen, Joachim von Brandenburg, Georg von Sachsen, der Herzog von Baiern u. A. m. eilten dem Kaiser nach Insbruck entgegen, wo ein katholisches Vorparlament gehalten ward. Man erwartete auch die Ankunft des Kurfürsten von Sachsen; man hoffte, er werde sich schon hier unterwerfen; aber er blieb aus. Indeß harrten die protestantischen Fürsten, gefolgt von ihren Theologen und zahlreichen Reisigen, zu Augsburg der kaiserlichen Ankunft. Luther selbst war in Coburg zurück geblieben, da er als Geächteter auf dem Reichstag nicht erscheinen durfte, durch Briefe und Boten blieb er mit den Seinen in Verbindung. Je drohender nun aber die Nachrichten wurden, desto entschlossener ward ihre Haltung, desto mehr siegte die staatsmännische vom sächsischen Kanzler Dr. Brück verfochtene Ansicht, daß jede Nachgiebigkeit unter diesen Umständen vom Uebel sei, weil sie von den Gegnern nur für Schwäche und Furcht gehalten werde. Die durch zwei kaiserliche Gesandte überbrachte Anforderung an den Kurfürsten, dem Kaiser zu einer besonderen Besprechung entgegenzukommen, und einstweilen das Predigen einstellen zu lassen, ward abgelehnt. Frei erschallte in den Kirchen die evangelische Lehre, begleitet von großen Volkshaufen, zog der Landgraf zur Predigt des Zwinglianischen Magister Cellarius, indeß die lutherischen Fürsten

den Worten des berühmten Urbanus Regius lauschten. Während hier beide Theile, unbeirrt durch die gemeinsame Gefahr, sich in Controvers-Predigten bekämpften, wetteiferten die Sachsen, Hessen und Lüneburger in ihren Quartieren, das Volk durch Verhöhnung der Mönche und ihrer Prozessionen zu belustigen. Endlich am 15. Juni hielt der Kaiser mit einem bunten und mannigfaltigen Gefolge seinen Einzug. Höchst ungnädig hatte er schon vor seiner Ankunft der Stadt Augsburg befohlen, ihre Truppen zu entlassen; seine Befehlshaber sollten ihm eine andere Mannschaft werben, aber keine Augsburger, überhaupt nur solche, die dem Luther entgegen seien; dies letztere ward von seinen eigenen Hauptleuten für unmöglich erklärt; man mußte davon abstehen.

Und nun konnte Karl noch an demselben Abend sich von den Gesinnungen der evangelischen Fürsten persönlich überzeugen. Er hatte sie sogleich nach seinem Einzug vor sich bescheiden lassen und ließ ihnen die Einstellung der Predigten und die Theilnahme am Fronleichnamszuge befehlen, der folgenden Tages vor sich gehen sollte. Beides wurde vom Landgrafen sofort mit raschen Worten verweigert. „Herr", erwiederte der alte Markgraf Georg von Brandenburg, „ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollt' ich lieber auf dieser Stelle mir den Kopf abhauen lassen", worauf ihm Karl mit den Worten: „nit Kop ab, löwe Fürst" in die Rede fiel. Es sind dies die einzigen Worte, welche Karl, der nur etwas gebrochen niederländisch, aber weder fertig Deutsch, noch Lateinisch reden konnte, denn seine Muttersprache war das am burgundischen Hofe herrschende Französische, bei den öffentlichen Verhandlungen zu Augsburg hören ließ. Er selbst nahm nur vornehm schweigend an den Verhandlungen Theil, in seinem Namen sprachen andere Fürsten. Folgenden Morgens erschienen die Fürsten auf's Neue vor ihm; der Landgraf von Hessen wiederholte in mündlichem Vortrag seine Weigerung und begleitete sie mit einer von der ganzen Partei ausgehenden in sehr energischen Worten abgefaßten schriftlichen Erklärung. Da weinte Ferdinand vor Zorn, der Landgraf tummelte beim Heimreiten freudig seinen Hengst. Am Fronleichnamszug nahmen die Evangelischen nicht Theil, während der Kaiser durch pomphafte Umzüge, und indem er im Ordenskleide unter

Mönchen demüthig wandelte, seine Kirchlichkeit nur um so auffallender zu erkennen gab. Wegen der Prediger ward endlich eine Vermittlung angenommen, wonach während des Reichstags beiden Parteien das Predigen untersagt und durch vom Kaiser bestellte unparteiische Prediger nur der Text des Evangeliums und das gemeine Gebet von den Kanzeln abgelesen wurde.

Wenige Tage nach diesen Auftritten, am 20. Juni wurde der Reichstag mit einer im Namen des Kaisers vom Pfalzgrafen Friedrich gehaltenen Rede eröffnet, welche, obwohl sie den Türkenkrieg zum Hauptgegenstand hatte, den grimmigsten Haß gegen die neue Lehre athmete, sie wurde als die Ursache aller Entzweiung und Gotteslästerung, als die Mutter von Raub, Mord, Brand, als die Urheberin des Bauernkrieges und der Wiedertäuferei bezeichnet. Diese Rede befreite die Lutherischen vollends von ihren Illusionen und empörte sie auf's Aeußerste; während die furchtsamen Städteboten voll Angst und Schrecken waren, wurde die Stimmung der Fürsten immer kriegerischer; selbst der Markgraf Georg wollte nichts mehr vom leidenden Gehorsam seiner Theologen wissen. Die Reichsversammlung hatte indeß beschlossen, vor allen Dingen die Religionsangelegenheit zu erledigen; und zu diesem Zwecke das Bekenntniß der Evangelischen entgegenzunehmen. Die katholische Mehrheit hielt es für überflüssig, ein solches Bekenntniß abzulegen, da sie ja an der Kirche festhalte. Von der versprochenen Vermittlung der Parteien durch gegenseitigen Meinungsaustausch war also gar keine Rede, die Reichsversammlung betrachtete sich keineswegs als ein Concilium, sondern als ein Gericht, die evangelische Partei sollte bloß als eine Secte zur Rechenschaft gezogen werden.

In der Meinung, es solle auf dem Reichstage zur Verständigung mit der katholischen Kirche kommen, von der sie sich nicht getrennt zu haben glaubten, hatten die Lutherischen ihre Marburg-Schwabacher Glaubensartikel durch Melanchthon nochmals überarbeiten und der katholischen Lehre soviel als möglich anbequemen lassen. Diese Artikel bildeten nun den Inhalt der Augsburger Confession, (oder Apologie, wie sie als bloße Vertheidigungsschrift ursprünglich hieß) mit welcher die Evangelischen jetzt vor die Reichsversammlung traten. Sie bestand aus zwei Theilen, der erste handelte nach einer Vorrede, worin

man sich zu einem allgemeinen Concil erbot, in 21 Artikeln von den Hauptstücken der christlichen Lehre, welche durchaus der ältern katholischen Lehre entsprachen, der zweite Theil besprach in sieben Artikeln einige Mißbräuche der Kirche, namentlich die Kelchentziehung, den Cölibat, das Meßopfer, die Beichte, Fasten, Klostergelübde, die bischöfliche Gewalt. Schon in ihrer sanften, fast bittenden und demüthigen Sprache, weßhalb sie Luther die Leisetreterin nannte, ist diese Confession ein treuer Ausdruck der thränenreichen Stimmung des in Augsburg vor Angst und Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit der Kirche fast vergehenden Melanchthon. Die Hierarchie, das Priesterthum wurden im zweiten Theile sehr glimpflich behandelt, Manches blieb hier unklar, nur ward das priesterliche Regiment, das von göttlichem Beruf herstamme (im ersten Theile ist von bloßem Predigtamt die Rede) auf die Gewalt der Schlüssel beschränkt, übrigens jede Erwähnung des Papstes vermieden. Nur in der Verwerfung der Lehren der Ketzer, Wiedertäufer und Zwinglianer ließ die Confession an Bestimmtheit Nichts zu wünschen übrig, Zwingli's Abendmahlslehre wurde ausdrücklich als ketzerisch bezeichnet. Diesen Zusatz hatte der Landgraf, um den Hinzutritt der Zwinglianer zu ermöglichen, vergebens zu beseitigen gesucht. Die Lutherischen Theologen wollten auch hier keine Gemeinschaft mit den Zwinglianern, in denen sie das vornehmste Hinderniß der Wiedervereinigung mit der Kirche erblickten, sie erklärten selbst, daß sie nur den eigenen Glauben pflichtmäßig bekennen und dem Verbote einer Lehre, die sie für unchristlich hielten, nicht entgegenwirken wollten. Die Confession ward von den evangelischen Fürsten und ihren Theologen persönlich unterzeichnet, auch Landgraf Philipp entschloß sich endlich zur Unterschrift. Von den Städten unterzeichneten nur Nürnberg und Reutlingen; Straßburg wollte die Nachtmahlslehre ausnehmen und ward zurückgewiesen; den übrigen Städten fehlte theils der Muth und die Lust, theils hatte man sie gar nicht zugezogen.

Durch die Geistesgegenwart des Kanzlers Brück ward es durchgesetzt, daß die Confession nicht bloß, wie der Kaiser beharrlich forderte, schriftlich zu den Acten gegeben, sondern vor Kaiser und Reich vorgelesen wurde. „Der Kaiser", bemerkte Brück, „habe in viel geringeren

und unwichtigeren Händeln noch niemals sein gnädiges Gehör versagt und jetzt wolle er es in einer so hochwichtigen Sache versagen, welche seiner Unterthanen Seelenheil beträfe?" Die Vorlesung fand zum großen Aerger der katholischen Theologen, die sich nur spärlich einfanden, am folgenden Nachmittage, am 25. Juni, in der kaiserlichen Herberge (dem bischöflichen Palaste) Statt. In dem großen Rathhaussaale hatte man sie nicht gestatten wollen; sie geschah in dem Kapellzimmer, welches nur 200 Personen faßte. Aber es lag nicht hoch über der Erde und so konnte die ganze auf dem Hofe lauschende dichtgedrängte Menge fast jedes Wort dieses Bekenntnisses vernehmen, wie es der andere sächsische Kanzler, Dr. Bayer, mit lauter Stimme in deutscher Sprache vorlas. Zwar hatte der Kaiser gewünscht, daß nur das lateinische Exemplar verlesen werde; aber der Kurfürst von Sachsen hatte erwiedert, man sei auf deutscher Erde und hoffe, der Kaiser werde auch die deutsche Zunge erlauben. Nach beendigter Vorlesung wurden beide Exemplare dem Kaiser überreicht.

Längst sind sie von der Wuth der Feinde vernichtet worden, aber ihr Inhalt und ihre Wirkungen, die sind geblieben. Was half es nun, daß man den Geistlichen das Predigen untersagt hatte, da die erlauchtesten Fürsten des Reiches Gottes Wort in offnem Bekenntniß vor Kaiser und Reich jetzt selbst verkündeten? Mochte die Absicht des Bekenntnisses ursprünglich eine ganz andere, nur gegen die freieren Ansichten gerichtete gewesen sein, in diesem Augenblicke war es die muthvolle That eines kleinen von religiöser Zuversicht ergriffenen Häufleins. Es war ein Auftritt, der schon um seiner Neuheit willen den größten Eindruck hervorbringen mußte: ein lautredendes Zeugniß jener Gesinnung, mit welcher zehn Jahre zuvor Martin Luther vor das Reich an die Stelle hingetreten war, auf welcher jetzt die Fürsten selbst standen; jenes unüberwindlichen Gottvertrauens, das unbeirrt durch drohende Zeichen und innere Entzweiung eben jetzt in Luther's herrlichem Liede „ein feste Burg ist unser Gott" gleichsam den höheren Accord zu der Bekenntnißschrift gefunden hatte. Und auch der Inhalt der Bekenntnißschrift war wohl geeignet, auf eine Versammlung einzuwirken, welche zwar in ihrer großen Mehrheit noch aus Katholiken, aber nur zum kleinsten Theile aus gläubigen Anhängern der römischen

Kirche bestand. Man behauptet, die Schrift habe selbst dem Kaiser gefallen; eine andere Nachricht freilich sagt, er sei bei der Vorlesung eingeschlafen. „Ich merke wohl," sagte Herzog Wilhelm von Baiern dem Dr. Eck, „die Lutherischen sitzen in der Schrift, und wir daneben;" der Bischof von Augsburg erklärte offen „es sei Alles, was abgelesen worden, lautere, unleugbare Wahrheit." Ueberhaupt, die Augsburger Confession hatte eine Wirkung, die sich nicht berechnen läßt. Gesandte und Besucher aus allen Ländern waren ihre Zeugen, Berichte und Abschriften flogen in alle Welt hinaus, ein Zeugniß für die Schwankenden, für die Zaghaften eine Ermuthigung, ein fester Grund für Alle. Man kann sagen, daß von diesem Tage an erst eine evangelische Kirche in der Welt existirte.

Der mächtige Eindruck des Bekenntnisses zeigte sich sofort darin, daß die eingeschüchterten, protestantischen Städte den Muth wiederfanden und trotz der Drohungen des Kaisers, der sie vor sich bescheiden ließ, bei ihrer Protestation beharrten. Ulm schämte sich seiner Kleinmüthigkeit und verleugnete sie öffentlich. Nürnberg erklärte, es wolle lieber Haut und Haare lassen, als von der Protestation zurücktreten. Die protestirenden Städte schlossen sich jetzt, je mehr man sie einzuschüchtern und zu isoliren suchte, um so enger aneinander und an die protestantischen Fürsten an. Heilbronn, Kempten, Windsheim, Weissenburg traten der Confession bei; Straßburg, Constanz, Memmingen, Lindau überreichten eine besondere, von Bucer verfaßte Confession (die s. g. tetrapolitana, auch die schwäbische Confession genannt); wieder eine andere, die Protestation erläuternde Erklärung überreichte Ulm. —

In der katholischen Mehrheit aber brachte das Bekenntniß offenbar eine mildere Stimmung hervor. Jenen Eiferern gegenüber, welche nur gekommen waren, um zu verdammen, bildete sich im Religionsausschuß eine vermittelnde, mit Erasmus befreundete Partei, an deren Spitze der Kurfürst von Mainz und der Bischof von Augsburg standen, sie wollte, daß die ganze Sache dem Urtheil Unparteiischer übergeben und vom Kaiser dann vermittelt werde. Dieser Vorschlag war herzlich gut gemeint; aber er beruhte auf jener flachen Ansicht des Erasmischen Liberalismus, der die tiefsten Gegensätze, welche die

Zeit mit religiöser Kraft bewegten, wie einen gemeinen Streit durch „Unparteiische" schlichten zu können wähnte. Was dabei herausgekommen wäre, falls man ihn befolgt hätte, ist leicht zu errathen. Nur Leute wie Erasmus konnten sich rühmen, unparteiisch zu sein; allein diese Leute hatten in beiden Lagern, bei Luther und beim Papste, keinen Credit. Die Katholischen wollten aber überhaupt nicht als Partei betrachtet werden und verwarfen den Vorschlag. Sie setzten den Beschluß durch, das Bekenntniß einfach zu widerlegen und alsdann die Protestanten durch den Kaiser auffordern zu lassen, sich seinem Endentscheid zu unterwerfen; man blieb dabei, die Angelegenheit als einen Inquisitionsproceß, die Evangelischen als Irrgläubige zu behandeln. Zunächst wurden sie nun vor den Kaiser citirt und befragt, ob sie keine weiteren Artikel vorzubringen hätten? Gern hätten die Katholischen etwas Bestimmteres über das Priesterthum und über das Papstthum herausgebracht, sei es um Zugeständnisse, oder um Anklagen daraus abzuleiten. Allein die Protestanten erwiederten, daß sie vorerst nichts Wesentliches mehr zu sagen hätten. Nun machten sich nicht weniger als neunzehn katholische Theologen über die Bekenntnißschriften her, welche Zwingli noch so eben durch ein dem Kaiser persönlich überschicktes mit rücksichtsloser Derbheit verfaßtes Glaubensbekenntniß vermehrt hatte. Zweimal täglich saß diese Commission, sie bestand aus den schroffsten Parteimännern, Dominicanern und Scholastikern, Eck und Faber führten das Wort, einige gemäßigtere Mitglieder wurden beseitigt. Aber die Schrift, welche von diesen Eiferern componirt wurde, war so lang und in so pöbelhaftem, eines Staatsbescheides unwürdigem Stile abgefaßt, und enthielt so viel Ungehöriges, daß man sie den Verfassern wieder zurückgab, um sie kürzer und anständiger zu fassen. Jedoch auch die revidirte und endlich genehmigte Schrift war in ihrer weitschweifigen Grobheit immer noch das Gegentheil von Melanchthons kurzer, und doch so milder Sprache. Die Lutheraner wurden nicht widerlegt, sondern nur beschimpft, mit rohen Fäusten moralisch todtgeschlagen. Diese s. g. Confutation ward nun am 3. August Nachmittags den in des Kaisers Pfalz citirten evangelischen Ständen in deutscher Sprache vorgelesen (eine Lectüre, bei welcher Karl wiederum eingeschlafen sein soll). Alle

Hauptartikel der Confession wurden als ketzerisch gänzlich verworfen und den Unterzeichnern eröffnet, daß dieses der Glaube des Kaisers sei; sie wurden mit drohendem Hinweis auf die Folgen ihres Ungehorsams aufgefordert, nunmehr zur alten Kirche zurückzukehren.

Die Entrüstung der Protestanten über diese brutale Behandlung wurde noch gesteigert, indem man ihnen die erbetene Abschrift der Confutation verweigerte. Man wollte sie ohne nähere Kenntniß einer Schrift lassen, durch welche sie sich doch für überwunden bekennen sollten! Dunkle drohende Gerüchte von einem in der Nacht beabsichtigten Schlage flogen durch die Stadt. Das Volk ward unruhig. Der Landgraf beurlaubte sich; der Urlaub ward ihm verweigert; er verließ heimlich die Stadt; um ihn gewaltsam zurückzuhalten, ließ der Kaiser die Thore besetzen, schickte Reiter aus; Kriegslärmen erfüllte Straßen und Plätze; die Sachsen warfen sich in die Waffen, entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Und in der That scheint man die Absicht gehabt zu haben, an den Evangelischen irgend einen Staatsstreich auszuführen; an dem Willen der Katholischen war nicht zu zweifeln, man weiß, daß Erasmus dem Legaten in einem Briefe aus sechzehn Gründen davon abrieth und aus Furcht für sein eigenes Leben nicht mit nach Augsburg gehen wollte. Ungewiß ist nur, ob man auch jetzt noch solche Pläne hegte oder die Evangelischen bloß einschüchtern wollte. In dem katholischen Parteiausschuß ging es stürmisch her; man schlug sich beinahe „über die Mäuler;“ die warnenden Versöhnungsworte des Bischofs von Augsburg wurden durch des Erzbischofs von Salzburg frivole Witze und durch des Kurfürsten Joachim wildes Geschrei übertäubt; dieser letztere forderte die vorgeladenen Protestanten im Namen des Kaisers nochmals mit scharfen Worten auf, sich zu „vergleichen“, d. h. sich der Confutation zu unterwerfen. Als nun aber die Nachricht kam, daß trotz aller Wachen und Streifcorps der „Vogel aus dem Neste,“ d. h. der Landgraf wirklich fort sei, da bemächtigte sich plötzlich der hohen Versammlung eine fast lächerliche Angst. Die Majorität und der Kaiser wurden sich plötzlich ihrer Schwäche und der Macht ihrer Gegner bewußt. Die Evangelischen wurden sämmtlich auf die Pfalz gerufen und nun lautete der Ton ganz anders:

Der Kaiser ließ sie bitten, den Reichstag nicht zu verlassen. Er bemühte sich, die Gerüchte von Gewaltstreichen zu widerlegen, entschuldigte sich beim Magistrate u. s. w. und man erklärte sich nunmehr zu Unterhandlungen bereit. Zu diesem Zwecke trat am 16. August ein Ausschuß von Vermittlungs-Männern zusammen, in welchen jede Partei zwei Fürsten, zwei Juristen und drei Theologen schickte. Von beiden Seiten bildeten die versöhnlichsten Männer in diesem Ausschusse die Mehrheit. Da er sich gleichwohl nicht vereinigen konnte, so wurde, um nur den Kurfürsten zu bewegen, nicht abzureisen, am 24. ein noch engerer Ausschuß niedergesetzt, in welchem von jeder Seite zwei Juristen und ein Theolog saßen. Die beiden Theologen waren Eck und Melanchthon. Die Katholischen hatten zu dieser letzten Auskunft angeblich nur gegriffen, um den Herzog Georg von Sachsen aus dem Ausschusse zu entfernen, an dessen Grobheit wie sie sagten, Alles scheiterte. Da Eck plötzlich sehr versöhnlich wurde und Melanchthon's Freundschaft sich erwarb, so schien es in der That, als ob das „Vermittlungswerk" nunmehr gelingen werde.

Denn dem furchtsamen Melanchthon war inzwischen aus Angst vor dem Bürgerkriege aller Muth entsunken. Gegen das einzige Zugeständniß, daß man die Rechtfertigung durch den Glauben neben den guten Werken zugestehen wolle, gab er ein Hauptstück des evangelischen Glaubens nach dem andern Preis; den Papst und die Bischöfe, die Messe u. s. w. wollte er sich gefallen lassen; die ganze Reformation schrumpfte unter seinen Händen in ein Paar „unbedeutende Differenzen," nämlich in die doppelte Gestalt des Abendmahls, die Priesterehe, die evangelische Meßfeier zusammen; ja auch diese wagte er endlich nur noch als einen „Wunsch" zu bezeichnen, und wollte sich mit ihrer bloßen Duldung bis zum Concile begnügen. Er schämte sich endlich nicht, in einem Briefe an den römischen Legaten die Gnade des Papstes anzurufen, dem man gern gehorchen wolle, wenn er nur einiges Wenige „übersehe," was man jetzt auch beim besten Willen doch nicht mehr ändern könne. Ja er glaubte diese Gnade als gehorsamer Sohn der römischen Kirche durch standhafte Vertheidigung der römischen Dogmen gegen die Sectirer und durch den Haß des deutschen Volkes sich verdient zu haben!

Hätte die Reformation nur von Melanchthon abgehangen, so wäre sie in diesem Augenblicke verloren gewesen. Glücklicherweise war das nicht der Fall. Während ein Schrei der Entrüstung durch das evangelische Deutschland ging, während Hessen, Lüneburg und die Städte von den Unterhandlungen unwillig zurücktraten, und während endlich im Vermittlungsausschusse selbst das Gutachten Melanchthon's durch die Randbemerkung des Kanzlers Brück verspottet wurde: „Die Gewalt des Papstes könne schon deshalb nicht hergestellt werden, weil er der Antichrist sei" (Melanchthon freilich meinte, man könne auch unter dem Antichrist ein ruhiges gottseliges Leben führen, wie die Juden unter dem Pharao), ließ Luther von Koburg her seine Donnerstimme gegen die „Listen und Lügen" vernehmen. Sein Instinct sagte ihm jetzt, daß es den Papisten mit der Predigt seiner Lehre niemals Ernst sein könne; er verglich ihre Künste und Schliche mit der leeren Geschäftigkeit der Dohlen vor seinem Fenster. Er meinte, Melanchthon wolle den Herrgott spielen, ja noch mehr, da er Christum und Belial vereinigen wolle. Mit den kurzen Worten: „Der Papst will es nicht und Luther will es nicht; heim! heim!" deckte er die ganze Thorheit dieses Handels auf.

Und in der That wollte es auch der Papst nicht; die Thränen, womit Melanchthon den Legaten, von welchem schließlich auf der katholischen Seite Alles abhing, zur Gewährung jener geringen Zugeständnisse nochmals beschwor, flossen vergeblich. Der römische Stuhl hatte die milde Haltung der ihm übersandten Confession nur für ein Zeichen von Schwäche gehalten und war weniger als je zu Zugeständnissen geneigt. Er wollte den Ketzern nicht einräumen, daß sie an irgend einem Punkte Recht hätten.

Das Resultat von alle dem war, daß die versuchte „Vermittlung" nach etwa drei Wochen scheiterte. Die Bevollmächtigten beider Parteien kehrten auf den ursprünglichen Standpunkt ihrer Vollmachtgeber zurück, d. h. die Evangelischen verlangten, daß man bis zur Entscheidung eines künftigen Concils es bei dem ersten Reichsabschied von Speier halte, die Katholischen behaupteten, daß sich die Minderheit dem Glauben der Mehrheit, mindestens dem letzten Speierschen Reichsabschied, unterwerfen müsse.

Die eingezogenen Klostergüter sollten einstweilen in die Hände kaiserlicher Commissarien zurückgegeben und die Messe hergestellt werden. Unter diesen Bedingungen, so ließ der Kaiser den auf's Neue vorgeforderten Evangelischen erklären, solle ihre „Secte" bis zu dem ihnen zugesagten Concile Duldung genießen. An eine Annahme dieser Bedingungen war natürlich ebensowenig zu denken, als an ein Gelingen der auf dieser Grundlage neuerdings versuchten Vermittlungen. Der Kaiser war jetzt in großer Verlegenheit. Mit Gewalt war gegen die Evangelischen Nichts auszurichten, ihre Forderungen zu gewähren, durfte er nicht wagen, selbst wenn er gewollt hätte. Und doch durfte er sie ohne Verständigung nicht entlassen, weil ihre Mitwirkung beim Türkenkriege ganz unentbehrlich war. Um wenigstens ein scheinbares Resultat zu erzielen, machten seine Vermittler jetzt einen letzten Versuch; sie verlangten nur noch das Versprechen der Inbetrachtnahme ihrer Vorschläge bis zu künftigen Verhandlungen und einstweilige Einstellung weiterer Neuerung; dagegen verhießen sie den Frieden. Auf Betreiben ihrer Theologen willigten endlich die Fürsten insoweit ein, daß sie die „groben Neuerer, die Täufer und die Sacramentirer," Preis gaben und nur für sich selbst die Neuerungen vorbehielten.

Die Katholischen hatten somit erreicht, daß die Protestation zu Speier, in welcher die Evangelischen sich der Unterdrückung der Zwinglianer noch widersetzten, in diesem einen Punkte jetzt förmlich zurückgenommen werden sollte; die Schweizer, die Straßburger und deren Bekenntnißverwandte, welche den höchsten Zorn des Kaisers und der Kirche erregt hatten, sollten der Rache Preis gegeben werden, sofern man sich nur entschließen konnte, wenigstens den Lutheranern freie Hand zu lassen. Allein hierzu konnte man sich eben nicht entschließen, man nahm aber gleichwohl das von den Lutherischen gemachte Zugeständniß als gültig an und ließ nunmehr am 22. September den Entwurf eines Religionsabschiedes vorlesen, in welchem die Confession der lutherischen „Secte" für widerlegt erklärt, ihnen der unverglichenen Artikel wegen eine Bedenkzeit bis zum 15. April gestattet, unterdeß jede Neuerung untersagt, der alte Gottesdienst und das Klosterwesen geschützt und der Kaiser gegen die Täufer und die Sacra-

mentirer unterstützt werden sollte. Dafür sollte beim Papst binnen sechs Monaten nach Beendigung des Reichstags ein Concilium veranlaßt werden. Aber dieser pfiffige und perfide Entwurf verfehlte gänzlich seines Zweckes; der Geduldsfaden war den Protestanten nun endlich gerissen; sie waren empört durch die Behauptung, ihre Confession sei „widerlegt" worden; der Entwurf ward von ihnen sofort als unwahr zurückgewiesen und auf den Betrieb Hessens nun auch die Mitwirkung gegen die Sacramentirer wieder abgelehnt. Als Antwort auf die, nach dem Gedächtniß aufgezeichnete, „Confutation" überreichten sie zugleich eine von Melanchthon verfaßte „Apologie," die ihnen aber zurückgegeben wurde.

Und hiermit war nun der Ausgang des Reichstags entschieden. Die vom Kurfürsten Joachim gesprochene Endantwort des Kaisers kehrte wieder in den Ton und den Gedankengang der Eröffnungsrede, d. h. in die wahre und bis auf den heutigen Tag unveränderliche Ansicht der Papisten von der Reformation zurück. Die neue Lehre ward für widerlegt, für ketzerisch und unchristlich erklärt, der Bauernkrieg, der Raub fremden Gutes u. s. w. ihr zur Last gelegt; der Abschiedsentwurf ward bestätigt und auf die Restitution aller bereits eingezogenen Klöster ausgedehnt; den Schluß bildeten Drohungen gegen die Widerspenstigen; wobei auf die Hülfe der Stände, die dem Kaiser Gut und Blut zur Ausrottung der Ketzerei gelobt, sowie des Papstes und fremder Fürsten hingewiesen wurde. Noch desselbigen Tages reiste der Kurfürst von Sachsen mit dem Herzog von Lüneburg, einige Tage darauf der Markgraf von Brandenburg ab. Alle während des Reichstags an den evangelischen Fürsten gemachten Versuche der Bestechung und der Einschüchterung waren gescheitert, auch der eingefleischteste Gegner des deutschen Fürstenthums wird zugestehen müssen, daß die Reformation durch die Glaubenstreue deutscher Fürsten in diesen entscheidenden Tagen gerettet worden ist. Als die Fürsten fort waren, suchte man um so eifriger auf die viel ängstlicheren Städte einzuwirken, mit denen man leichter fertig zu werden hoffte. Etliche derselben hatten sich mit den Fürsten entfernt. Von den übrigen wurde ohne Weiteres angenommen, daß sie mit dem Abschied einverstanden seien. Allein nur die bereits von der

Protestation abgefallenen und die altgläubig gebliebenen Städte ließen den Abschied über sich ergehen, und von diesen zeigten sich nur drei der kleinsten, Ueberlingen, Rottweil und Offenburg, wirklich einverstanden; die übrigen, und diese waren bei Weitem die wichtigsten und mächtigsten, ermannten sich und lehnten, wie sehr man auch jede einzelne bearbeitete, nach weiteren Verhandlungen den Abschied ebenfalls ab; ja, der Kaiser mußte es erleben, daß in der Stadt Augsburg selbst, wo bei der gewaltsam versuchten Ausführung des Abschiedes das Volk sich zur Wehre setzte, die Spanier und die Mönche mit blutigen Köpfen aus der Kirche jagte, Rath und Gemeine endlich mit ungeheurer Mehrheit den Abschied verwarfen. Die Wuth der katholischen Theologen machte sich noch zum würdigen Schluß in der langen, von Eck und Faber verfertigten, mit den gröbsten Lügen und Beschimpfungen angefüllten und den Vertretern der vier Städte vorgelesenen Confutation Luft, deren die Tetrapolitana besonders gewürdigt wurde. Dieses „teuflische Gedicht," gegen dessen „alberne Lügen" Straßburgs tapferer Vertreter Sturm sofort Protest einlegte, hatte das Verdienst, daß die Lutheraner sich aus Entrüstung den Verläumdeten nur um so mehr wieder zuwandten.

So endete der Reichstag *) mit dem am 19. November 1530 verkündigten allgemeinen Abschied, welcher, noch um Vieles heftiger geworden, ohne Unterschied Lutheraner, Zwinglianer und Täufer verdammte, die Wiederherstellung des alten Kirchenwesens mit allen Machtmitteln befahl, den kaiserlichen Fiscal und das mit strengkatholischen Mitgliedern ueu besetzte Reichskammergericht mit der Ausführung dieses Befehles beauftragte. Als dieser Abschied im Entwurfe vorgelesen ward, forderten die evangelischen Gesandten zum letzten Male Religionsfrieden; da er ihnen verweigert wurde, so reisten sie ab, nachdem sie zuvor alle Beiträge zum Türkenkriege und zum Reichskammergericht auf so lange verweigert hatten, bis man ihnen den begehrten Frieden gewähre. Ohne ihre Zuziehung ward der Reichsabschied als gültig publicirt.

*) Vergl. von den neueren Schriften noch Keim, schwäbische Reformations-Geschichte bis zum Augsburger Reichstage zum ersten Male aus den Quellen dargestellt, Tübingen 1855.

Das große Ergebniß dieses weltgeschichtlichen Reichstags war, daß sich die Hoffnungen der Lutheraner auf den Kaiser, in welchem sie jetzt den bloßen „Hauptmann und Geschwornen des Papstes“ erkannten, als leere Illusionen ausgewiesen hatten, und daß sie durch das drohende und gehässige Verfahren ihrer Gegner sich nun gezwungen sahen, auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen, aus der von ihren Theologen gepredigten Passivität des bloßen Gottvertrauens herauszutreten und den längst betriebenen Vertheidigungsbund endlich abzuschließen. Aber auch für die Katholischen bildete dieser Reichstag einen großen Wendepunkt. Zunächst hatte ein Theil derselben größere Achtung vor den Protestanten bekommen, Etliche wurden dauernd der Reformation gewonnen. Anderen, z. B. dem Erzbischof von Mainz, den Herzögen von Baiern und von Braunschweig war Angst geworden wegen der Folgen, sie suchten insgeheim durch Mißbilligung der gefaßten Beschlüsse, Ableugnung feindseliger Absichten u. dgl. die evangelischen Fürsten zu beschwichtigen. Fast Alle waren erbittert über den Papst, sie bemerkten, wie wenig es demselben um wirkliche Verbesserungen zu thun sei und wie die Kirchensache eben auch nur den Hausinteressen des Kaisers und des Papstes dienen müsse. Die Nachricht, daß der Papst, statt einem Theile seiner Einkünfte aus Deutschland zu entsagen, dieselben vielmehr als Gegengeschenk für das ihm Preis gegebene Florenz dem König Ferdinand abgetreten habe, erregte bei Allen Entrüstung. Ferdinand mußte darauf Verzicht leisten. Lauter noch, als die Protestanten, forderten die Katholischen ein baldiges Concil, sie erinnerten an ihre hundert Beschwerden u. s. w. Vielleicht noch reicher aber waren die Erfahrungen, welche der Kaiser auf diesem Reichstage machte; er hatte geglaubt, die Majorität wolle ihren Beschlüssen mit den Waffen Nachdruck geben; er zeigte sich entschlossen, an ihrer Spitze sofort zum Kriege zu schreiten; schon eröffneten sich ihm Aussichten wie in Wirttemberg; allein nun fand sich, daß die katholischen Fürsten solche Aussichten noch mehr fürchteten, als alle Ketzerei und nicht einmal zum Türkenkriege, der eben jetzt wieder eine sehr drohende Gestalt annahm, ihm die Hülfe liefern wollten, unter dem Vorwande, daß zuvor der Religionsfriede hergestellt sein müsse, den sie doch nicht zu Stande kommen ließen. Am

schärfsten trat ihm der Herzog von Baiern gegenüber, der Versuch des Kaisers, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen zu lassen, ein Versuch, welcher bald nachher durch Bestechung der Kurfürsten gelang (Ferdinand wurde am 5. Januar 1531 zu Cöln gewählt, dann zu Aachen gekrönt), brachte den Bruch zwischen Oesterreich und Baiern zur Reife, schon unterhandelte Baiern insgeheim wegen eines Bündnisses mit Hessen. Von diesem Augenblicke an hätte der Kaiser trotz alles kirchlich-religiösen Widerwillens gern mit den Protestanten Friede gehabt; Ferdinand trat offen auf die Seite der Vermittler; allein Karl war nicht mehr frei; seine papistische Umgebung riß ihn gebieterisch mit sich fort, indeß ihr Oberhaupt zu Rom bereits beschäftigt war, sich mit den Feinden des Kaisers zu verbinden. Zu spät bemerkte Karl, daß man ihn mit den Evangelischen verfeindet hatte, um ihn desto gründlicher im Stiche zu lassen: im größten Pomp des Siegers war er eingezogen, bei seinem Abzug verweigerte die eigene Stadt ihm den Gehorsam. In verzweiflungsvoller Unschlüssigkeit, tief verstimmt, an Leib und Seele wie zerschlagen, so verließ er jetzt diese Stadt und bald nachher Deutschland mit fluchtähnlicher Hast.

Jedoch am größten war ohne Zweifel die Enttäuschung über den Ausgang dieses Reichstags bei jenen katholischen Zeloten, welche unter Siegesgeschrei, beladen mit unzähligen Glaubensartikeln und Ketzerprocessen und so aufgeblasen, daß Mancher „um eine gute Spanne länger“ geworden, herbeigeströmt waren, und jetzt kleinlaut, schimpfend und klagend, abzogen. Sie hatten die Protestanten entzweien, einschüchtern, bestechen, widerlegen, überwältigen und strafen, mit einem Worte „gar in den Boden treten“ wollen und hatten von Allem das Gegentheil erreicht.

Und rasch folgten jetzt die Ereignisse, welche das Facit dieses Reichstages bildeten. Den Drohungen des Reichsabschiedes, den beginnenden Processen, den Rüstungen des Kaisers, dem zu Augsburg von den Katholischen verhandelten Glaubensbunde, endlich der, anfangs mit Umgehung, dann gegen den Widerspruch der sächsischen Wahlstimme bewirkten Königswahl Ferdinand's gegenüber trug Sachsen jetzt selbst bei seinen Confessionsverwandten auf ein Bündniß an,

welches schon zu Augsburg in nächtlichen Zusammenkünften der fürstlichen Gesandten mit den Städteboten, dann in der Weihnachtszeit des Jahres 1530 zu Schmalkalden von den in Person erschienenen Fürsten und den Abgeordneten mehrerer Städte berathen wurde. Da sich herausgestellt habe, daß der Kaiser nur ein Werkzeug in der Hand der antichristlichen Papisten sei, so verloren die Bedenken der lutherischen Theologen ihre Kraft. Die Meinung der Juristen erlangte wieder Geltung, welche fanden, daß die Reichsverfassung keineswegs monarchischer, sondern aristokratischer Natur sei, daß nicht der Kaiser, sondern die Stände regierten, und daß die Unterdrückung der Minorität ein Unrecht, der Widerstand dagegen nur Recht sei. Ja Luther selbst änderte jetzt in der Schrift „Warnung an meine lieben Deutschen" seine Ansicht vom leidenden Gehorsam sehr erheblich. Er sagt darin: „Wo es zum Kriege kommt, da Gott mit aller Gnade für sei, so will ich das Theil, so sich wider diese mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzt, nicht aufrühreriscth gescholten haben, noch schelten lassen u. s. w." Er forderte jetzt selbst dazu auf, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man war nun bald einig, Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Mansfeld und die Städte Magdeburg und Bremen nahmen das Bündniß in Schmalkalden an. Sie verpflichteten sich, einander bei jedem Angriffe wegen des Evangeliums zu Hülfe zu eilen und dem widerrechtlich gewählten König Ferdinand die Anerkennung zu versagen. Auf der zweiten Tagsatzung des Bun-
1531 des, welche Ende März 1531 wiederum zu Schmalkalden zusammentrat, ward dessen Dauer auf sechs Jahre bestimmt, der Vertrag von Sachsen, Hessen, Lüneburg und Grubenhagen besiegelt. Und hier wurden endlich auch die oberländischen Städte aufgenommen. Der Haß der Confessionen war in der gemeinsamen Gefahr schon zu Augsburg gebrochen, schon damals wollten selbst die sächsischen Minister sich auch mit den Zwinglianern verbinden. Allein nochmals hatten dann die Bedenklichkeiten der Theologen gesiegt. Jedoch auch dieses Hinderniß ward durch die Thätigkeit Bucer's, der als Prediger der Eintracht, als Vermittler zwischen Norden und Süden, in allen Städten umherreiste, endlich überwunden. Es gelang ihm, die Lutherischen durch eine „Eintrachtsschrift" einigermaßen zu befriedigen, in

welcher die wahre Gegenwart Christi im Nachtmahl „als Speise der Seele" zugestanden wurde, und welcher die oberländischen Städte beitraten. Dafür standen die Lutherischen von der anfangs als unerläßlich begehrten Gleichheit der kirchlichen Ordnungen und Ceremonien, welcher sich die oberdeutschen Städte sammt und sonders auf's Entschiedenste widersetzten, wieder ab. Diesem allzutief in die innern Verhältnisse der Städte eingreifenden Unionstrieb setzten diese die Bemerkung entgegen, „daß auch bei den alten Christen solche äußere Gleichförmigkeit, die der christlichen Freiheit zuwider sei, nicht bestanden habe und erst durch Karl den Großen zum Schaden der Kirche eingeführt worden sei." Dagegen ordneten sie auf einer Versammlung zu Memmingen gemeinsame Visitationen und Synoden an, und die Lutheraner gaben sich endlich damit zufrieden. Und so konnten denn im März zu Schmalkalden die Städte Straßburg, Lindau, Constanz, Memmingen, Biberach, Ysni, Reutlingen, Ulm den Bund unterzeichnen. Andere Städte, Augsburg, Kempten, Nördlingen wagten zwar noch nicht den förmlichen Beitritt, fühlten sich aber jetzt doch zur vollen Durchführung der Reformation ermuthigt. Auf der dritten Versammlung des Bundes zu Frankfurt am 5. Juni ward gemeinsame Vertretung der Bundesstände vor dem Reichskammergericht angeordnet. Zu diesem letzteren Zwecke traten nun auch der Markgraf von Brandenburg und die Stadt Nürnberg, welche von bewaffnetem Widerstande noch nichts wissen wollten, dem Bunde bei. Es bildete sich ein engerer militairischer und ein weiterer Bund. Hier in Frankfurt ward auch wegen der Kriegsverfassung des Bundes unterhandelt. Allein die Städte, obwohl sie schon während des Reichstags begonnen hatten, sich in Vertheidigungszustand zu setzen und mit großem Eifer zum Kriege rüsteten, trugen doch Bedenken, sich dem Oberbefehl der evangelischen Fürsten zu unterwerfen; und um das demokratische Element im Bunde erst verstärkt zu sehen, weigerten sie sich, die Kriegsverfassung anzunehmen, bevor die Eidgenossen dem Bunde beigetreten seien.

Und in der That war wegen deren Beitritts viel unterhandelt worden. Er scheiterte an der Unversöhnlichkeit Luther's und Zwingli's. Der Letztere hatte Bucer's Vermittlungsformel als eine bloße Unterwer-

fung unter das Lutherthum aufgefaßt und mit Entrüstung zurückgewiesen. Er war der Vermittlungen müde und wollte bei seiner Ueberzeugung bleiben, auch wenn die ganze Welt anders glaube. Mit den Worten: „Wir leben nicht diesem unserm Jahrhundert, nicht den Fürsten, sondern dem Herrn," entsagte er eigentlich seiner bisherigen Richtung auf äußere Erfolge und stellte sich auf den Standpunkt, welchen Luther bisher eingenommen hatte. Indeß gab er den Versuch einer engeren Verbindung mit dem protestantischen Deutschland noch keineswegs auf; eifrig arbeitete Basel auf dieses Ziel hin; die Städte Constanz und Straßburg, und nun auch der Landgraf von Hessen waren in das „christliche Bürgerrecht" der Schweizer Städte bereits aufgenommen worden, welches ein Bund zur gemeinsamen Vertheidigung des Glaubens war. Diesen Bund über die deutschen Städte auszubreiten, war Zwingli's und seiner Freunde und des Landgrafen Wunsch und Nichts wäre den Städten erwünschter gewesen. Aber die Schweizer wollten es nicht. Wie sie die Freiheit einst nur für sich selbst erobert hatten, so wollten sie auch jetzt nur den eigenen Protestantismus schirmen und durch Vertheidigung der deutschen Freiheit das Haus Habsburg nicht allzusehr reizen. Bern weigerte sich, der Verbindung mit dem Landgrafen Philipp beizutreten; man warf dem Züricher geheimen Rathe, der unter Zwingli's Einfluß stand, große Eigenmächtigkeiten vor; in Zürich selbst hörte man im Volke wieder viel auf die „Dütschen" schimpfen; und nun erhoben auch die adligen Geschlechter ihre Stimme gegen den verhaßten Reformator, der bald nachher am 11. October 1531, nach dem Ausbruch des Krieges gegen die katholischen Cantone, in der Schlacht bei Cappel seinen kriegerischen Glaubenseifer mit dem Leben büßte. Diese Schlacht nahm, durch die Lauheit, Zwietracht und den bösen Willen der eigenen Glaubensgenossen, wie durch die Tapferkeit und Eintracht ihrer an Zahl und Macht viel schwächern Gegner, ein böses Ende für die Reformirten; sie schlossen darauf einen Religionsfrieden, in welchem sie trotz ihrer viel größeren Macht den katholischen Orten die größten Zugeständnisse machten, ihrer Verbindung mit den Evangelischen in Deutschland entsagten, die unglücklichen, zum Evangelium verführten Unterthanen und Bürger der übrigen Orte, ja sogar der eigenen gemeinen Herrschaften

den Gegnern Preis gaben, diesen auf der Tagsatzung die Mehrheit der Stimmen ließen, die Kriegskosten ersetzten, sich die beschimpfendsten Ausdrücke gefallen ließen und für alles dieses nichts weiter eintauschten, als die Religionsfreiheit bei sich selbst, die ihnen ohnedies Niemand mehr hätte nehmen können. Dies war das klägliche und jämmerliche Ende der hoffnungsvollen Pläne Zwingli's, eine Frucht der Reaction gegen des Reformators hochfliegenden Idealismus, sowie des alten Mißtrauens der Schweizer gegen alle politische Verbindung mit Deutschland. Es war zugleich eine glänzende Rechtfertigung für Luther und für diejenigen Schwaben, welche Nichts von einem Bunde mit den Schweizern hatten wissen wollen. Die Schweizer selbst haben den größten Schaden davon gehabt. Welche Aussichten hatte ihnen Zwingli eröffnet! Aber seit dem Cappler Frieden sanken sie von ihrem bisherigen Ansehn rasch herab, es begann die ärmlichste Zeit ihrer immer mehr zusammenschrumpfenden, nach innen und außen an Bedeutung verlierenden Geschichte.

Indessen wenn auch der Schweizer Zwingli seine patriotischen Ideale noch in der Todesstunde zusammenbrechen sah, das, was Deutsch an ihm war, sein heller, freier, nach echter Bildung ringender, die ganze Menschheit mit warmer Liebe umfassender Geist, der durfte mit froher Siegeshoffnung scheiden. Denn eben jetzt, da die Gegner an den Tod des verhaßtesten Ketzers ihre ausschweifendsten Hoffnungen knüpften, nahm ihre Sache im Reiche die übelste Wendung. Auf einer Versammlung zu Nordhausen im November 1531 traten nun auch die süddeutschen Städte, da sie den schweizerischen Rückhalt verloren hatten, der Kriegsverfassung des schmalkaldischen Bundes bei, in Ober- und Niederdeutschland drang, gestützt auf den Bund, der protestantische Geist rasch und unwiderstehlich vorwärts. Soeben hatte in den niederdeutschen Städten, in Hamburg, Lübeck, Rostock u. s. w. zugleich die kirchliche und politische Reformation, zum Theil unter dem Widerspruch der mit dem Klerus verbundenen Optimaten, aber dann nur desto lebhafter und gründlicher und nicht ohne Gewaltsamkeit begonnen. Lübeck, Göttingen, Braunschweig, Goslar, Eimbeck traten schon frühzeitig zum schmalkaldischen Bunde. Auf der Versammlung zu Frankfurt a/M. im De-

cember 1531 erhielt er definitiv seine Kriegsverfassung, durch welche der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen zu Bundeshauptleuten bestellt, Beiträge an Truppen und Geld bestimmt (der einfache Auszug betrug 2000 Reiter und 10,000 zu Fuß) die Stimmen im Bundesrath (vier für Sachsen und Hessen, eine für die übrigen Fürsten, vier für die Städte) vertheilt wurden.

Unter diesen Umständen hatten die Papisten alle Ursache, ihren Jubel über den Tod Zwingli's zu mäßigen. Der Bund der Evangelischen reichte jetzt von der Nordsee bis zu den Alpen und stellte eine große Achtung gebietende kriegerische Macht im Reiche dar; ja es dauerte auch gar nicht lange, so wurde er vom In- und Ausland als solche angesehen. Zu seinem Schmerze mußte Ferdinand bemerken, daß ohne den schmalkaldischen Bund an eine Anerkennung seiner Königswürde in Deutschland nicht zu denken sei; er mußte zusehen, wie die Herzöge von Baiern sich auf's eifrigste um Aufnahme in den Bund, sofern derselbe gegen ihn gerichtet war, bewarben; wirklich kam schon im October 1531 zu Saalfeld eine solche Vereinigung zu Stande, welche die Nichtanerkennung Ferdinand's und den Schutz der deutschen Freiheit zum Gegenstande hatte. Schon dieses Eine wäre mehr als hinreichend gewesen, Ferdinand jetzt ernstlich zur Versöhnung mit den Evangelischen zu stimmen, aber auch der Kaiser hatte bald nur zu viel Veranlassung, einen Religionsfrieden zu wünschen. Denn nun regten sich auch die vielen andern kaum besiegten und nichts weniger als bezwungenen Gegner des Kaisers, der König von Frankreich, mit ihm der Papst und die italienischen Mächte; die Könige von Frankreich und von Dänemark, die Herzöge von Geldern und von Jülich bewarben sich um die Freundschaft des schmalkaldischen Bundes, und schon drohte der furchtbarste Verbündete Frankreichs, Sultan Soliman, mit einem neuen Kriegszuge gegen Oesterreich. Sollte die „eilende Hülfe," welche der Reichstag zu Augsburg dem Kaiser verwilligt hatte, jemals zur Wahrheit werden, so mußte er den Rath seines klugen Beichtvaters, des Cardinals von Osma, befolgen, der zum Unglück in Italien zurückgeblieben, aber von dort aus schon während des Augsburger Reichstags den Kaiser brieflich ermahnt hatte, „die Deutschen leben zu lassen, wie sie wollten, da er ja doch

kein Mittel habe, sie mit Gewalt zu bekehren, aber ihre Liebe und ihre Hülfe gegen die Türken brauche." *) Der Kaiser nahm nochmals seine Zuflucht zu Vermittlern und versuchte Separatunterhandlungen. Aber darauf wollten sich die Verbündeten nicht einlassen. Sie bestanden auf voller Religionsfreiheit, nicht für Diesen und Jenen, sondern für Alle. Darüber verstrich die für den Reichstag zu Speier bestimmte Frist. Es ward dem Kaiser so schwer, auf jene Forderungen einzugehen, daß er lieber dem Sultan nachgeben wollte. Ferdinand suchte nochmals sein Heil in Constantinopel. Ganz Ungarn, auch die noch im Besitz behaltenen Schlösser wollte er dem türkischen Schützling Zapolya für dessen Lebensdauer überlassen; ja sogar das Erbieten einer Tributzahlung ward von Ferdinand's Gesandten dem Großvezier gemacht. Aber an dem Stolze Soliman's, der seine Niederlage rächen wollte, scheiterte auch dieser Versuch und am 26. April 1532 erhob sich nach ungeheuren Rüstungen zu Wasser und zu Lande Soliman auf's Neue mit einer Heeresmacht von 250,000 Streitern zum Kampfe gegen Oesterreich. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren; am 17. April hatte sich zu Regensburg ein Reichstag eilends versammelt, aber die Protestanten, an deren Hülfe am meisten gelegen war (schon wegen der dem Kaiser fehlenden Artillerie, die von den Städten Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Constanz, Frankfurt geliefert werden mußte), waren nicht erschienen. Trotz aller Beredungsversuche durch die Kurfürsten von Mainz und Pfalz beharrten sie auf ihrer Bedingung eines vollkommenen Religionsfriedens, den sie auf alle Anhänger der neuen Lehre, nicht bloß auf ihre eigenen Unterthanen und nicht bloß auf ihre gegenwärtigen Confessionsverwandten, sondern auch auf alle, die künftig hinzutreten würden, ausgedehnt wissen wollten. Der Kaiser war in einer sehr üblen Lage. Die Bedingungen der Protestanten konnte er nicht gewähren, da die katholische Mehrheit der Stände sich jedem Eingriffe in das Reichskammergericht sowie der geforderten allgemeinen Religionsduldung widersetzte, gegen welche auch noch der päpstliche Legat

*) Vergl. Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den Jahren 1530 — 1532 von Heine, Berlin, 1848. p. 34, 388, 419.

Protest einlegte. Und doch forderte dieselbe Mehrheit bei ihrer Verwilligung der Türkenhülfe die Herstellung des Religionsfriedens, dessen Bedingungen sie sich gleichwohl nicht gefallen lassen wollte.

Aus diesem hoffnungslosen Dilemma ward der Kaiser, da die Noth für ihn am höchsten gestiegen, und überdies das zu München betriebene Bündniß zwischen Frankreich, Baiern, Sachsen und Hessen
1532 am 26. Mai 1532 im Kloster Scheyern geschlossen war, zum zweiten Male durch Luther und durch die patriotische Selbstverläugnung der Evangelischen befreit. Der König von Frankreich hatte ihren Patriotismus richtig beurtheilt, als er, um ihrer Verständigung mit dem Kaiser vorzubeugen, den Feldzug Soliman's zu verhindern suchte. *) Denn Verminderung der Türkengefahr erschien ihm als das beste Mittel, die Protestanten unnachgiebig zu machen. Und in der That, die Gefahr, in welcher Deutschland vor den herannahenden Asiaten-Horden schwebte, und der patriotische Widerwille gegen die Bündnisse mit den „ausländischen Königen" drängten auch jetzt in Luther's deutschem Herzen alle anderen Rücksichten zurück; immer dringender rieth auch er jetzt zum Frieden, immer mehr neigte er sich dem Friede suchenden Kaiser zu. Der Nichtanerkennung Ferdinand's hatte er schon früher als einem Unrecht widersprochen. Jetzt forderte er, daß man auch alle andern Dinge fahren lasse, die den Frieden unmöglich machen würden, namentlich auf den Zusatz verzichte, wonach der Religionsfriede nicht bloß für diejenigen, die sich bis dahin „in das Augsburger Bekenntniß eingelassen," sondern auch für diejenigen gelte, die sich „noch einlassen mögen." Dieses auf den ersten Blick so engherzige und mit den noch kurz zuvor von ihm selbst ausgesprochenen freisinnigeren Ansichten im grellen Widerspruche stehende Benehmen kann nur unter Berücksichtigung der drohenden Zeitumstände gerecht beurtheilt werden. Luther erregte anfangs selbst unter seinen treuesten Anhängern mit dieser ihnen so räthselhaften, feigherzigen Nachgiebigkeit einen Sturm der Entrüstung. Zumal der Landgraf von Hessen wollte nimmermehr „die Thür zur Wahrheit sperren und die Glaubens-

*) cf. Negociations de la France dans le Lévant, I, 198 ff. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, II, 714.

genossen Preis geben." Er erklärte, „er werde sich das Recht nicht nehmen lassen, seinen Glaubensverwandten zu helfen, es bleibe Leib und Gut, wo es wolle." Aber schließlich brachten sie doch Alle der Pflicht des Patriotismus selbst ihre religiöse Begeisterung zum Opfer und so schlossen denn die erst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg geführten Verhandlungen am 23. Juli 1532 mit einem zwischen dem Kaiser und den schmalkaldischen Bundesständen geschlossenen Vergleiche, wonach bis zu einem Concile, oder wenn dasselbe nicht zu Stande käme, bis zu einer neuen Zusammenkunft der Reichsstände zwischen Kaiser und Ständen Religionsfrieden sein sollte. Die Protestanten machten sich verbindlich, dem Kaiser den schuldigen Gehorsam und die begehrte Türkenhülfe zu leisten; der Kaiser versprach, diesen Religionsfrieden als Reichsgesetz zu verkünden und die in Kirchensachen schwebenden Kammergerichts-Processe einzustellen.

Dieser Nürnberger Religionsfriede ward am 2. August zu Regensburg vom Kaiser bestätigt; es ward durch ein Edict befohlen, daß bis zum Concile oder bis zum nächsten Reichstag Keiner den Andern der Religion halben bekriegen solle. Aber der Einstellung der Kammergerichts-Processe geschah im Publicationsmandate keine Erwähnung; auch alle sonstigen Punkte des Vergleichs wurden mit Stillschweigen übergangen. Der Kaiser war zufrieden, daß ihm der schmalkaldische Bund jetzt das Reich vor den Osmanen rettete und vor dem innern Zerfalle bewahrte.

Der Reichstag zu Regensburg machte sich noch dadurch verdient, daß er dem Reiche ein Criminalgesetzbuch „des Kaisers und des heil. römischen Reiches peinliche Gerichtsordnung", die s. g. Carolina, gab. Sie war eine Frucht mehr als dreißigjähriger patriotischer Anstrengungen; der bambergische Minister von Schwarzenberg, einer der ersten Vorkämpfer der Reformation, hatte den ihr zu Grunde liegenden Entwurf verfaßt und bereits in Franken eingeführt. Sie sollte der entsetzlichen Rohheit und Willkür der zahllosen Gerichtsherren entgegenwirken und einige Uebereinstimmung in das Criminalwesen bringen. Heute freilich erscheint sie uns mit ihrer Menge von Todesstrafen, selbst für geringere Verbrechen, mit ihrem glühenden Zangenreißen, ihrem Viertheilen, Pfählen, Lebendigbegraben, Ersäufen, mit ihrer Tortur u. dgl. als ein Ausfluß roher Barbarei; wir finden darin keine Spur

von den sittlichen Ideen unsrer Zeit; Rache und Abschreckung ist noch der alleinige Zweck der Strafjustiz. Damals aber galt sie — weil doch wenigstens gewisse Rechtsideen, Grenzen des Tödtens und Marterns, und einige Garantieen im Processe aufgestellt und der absoluten Willkür des s. g. „Herkommens" entgegengestellt wurden, für ein Ideal des neuerungssüchtigen Humanismus. Und obwohl sie selbst nur als ein Ideal auftrat und den ausdrücklichen Zusatz enthielt, „daß die Gebräuche der einzelnen Reichsstände vorbehalten blieben," so ward sie gleichwohl als ein Eingriff in die Selbständigkeit betrachtet und nur von wenigen Reichsständen angenommen (unter den ersten war Hessen). Sie gelangte nur allmälig durch den Einfluß der Juristen in der Gesetzgebung und Gerichtspraxis der einzelnen Länder zur Geltung.

III. Die Zeiten des schmalkaldischen Bundes.

Folgen des Nürnberger Friedens. Türkenkrieg. — Wiedereinsetzung des Herzogs von Wirttemberg. Kadaner Friede. — Auflösung des schwäbischen Bundes. Fortschritte der Reformation in Süddeutschland. — Bewegungen in Norddeutschland. Das Reich der Wiedertäufer in Münster. Jürgen Wullenwever in Lübeck. — Wachsende Macht des Protestantismus. Erneuerung des schmalkaldischen Bundes. Die Wittenberger Concordia. — Papst Paul III. Das Concil zu Mantua. Die schmalkaldischen Artikel. — Politik des Kaisers. Sein Zug nach Tunis. Dritter Krieg gegen Frankreich. Waffenstillstand von Nizza. Karl in Paris. Bestrafung Gents. — Politik der Protestanten. Reformirung von Brandenburg und Meißen. Der Nürnberger Bund. Der Frankfurter Anstand. — Verständigungsversuche. Colloquien. Der Reichstag zu Regensburg. — Karl's Zug nach Algier. Vierter Krieg gegen Frankreich. Reichskrieg in Ungarn. — Der Fladenkrieg in Sachsen. Vertreibung des Herzogs von Braunschweig. Reformation am Niederrhein. Der Kaiser unterwirft den Herzog von Cleve. — Reichstag zu Speier. Reichskrieg gegen Frankreich. Der Friede von Crespy. — Concilium zu Trident. Lage der Protestanten. Pläne des Kaisers. Reichstag zu Regensburg. — Bündnisse des Kaisers mit dem Papste und mit protestantischen Fürsten. — Tod Luther's.

Durch den Nürnberger Frieden wurden die Protestanten aus ihrer bisherigen unsichern und bedrohten Lage einigermaßen befreit und gelangten vorläufig wenigstens zur äußeren Berechtigung. Die auf dem Augsburger Reichstag gemachten Erfahrungen hatten den Sinn für die

gemeinsamen wesentlichen Interessen gegenüber dem gemeinsamen Gegner wieder geschärft und die confessionellen Unterschiede als minder bedeutend erscheinen lassen. Aus Gefahr und Bedrängniß war ihnen neue Zuversicht und Begeisterung erblüht, enger als zuvor schlossen sie sich zusammen; während ihre Gegner eben jetzt in Feindschaften aller Art vollständig auseinanderfielen. Auf's Neue zeigte sich, daß die Kraft, welche aus dem Glauben an eine gute Sache hervorgeht, um diese Zeit nur auf Seiten der Protestanten zu finden war.

Es war nur eine Folge dieser Kraft, daß die Protestanten nun auch in politischer Beziehung die Geltung erlangten, welche ihnen bei der Stellung, die sie zur Nation einnahmen, in der That gebührte. In dem auf's Aeußerste zerfallenen und zerrütteten Reiche bildete sich doch irgend ein dem Geiste der Nation entsprechender Zusammenhang, ein Verband, der gar bald im Inland und im Ausland, bei den Freunden und bei den Feinden einen Einfluß gewann, wie ihn das Reich selbst schon lange nicht mehr besessen hatte. Diesen Einfluß zum Schutze und zur Ausbreitung des Evangeliums möglichst geltend zu machen, blieb zwar immer der Zweck des Bundes, aber auch der einzige Zweck; von einer gleichzeitigen Umgestaltung des Reiches war, nachdem die kühnen Pläne Zwingli's und des Landgrafen gescheitert waren, keine Rede mehr; im Gegentheile bildete die Vertheidigung der Reichsverfassung gegen die Uebergriffe der habsburgischen Politik auf der einen, und gegen revolutionäre Bewegungen auf der andern Seite von Anfang an das Band, welches den schmalkaldischen Bund auch mit den katholisch verbliebenen Reichsständen verknüpfte. Ob er im Stande gewesen wäre, das Reich politisch zu reformiren, ist eine jener oft erhobenen Fragen nach ungeschehenen Dingen, auf welche die Geschichte keine Antwort hat. Doch erscheint es nach der eigenthümlichen Natur der deutschen Reichsverhältnisse und nach der Beschaffenheit jenes Bundes, der als ein bloßes Vertheidigungsbündniß geschlossen war, und dessen Mitglieder, vor Allen die Reichsstädte, jeden weiter gehenden Zweck von Anfang an schon aus Besorgniß für ihre Selbständigkeit scheueten, sehr zweifelhaft. In diesem Charakter des Bundes lag ebenso sehr seine Stärke als seine Schwäche: seine Stärke, indem er sich dadurch das Vertrauen vieler schwankender Reichsstände und auch

des Kaisers, vor Allen des Königs Ferdinand gewann und Zeit und Gelegenheit erlangte, die Reformation ungestört ausbreiten und befestigen zu können; seine Schwäche, insofern er nicht dazu kam, sich selbst und die Reformation vor künftigen Gefahren durch eine entsprechende politische Verfassungsreform zu sichern.

An der Spitze des Bundes stand neben dem Landgrafen jetzt der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der seinem bald nach dem Nürnberger Religionsfrieden verstorbenen Vater in der Kurwürde gefolgt war: ein Mann vom reinsten Eifer für das Evangelium, von unerschütterlichem Gottvertrauen und hoher Sittenreinheit; aber im Dogma noch lutherischer als Luther und in der Politik unbehülflich und ungeschickt; aus Unkenntniß der Politik von Anderen abhängig, dabei voll Mißtrauen gegen die Welt und doch aus Gottvertrauen sorglos. Zähe festhaltend am Buchstaben seines Rechtes und des Augsburger Bekenntnisses, schauete er weder rechts noch links und überließ die Gestaltung der Welt dem lieben Gott. Ein solcher Mann war wie geschaffen zum Bekenner und Märtyrer, aber nicht zum Oberhaupte eines Bundes in schwieriger Zeit; er erscheint daher neben dem weltklugen und unternehmenden Landgrafen fast immer nur als Hemmschuh. Während er als Zionswächter über den Glauben wachte, knüpfte sich des Bundes äußere Geschichte vorzugsweise an den Landgrafen von Hessen; durch diesen erhielt der Bund seine Macht und Bedeutung nach außen, er war die treibende und bewegende Kraft und kann während etlicher Jahrzehnde als das eigentliche Oberhaupt Deutschlands betrachtet werden.

Für die habsburgische Politik, die sich nur durch die nüchternste Erwägung des zeitigen Vortheils bestimmen ließ, ward jetzt die machtvolle Stellung der Protestanten ein zwingender Grund, es um keinen Preis mit denselben zu verderben. Zwar die religiöse Abneigung der kaiserlichen Brüder vor der evangelischen Kirche hatte sich nach dem Zeugnisse ihrer intimsten Familienbriefe durch die Erfahrungen des Augsburger Reichstages womöglich noch vermehrt.*) Nichts desto-

*) Vergl. Gachard analectes belgiques p. 381. Ferdinand's Briefe bei Bucholtz IX, 11. ff.

weniger wandten sie sich den Protestanten immer entschiedener zu; denn es waren dieselben zwar kirchliche Gegner, aber es waren Gegner, auf deren Ehrlichkeit und Patriotismus man sich verlassen konnte, so lange sie nicht zur Nothwehr getrieben wurden. Und man hütete sich jetzt wohl, dies zu thun. Ihrer Haltung hatte das habsburgische Haus jetzt seine besten Erfolge, ja seine Rettung aus den von allen Seiten heraufziehenden Stürmen zu verdanken.

Das zeigte sich sofort in der stattlichen Reichshülfe, welche jetzt von den Protestanten gegen die Türken geleistet wurde, womit auch für die katholischen Reichsstände der Vorwand zur Zögerung hinwegfiel. Hier trat zum ersten Male die Kreisverfassung in Wirksamkeit; Kreistage wurden gehalten, die Kreishauptleute bestimmt, denen sich Alles williger als vorher unterordnete. Ein Reichsheer kam zusammen, wie man es seit lange nicht mehr gesehen und welches mit den geworbenen Landsknechten des Kaisers und etlichen Hülfstruppen aus den Erblanden an 80,000 Mann zählte. Diese plötzliche Kraftentfaltung durchkreuzte Soliman's Erwartungen so sehr, daß er, nachdem seine wilden Schaaren erst bei der Belagerung der heldenmüthig vertheidigten Stadt Günz, dann in vereinzelten Treffen schwere Verluste erlitten hatten, weiterem Vordringen entsagte und im Herbste 1532 den fluchtgleichen Rückzug antrat. Zwar konnte Ferdinand aus Mangel an Geld den Sieg auch diesmal nicht verfolgen; der Kaiser selbst kehrte, ohne sich in Ungarn aufzuhalten, schon bald nach Italien, dann nach Spanien zurück. Aber auch Suleiman hatte auf längere Zeit genug und so drohend und übermüthig auch seine Sprache blieb, so heftig auch sein Großvezier auf Luther schimpfte und den Kaiser höhnte, der nicht einmal mit diesem Ketzer fertig werden könne, der Sultan wagte doch mit Rücksicht auf die in Deutschland wahrgenommene Eintracht auch bei seinen späteren Feldzügen keine weiteren Angriffe auf das Reich. Ein Krieg in Persien zog ihn damals ganz vom Abendlande ab, und er schloß im Sommer 1533 einen Friedensvertrag mit Ferdinand, der beide Theile im Besitze dessen ließ, was sie hatten.

Indeß hatte Karl auf seiner Rückreise in einer nochmaligen Zusammenkunft mit Papst Clemens zu Bologna versucht, seiner im Re-

gensburger Reichsabschied beiden Religionsparteien gegebenen Zusage gemäß den Papst zur Abhaltung eines Conciliums zu bewegen. Es war Gefahr im Verzuge: denn schon hatten Baiern und Hessen sich verabredet, falls die Berufung binnen der verheißenen Frist nicht geschehe, sie selbst vorzunehmen. Nach langem Sträuben gab der Papst der Nothwendigkeit nach; aber es geschah nur zum Scheine; denn zum großen Verdrusse des Kaisers knüpfte Clemens das Concilium, das in Italien abgehalten, von den Protestanten im Voraus als Autorität in Glaubenssachen anerkannt werden sollte u. s. w.; sogleich an Bedingungen, welche dem Reichsabschiede stracks zuwiderliefen und, wie leicht vorauszusehen war, nach Melanchthon's Gutachten von den Protestanten verworfen wurden. Und weiter hatte ja Papst Clemens nichts gewollt; wie hätte er auch im Ernst ein Concilium wollen können, bei dessen bloßer Erwähnung alle Aemter in Rom um ein Beträchtliches im Preise sanken und welches ihn vielleicht wegen seiner unehelichen Geburt und der bei seiner Wahl stattgefundenen Bestechung nach dem Beispiele früherer Concilien abgesetzt hätte? Und endlich fürchtete er, ein Concilium werde vielleicht das Uebergewicht des Kaisers noch vermehren, das ihm bereits viel zu groß geworden war. Er warf sich nun dem König von Frankreich wieder ganz in die Arme, der überdies durch die angetragene Verbindung seines zweiten Sohnes, des späteren Königs Heinrich II. mit Katharina von Medici, des Papstes Nichte, der Familieneitelkeit des Papstes einen unwiderstehlichen Köder dargeboten hatte. Nachdem der Kaiser Italien verlassen, begab sich der Papst nach Frankreich und hatte im October 1533 mit König Franz jene berühmte Zusammenkunft zu Marseille, wo die Vermählung seiner Nichte mit dem französischen Prinzen feierlich vollzogen wurde. Zur Ausstattung derselben sollte ein großes italienisches Fürstenthum gebildet werden; der König von Frankreich sollte die Lombardei erhalten. Allein zur Ausführung dieser noch sehr geheimnißvoll betriebenen Pläne, über welche der furchtsame Clemens nichts Schriftliches von sich zu geben wagte, hätte es eines offenen Kampfes gegen den Kaiser, eines Bruches der Friedensverträge von Cambray bedurft, ein Wagniß, zu welchem sich nach den im vorigen Kriege gemachten schmerzlichen Erfahrungen beide Verschwägerte nicht

so leicht entschließen konnten. Ihre Absicht war, sich der Protestanten und der Türken zu bedienen und den Religionsfrieden im Reiche, den man trotz aller Anstrengungen nicht hatte verhindern können, sobald als möglich wieder aufzulösen. Indeß dann der Kaiser durch die Waffen der Protestanten in Deutschland, der Osmanen in Ungarn und an den Gestaden des Mittelmeeres beschäftigt würde, sollte ihm Italien entrissen werden. In der einfältigen Meinung, für das Evangelium zu streiten, sollten die Protestanten als Werkzeuge dieser Intriguen dienen. Ihre Aufhetzung und die Hintertreibung des Conciliums wird von allen Geschichtschreibern als Hauptgegenstand der Marseiller Unterredungen berichtet.*)

Diesen Plänen kam nun eine Angelegenheit wie gerufen, welche damals ganz Deutschland gegen das Haus Oesterreich aufregte und den kaum geschlossenen Frieden wieder störte. Es war die wirttembergische Frage, die sich immer auf's Neue anklagend und mahnend gegen die Habsburger erhob. Von den Herren des schwäbischen Bundes mit Mißachtung aller Reichs- und Landes-Grundgesetze dem angestammten Hause entrissen und an das ländergierige Haus Oesterreich um eine Summe Geldes verkauft, welche übrigens niemals bezahlt worden, hatte Wirttemberg die Macht dieses Hauses und des schwäbischen Bundes in Deutschland befestigen sollen, wurde aber im Gegentheile dessen schlimmste Achillesferse. Denn in dieser Sache waren alle Fürsten ohne Unterschied des Glaubens die Gegner Oesterreichs und des Bundes geworden. Im Lande selbst war die österreichische Herrschaft bei dem in unverwüstlicher Treue am alten Landesstamme hängenden zugleich von der in den nahen Reichsstädten blühenden neuen Lehre lebhaft ergriffenen Volke bitter verhaßt und dieser Haß wurde durch ihre ohnmächtige Verfolgungswuth noch gesteigert. Er hatte sich auch durch die gräulichen Executionen nach dem Bauernkriege nicht vermindert und theilte sich endlich auch den Ständen mit. Der Landtag lag in fortwährendem Kampfe mit der Regierung, welche statt die übernommenen Schulden zu bezahlen, im Gegentheil für ihre mannigfachen Welthändel immer neue Opfer verlangte. Den vertrie-

*) Vergl. Ranke, Päpste, 4. Aufl. I. 115 ff.

benen Herzog hatte Landgraf Philipp nach dem Bauernkriege bei sich aufgenommen und betrieb unablässig dessen Wiedereinsetzung. Dieses Vorhaben war freilich durch die Abneigung der Lutheraner gegen alle politischen Unternehmungen, sowie durch den Widerstand der schwäbischen Bundesstände, vor Allen der Herzöge von Baiern seither verhindert worden; diese wollten das Land zwar nicht in den bleibenden Besitz ihres österreichischen Nebenbuhlers, aber auch nicht in die Hände des von ihnen vertriebenen Todfeindes gelangen und ebensowenig es evangelisch werden lassen. Sie hatten immer noch gehofft, der Kaiser werde dem unschuldigen Sohne Ulrich's, Herzog Christoph, der in Oesterreich katholisch erzogen worden, sobald er zu seinen Jahren gekommen, sein Erbe zurückgeben. Aber auch diese Illusion zerrann auf dem Reichstage zu Augsburg, als der Kaiser, taub gegen die dringenden Vorstellungen der Reichsstände, seinen Bruder Ferdinand förmlich mit Wirtemberg belehnte und dieses Herzogthum zugleich mit allen Privilegien Oesterreichs, der Befreiung vom Reichskammergericht 2c. begabte und somit dem Reiche vollständig entzog. Dieser schnöde Raub empörte mit Recht ganz Europa, am meisten die Herzöge von Baiern, Christoph's Oheime. Sie legten auf dem Reichstage scharfen Protest ein, der unbeachtet blieb. Hatten doch die mit österreichischem Gelde für Ferdinand's Wahl bestochenen Kurfürsten auch in diese Belehnung eingewilligt, freilich nur „vorbehaltlich aller Rechtsansprüche der Betheiligten." Der junge Herzog Christoph sollte nun ganz aus dem Reiche entführt und im Gefolge des Kaisers nach Spanien mitgenommen werden, als er unterwegs entfloh und glücklich nach Baiern gelangte, von wo aus er in vielgelesenen Schriften ganz Deutschland mit dem ihm zugefügten Unrecht bekannt machte und allenthalben die größte Theilnahme fand. Die wirttembergische Sache bildete jetzt neben der Königswahl Ferdinand's den Vereinigungspunkt für beide Religionsparteien; sie war der Gegenstand der zwischen Baiern, Hessen und Frankreich geschlossenen Vereinbarungen; sie beschäftigte viele Fürstentage; sie wurde auch durch den Nürnberger Religionsfrieden nicht erledigt; die Rettung der Freiheit der deutschen Reichsstände ward jetzt das Losungswort, durch welches der schmalkaldische Bund an Kraft und Ansehn stieg und endlich der schwäbische Bund zu Grunde ging.

Denn auf dem großen Bundestag zu Augsburg im December 1533, wo Herzog Christoph begleitet von den Gesandten vieler Fürsten persönlich, aber ohne Erfolg, seine Sache führte, sah man den Bund zum letzten Male versammelt. Wenige Wochen später, zu Lichtmeß 1534, „zerging er ganz und gar," d. h. trotz aller Versuche Oesterreichs, ihn bei seinem inzwischen erfolgten Ablauf zu verlängern, wollte Niemand mehr an einem Bunde Theil nehmen, der nachgerade fast allen Mitgliedern, dem Adel und den Städten wegen des Glaubensdruckes, den Fürsten wegen Wirttembergs, verhaßt geworden war, und der zuletzt nur noch von den katholischen Prälaten und von Oesterreich aufrecht gehalten wurde. Jedermann sah den Krieg voraus und Niemand hatte Lust, sich wegen Wirttembergs Bundeskriegspflichten für Oesterreich aufzuladen. Während nun Karl und Ferdinand, verblendet durch ihre Ländergier, für alle Vorstellungen selbst ihrer nächsten Freunde taub blieben, vielleicht weil sie auch hier sich auf die Zwietracht ihrer Gegner allzusehr verließen, schritt Philipp endlich zur That. Er hatte sich der stillschweigenden Zustimmung fast aller Reichsstände, auch Baierns und der Kurfürsten versichert, der König von Frankreich hatte, angeblich als Kaufpreis für Wirttembergs wälsche Besitzungen, die Kriegskosten übernommen, die aber nicht bezahlt wurden. Dagegen ließen die Könige von Frankreich und England als Kostenbeitrag 100,000 Sonnenkronen in München niederlegen. Aus eigenen Mitteln bestritt Philipp inzwischen die Kosten des trefflich gerüsteten Heeres, das sich über 25,000 Mann stark im Frühling an den hessischen Grenzen und bei Straßburg versammelte; doch flossen ihm aus ganz Deutschland freiwillige Beiträge an Geld, Geschütz und Rossen zu. Ohne auf die Abmahnungen der Wittenberger Theologen und ihres bedächtigen Kurfürsten weiter zu achten, rief der muthige Landgraf: „es sei mit Gott gewagt" und führte Ende April mit Herzog Ulrich sein von protestantischem Eifer erfülltes religiöse Sinnsprüche auf den Fahnen führendes Heer nach Wirttemberg. Druckschriften ergingen an Kaiser und Reich mit der Erklärung, daß man Niemanden verletzen, sondern nur ins Vaterland mit Gottes Hülfe wieder einziehen wolle.

Und in der That war es mehr eine triumphirende Heimkehr als

ein Krieg; denn es fanden sich in Wirttemberg nur Wenige, die selbst um hohen Sold „für das Vaterland" die Fremdherrschaft vertheidigen wollten. Die Processionen und Litaneien des katholischen Klerus wurden vom Himmel nicht erhört und die 10,000 Mann Truppen, welche die Regierung mit der größten Anstrengung gesammelt und unter den Befehl der berühmtesten Kriegshauptleute Oesterreichs gestellt hatte, liefen schon beim ersten Zusammenstoße mit den Hessen, bei Laufen am Neckar, am 13. Mai nach kurzem Gefecht davon. Alsbald zogen die Bürger von Stuttgart ihrem Landesfürsten jubelnd entgegen; mit der am 2. Juni erfolgenden Capitulation des Hohenasperg, auf welchen sich die österreichische Regierung geflüchtet hatte, war die Rückkehr des Landes unter seine angestammte Herrschaft vollendet. König Ferdinand mußte sich wohl oder übel zur Anerkennung des Geschehenen bequemen, wenn er nicht durch fortgesetzten Widerstand auch seine übrigen Lande auf's Spiel setzen wollte. Denn schon ging ein mächtiger Kriegslärmen die Donau hinab, ein „groß Freudengeschrei" erhob sich in den Städten, die Prälaten flohen, die Stände in Oesterreich schickten Gesandte an den Landgrafen. Ferdinand rief jetzt selbst die Hülfe von Vermittlern an, welche am 29. Juni, zu Cadan (Kaaden) einem Orte zwischen Karlsbad und Teplitz, einen Vertrag zu Stande brachten, wornach Herzog Ulrich und seine Nachkommen von Oesterreich wieder als Herzöge von Wirttemberg anerkannt wurden. Zugleich wurde der Nürnberger Religionsfriede von Ferdinand erneuert, die Einstellung der Processe am Reichsgericht nochmals zugesichert. Dagegen erkannten jetzt die schmalkaldischen Bundesstände Ferdinand als römischen König an. Nur nach langem Zaudern konnte sich der Kaiser zum Verzicht auf Wirttemberg entschließen. Aber von aller Hülfe im Reiche verlassen und da selbst der um Beistand angerufene Papst erklärte, diese Sache sei eine politische und gehe die Kirche nichts an, gab Karl dem Vertrag endlich am 12. Februar 1535 zu Madrid seine Genehmigung.*)

Der Kadaner Vertrag bildet einen wichtigen Wendepunkt in der Reformationsgeschichte; der Nürnberger Religionsfriede wurde

---

*) Vergl. Heyd, Herzog Ulrich, den 2. und 3. Bd.

dadurch erst zu einer Wahrheit; er schuf eine feste Grundlage für das Verhältniß der Protestanten zum Kaiser und zum Ausland. Getäuscht sahen sich Frankreich und der Papst; Landgraf Philipp hatte keine Lust, die Kräfte seines wenig bemittelten Landes für welsche Intriguen noch weiter anzuspannen. Der König von Frankreich — so ließ er diesem melden *) — wisse es ja am besten, da er es ihm nie verhehlt habe, daß sein Kriegszug nur der Wiederherstellung seines Vetters von Wirttemberg, aber keineswegs muthwilligem Bürgerkrieg gegolten habe. Hessen, stark in Vertheidigung des Rechtes, werde fast alle seine Freunde verlieren, sich selbst und Wirttemberg und das ganze Reich in Gefahr des Unterganges bringen, wenn es die Grenzen der Vertheidigung überschreite. Der Friede der schmalkaldischen Bundeshäupter mit dem Hause Oesterreich wurde durch die Besuche des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen in Wien aller Welt kund gemacht; die französischen und baierischen Politiker, vor Allen der ränkevolle Kanzler Eck, gaben sich zwar die größte Mühe, um die Protestanten sowohl unter sich als mit Ferdinand und dem Kaiser wieder zu verhetzen, indeß diese Bemühungen scheiterten vornehmlich an der Wachsamkeit, Geduld und Klugheit Philipp's. Die Protestanten konnten sich jetzt mit der weiteren Ausbreitung und Ausbildung ihres Kirchenwesens beschäftigen.

Vor Allem ist hier die Reformirung Wirttembergs zu erwähnen, welche der im Exil ganz und gar für das Evangelium gewonnene Herzog jetzt als eine religiöse Pflicht mit dem größten Eifer betrieb. Zwei berühmte Reformatoren, der Lutheraner Schnepf und der zu Zwingli neigende Blaurer leiteten hier als Superintendenten die Kirchenverbesserung. Allein bei weitem schwieriger als in Hessen und Sachsen ging sie hier von Statten. Unter den religiösen Verfolgungen hatten die verschiedensten evangelischen Richtungen gleichmäßig Wurzel geschlagen, ein Theil des Volkes hing an Luther, ein anderer an Zwingli; zu den letzteren gehörte der Herzog selbst; obwohl man es nun in den Kirchengebräuchen und bei der Besetzung von Stellen beiden Parteien recht zu machen suchte und in der wirt-

*) Vergl. die schöne Instruction bei Rommel a. a. O. III, 61.

tembergischen Concordie vom August 1535 Blaurer sogar einräumte, daß Leib und Blut „wahrhaftiglich, das ist substanzlich und wesentlich aber nit in Maß der Größe oder Qualität oder Abmessung im Nachtmahl sei," so dauerte der Streit der Theologen gleichwohl nirgends eifriger fort als in Wirttemberg, so daß es selbst den sächsischen Theologen zu arg wurde! Auch die Schwärmer und Wiedertäufer hatten zahlreichen Anhang, selbst unter dem höchsten Adel, wo der aus Schlesien und Straßburg vertriebene Ritter Schwenkfeld von Offing, des Landmarschalls Schwager, seine schwärmerischen Conventikel hielt; endlich hielt ein Theil des Volkes mit schwäbischer Zähigkeit an der alten Kirche fest und haßte schon aus Patriotismus die großen Theils vom Ausland herberufenen Prädicanten. Nirgends war der Klerus, ermuthigt durch die Nähe katholischer Regierungen, standhafter als hier; mehr als die Hälfte wich lieber von ihren Stellen oder aus dem Lande, ehe sie sich dem neuen Gottesdienste fügte. In politischer Beziehung ward das ständische Wesen, welches anderwärts durch die Reformation gefördert wurde, in Wirttemberg vorerst zurückgedrängt. Denn der Herzog hütete sich wohl, den ihm so tief verhaßten Landtag dabei zu Hülfe zu nehmen. Ohne ständische Mitwirkung, durch Commissionen unter Leitung von Theologen wurden neue Landes- und Kirchen-Ordnungen erlassen, deren Hauptzweck strenge Sittenzucht und Einschärfung des Gehorsams gegen die Obrigkeit war; Ulrich übte jetzt eine durch nichts beschränkte landesherrliche Gewalt; den einstmals ihm abgerungenen Tübinger Vertrag stellte er nicht wieder her, mit dem von ihm eingezogenen Kirchengut schaltete er ganz willkürlich; drei Viertel dienten zur Bezahlung seiner Schulden und der Bedürfnisse seines Hofes; nur ein Viertel ward für Prediger und Schulmeister bestimmt; diese hielten es meist nicht lange im Amte und im Lande aus; die gänzlich umgestaltete Universität Tübingen wollte lange nicht gedeihen. Die Stände seufzten; aber sie mussten sich fügen, denn das Volk hing dem Herzog mehr als je an und freute sich des Umschwungs der Dinge, durch den sich seine Lage immerhin bedeutend verbesserte, der Steuerdruck verminderte.

Durch die Reformirung Wirttembergs erhielt die Reformation erst das, was ihr bisher gefehlt hatte, nämlich ein Bollwerk in Süd-

deutschland; von den schwäbischen Reichsstädten war der Alp hinweggenommen, der bisher auf ihnen lastete; rasch und vollständig vollzog sich jetzt auch hier die Reformation, sie machte selbst in Baiern und Oesterreich Fortschritte. Trotz aller Anstrengungen der Katholischen konnte der schwäbische Bund nicht wieder zu Stande gebracht werden.

Auch in Norddeutschland hatte sich inzwischen das Evangelium in weiten Gebieten Bahn gebrochen, aber zugleich unter dem Einfluß eigenthümlicher Verhältnisse gewaltige Erschütterungen hervorgerufen, welche jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten einen Erfolg gehabt, wie wir ihn bereits als Ursache des Bauernkrieges wahrgenommen haben; sie hatten zwar die Einführung der Reformation verhindert, aber den Radicalismus und die Schwärmerei des Volkes desto höher gesteigert, so daß die im oberen Reiche in Mißcredit gerathenen wiedertäuferischen Propheten hier bei dem ohnedies von Natur zur Kopfhängerei geneigten Volke nochmals mit dem größten Erfolge ihr Glück versuchen konnten. In Friesland und Holland wuchs die Zahl der Wiedertäufer bald zu Tausenden an; allein der Verwirklichung ihrer Ideen stellte sich hier eine feste bürgerliche Ordnung als Hinderniß entgegen; sie sahen sich daher genöthigt, das Reich des Herrn zunächst auf einem günstigeren Boden aufzurichten und fanden denselben in Westfalen.

In diesem, zum allergrößten Theile aus geistlichen Gebieten bestehenden Lande schaltete in den Stiftern und Kapiteln so zuchtlos und übermüthig, wie vielleicht nirgends sonst, ein roher Adel und Klerus; hier hatte sich demzufolge unter dem kernhaften, derben Volke eine gewaltige Opposition gehäuft; die Städte hatten von jeher hier mit ganz besonderer Kraft gegen ihre geistlich-weltlichen Bedrücker gekämpft, und diese waren selbst viel zu roh und anarchisch, überdies in allzuvielen Händeln unter sich zerfallen, um den gewaltigen Principienkampf der Zeit, der jetzt auch über sie hereinbrach, bestehen zu können; die patricischen Stadtobrigkeiten hingen zwar mit großer Zähigkeit an den alten Ordnungen und hielten es mit Adel und Klerus; sie hatten aber eben deshalb keine Macht über die Gemeinden. Schon während des großen Bauernkrieges hatten diese, obwohl von der

neuen Lehre noch wenig berührt, mancherlei Zugeständnisse erlangt, die aber, da die Gefahr vorüber war, wieder zurückgenommen wurden, wodurch das Uebel nur um so größer ward. Als nun bald nachher das benachbarte Hessen, dessen Landgraf ohnehin großen Einfluß in Westfalen hatte, als Lüneburg und Ostfriesland und die mit den westfälischen Städten im Bunde stehenden Hansestädte Braunschweig, Hamburg, Bremen, Lübeck reformirt wurden, als Lehrer und Schriften aus Marburg und Wittenberg, als Schaaren evangelischer Flüchtlinge aus den Niederlanden nach Westfalen kamen, da schlug auch unter diesem kernigen Volke die evangelische Begeisterung in helle Flammen auf. So tief war das moralische Ansehn der alten Kirche hier gesunken, so sehr war sie von geistigen Mitteln entblößt, daß selbst die hohe Schule zu Cöln, das wissenschaftliche Hauptquartier des katholischen Nordens, ihre eigenen Schüler nicht mehr zu überzeugen vermochte, sondern mit Ekel erfüllte; von 1521 bis 1534 hat sich dort Niemand um die theologische Doctorwürde beworben; ihre beiden begabtesten Schüler, die nachmals so berühmten Reformatoren Bullinger und Fabricius bezogen diese hohe Schule als gut katholische Jünglinge und verließen dieselbe, obwohl kein ketzerischer Lehrer sie verführt hatte, gleichwohl als eifrige Evangelische. Während daher selbst in dieser Hauptstadt des Katholicismus die neue Lehre bei Rath und Bürgerschaft sich verbreitete und nur mit Mühe und Gewalt seit dem Jahre 1529 nach der Verbrennung ihres Predigers Adolf Clarenbach unterdrückt werden konnte, gelangte sie inzwischen in den westfälischen Städten fast überall zum Siege. Zuerst in Minden, wo Franz von Waldeck und Heinrich von Braunschweig um das Bisthum stritten, indeß die Bürgerschaft den Klerus austrieb. Diesem Beispiele folgten bald Herford und Lemgo, Lippstadt, sowie das volk- und industriereiche Soest; jedoch die wichtigste Eroberung machte die neue Lehre an den großen Bischofsstädten Münster, Osnabrück und Paderborn. Besondere Wichtigkeit schon wegen seiner Lage und Wehrhaftigkeit, sowie als Hauptstadt des größten Bisthums hatte Münster. Der für Religion gleichgültige Bischof dieser Stadt hatte nach langem Hader mit der Landschaft sein Bisthum an Erich von Braunschweig verkauft, der bereits zwei Bis-

thümer, Paderborn und Osnabrück, besaß. Während nun Adel und Fürsten über die Kaufsumme stritten, erhielt in Münster die von dem talentvollen Bernd Rothmann verkündete Lehre solchen Anhang, daß ihr eine Stadtkirche eingeräumt und die Bildung einer Gemeinde gestattet wurde. Indeß war Erich von Braunschweig in den Besitz des Bisthums gelangt und suchte die neue Lehre wieder zu unterdrücken. Allein seine Befehle, den Gottesdienst einzustellen, blieben unbefolgt; man wußte, daß er es trotz dieser Befehle aus Furcht für seinen theuer erkauften Besitz mit Philipp von Hessen und dem schmalkaldischen Bunde halte. Als er in Folge eines Gelages plötzlich starb, schwand vollends die Furcht, und in den drei Hauptstädten Osnabrück, Paderborn und Münster machte sich jetzt die Erbitterung in gleichzeitigen Aufständen Luft. Das Volk stürmte die Kirchen und führte evangelische Prediger hinein. In dieser Noth vereinigten sich die mit ihren Wahlhändeln beschäftigten Herren schneller als sonst zur Wahl neuer, mit größerer Macht versehener Oberhäupter; Franz von Waldeck, der Administrator von Minden, ward zum Bischof von Münster und dann von Osnabrück gewählt, während in Paderborn Hermann von Wied, der bereits Erzbischof von Köln war, den Obsieg erlangte; beide waren wohlwollende, friedliebende Fürsten und mit den Protestanten im Reiche befreundet. Aber sie waren von ihrem Klerus und Stiftsadel abhängig; die Unterdrückung der Ketzer und Aufrührer war ihnen zur Bedingung der Wahl gemacht. Und in der That gelang es, Osnabrück durch einen Vertrag mit den Bürgern, Paderborn mit Gewalt (durch einen plötzlichen Ueberfall während der Huldigung) zur alten Kirche zurückzubringen. Indeß in Münster wollte keines dieser Mittel verfangen. Hier herrschte ein entschlossener und kriegerischer Geist, die Feindseligkeiten und halben Maßregeln des Adels steigerten nur die Erbitterung und den Muth der Bürger und hatten die Veränderung des Rathes, den Sieg der demokratischen Partei zur Folge. Die Stadt trat in Verbindung mit dem schmalkaldischen Bunde und fand einen eifrigen Gönner an Philipp von Hessen. Da sie sich zugleich tapfer wehrte und bei einem Ausfalle fast den ganzen, so eben im Städtchen Telgt zur Huldigung versammelten Stiftsadel gefangen nahm, so brach demselben vollends der

Muth. Dem friedliebenden Bischof wurde nun die Sache leicht; beide Theile nahmen bereitwillig die Vermittlung des Landgrafen Philipp an, die schnell zum Ziele führte: der Stadt wurden durch förmlichen Vertrag im Februar 1533 die Einrichtung ihres Gottesdienstes, die Ueberlassung der Pfarrkirchen u. s. w. zugestanden, bloß der Dom und die Stifter und ein Theil der Einkünfte blieben der alten Kirche.

Mit diesem durch ganz Deutschland froh begrüßten, in glänzenden Festlichkeiten von Stadt und Bischof gefeierten Ausgang war der Weg zu einer friedlichen Reformation des ganzen Westfalenlandes betreten. Allein die schlimmen Ahnungen, womit Luther und Melanchthon auch nach Münster blickten, sollten hier nur allzusehr bestätigt werden. Rothmann, der Vorsteher der neuen Kirche, gehörte zu den begabten, aber unruhigen und überspannten Leuten von Karlstadt's Art, die ohne festen Halt in wildbewegter Zeit von jeder neuen Sturmfluth ergriffen und fortgerissen wurden. Er gab sich schon bald dem Einflusse jener radicalen Geister hin, die nun auch in Münster wie Pilze aus der Erde wuchsen. Zu diesen Radicalen gehörte der Tuchhändler Knipperdollinck, ein Mensch, der an sich unbedeutend, gleichwohl als kecker Demagog und Führer der Volkspartei durch die Revolution ein wichtiger Mann geworden war und von den Wiedertäufern bearbeitet wurde, die hier seit Jahren erst als Stille im Lande, dann immer offener ihr Wesen trieben. Rothmann, der anfangs gegen sie predigte, trat in Folge von Disputationen zu ihnen über und machte hierdurch, da nun die Bürger selbst irre wurden und nicht mehr wußten, wem sie glauben sollten, die Anstrengungen der übrigen, auch der vom Landgrafen von Hessen der Stadt zu Hülfe geschickten Prediger zu nichte. Indeß schwoll die Zahl der durch Rothmann's plattdeutsche Schriften herbeigelockten Wiedertäufer immer unheimlicher an, und als nun der besorgte Rath den Versuch machte, sie unter bischöflichem Geleite aus dem Lande zu schaffen, erhoben sie einen solchen Tumult, daß ihnen aus Scheu vor Blutvergießen durch förmlichen Vergleich der Aufenthalt gewährt wurde (November 1533). Und nun wurde Münster der Zufluchtsort aller Schwärmer und Winkelpropheten, welche durch die zuversicht-

liche Keckheit ihres Auftretens bald den großen Haufen mit sich fortzureißen wußten. Sie rannten mit verzückten Geberden durch die Straßen, sie riefen, der Tag des Herrn sei nun gekommen, Christus sei ihnen erschienen und wolle durch sie in Münster sein Reich der Tugend und Glückseligkeit begründen. Sie stürmten zugleich das Rathhaus, bemächtigten sich des Waffenvorrathes und besetzten die wichtigsten Punkte der Stadt (Februar 1534). Da ermannten sich die Bürger, die noch bei Verstande waren und griffen gegen das tolle Volk zu den Waffen. Mit Reisigen und Knechten zog des Bischofs Amtsdrost ihnen zu Hülfe. Aber es ging den Bürgern damals wie heute, sie zitterten vor jeder Hand voll Tumultuanten; dazu kamen innere Zweifel und die Furcht, der reactionairen katholischen Partei wieder anheim zu fallen, welche mit dem Dom und den Stiftsgütern ihren Anhang in der Stadt behalten hatte, und vor welcher die Wiedertäufer sich und die Bürgerschaft bloß schützen zu wollen vorgaben; abermals schloß man mit den Aufrührern einen Vergleich, der ihnen vollen Spielraum gewährte. Da zog der Amtsdrost mit Thränen ab, denn er sah, daß die unglückselige Stadt verloren sei. Dagegen erschienen jetzt auf den Ruf des Jan Matthiesen, eines Bäckers aus Harlem, der als Prophet Henoch diese Bewegungen geleitet hatte, sowie seines Apostels Rothmann, der die Episteln verfaßte, von weit und breit die Schaaren der Jünger mit Weibern und Kindern, um den Tempel Salomon's bauen zu helfen. Die Stadt füllte sich mit allerlei fremdem Volke; viele Bürger wanderten aus; die alljährlich zur Fastenzeit geschehende Rathswahl fiel nun ganz radical aus; Knipperdollink ward Bürgermeister; aber die wirkliche Herrschaft übte mit furchtbarer Strenge der Prophet. Alle Zurückgebliebenen mußten sich jetzt taufen lassen, oder sie wurden aus der eigenen Stadt ausgetrieben, in welcher nun die neuen Heiligen, während der Bischof die Stadt so eben zu belagern anfing, sich mit souveräner Gewalt einrichteten.

Man würde diesen Leuten sehr Unrecht thun, wenn man sie für gemeine Betrüger hielte. Sie waren wirklich von einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Begeisterung erfüllt, welche sie für göttliche Eingebung hielten und die ihnen eine dämonische Macht über die

Gemüther des Volkes verlieh, das sie mit sich fortrissen. „Man konnte in ihrem Angesicht sehen, welcher ein rechter Wiedertäufer war.“ Ihre evangelische Einfachheit und Sittenstrenge machte bei dem Volke im Gegensatze zu dem unbeschreiblich liederlichen Treiben, das bisher zumal unter den höheren Ständen geherrscht hatte, einen gewaltigen Eindruck. Diese Einfachheit der Sitten steigerte sich freilich auch bei ihnen bis zur Barbarei. Nichts ward verschont, was an den alten Götzendienst oder an die Bildung und die Freuden der Welt erinnerte; die Kirchen und Klöster mit ihren Denkmalen, Heiligenbildern und Kunstwerken, ihren Büchern und Acten, wurden verwüstet und zerstört. Aber mit der religiösen Schwärmerei verband sich bei diesen Holländern doch auch ein sehr practischer Sinn. Indem sie die urchristliche Gütergemeinschaft (doch nicht vollständig) einführten, das Gold und Silber und die Lebensmittel aus den Häusern abholten, um es gemeinsam zu verwalten, herrschte von Anfang an die Rücksicht auf die Bedürfnisse einer langen Vertheidigung vor. Diese holländischen Wiedertäufer waren, ganz im Gegensatze zu den armseligen Haufen des Thomas Münzer, kriegserfahrene, energische, verzweifelt tapfere Leute und standen unter strenger Kriegszucht. Jeder mußte an den Festungswerken arbeiten; selbst die Knaben mußten exerciren, sogar die Weiber kämpften; tüchtige Hauptleute und Landsknechte waren darunter; aber das Betrinken war streng verpönt; der kleinste Exceß mit dem Tode bedroht; deßhalb waren sie den zuchtlosen, meuterischen, besoffenen Söldnern des Bischofs, der seine Leute oft monatelang nicht bezahlen konnte, weit überlegen; sie machten siegreiche Ausfälle, hoben ganze Wachtposten auf, vernagelten dem Feinde die Kanonen, trieben Hohn und Spott mit ihm und kehrten mit Beute beladen zurück. Es drohete hier ein neuer Hussitenkrieg sich zu entwickeln, der bei dem gährenden Zustande des Volkes und der Schwäche der Regierungen ganz Niederland und Westfalen mit sich fortreißen konnte und in diesem Sinne vom Propheten Matthiesen und dessen Sendboten mit unverkennbarem Erfolg geleitet wurde. Alle Anstrengungen des Bischofs, ihnen die Stadt zu entreißen, waren vergebens; sie schlugen alle Angriffe mit heldenmüthiger Tapferkeit zurück. Die Belagerer stellten endlich das vergebliche Stürmen ein und be-

schränkten sich darauf, die Stadt zu blokiren, es ruhig erwartend, bis der Aufruhr wie eine Feuersbrunst sich selbst verzehre.

Denn inzwischen hatte derselbe seine Natur gar sehr verändert. Der Prophet Matthiesen war bei einem Ausfall umgekommen und die Führerschaft an seinen jüngeren Genossen und Täufling, den noch viel überspannteren Jan Bockeldson aus Leyden gelangt. Im Leben dieses Fanatikers findet sich Manches, was an Mohammed erinnert; er war in der Bildung seiner Zeit sehr unterrichtet und als Kaufmann weit in der Welt herumgekommen. (Er hatte als „Schneider,“ d. h. vermuthlich als „Gewandschneider“ oder Tuchhändler gelernt.) Mit schwärmerischer Begeisterung verband er eine lebhafte Phantasie und war dem andern Geschlechte in hohem Grade ergeben. Seine schöne Gestalt, sein prophetisches Aussehen, seine volksthümliche Beredtsamkeit, die er nach der in den niederländischen Städten herrschenden Sitte in den öffentlichen Redeschulen geübt hatte, gaben ihm eine dämonische Gewalt und steigerten die religiöse Erhitzung der neuen Heiligen bis zum Wahnwitz. Zuerst schaffte er den Rath und alle weltliche Obrigkeit ganz ab und herrschte als Hoherpriester an der Spitze von zwölf Aeltesten; den bisherigen Bürgermeister Knipperdollink, welcher so eben die allzu aristokratisch aufsteigenden Kirchthürme abgetragen, machte er zu seinem Scharfrichter. Ein Gesetzbuch von blutiger Strenge ward gegen alles Unheilige erlassen. Indem nun aber der Prophet seine Neigungen für göttliche Eingebung und sich selbst für den Maßstab des Heiligen hielt, trat er jetzt mit dem Gesetze der Vielweiberei hervor. Anfangs stieß er bei dem eigenen Anhange auf Widerspruch. Aber sein Ansehen und die Exaltation, welche so häufig von sinnlicher Erregung begleitet ist und durch Beispiele und Gebote des alten Testamentes, so wie durch den Hinblick auf die Ueberzahl aufgeregter Weiber unterstützt wurde, siegte über die germanische Sitte. Da erhob sich ein Rest von Ehre und Schaamgefühl unter der betrogenen, mit der Gütergemeinschaft ohnedies längst unzufriedenen Bürgerschaft; zweihundert Männer empörten sich gegen das freche Unwesen; doch sie wurden überwältigt und mit raffinirten Martern getödtet. Und nun stand der Herrschaft des Hohenpriesters nichts mehr im Wege; er ward von einem Mitpropheten zum König von Zion ausgerufen,

nannte sich Johann von Gottes Gnaden, König im neuen Tempel Gottes, ein wahrhaftiger Diener der Gerechtigkeit aus Kraft der Stadt Münster, umgab sich mit einem zahlreichen Hofstaat und Harem und entfaltete eine Pracht, welche lächerlich gewesen wäre, hätte sie nicht eine so düstere Kehrseite gehabt. Denn in der unglücklichen Stadt jagte jetzt ein Gräuel den anderen. Die Heiligen, voran ihr König und dessen Hofstaat, gaben sich nun ganz ihren rohen Eingebungen hin und führten Scenen auf, in denen die religiöse Verzückung mit Wollust und Grausamkeit scheußlich vermischt war. Vieles von dem, was darüber nach Hörensagen berichtet wurde, mag erlogen sein, aber wenn wir auch nur das sicher Ueberlieferte glauben, so bleibt des Entsetzlichen noch zu viel übrig. Indeß gerieth, da die Vorräthe zur Neige gingen, das betrogene, ausgeplünderte Volk in die äußerste Noth; längst waren der Menge die Augen aufgegangen, aber ihre Unzufriedenheit wurde durch ein furchtbares Schreckenssystem und durch die Verheißung auswärtiger Hülfe niedergehalten. Aber die Hülfe blieb aus; die Flugschriften Rothmann's und die Boten seines Königs wollten nirgends mehr verfangen; die an verschiedenen Punkten in Holland und Friesland ausgebrochenen Bewegungen wurden niedergeschlagen. Das Gerücht von den Gräueln in Münster hatte den wiedertäuferischen Eifer allenthalben sehr abgekühlt; nicht durch feindliche Macht, sondern durch seine eigene Entwicklung ward auch dieser Radicalismus besiegt. Dennoch schien es, daß sich die Stadt noch lange werde halten können. Zwar hatten die rheinischen Kreisstände dem Bischof nach langem Besinnen Hülfe zu leisten beschlossen; der Landgraf von Hessen hatte sich seiner energisch angenommen; indeß die Geldzahlungen gingen von den meisten Ständen so schlecht ein, daß die Söldner in Masse abzuziehen, oder in den Dienst der Stadt überzugehen drohten. Hoher Sold wurde ihnen dort geboten, die Wiedertäufer zeigten sich nach außen sehr klug und nachgiebig. Ihre Correspondenz mit Landgraf Philipp athmet Mäßigung und Bescheidenheit. Sie hielten jetzt mit ihren Lebensmitteln auf's knappste Haus, der König entließ seine Frauen, aß Brot mit Kalk gemischt, er wollte sich mit den Seinen vertheidigen, bis die ganze Stadt verhungert sei. Da wandelte der Hunger in den gräßlichsten Gestalten einher und trieb die

Bewohner mit Weibern und Kindern in's feindliche Lager, der König aber beschloß, wenn der letzte Bissen verzehrt sei, die Stadt selbst anzuzünden und sich nach Holland durchzuschlagen.

Indeß dieses Vorhaben wurde durch zwei Ausgewichene vereitelt, welche den Belagerern einen Weg in die Stadt zeigten, die aber trotzdem erst nach heißem Kampfe am 25. Juni 1535 und auch dann nur durch Capitulation gewonnen ward. Die meisten Wiedertäufer fielen im Kampfe; dem Rest ward freier Abzug gestattet; dann wurden sie treulos niedergemacht. Bernd Rothmann entkam; der König des neuen Zion und seine ersten Minister wurden lebendig gefangen; vielleicht nur, um anderwärts den Kampf fortsetzen zu können, bettelte er schließlich um sein Leben; er erbot sich, alle Wiedertäufer zum Schweigen zu bringen! Nachdem man ihn im Lande umhergeführt und dem Volke gezeigt hatte, ward er mit seinen vornehmsten Hofherren im Januar 1536 auf derselben Stelle des Marktplatzes, wo früher sein Thron gestanden, mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt; die eisernen Käfige, in denen die Leiber aufbewahrt wurden, hängen noch mit den Gerippen am Thurme der Lambertikirche.

Dies ist die kurze Geschichte des Reichs der Wiedertäufer; sie zeigt uns auf's Neue die gewaltige religiöse Begeisterung, aber auch die ganze Unordnung, Rohheit und Verwilderung des Zeitalters. In Münster stellten nun die Sieger den alten Zustand der Kirche wieder her; die Stadt ward arm und öde und verlor ihre Freiheit; die Reformation blieb in Münster und einem großen Theile des Westfalenlandes für immer unterdrückt.*) Im Volke gingen auch später noch viele Ideen der Wiedertäufer um. Man sagte, sie hätten in Vielem geirrt und gefrevelt, aber in Vielem doch Recht gehabt; trotz aller Verfolgungen erhielten sich stille Gemeinden. Die politische und die religiöse Freiheit des Volkes erhielt auch hier eine tödtliche Wunde.

Der Zug der Revolutionen war überhaupt kein Siegeszug; er führte nirgends zu der gehofften Freiheit; auch nicht in Dänemark und

*) Vergl. von neueren Schriften noch Hahn, neue Propheten, Leipzig, 1851. Cornelius, Geschichte des Münsterschen Aufruhrs, Leipzig, 1855 und Cornelius, Berichte der Augenzeugen über das Münstersche Wiedertäuferreich, Münster, 1853.

Schweden, auch nicht in den wendischen Hansastädten, wo der Bürgermeister Jürgen Wullenwever in Lübeck sie für seine Pläne vergebens auszubeuten suchte.

Als Führer der Volkspartei war Wullenwever, ein Neubürger aus Hamburg, da die patricische Partei zu Lübeck durch ihren vergeblichen Widerstand gegen die von den Zünften begehrte Berufung evangelischer Prediger das Ansehen verloren hatte, bald zur Leitung der ganzen Gemeinde und endlich zur Bürgermeisterwürde gelangt. Er war ein Mann, wie sie in revolutionärer Zeit so häufig vorkommen, der mit hoher Begeisterung und großartigen Entwürfen nur mittelmäßige Fähigkeit zur Ausführung verband; „von Natur kein ungeschickter Mann, wenn er es zum Besten hätte brauchen können,“ sagt ein zeitgenössischer Chronist; dabei aber unstäten Sinnes, von allerlei abenteuerlichen Gesellen abhängig, riß er die alte vorsichtige Handelsrepublik, die in seine Hände gerathen war, auf neue und verderbliche Bahnen mit sich fort. Die Wiedererhebung Lübecks auf jene machtvolle, gebieterische Stellung, die sie einst vor mehr als hundert Jahren eingenommen, war sein Traum; es war dieselbe Romantik, die sich auch bei Hutten und so vielen schwärmerischen Patrioten fand, welche so gar vielerlei unüberlegte und unvereinbare Dinge erstrebten. Diese phantastischen Politiker waren ebenso unklar in ihren Zielen, als leichtsinnig und unglücklich in ihren Mitteln. Ihr Hauptfehler bestand darin, daß sie weder die Gegenwart, aus der sie sich hinaussehnten, noch die vergangene Herrlichkeit, die sie zurückwünschten, näher studirt hatten und weil sie weder die eine noch die andere kannten, auch von der zu gestaltenden Zukunft kein deutliches Bild hatten. Sie wußten in ihren Poeten viel besser Bescheid, als in den deutschen Fürstenthümern, über die sie in's Blaue hinein declamirten. Und so trug sich auch Wullenwever mit allerlei ungenauen Bildern vergangener Herrlichkeit. Hätte er Vergangenheit und Gegenwart gewissenhaft erwogen, so würde er gefunden haben, auf welchen künstlichen Grundlagen die Macht Lübecks schon damals beruhte, als diese Stadt, zufolge des hülflosen Zustandes der nordischen Völker, sowie ihrer eigenen außerordentlichen Umsicht, Klugheit und Mäßigung, mit Hülfe des gesammten Hansabundes den nordi-

schen Königen ihre Gesetze gab. Schon die seitherige Geschichte hatte aber gezeigt, wie sehr sich alles dies inzwischen geändert hatte.*)

Mit dem größten Widerwillen ertrugen die nordischen Völker den Druck der hanseatischen Privilegien; es war in Schweden eine gemeine Rede, daß man lieber unter den Türken, als unter den Hanseaten stehen wolle. Unter der Wucht veränderter Weltverhältnisse, welche keine menschliche Macht zu hindern vermochte, hatten die Lübecker schon unter den letzten Unionskönigen ihre frühere Stellung nur noch zum Theil zu behaupten vermocht; es war ihnen namentlich nicht mehr gelungen, die Holländer von der Ostsee auszuschließen. Auch mit Christian II. sah sich Lübeck bald wieder in die alten Kämpfe wegen nicht erfüllter Verheißungen verwickelt; durch Lübecks Mitwirkung verlor dieser Tyrann zwar seine Reiche, und erlangten Gustav Wasa in Schweden, Friedrich von Holstein in Dänemark die Krone; aber bald genug hatte Lübeck Ursache, über den Undank auch dieser Könige, seiner eigenen Creaturen, zu klagen. Als nun aber Christian II. auf eigene Hand in Holland Truppen und Schiffe warb, mit denen er im Herbste 1531 den Versuch machte, sein Reich mit Hülfe des niederen Volkes zurück zu erobern und sich in Norwegen festsetzte, da wurden die früher Verbündeten durch die gemeinsame Gefahr zwar nochmals vereinigt; eine lübische Flotte segelte hinaus und brachte den König Christian in solche Bedrängniß, daß er sich, um mit seinen Gegnern zu unterhandeln, gegen freies Geleite freiwillig ergab, dann treulos als Gefangener festgehalten und in die Festung Sonderburg gebracht wurde; jedoch die Hoffnung der Lübecker, daß es nunmehr zum Kriege gegen Holland, zur Sperrung der Ostsee kommen werde, erwies sich auch jetzt als trügerisch; es gelang der burgundischen Regierung, die Rüstungen Christian's als bloße Privatunternehmung einzelner Kaufleute darzustellen und indem sie König Christian zum zweiten Male Preis gab, für ihre Unterthanen auf's Neue die Erlaubniß zur Sundfahrt zu erlangen. Als nun vollends mit Christian's Gefangenschaft jede Gefahr verschwunden schien, trat Dänemark von

---

*) Vergl. Band III, 269, 333 ff., IV, 55 ff. dieses Werkes.

dem bis dahin noch immer den Lübeckern in Aussicht gestellten Kriege gegen Holland definitiv zurück.

Da beschloß Lübeck, den Krieg gegen die Holländer allein zu führen. Es hatte keine Verbündete, denn auch Schweden, ja selbst die nächstgelegenen wendischen Hansastädte verweigerten die Theilnahme. Eben jetzt hatte Wullenwever als Bürgermeister die höchste Macht in Lübeck erlangt; die Gemeinde gab ihm unbeschränkte Vollmachten; Abenteurer von höchst zweideutigem Charakter, der Söldnerführer Marcus Meier, der aus Sachsen und Hessen entflohene Betrüger Otto von Pack, der gewandte Bremer Syndicus Oldendorp nahmen ihn in ihre Mitte. Die Häuser der entwichenen Bürgermeister wurden niedergerissen, die Kirchengüter eingezogen; aus den Kostbarkeiten der Kirchen und Klöster sollten die Kriegskosten bestritten werden.

In dieser Zeit, im April 1533, starb der König Friedrich von Dänemark und die Wiederbesetzung des dänischen Thrones eröffnete dem kühnen Bürgermeister neue Aussichten. Er gedachte jener glorreichen Tage des Jahres 1370, wo die Lübecker das Recht erworben hatten, daß ohne ihre Zustimmung kein König in Dänemark den Thron besteigen dürfe. Er beschloß, den dänischen und schwedischen Thron mit gefügigeren Männern zu besetzen. Die Politik des dänischen Reichsrathes kam ihm dabei zu Statten; denn der dänische Hochadel, besonders die reichen Bischöfe, waren wüthende Gegner der Reformation und konnten sich nicht entschließen, König Friedrich's Sohn und Nachfolger in den Herzogthümern, den eifrig lutherischen Herzog Christian, zu wählen. Sie schoben die Wahl hinaus und regierten indeß ohne König. Da erschien Wullenwever in Kopenhagen und forderte Theilnahme am Kampfe gegen Holland. Er trat zugleich als Schützer des Evangeliums und des vom dänischen Adel unterdrückten Volkes auf; eines Tages ließ er Mannschaft ausschiffen, um einen vom Reichsrath verfolgten Prädicanten zu beschirmen. Und als nun der Reichsrath seine Forderungen verwarf und mit den Niederlanden unterhandelte, begab sich Wullenwever voll bitteren Grolles hinweg, entschlossen, der Adelswirthschaft in Skandinavien ein Ende zu machen. Ueberzeugt, daß der dänische Adel den Herzog Christian niemals wählen werde, bot Er demselben jetzt die Krone unter der Bedingung

des Krieges gegen Holland an. Aber wie sehr sah sich Wullenwever hier getäuscht! Der gewissenhafte und friedliebende Herzog wollte die Krone, die auch in der That in ihrer damaligen Beschaffenheit sehr wenig Reiz hatte, gar nicht haben und am wenigsten wollte er sie aus diesen Händen, ohne rechtmäßige Wahl des Reiches, auf dem Wege der Gewalt und Anmaßung erlangen. Ueberdies folgte er den Rathschlägen seines schleswig-holsteinischen Adels, der ihn umgab und an dessen Spitze damals sehr bedeutende Männer standen. Dieser Adel war zwar evangelisch geworden, aber er haßte die Lübecker und ihren demokratischen Bürgermeister darum nicht weniger; zumal seitdem dieser die lübischen Stiftsgüter einzog, auf welche der Adel ein Näherrecht geltend machte. Herzog Christian lehnte sowohl die Krone als den Krieg gegen Holland ab, seine Räthe gewannen bald darauf den dänischen Adel, daß dieser ihm die Wahl zusicherte und gegen Gewährung freien Handels für die Niederlande erlangte er endlich auch die Anerkennung der burgundischen Regierung.

Indeß hatte der Seekrieg Lübecks mit Holland beiden Theilen große Verluste gebracht und Lübeck zugleich in Feindschaft mit Schweden verwickelt. In Folge der Beschlagnahme schwedischer Schiffe wurde ihnen die Fahrt nach Schweden ganz gesperrt. Da erhoben sich in der erschreckten Bürgerschaft nochmals Wullenwever's Gegner und klagten ihn laut des Leichtsinnes an. Sie forderten seine Verhaftung und Untersuchung und sofortige Einstellung der Fehden. Auch die evangelischen Prediger gehörten bereits zu seinen eifrigsten Gegnern; sie glaubten nicht, daß dem Evangelium auf diese Weise gedient werden könne; aber sie predigten vergebens; wenigstens in weltlichen Dingen hatten auch sie über die Gemeinde keine Macht mehr; Wullenwever's Anhang war zu groß; seine Gegner wurden als Verräther eingesperrt oder entflohen; die letzten Mitglieder des alten Rathes wurden abgesetzt; der mißlungene Versuch, den Dictator zu stürzen, hatte nur dessen vollkommenen Sieg zur Folge. Dieser aber benutzte seine Stellung jetzt zu einer ganz erstaunlichen Schwenkung; indem er mit den Niederländern Frieden schloß und ihre Forderungen gewährte, ging sein ganzes Streben jetzt auf Rache an den herrschenden Gewalten in Holstein, Dänemark und Schweden. Hierzu

aber fand er ein treffliches Mittel in der proclamirten Befreiung und Wiedereinsetzung des gefangenen Königs Christian II.

Diese dreiste Idee, den alten Erzfeind seiner Stadt, zu dessen Einsperrung er noch selbst gerathen hatte, jetzt auf den Schild zu heben, war freilich nicht in Wullenwever's Kopf entstanden, sondern unter dem Volke in Dänemark, in den Städten Kopenhagen und Malmoe, deren demokratische Bürgermeister mit ihm in Verbindung standen. Als sie ihm diesen Vorschlag machten, wagte er nicht, ihn in Lübeck bekannt werden zu lassen; ohne Wissen der Gemeinde schritt er zur Ausführung. Wahrscheinlich war es ihm mit Christian's Wiedererhebung auch kein Ernst, er wollte sie nur als Schlachtruf zur Revolutionirung Dänemarks gebrauchen, wo das niedere Volk dem gefangenen König anhing. Für Schweden war freilich dieser Schlachtruf unbrauchbar; dort wünschte Niemand den Dänenkönig herbei, für Schweden wurden andere Prätendenten gewonnen. Als Haupt der Schilderhebung in Dänemark fand sich der kühne Abenteurer Graf Christoph von Oldenburg. Auch ihm eröffnete man, indem er angeblich seinen Vetter befreien sollte, unter der Hand Aussichten auf die Herrschaft in Dänemark, die überhaupt noch vielen andern Fürsten, z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, dem König von England, dem Herzog Albrecht von Meklenburg angeboten wurde. Als Christoph
1534 seine Rüstungen vollendet hatte, führte er im Mai 1534 sein Heer vor Lübeck und bat die Stadt um Hülfe zur Befreiung seines gefangenen Vetters, welchem das auch von Lübeck unterzeichnete Geleite treulos gebrochen worden sei. In Wahrheit hatte nun zwar grade Wullenwever einst zu diesem Geleitsbruch in Kopenhagen gerathen. Allein das hinderte nicht, daß er jetzt vor die Gemeinde hintrat und „zur Befreiung Dänemarks von den gottlosen Bischöfen" ihren Beistand forderte, der mit allen gegen eine Stimme gewährt wurde.

Und nun begann zunächst die sogenannte Grafenfehde; ohne vorhergegangene Kriegserklärung brachen Christoph's Truppen in Holstein ein, verschiedene Schlösser und Städte des Herzogs, die Güter des Adels und des Bischofs wurden erobert und geplündert, das Volk zur Empörung aufgefordert; zwar eilten die überraschten Holsteiner für ihren Herzog zu den Waffen, das Volk blieb ruhig; indeß segelte

Christoph auf lübischen Schiffen nach Dänemark, nachdem er sich zuvor in einem Vertrage verpflichtet hatte, den König Christian, falls er zur Freiheit käme, an Lübeck auszuliefern, auch dieser Stadt bis zum Ersatz von 400,000 Gulden und aller weiteren Kosten den Sundzoll und die festesten Schlösser des Reiches zu überlassen, von den mit Lübeck verbündeten Städten Kopenhagen und Malmoe keine Huldigung zu fordern und in Zukunft keinen König ohne Lübecks Zustimmung wählen zu lassen. Wurden diese Bedingungen erfüllt, dann war Dänemark zertrümmert und Lübeck herrschte wieder wie vor Alters über den Sund und die Ostsee.

Wirklich schien der Erfolg einen Augenblick das kühne Wagniß zu krönen. Denn als Graf Christoph auf den Inseln landete, erhob sich das dänische Volk, dem das Evangelium mit der Befreiung von drückenden Lasten verheißen wurde, allenthalben gegen den Adel und die Geistlichkeit. Ein Bauernkrieg, viel wilder und blutiger als der deutsche, suchte die Herrensitze heim. Um der Vernichtung zu entgehen, unterwarf sich der Adel auf den Inseln, welche sämmtlich in kurzer Frist erobert wurden, dem Grafen Christoph, die lübische Flotte bemächtigte sich des Sundes, Malmoe verjagte seine Besatzung, Kopenhagen capitulirte, im Namen Christian's II. empfing Christoph die Huldigung. Nur in Jütland und Fühnen war der Adel jetzt rasch zur Wahl des Herzogs Christian geschritten, von dem er Hülfe hoffte; aber die holsteinischen Truppen wurden bei Nyborg auf Fühnen geschlagen, auch in Jütland und Schleswig brach wilder Bauernkrieg aus und selbst in Holstein machten die lübischen Söldner Fortschritte. In dieser Noth versammelten sich die holsteinischen Stände zu Kiel und schwuren Leib und Leben daran zu setzen, um ihrem rechtmäßig erwählten König-Herzog das Reich Dänemark zu erobern. Der alte Haß zwischen dänischem, holsteinischem und schwedischem Adel trat hinter der gemeinsamen Gefahr zurück. Gustav Wasa schloß einen Bund mit Christian III., um Lübeck zu verhindern, daß es mit „diesen alten hochberühmten Reichen nicht wie ein Krämer mit seinem Knapsack handeln möge." Mit Widerstreben sah Wullenwever sich genöthigt, schon jetzt auch mit den Schweden Krieg zu führen.

Die Blicke von ganz Europa richteten sich auf diesen nordischen

Krieg. Der Kaiser, der König Ferdinand, die niederländische Regierung, die Könige von England, von Frankreich, von Polen, die schmalkaldischen Fürsten und viele Andere mischten sich in diesen Handel ein und suchten daraus Vortheil zu ziehen; ein Netz von Intriguen der hohen Politik wob sich um den kühnen Bürgermeister, der mit Allen unterhandelte, Allen Aussichten eröffnete und hinter Keinem an Pfiffigkeit zurückstand. Aber Freunde fand er nirgends außer etwa an den ehrlichen Ditmarschen, die ihn zur Fortsetzung des Kampfes ermahnten und an dem König von England, der ihm viel Geld schickte. Die Einsicht, daß es sich hier im Grunde doch nur um einen Kampf gegen Fürstenthum und Adel handle, war stärker, als alle anderen Rücksichten. Ein patriotisches Interesse für die lübischen Handelsprivilegien war in Deutschland so wenig vorhanden, daß selbst die Hansastädte Lübeck vollständig im Stiche ließen, und nur die Städte Stralsund, Wismar und Rostock, doch erst nachdem durch Wullenwever's Einfluß die Demokratie auch dort zum Siege gelangt war, an dem Kampfe, freilich nur in geringem Maaße, sich betheiligten. Von dem schmalkaldischen Bunde war billigerweise keine Theilnahme zu verlangen für die Sache des katholischen Christian II., ihres bittersten Feindes, dagegen desto größere für Christian III., der zu ihren eifrigsten Bundesfreunden gehörte, und hauptsächlich auf das Zureden seiner fürstlichen Glaubensbrüder sich entschlossen hatte, um des Evangelii willen die dänische Krone anzunehmen. Aber auch die Stadt Lübeck war ihnen als eine, obwohl sehr laue, Bundesgenossin werth und sie sparten keine Mühe, den Streit in Güte zu schlichten, damit aus dem Kampfe der Evangelischen nicht schließlich der gemeinsame Gegner den Vortheil ziehe. Da jedoch ihre billigen Vorschläge nur von Christian angenommen, von Lübeck zurückgewiesen wurden, so wandten sie sich, vor allen Landgraf Philipp von Hessen, nur um so mehr dem ersteren zu und unterstützten ihn mit Geld und Waffen.

Und so geschah es denn, daß Christian III. sich bald in den Stand gesetzt sah, seiner Seits mit großem Nachdruck zum Angriff zu schreiten, die Trave zu sperren, die Lübecker vor ihrer Stadt zu schlagen. Wullenwever sollte nun das Schicksal aller Demagogen erfahren; die wankelmüthige Menge fiel von ihm ab; „man schrie,“ sagt Reimar Cock

„so toll gegen Wullenwever wie früher gegen den alten Rath.“ Er selbst mußte sich jetzt zu einem Frieden mit Christian, sowie zur Wiederherstellung der alten Verfassung, zur Wiedereinsetzung des alten Rathes bequemen. Seine Niederlage würde schon jetzt vollständig gewesen sein, wenn nicht zur derselben Zeit die Bauern in Jütland einen großen Sieg erfochten hätten, worauf Christian, um von Lübeck hinwegzukommen, sich zu dem sonderbaren Stockelsdorfer Frieden verstand, welcher zwar den unmittelbaren Krieg zwischen Holstein und Lübeck beendigte, aber beiden Theilen gestattete, den Kampf in Dänemark fortzusetzen. Auch in Lübeck selbst trat jetzt ein seltsamer Zwischenzustand ein; Wullenwever war nur halb gestürzt, er behauptete sich als Bürgermeister, aber neben ihm regierten seine Gegner; seine Dictatur war zwar gebrochen, aber durch tyrannische Mittel, durch Verbieten aller Zusammenkünfte und dgl. wußte er sie noch halb und halb aufrecht zu erhalten. In Dänemark, wo zwischen den immer zahlreicher werdenden Parteien Graf Christoph als „Gubernator des Reiches“ eine tyrannische Gewalt zu behaupten suchte und ohne sich weiter um Lübeck zu bekümmern, seine eigenen Pläne verfolgte, wüthete inzwischen der Bürgerkrieg unter vielen Gräueln und Wechselfällen auf den Inseln noch eine Zeit lang fort, während Halland und Schonen von den Schweden, Jütland von den Holsten erobert wurde. Mit Wullenwever's Politik war es bald dahin gekommen, daß er alle seine ursprünglichen Zwecke verloren, ja in das grade Gegentheil verwandelt hatte. Statt die Ostsee den Holländern zu verschließen, rief er sie jetzt selbst herbei, statt die Freiheit und das Evangelium zu verbreiten, warf er sich den katholischen Fürsten und den berüchtigtsten Tyrannen in die Arme. Dem König von England räumte er eine Art von Protectorat ein und erhielt dafür Geld zu neuen Rüstungen; es gelang ihm, den Herzog Albrecht von Mecklenburg zu einem Kriegszug nach den Inseln zu bewegen; da es diesem aber an aller Macht fehlte, um sich zu behaupten, so baute Wullenwever seine letzte Hoffnung auf den Kaiser und die burgundische Regierung, die sich jetzt von Wullenwever, Christoph, Albrecht und Christian III. gleich sehr umworben sah. Auf diese Weise wäre in ganz Dänemark und Schweden der Katholicismus vielleicht wieder zur Herrschaft gelangt, wenn nicht der

große Sieg der Holsten bei Assens auf der Insel Fühnen am
1535 11. Juni 1535, und fünf Tage später die Zerstörung der lübischen Flotte durch eine schwedisch-preußische vor Svendborg dem blutigen Intriguenspiel ein baldiges Ende angekündigt hätte.

So viele Schläge hätte Lübeck auch in seinen besten Zeiten nicht ertragen können; geschweige jetzt. Wie sehr es von aller Welt verlassen sei, zeigte sich auf dem großen Hansatage zu Lüneburg im Sommer 1535. Da waren Bürgermeister und Rathmänner von Hamburg, Lüneburg, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Eimbeck, Göttingen, Magdeburg, Cöln, Soest, Dortmund, Osnabrück, Paderborn, Campen, Zwoll, Deventer, Rostock, Stralsund, Danzig, Riga versammelt, um sich hauptsächlich über die Beendigung des nordischen Krieges, der allen Handelsverkehr störte, und über Maßregeln gegen die Wiedertäufer zu berathen. Alle diese Städte fürchteten für ihre zugleich von der Revolution und von der fürstlichen Gewalt bedrohte Existenz. Sie klagten die lübischen Gewalthaber offen des Aufruhrs und der Wiedertäuferei an und drängten die Stadt zum Frieden mit Christian, dessen Gesandte in der Versammlung das große Wort führten. Wullenwever war nicht erschienen; er trat bei auswärtigen Verhandlungen nicht mehr als Oberhaupt von Lübeck, sondern als Vertreter des Herzogs Albrecht auf. Er hoffte jetzt sein Heil vom Kaiser. Als nun aber seine alten Feinde, die ausgewichenen Bürgermeister, bei eben diesem Kaiser den Befehl ihrer Wiederherstellung auswirkten, womit die Mahnungen des Hansetages übereinstimmten, da war sein voller Sturz entschieden. Die alten Bürgermeister wurden wieder eingesetzt, Wullenwever's Freunde zogen sich freiwillig zurück, er selbst machte indeß eine Reise, und war nach seiner Rückkehr nur dadurch zur Abdankung zu bewegen, daß man ihm ein Amt versprach. Offenbar suchte er zu laviren, den Sturm vorbeigehn zu lassen, und sich so gut es gehe zu behaupten, um günstigere Ereignisse abzuwarten. Denn sein Hoffen war ebenso vielgestaltig als unverwüstlich; er hoffte, die Gemeinde werde für ihn noch eine Revolution machen, seinen Rücktritt hindern; aber auch diese Hoffnung log; die Gemeinde nahm seine Entlassung mit großem Gleichmuth, ohne Bedauern und Widerspruch auf. Von allen Schicksalen, die einen Volksführer treffen können, ward ihm das traurigste

zu Theil; er fiel ohne Kampf. Seine Gegner regierten nun allein in der Gemeinde und schlossen auf die eifrige Vermittlung der protestantischen Fürsten am 14. Februar 1536 den Hamburger Frieden, 1536 der ihrer Stadt gegen Anerkennung Christian's III. als Königs von Dänemark und Norwegen die früheren Rechte und Privilegien, wie sie vor dem Kriege bestanden, zurückgab. Inzwischen hatte Christian die festen Plätze erobert, im April unterwarf sich Malmoe; am längsten hielt die Kriegspartei in Kopenhagen Stand, bis der äußerste Mangel und das Geschrei des Volkes auch sie im Juli zur Unterwerfung zwang. Mit dem Einzug Christian's in Kopenhagen war der Krieg beendet, welcher dem dänischen Volke statt der gehofften Freiheit großen Jammer gebracht hatte. Denn auch hier hatte der Adel nach dem Siege furchtbare Rache genommen, und obgleich Christian, einer der vortrefflichsten Menschen jener Zeit, allgemeine Amnestie befahl, und durch Gerechtigkeit und Milde die Liebe des Volkes gewann, so dauerte es doch lange, bis die Wunden heilten. Die alte Bauernfreiheit ging, wo sie noch bestand, auch hier zu Grunde.

Wullenwever aber ließ auch nach seinem Sturze nicht von seinen unruhigen Plänen ab. Als bloßer Privatmann suchte er noch den Krieg zu schüren; er arbeitete jetzt für die Zwecke des burgundischen Hofes, welcher wirklich noch zuletzt Alles aufbot, Dänemark Christian III. zu entreißen und dem Pfalzgrafen Friedrich zuzuwenden, der eine Tochter des gefangenen Christian II. geheirathet hatte und als Preis für seine langen noch immer unbelohnten Dienste für das Kaiserhaus mit der dänischen Krone abgefunden werden sollte. Die Holländer waren mit dem zwischen Lübeck und Dänemark geschlossenen Frieden höchst unzufrieden und drangen jetzt ihrerseits darauf, in den Besitz des Sundes und der Ostsee zu gelangen. Sie hatten schon eine gewaltige Flotte ausgerüstet, ihre Truppen hatten Siege in Friesland erfochten, als der wieder ausbrechende Krieg mit Frankreich den Kaiser nöthigte, diesen Kampf einzustellen und die protestantischen Fürsten auch im Norden unbehelligt zu lassen. Und für solche Zwecke und Pläne hatte Wullenwever noch zuletzt als Werkzeug dienen müssen! Er trat mit einem Söldnerhaufen in Verbindung, der sich unfern Lübeck sammelte; man glaubte, daß er Pläne gegen die eigene Stadt im

Schilde führe. Von seinen Gegnern sorgfältig überwacht, ward er im November 1535 auf einer Reise im Gebiet des Erzbischofs von Bremen, den er für seinen Freund hielt, von dessen Leuten gefangen. Dieser Fürst, und noch mehr dessen Bruder, der ruchlose Herzog Heinrich von Braunschweig, sättigten dann an ihm ihre Rache gegen das Bürgerthum und den Protestantismus. Auf der Folter entrissen sie ihm allerlei, später größtentheils widerrufene und leicht widerlegte Geständnisse von geraubtem Kirchengute, von wilden Aufruhrplänen, die er mit den Bürgern ihrer Städte und mit den Münsterschen Wiedertäufern betrieben haben sollte. Er wähnte sich damit das Leben zu retten und hielt den Herzog sogar für seinen geheimen Gönner. Aber auch diese letzte Hoffnung betrog ihn. Der Wütherich ließ ihn endlich, ohne dazu irgend ein Recht zu haben, am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel als Landfriedensbrecher viertheilen. Ein ähnliches Loos hatte seine Hauptgenossen, Markus Meyer und Otto Pack, bereits ereilt.

Ueber Wullenwever's Gestalt haben einige patriotische Schriftsteller unsrer Zeit den Nimbus eines großen Mannes zu verbreiten gesucht, der aber vor der genaueren Betrachtung nicht Stich gehalten hat.*) Er flößt Mitleiden, aber kein tragisches Interesse ein, da er offenbar selbst nicht wußte, was er wollte. Allerdings hatten weder die Lübecker noch die Holländer, sondern die Schleswig-Holsteiner gesiegt; aber ein anderer Ausgang war auch weder möglich noch wünschenswerth; Lübeck erlangte zwar in Dänemark und Schweden nicht seine alten unhaltbaren Privilegien zurück, aber doch immerhin solche Vortheile, wie sie nach Lage der Sache nur immer zu erreichen standen und von Christian II. dem Kaiser und den Niederländern nimmermehr gewährt worden wären. Freilich, die alte Macht und Herrlichkeit, die konnte kein Gott zurückbringen; zwar erhebt sich auch hier die oft gehörte Klage, daß es Deutschland damals so sehr an großen Männern gefehlt habe, welche das Rad der Weltgeschichte anders hätten wenden sollen; aber die Auswanderung der Heringe aus der Ostsee, die Ent-

*) Diese findet sich in dem Werke: Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik; von Georg Waitz, 3 Bde. Berlin, 1856.

deckung der neuen Seewege mit ihren Folgen, das Aufblühen der nordischen Nationen zur Selbständigkeit in Politik, in Handel und Gewerbe hätte auch von den größten deutschen Männern nicht verhindert werden können. Dagegen erlangte durch Christian's III. und Gustav's Sieg das nordische Europa nicht bloß Frieden und Gedeihen, sondern durch ihre alsbald kräftig durchgeführte Kirchenverbesserung wurde die deutsche Reformation, und mit ihr deutscher Geist und deutsche Bildung und fortschreitende menschliche Veredlung für immer herrschend im skandinavischen Norden.

Dank seiner unverwüstlichen Berechtigung und der klugen Mäßigung seiner Häupter, griff überhaupt trotz aller Ausschweifungen und Verirrungen um diese Zeit in ganz Europa der Protestantismus so gewaltig um sich, daß dem Papstthum, nach der Meinung Vieler, die Tage gezählt waren. Eine Reihe von Fürsten und Städten trat dem schmalkaldischen Bunde bei, welcher bei seinem 1537 bevorstehenden Ablaufe auf zehn Jahre verlängert wurde und seine Verfassung erweiterte. Um diese Zeit, im Sommer 1536, kam auf Philipp's und Bucer's unermüdliches Betreiben die s. g. Wittenberger Concordie zu Stande; es war dies eine von Melanchthon aufgesetzte, von Luther und Bucer öffentlich angenommene, unterzeichnete und feierlich verkündigte Formel, welche freilich im Wesentlichen nur eine Unterwerfung unter das lutherische Dogma enthielt. Es ward darin erklärt, daß der wahre Leib Christi im Abendmahl empfangen werde nicht nur von den Würdigen mit dem Herzen und dem Munde zur Seligkeit, sondern auch von den Unwürdigen mit dem Munde, aber zum Gericht und zur Verdammniß. Diese Formel diente den süddeutschen Städten als Brücke für den Anschluß an den Bund; sie drückte den politischen Siegen der conservativen Protestanten auch auf dem theologischen Gebiete den Stempel auf. Aber eine solche Einheit war doch nur eine erzwungene; die Schweizer traten ihr nicht bei. Immerhin wurde das Verhältniß der Confessionen ein viel milderes, der Streit ward eingestellt und beide Theile näherten sich so sehr, daß im Jahre 1540 (wo Melanchthon unter stillschweigender Billigung Luther's und des Bundes der Augsburgischen Confession bei einer neuen Ausgabe die mildere Fassung gab „daß mit dem Brote und dem Weine der Leib

und das Blut Christi wahrhaftig dargereicht werde") die gänzliche Vereinigung beider Confessionen in der Abendmahlslehre fast erreicht schien.

Die großen Fortschritte, welche der Protestantismus in Europa gemacht hatte, zeigten sich am deutlichsten auf jenem großen Bundestage, der im December 1535 zu Schmalkalden sich versammelte und die Verlängerung und Erweiterung des Bundes beschloß. Da waren Gesandte der Könige von England und Frankreich und sogar des Papstes erschienen. Der König von England und mit ihm fast die gesammte englische Kirche und bei Weitem der größte Theil der Nation war nun vollständig von der römischen Kirche abgefallen und suchte durch Zulassung lutherischer Dogmen, durch Annäherung an die Augsburger Confession, durch Bestellung von Protestanten zu Bischöfen die Freundschaft des schmalkaldischen Bundes zu gewinnen. Sein in Schmalkalden erschienener Gesandter protestirte gegen jedes Concilium, auf welchem der Papst den Vorsitz führe; der König bot sich als Defensor der Augsburgischen Confession an, wenn man nur einige Artikel nach gemeinsamem Einverständniß berichtigen wolle. Auch der König von Frankreich hatte seinen geschicktesten Diplomaten hingesandt. Er schlug vor, die Protestanten sollten Theologen nach Frankreich schicken, um über die streitigen Glaubensartikel zu verhandeln oder einen Convent von Theologen in Deutschland halten, wohin der König die seinigen senden wolle, indem er zugleich die vor Kurzem geschehene Hinrichtung von Ketzern damit entschuldigte, daß die Hingerichteten Aufrührer von der Art der Wiedertäufer gewesen seien. Indeß diese Lockungen scheiterten am Patriotismus des schmalkaldischen Bundes, welcher sich mit den Feinden des Kaisers nicht verbinden wollte und in die Aufrichtigkeit ihrer religiösen Bestrebungen gerechtes Mißtrauen setzte. Wie es sich auch damit verhalten mochte, unleugbar wehte damals auch am französischen Hofe, im Gegensatz gegen die unduldsame Orthodoxie der Sorbonne und der Parlamente, in kirchlichen Dingen ein liberaler Geist, Erasmus wurde vom König hochverehrt, doch auch die lutherische Lehre hatte hohe Sympathieen und die vielvermögende Schwester des Königs, Margarethe von Navarra, war davon durchdrungen und führte die neue Lehre in ihrem

Lande ein. Bald nachher machte Frankreich gemeine Sache mit den reformirten Eidgenossen, welche, um den neuen Glauben und die bürgerliche Freiheit der Stadt Genf gegen die Angriffe des Herzogs von Savoyen und des Bischofs zu schützen, dem ersteren wegen dessen wiederholten Landfriedensbruches die Waadt entrissen und sie sofort reformirten, indeß die Franzosen das übrige Savoyen eroberten. Von Genf aus konnte sich nun die Reformation über alle Länder französischer Zunge verbreiten und erlangte durch Farel und Calvin eine neue, weltbewegende Gestalt und Kraft. Und eben damals hatten sich auch unter den Gebildeten Italiens religiöse Meinungen verbreitet, welche von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Wiedergeburt ausgehend, in wesentlichen Punkten, namentlich in der Rechtfertigungslehre, mit Luther's Lehre fast übereinstimmten. Ausgezeichnete Gelehrte, Männer und Frauen aus den höchsten Ständen, zahlreiche Anhänger aus dem Bürgerstande und nicht weniger als 3000 Schullehrer sollen ihr gehuldigt haben. Selbst unter den Spaniern fehlte es ihr nicht an Bekennern.

In dieser für das Papstthum so gefährlichen Zeit hatte, nach dem am 25. September 1534 erfolgten Tode des Papstes Clemens VII. Alexander Farnese als Paul III. den Stuhl Petri bestiegen. Eine seiner ersten Regierungshandlungen bestand darin, daß er ausgezeichnete Männer der reformatorischen Richtung in Italien zu Cardinälen ernannte und seinen Hof zu reformiren anfing. Im April 1536 gab er sogar, obwohl mit Widerstreben, seine feierliche Zustimmung zu einem Concilium, welches auf den Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben wurde und zu welchem er auch die Protestanten durch verschiedene Legaten, deren einer, Vergerius, auch zu Wittenberg erschien und eine Unterredung mit Luther hatte, wiederholt und dringend, aber vergeblich, vorladen ließ. Die Protestanten wünschten freilich noch immer ein Concilium, aber nur ein solches, von welchem sie den Sieg der neuen Lehre hätten mit Sicherheit erwarten dürfen: als Instruction für die Abgeordneten zu einem solchen Concilium hatte der schmalkaldische Bund die von Luther verfaßten schmalkaldischen Artikel aufstellen lassen, welche schärfer als die Augsburger Confession gefaßt, den streitbaren Geist ihres Verfassers zeigen

und was jene Confession nur zur Vertheidigung vorbringt, als Anklage enthalten. In diesen Artikeln gingen die Protestanten aus der Abwehr wieder zum Angriff über. Sie verlangten, daß das Papstthum, ein Kind des Antichrist, gänzlich abgeschafft werde. Da nun das Concil vom Papste selbst ausgeschrieben, und weder als ein „freies" Concilium, welches aus frei gewählten Mitgliedern der Christenheit, nicht bloß aus den vom Papst Berufenen, bestehen müsse, — noch in eine deutsche Stadt berufen, überhaupt kein solches war, wie es die deutschen Reichsstände gefordert, Kaiser und König versprochen hatten, so lehnte der schmalkaldische Bund einhellig die Einladung ab. Es wird vermuthet, daß eben dieses in der Absicht des Papstes gelegen habe, ja daß es ihm überhaupt mit dem Concil kein Ernst gewesen sei, sondern daß auch er nur der öffentlichen Meinung etwelche Zugeständnisse habe machen wollen, deren Mißlingen dann den deutschen Protestanten zur Last fallen sollte. Thatsache ist, daß Paul III. bei allem Liberalismus so wenig als nur je irgend ein Papst gesonnen war, von den päpstlichen Ansprüchen auch nur das Geringste aufzugeben. Selbst am Nepotismus hielt er, und noch dazu in scandalöser Weise, fest. Die Versorgung seiner natürlichen Kinder und Enkel — die er schon als Knaben zu Cardinälen erhob — durchkreuzte auch bei ihm alle jene hohen Plane von Reformation in der Kirche und Frieden in der Christenheit und Kampf gegen die Ungläubigen, von denen er sich ergriffen zeigte. Daß es unter diesen Umständen auch diesem Papste, dessen Legitimität sogar in Frage stand, mit einem Concilium kein rechter Ernst sein konnte, liegt auf der Hand. In der That hegten die Vertheidiger des Papstthums vor jedem Concil, nicht bloß vor einem deutschen, große Furcht; der berühmte Faber hielt es für eine Lebensfrage, daß dem Concilio, falls ein solches zu Stande komme, Luther's Schriften nur in lateinischen Auszügen mitgetheilt würden, weil sonst ein Abfall der fremden Nationen zu befürchten stehe. Auch kam in der That dieses Concilium nicht zu Stande; es wurde unter allerlei Vorwänden, namentlich daß man erst in Deutschland sich verständigen müsse, verschoben. Luther ließ über diese Conciliensorgen im Jahre 1538 eine Schrift drucken, worin er sagt, „der Papst schleppe sich mit dem armen Concilio wie die Katze mit den Jungen. Es

werde ihm noch gehen wie dem Marcolfus, der nirgends einen Baum habe finden können, daran er sich hängen wollte."

Je mächtiger aber nun der Protestantismus in Europa wurde, desto mehr suchte die habsburgische Politik sich wo möglich mit ihm zu verständigen. Der Zeitgeist ist eine Macht, der sich kein Mensch auf die Dauer entziehen kann und die habsburgische Politik war viel zu weltklug, um sich zum Märtyrer eines vergeblichen Widerstandes zu machen. Wie hätte der Kaiser gegen den Strom schwimmen sollen, wenn selbst der Papst eine Zeit lang der Strömung folgte. Am niederländischen Hofe, am Hofe Ferdinand's, selbst am spanischen Hofe, gewannen die reformatorischen Ideen immer größern Anhang. Die Erasmischen Ansichten jener liberalen Katholiken, welche eine Mittelpartei zu bilden suchten und durch allerlei Zugeständnisse an die Protestanten die katholische Kirche zugleich wieder herzustellen und zu regeneriren hofften, fanden jetzt beim Kaiser und dessen Bruder Ferdinand um so aufrichtigere Theilnahme und Unterstützung, weil sie in der That deren politischen Interessen am meisten entsprachen. Denn im Hintergrunde aller ihrer mannigfaltigen Pläne lag die in ihrem Hause schon seit hundert Jahren verfolgte, wie eine heilige Familientradition vererbte Idee einer habsburgischen Weltherrschaft. Und was konnte dieser Idee wohl mehr zu Statten kommen, als eine vom Kaiser geleitete Reformation der Kirche, wie sie schon der Kaiser Sigismund auf dem Concilium zu Constanz beabsichtigt hatte. Nun war aber an eine solche Reformation mit Hülfe des Papstes und der katholischen Partei im Reiche nicht zu denken. Dazu kam, daß auch Paul III. gleich seinem Vorgänger es in den Kämpfen um Italien mit Frankreich hielt. Astrologische Bedenken und politische Vorsicht hielten ihn zwar vom offenen Bündnisse ab, aber durch die Neutralität, die er bloß zur Schau trug, erbitterte er den Kaiser nur um so mehr. Die Kluft zwischen Beiden ward immer weiter und es bildete sich am kaiserlichen Hofe nun der Plan aus, das Papstthum mit den Protestanten und diese mit dem Papstthum zu reformiren, um beide dann unter die Herrschaft des Kaiserthums zurückzuführen. Nur müssen wir uns dabei vor dem Irrthum derjenigen Geschichtschreiber hüten, welche von der Voraussetzung eines schon im Voraus bis in alle Einzelheiten aus-

gesponnenen Planes ausgehen. Die Politik Karl's V. war wie die seines Gegners Franz I. in ihren Einzelheiten oft sehr launenhaft und wurde überdies durch tausend Zwischenfälle und durch den wechselnden Einfluß sehr verschiedenartiger Rathgeber bestimmt. In dem Gedränge der mannigfachsten Ereignisse und Interessen brachte jeder Tag neue Gedanken, Entwürfe und Intriguen. Noch im Sommer 1534 war Karl entschlossen, Frankreich und die deutschen Fürsten, die seinem Hause Wirttemberg entrissen, zu bekriegen, schon um ihren befürchteten Unternehmungen zuvorzukommen. Allein die Nachrichten aus Deutschland und Dänemark brachten ihn von diesem Vorhaben zurück; seine Berichte ließen nicht zweifeln, daß bei der patriotischen Haltung des Landgrafen von Hessen seinem Hause in Deutschland keine Gefahr mehr drohe und Frankreichs weitere Aufhetzungsversuche keinen Erfolg haben würden. *) Ueberdies kamen Nachrichten, die ihn zu ganz anderen Unternehmungen hindrängten.

Schon seine Vorfahren in Spanien hatten den Kampf gegen die Mauren als ihre vornehmste Pflicht betrachtet, sein Großvater Ferdinand hatte auf der Nordküste Afrikas festen Fuß gefaßt, Melilla, Ceuta, Oran den Mauren entrissen. Sein gefeierter Großkanzler, Cardinal Ximenez, hatte noch als zweiundsiebenzigjähriger Greis einen Kriegszug gegen die Berberei persönlich angeführt, Bugia, Tripolis erobert, Algier, Tunis zum Tribut genöthigt. Im Kampfe gegen die tapfern Spanier war der gefürchtete Seeräuber Horuck Barbarossa umgekommen. Aber alle Früchte dieser Heldenkämpfe seines Volkes waren seit der Erhebung Karl's auf den Kaiserthron wieder verloren gegangen, da die Seeräuber an Horuck's Bruder Chaireddin einen für die Christen doppelt furchtbaren Häuptling erhielten. Von den Freibeutern zu Algier zum König ausgerufen, stellte er die Berberei unter die Oberhoheit des Sultans Selim, der ihn belehnte. Er vertrieb die Spanier aus Afrika und kämpfte mit Glück gegen Andreas Doria, den größten damaligen Seehelden. Sultan Suleiman erhob ihn zum Beglerbeg des Meeres und gab ihm seine ganze Flotte, der es bisher an einem tüchtigen Führer gefehlt hatte. Auch der König von Frankreich schämte

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Karl's V. II, 176.

sich nicht, ihm große Versprechungen machen zu lassen, wenn er die Länder des Kaisers angreife. Mit einer gewaltigen Flotte war Chaireddin im Sommer 1534 bereits aus den Dardanellen ausgelaufen, 1534
hatte die Küsten von Neapel und die Inseln geplündert, die Bewohner zu Tausenden hinweggeschleppt und die Keckheit soweit getrieben, selbst die Hauptstadt Neapel zu beunruhigen. Dann schlug er seinen Sitz im nahen Tunis auf, dessen Beherrscher Muley Hassan von ihm vertrieben wurde.

Auf diese Nachrichten gab Karl alle anderen Pläne auf, um vor Allem seine Länder am Mittelmeer zu schützen. Alle Nationen wetteiferten, ihm zu helfen; Spanier, Portugiesen und Italiener lieferten die Schiffe; deutsche und spanische Knechte bildeten den Kern des Heeres; mit der schönsten Flotte und der größten Heeresmacht, die man je in diesen Gewässern gesehen hatte, verließ Karl im Mai 1535 den Hafen 1535
von Barcelona, eroberte Tunis, welches er dem Muley Hassan als seinem Lehensmann zurückgab, sicherte den Besitz der Küste und kehrte mit 20,000 befreieten Christensclaven zurück. Chaireddin war entflohen. Der moralische Gewinn dieses Feldzuges war noch größer als der militärische; die befreieten Christen kehrten in ihre Heimath zurück und verbreiteten den Heldenruhm des Kaisers mit dem Dank für ihre Errettung; vor Allen Sicilien und Neapel jubelten ihm auf dem Heimweg, der einem Triumphzuge glich, entgegen. Er hatte sich die Herzen von Italien in Afrika erobert. Am 5. April 1536 kam 1536
der Kaiser nach Rom und hatte eine siebenstündige Conferenz mit dem Papste, worauf dieser folgenden Tages im Consistorium das Concilium nach Mantua vorschlug, welchem Alle zustimmten. Ein allgemeiner Kampf gegen die Osmanen ward beschlossen; die großartigsten Hoffnungen knüpften sich an den glänzenden Erfolg der kaiserlichen Waffen. Zunächst wollte Karl seinen Sieg durch einen Zug nach Algier vollenden, Afrika sich unterwerfen; er sprach von einem nahen Kriegszuge gegen Constantinopel, von Wiederherstellung des östlichen Kaiserthums. Aber in denselben Tagen, wo zu Rom dieser stolze Plan der Vergangenheit wieder auftauchte, war im Januar 1536 zu Constantinopel zwischen Frankreich und der Pforte ein Friedens- und Freundschaftsbündniß geschlossen worden; eine ständige Gesandtschaft des „allerchristlichsten" Königs residirte seitdem in Constantinopel und erlangte dort

großen Einfluß.*) Es war dies seit Jahrhunderten das erste Beispiel unverholener Ablösung der staatlichen Interessen von den politischen Einheitsideen der römischen Kirche. Bald nach dem Abschluß jenes Vertrages kam man in Constantinopel überein, daß der Sultan mit seiner ganzen Macht zu Lande und zu Wasser Neapel angreifen solle, während der König sich anheischig machte, mit 50,000 Mann in die Lombardei einzufallen und sein Geschwader zu der Flotte Chaireddin's stoßen zu lassen. Zwar kam dieser Vertrag nicht in dieser Weise und nicht sogleich zur Ausführung; der König von Frankreich zauderte, ihn zu vollziehen. Aber es bedurfte nur noch eines Anlasses, um den Kampf gegen den Kaiser im Osten und Westen zu entzünden.

Und dieser hatte sich bereits gefunden, da im October 1535 der Herzog Sforza von Mailand gestorben war, und der König von Frankreich seine Ansprüche auf dieses Herzogthum erneuert hatte. Der Kaiser, jetzt ganz mit seinem afrikanischen Zuge beschäftigt, war zu großen Zugeständnissen bereit. Er wollte den dritten Sohn des Königs mit Mailand belehnen und verlangte dagegen die Theilnahme Frankreichs am Concilium und am Türkenkriege. Aber der König steigerte seine Forderungen und brach während der Unterhandlungen, im März 1536, mit bewaffneter Hand zwar nicht in Mailand, aber in die benachbarten Besitzungen des ihm verhaßten, weil mit dem Kaiser eng verbundenen und verschwägerten Herzogs von Savoyen ein, auf welche er nichtige Erbansprüche erhob und die er, angeblich um einer Besetzung durch den Kaiser zuvorzukommen, jetzt als Pfand für Mailand in Besitz nahm. Der Herzog, durch seinen unglücklichen Krieg gegen die Eidgenossen ohnedies geschwächt, konnte keinen Widerstand leisten und floh von Land und Leuten. Savoyen blieb im Besitze der Franzosen. Die Entrüstung des Kaisers über dieses Verfahren machte sich in einer heftigen Rede Luft, die er bei seiner Anwesenheit in Rom am zweiten Ostertage vor Papst und Cardinälen hielt. Nochmals bot er hier, nach Aufzählung aller von seinem Gegner ihm zugefügten Beleidigungen, die Hand zum Frieden. Er wiederholte seine früheren Bedingungen, würden sie verworfen, so forderte

*) Vgl. Zinkeisen, 759 ff.

er, um das unschuldige Blut der Christenheit zu schonen, den Gegner zum Zweikampfe heraus. Ganz allein, Mann gegen Mann, auf einer Insel des Meeres oder in der Mitte eines Flusses, auf einem Schiffe oder einer Brücke, wolle er kämpfen. Der Sieger sollte Mailand und Burgund behalten und dem Papste helfen, das Concil zu halten, das Schisma zu heben, die Türken zu bekriegen. Der Zweck dieser sonderbaren Rede war, wie es scheint, darauf berechnet, den Papst zu gewinnen, dessen Hülfe der Redner nächst der Hülfe des allmächtigen Gottes feierlich anrief. Aber der Papst ergriff sogleich das Wort und ermahnte beide Theile zum Frieden, indem er einen Zweikampf zwischen so hohen Häuptern mißbilligte; um seinen Beruf als Friedensstifter besser wahrnehmen zu können, habe er mit seinen Cardinälen beschlossen, neutral zu bleiben. Die Herausforderung behandelte der Gegner als einen Scherz und war durchaus nicht gesonnen, Savoyen wieder zu räumen. Die Unterhandlungen wurden zwar noch fortgesetzt; aber indeß ließ der Kaiser, welchem nach seinen letzten glänzenden Erfolgen reiche Mittel zuflossen, in Italien und den Niederlanden gewaltige Heere rüsten, mit denen er im Juli 1536 Frankreich im Norden und im Süden angriff. Viele tausend Deutsche und Italiener, auch aus dem Kirchenstaat, waren unter seine Fahnen geeilt, obgleich der Papst die Werbungen in seinem Lande verboten hatte. Doch auch dem König von Frankreich waren viele Deutsche und eine große Menge Schweizer zugelaufen; zum ersten Male hatte Franz das eigene Landvolk bewaffnet und mit großer Heeresmacht zwei feste Lager bei Avignon und Valence bezogen. Seit seiner Niederlage bei Pavia scheuete Franz die großen Feldschlachten; er beschloß seinen Gegner durch Hunger zu bewältigen und ließ zu diesem Zwecke die eigenen Provinzen verwüsten, die Vorräthe zerstören, die Bauern hinwegführen. Dieses System erreichte seinen Zweck; während der französische Feldherr Montmorency durch vorsichtigen Vertheidigungskrieg die Fortschritte des Gegners hinderte, stellte sich in dessen Feldlagern großer Mangel ein; die Truppen starben hinweg und mußten endlich, nach einem mißlungenen Handstreich auf Marseille, im elendesten Zustande den fluchtgleichen Rückzug antreten. Auch die Nordarmee war ohne Lorbeeren heimgekehrt.

Dieses traurige Ende eines so gewaltigen Feldzuges steigerte den
Uebermuth des Königs Franz so sehr, daß er seinen Gegner „Karl
von Oesterreich" wegen dessen Einbruches in Frankreich als Rebellen
vor ein Parlament citiren und ihm die Grafschaften Artois und
Flandern nach Lehensrecht absprechen ließ. Um die Sentenz auszu-
1537 führen, griff er im Frühjahr 1537 diese Länder an und ging somit
zur Offensive über. Zugleich trat jetzt der Vertrag mit Suleiman in
verhängnißvolle Wirksamkeit. Während der Sultan an der Spitze
eines Heeres von 200,000 Mann an der Küste von Albanien erschien,
hatte sich die französische Flotte in der Levante mit der türkischen ver-
einigt, um Neapel anzugreifen; Chaireddin's Piraten hatten bereits
die balearischen Inseln und die Küstenstriche von Calabrien geplündert.
Eine ungeheuere Bestürzung herrschte in Italien, der Papst rüstete
1538 sich zur Flucht und raffte alle Kräfte zur Vertheidigung der Küste zu-
sammen. Aber vor der Uebermacht der feindlichen Schiffe mußte sich
selbst der kaiserliche Admiral Andreas Doria zurückziehen und unge-
hindert plünderten Chaireddin's Schaaren die flachen Küsten von
Neapel. Allein aus Apulien schleppten sie 10,000 Menschen hinweg.
Auch die Venetianer wurden jetzt in den Kampf gerissen, nachdem sie
sich fünfunddreißig Jahre lang in einem bewaffneten Frieden neutral
verhalten und durch dieses trügerische und kostspielige System die See-
herrschaft der Osmanen nur gesteigert hatten. Da sie nun den Lockun-
gen Frankreichs widerstanden und sich dem Bündniß mit den Osmanen
gegen den Kaiser nicht anschlossen, so stellte der französische Gesandte
zu Constantinopel sie als die eigentlichen Anstifter des Kaisers, als
die gefährlichsten Feinde des Sultans dar und hetzte so lange, bis
durch Angriffe und Plackereien sie nun auch in den offenen Krieg
getrieben wurden. In der gemeinsamen Noth vereinigten sich endlich
im Frühling 1538 der Papst und die Venetianer mit dem Kaiser zu
einem Schutz- und Trutzbündniß gegen die Osmanen, in welchem so-
gar die Eroberung von Constantinopel in Aussicht genommen und
die Länder des Sultans vertheilt wurden, wobei dem Kaiser Constan-
tinopel und die Kaiserkrone von Byzanz zufallen sollte. Dieses Bünd-
niß lenkte sofort die Angriffe der Türken von den Ländern des Kaisers
auf die ihnen zunächst viel wichtigeren griechischen Besitzungen der

Venetianer ab, welche jetzt die ganze Wucht der feindlichen Gewalt in einem dreijährigen höchst unglücklichen Seekriege allein zu tragen hatten, fast alle ihre Besitzungen, Morea und den Archipel verloren, und dabei von ihren hohen Alliirten gänzlich im Stiche gelassen wurden. Indeß hatte der mörderische Krieg des Kaisers gegen Frankreich die Kräfte beider Theile bald so erschöpft, daß schon im zweiten Jahre desselben nach wechselnden Niederlagen in den Niederlanden und Piemont eine Waffenruhe eintrat. Durch die Bemühungen der beiden Schwestern des Kaisers, nämlich der Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn und der Königin Eleonore von Frankreich kam nun zunächst am 30. Juli 1537 ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und den Niederlanden zu Stande (welche über diesen Krieg, der sie im Grunde Nichts anging, aber dennoch mit dem Untergange bedrohte, im höchsten Grade erbittert waren, weßhalb Maria schon einige Monate früher auch mit Dänemark Waffenstillstand hatte schließen müssen). Papst Paul III. suchte nun diese Verhältnisse zu benutzen, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bewegen und einen dauernden Frieden herbeizuführen, welcher ihm die Möglichkeit eröffnet hätte, entweder mit Hülfe des einen oder des andern etwas gegen die Protestanten zu unternehmen. Denn man fürchtete bereits zu Rom, daß sich am Ende der Kaiser und der König ohne den Papst vertragen und dann die Concilienfrage selbständig betreiben würden. Aber so große Mühe sich auch der Papst in eigener Person mit den beiden Fürsten zu Nizza gab, er konnte sie nicht ein Mal zur persönlichen Begrüßung, geschweige zu einem dauernden Frieden bringen und das Aeußerste, was ihm gelang, war ein am 18. Juni 1538 geschlossener zehnjähriger Waffenstillstand, in welchem beide Theile einstweilen behielten, was sie grade hatten. Da auch über das Concilium kein Einverständniß möglich war, indem es der Kaiser in Deutschland, der König Franz in Frankreich (etwa in Lyon) der Papst in Italien halten wollte, so wurde dasselbe auf unbestimmte Zeit vertagt. Aber zu feindseligen Maßregeln gegen die deutschen Protestanten waren weder der Kaiser noch der König zu bewegen. England, sagte der Kaiser, habe Geld, Deutschland Männer; man müsse sich hüten, sie zu einem Bündnisse zu nöthigen. Dagegen suchten beide Fürsten

den Papst auf sonstige Weise zu gewinnen. Der Kaiser schenkte dem natürlichen Sohne des Papstes Stadt und Gebiet Novara und vermählte seine eigene natürliche Tochter mit einem natürlichen Enkel des Papstes. Er dachte nun gewonnen zu haben; aber der Gegner wußte ihn zu überbieten, indem er einer natürlichen Enkelin des Papstes einen Prinzen von Geblüt als Gemahl verhieß.

Aber schon sehr bald nach der Heimreise des Papstes kamen nun ohne ihn die Dinge zu Stande, für die er sich so lange vergebens bemüht hatte. Der Königin Eleonore gelang es nämlich, den Gemahl und den Bruder bei des Letzteren Heimreise im Schlosse zu Aigues Mortes zusammenzubringen, wo ein Austausch von Freundschaftsbezeugungen erfolgte, welcher bald die überraschendsten Folgen hatte.

In Folge des harten Krieges und Steuerdruckes war nämlich in Gent, der Hauptstadt Flanderns, ein Aufstand ausgebrochen, der den gefährlichsten Charakter annahm. Diese große und volkreiche Stadt, welche man damals mit Rom und Mailand an Umfang und Wichtigkeit verglich, hatte, nachdem unter vielen Gräueln der Rath vertrieben und eine Volksherrschaft eingeführt worden, die schon in ein communistisches Wiedertäuferreich auszuarten begann, auch andere flandrische Städte in ihren Bund gebracht, das Landvolk aufgewiegelt, endlich dem Kaiser den Gehorsam aufgekündigt und dem König von Frankreich, wenn er sie gegen den Kaiser beschützen wollte, die Herrschaft über die Niederlande versprochen. Der König von Frankreich wies dieses Anerbieten nicht nur zurück, sondern benutzte 1539 auch den Vorfall, um dem Kaiser bei seiner schleunig erforderten Anwesenheit in den Niederlanden, den nächsten und sichersten Weg durch Frankreich vorzuschlagen. Der Kaiser nahm diesen Vorschlag an und nach einem Zuge, der dem Triumphzuge eines eingeborenen Herrschers
1540 glich, hielt er am Neujahrstage 1540 seinen Einzug in Paris. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte am französischen Hofe, wo alle Feindschaft im Rausche der Festlichkeiten begraben schien, traf er unerwartet in den Niederlanden ein und hielt ein schreckliches Strafgericht über Gent, welches seine alte Freiheit jetzt vollständig verlor.*)

*) Vgl. les pays-bas sous Charles V. par Theod. Juste. Bruxelles et Paris, 1855.

Die plötzliche Eintracht der beiden Gegner, welche die Welt bisher mit ihrem Waffenlärm erfüllt hatten, rief überall das größte Erstaunen hervor. Der Sultan, der Papst, die nordischen Könige, die Katholischen und die Protestanten, Jedes hielt sich für das Opfer dieser Freundschaft. Aber der Friede, welchen die Welt zugleich ersehnte und fürchtete, kam auch diesmal nicht zu Stande. Wohl wünschten beide Monarchen sich enge und dauernd zu verbinden und mit vereinigten Kräften die Ungläubigen zu bekriegen, die Kirche zu reformiren, die Ketzer unter die Glaubenseinheit zurückzuführen. Aber näher als alle diese hohen Pläne lag ihnen doch die Lombardei am Herzen, für welche sie so unsäglich viel Blut und Schweiß nicht umsonst vergossen haben wollten. Der Kaiser war noch am nachgiebigsten, indem er als Mitgift seiner Tochter dem jüngeren Sohne des Königs die Belehnung mit den Niederlanden oder mit Mailand darbot. Aber der König Franz forderte Mailands sofortige Herausgabe in die eigene Hand. Er behauptete, der Kaiser habe es ihm in seiner jüngsten Noth versprochen und wolle ihn nun betrügen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und bald erlangte die Kriegspartei, an ihrer Spitze des Königs erste Maitresse, wieder das Uebergewicht am französischen Hofe.

Vergebens hatte der Papst indessen Alles aufbieten lassen, um diesen Ausgang zu verhüten. Er fürchtete zwar einen ohne ihn geschlossenen Frieden der beiden herrschsüchtigen und reformlustigen Höfe; aber noch weit mehr fürchtete er die Fortdauer eines Kampfes, bei welchem seither Niemand mehr gewonnen hatte, als die Protestanten. Die römischen Legaten besorgten jetzt das Schlimmste; bitterer Unmuth spricht sich in ihren Berichten aus. Am meisten aufgebracht waren sie auf die Minister des Kaisers, Granvella, Navez u. a. m., vor Allen auf des Kaisers Schwester, Maria von Ungarn, die Statthalterin der Niederlande. Diese kluge und energische Frau, sowie jene Minister des Kaisers standen nämlich schon seit Jahren mit dem Landgrafen von Hessen in Verbindung und bewogen nun den Kaiser, mit den deutschen Protestanten eine kirchliche Vereinigung zu versuchen. Die Hoffnung des Gelingens dieses Planes beruhete vornämlich auf der oben bereits erwähnten entgegenkommenden Haltung, welche seit dem Kadaner Vertrage jenes gefürchtete Oberhaupt der Protestanten

gegen den Kaiser angenommen hatte. Ihn beherrschte jetzt theils die landesväterliche Sorge für seine eigenen Landesangelegenheiten, welche unter den früheren Kriegen schwer gelitten hatten, theils manche bittere Erfahrung, die er an seinen Bundesfreunden gemacht, und überhaupt eine gereiftere Einsicht in die Verhältnisse des Reichs. Er hatte es aufgegeben, durch irgend einen großen revolutionairen Kampf in's Unbestimmte das Reich mit einem Schlage zu reformiren; durch wachsame Thätigkeit im Einzelnen hoffte er, sicherer zum Ziele zu kommen. Rasch und entschlossen, wo etwas Gewisses für die Reformation zu erreichen stand, war er zwar immer noch der rüstige Vorkämpfer des Protestantismus. Eine ganze Reihe von Fürsten und Städten, welche auf die Hülfe des schmalkaldischen Bundes lange hätten warten können, empfingen von ihm bei ihrem Uebertritte Unterstützung mit Rath und That. Zahlreiche Bündnisse, die er sowohl mit den protestantischen, als mit noch unentschiedenen und mit katholischen Fürsten schloß, befestigten und erweiterten den protestantischen Einfluß weit über das schmalkaldische Bundesgebiet hinaus. Aber Philipp kannte auch die Grenzen seiner Macht und diejenigen thun ihm sehr Unrecht, welche seine immer entschiedener hervortretende Neigung zu friedlicher Verständigung auf irgend ein gemeines Motiv niedriger Selbstsucht zurückführen. Allerdings hoffte Philipp durch eine möglichst enge Verbindung mit dem Kaiser — er schlug sogar eine Erbverbrüderung und eine eheliche Verbindung der Häuser Oesterreich und Hessen vor — gewisse Vortheile für sein Land und seine Dynastie, namentlich eine unparteiische Entscheidung seines Erbstreites mit Nassau wegen der Grafschaft Katzenellenbogen, zu erlangen. Aber vor Allem leitete ihn dabei die Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Philipp's Ueberzeugungen, die innersten Motive seiner Handlungsweise liegen in zahlreichen Urkunden vor Aller Augen.*) Diese offene ehrliche Natur machte aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Seine vertraulichen Briefe an Bucer gewähren einen sehr lehrreichen Einblick in das innere Getriebe des schmalkaldischen Bundes,

*) Vergl. den Urkundenband zu Rommel's Geschichte Philipp's des Großmüthigen.

von dessen Leistungsfähigkeit Philipp schon im Jahre 1537 nur eine sehr geringe Meinung hatte. Auch gelangte er immer mehr zu der Ueberzeugung, daß sich das Evangelium und die Freiheit nicht mit der Gewalt ausbreiten lassen und daß man selbst den dauernden Religionsfrieden nicht erzwingen könne, „denn," so schließt eine seiner Instructionen an den Bundestag, „Kaiser und Papst und Bischöfe würden sich doch keinen ewigen Religionsfrieden abtrotzen lassen. Worin die Versicherung auch bestehen solle? Keine Verbriefung sei so fest, daß man nicht einen Vorwand zu ihrer Verletzung finde. Ausrotten könne man die Gegner doch nicht; sie würden sich auch nach der Niederlage erholen und gelegenere Zeit erwarten; also rathe er, auf guten Grund zu bauen, die spärlichen Geldkräfte nicht zu verschleudern, nur nothgedrungene Kriege zu führen, inzwischen aber vor allen Dingen sich durch Allianceen zu stärken, die Eintracht zu pflegen und das nächste Ziel, nämlich eine andere Bestellung des höchsten Reichsgerichts, beim Kaiser zu verfolgen. Für die Verbreitung der Reformation werde allmählige Einigkeit und bessere Erkenntniß der Reichsfürsten das Beste thun.

Diese Ansicht des Landgrafen, wie sie den damaligen Verhältnissen des Reiches entsprach, wurde durch den Erfolg bald vollkommen gerechtfertigt. Die Reformation machte eine friedliche Eroberung nach der andern. Auch war mit Sicherheit vorauszusehen, daß der Tod schon von selbst seines Amtes warten und die Protestanten von ihren eifrigsten, nun bereits hochbejahrten Gegnern bald befreien werde. — Das war mit dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg bereits im Jahre 1538 geschehen. Ihm folgten im Jahre 1539 die Herzöge Georg von Sachsen und Johann von Jülich-Cleve, im Jahre 1540 Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg, im Jahre 1544 der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, überall traten die Nachfolger, theils aus eigenem Antriebe, theils auf das Drängen ihrer Stände und des Volkes, theils mit Rücksicht auf das wachsende Ansehen des schmalkaldischen Bundes, der Reformation bei, die sie in ihren Ländern einführten. Von großer Wichtigkeit war es, daß endlich auch der greise Erzbischof von Cöln und Paderborn und der Bischof von Münster und Osnabrück, welche sich die Erfahrungen des Wiedertäuferkrieges

zu Herzen genommen hatten, aber mit ihren Reformationsversuchen bei dem verderbten Klerus und den Cölnischen Theologen auf unüberwindlichen Widerstand stießen, offen zur neuen Lehre hinneigten und sich den Schmalkaldischen anschlossen. So war nach zehn Jahren friedlicher Entwicklung von der früheren katholischen Mehrheit nur noch ein geringer Rest vorhanden, an ihrer Spitze der König Ferdinand, die Herzöge von Baiern, der Herzog Heinrich von Braunschweig. Sie hatten zwar mit den vielen Bischöfen und Reichsprälaten auf der Fürstenbank noch immer Stimmenmehrheit, aber ihre Macht war, weil sie den Zeitgeist und die größere Hälfte Deutschlands gegen sich hatten, desto geringer. Der König Ferdinand sah sich im eigenen Lande schon von Protestanten umgeben, seine Stände, selbst die Mehrzahl der Geistlichen war lutherisch. Der Herzog von Braunschweig hatte wenig Macht und saß mitten zwischen protestantischen Städten; er selbst war ein Wüstling, dem es nur um Vorwände gegen die Städte zu thun war; er brachte die Kirche, als deren Vorkämpfer er sich aufwarf, durch sein Treiben nur noch mehr in Verachtung. Die Herzöge von Baiern wurden vom Kanzler Eck geleitet, und dessen ganze Politik lief darauf hinaus, auf dem Reichstage zu dominiren, jede Verständigung zu verhindern; aber den Protestanten, von denen er Geld bezog, Freundschaft zu heucheln und sie mit dem Kaiser zu verfeinden. Den Bischöfen freilich wäre nichts lieber gewesen, als vom römischen Joche und vielen drückenden Lasten befreit zu werden: desto unversöhnlichere Gegner hatte die Reformation an jener großen Menge von Priestern, Mönchen, Aebten, Domherren, Prälaten, welche ihren Besitzstand zu verlieren fürchteten oder schon verloren hatten und das Reichskammergericht mit ihren Processen bestürmten, ferner an den Professoren der katholischen Universitäten, den dogmatischen Hütern des Papstthums, welche doch nicht umsonst in der Welt sein wollten, ferner an den Beisitzern des Reichskammergerichts, die sich durch die Recusationen der Protestanten, durch die Declarationen und Inhibitorien des Kaisers in ihrer richterlichen Würde beleidigt fühlten. Diese Leute füllten das Reich mit ihrem Geschrei an und erinnerten hierdurch die protestantische Kirche fortwährend, wie unsicher noch ihr ganzer Rechtszustand im Reiche sei.

Das war namentlich der Fall gewesen, als im Jahre 1537 ein ehemaliger Beisitzer des Gerichts, Dr. Held, als kaiserlicher Orator am Bundestage zu Schmalkalden erschienen war, hier unter allerlei drohenden Reden über die Anwendbarkeit des Nürnberger Religionsfriedens auf die obschwebenden Processe eine sehr bedenkliche Controverse erhoben*) und dann bei den katholischen Fürsten eine „heilige Liga" zur Execution der Achtsbeschlüsse zu stiften versucht hatte. Dieser Versuch drohte schon zum Bürgerkriege zu führen, aber die Katholischen selbst hatten keine Lust, es darauf ankommen zu lassen. Sie wollten von den Held'schen Plänen nichts wissen und nur ein Theil derselben ließ sich nicht ohne große Schwierigkeit endlich zum Abschluß des Nürnberger Bundes herbei, welcher aber keineswegs nach den Held'schen Entwürfen, sondern nur als Vertheidigungsbündniß zur Abwehr etwaiger Angriffe geschlossen wurde. Ausdrücklich ward in diesem Bündnisse bestimmt, daß kein Mitglied sich unterstehen solle, die Protestanten durch Angriffe zu reizen. Der Bund war nach dem Muster des schmalkaldischen eingerichtet und hatte zwei Oberhäupter, Vorsteher des sächsischen Kreises sollte Heinrich von Braunschweig, des oberländischen Ludwig von Baiern sein. Aber der ganze Bund stand bloß auf dem Papiere. Er hatte nur wenige Theilnehmer und diese, namentlich Baiern und Oesterreich, beeilten sich, den Schmalkaldischen die Sache als harmlos darzustellen. Auch sieht man nicht, daß dies Nürnberger Bündniß sich irgendwo bethätigt hätte.

Was es mit den Unternehmungen des Held eigentlich für eine Bewandtniß hatte, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Die geheime Instruction, die ihm der Kaiser mitgegeben, enthielt darüber nicht ein Wort, sondern beauftragte ihn nur, die Parteien zu vereinigen, um den französischen Umtrieben den Boden zu entziehen;**) es ist sehr wahrscheinlich, daß Held in eigenem Auftrage handelte und von Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen aufgehetzt wurde. Sein Benehmen ward von der Königin Maria und den Ministern des Kaisers auf's stärkste als ein eigenmächtiges miß-

*) Vergl. Lanz, Staatspapiere Karl's V. p. 231 ff.

**) Vergl. Lanz, Correspondenz. II, 268.

billigt, ein andrer Gesandter des Kaisers, Vesalius, erschien, welcher schon bei einer früheren Sendung mit dem Landgrafen Philipp in Verbindung getreten war. Gedrängt von den vermittelnden Kurfürsten, welche es viel mehr mit den Protestanten hielten, als mit den Katholischen und vom König Ferdinand, der wegen eines drohenden Türkenkrieges in großer Noth war — er hatte sich zwar mit dem König Zapolya verständigt, aber Beide wurden nun von den Türken bedrängt — schloß Vesalius mit den Protestanten im Frühling 1539 zu Frankfurt einen Vertrag, den s. g. Frankfurter Anstand, worin der Nürnberger Religionsfriede nochmals bestätigt, auf die seitdem übergetretenen Augsburger Religionsverwandten ausgedehnt wurde und überhaupt alle Processe wegen der Kirchengüter auf weitere fünfzehn Monate eingestellt werden sollten. Zugleich wurde auf den Antrag dieses kaiserlichen Gesandten der Beschluß gefaßt, daß auf der nächsten Versammlung beide Parteien sich über eine kirchliche Vereinigung verständigen und dem Reiche darüber Vorschläge machen sollten. Den Protestanten wurde dabei zugestanden, daß kein päpstlicher Legat an diesen Verhandlungen Theil nehmen dürfe.

Aber Vesalius war dem Kaiser mit seinen Zugeständnissen auch zu weit gegangen. In seiner Instruction stand nur, daß er die Protestanten um jeden Preis durch Güte gewinnen, aber Nichts bewilligen dürfe, was der heiligen Kirche zuwider sei, zu deren Aufrechthaltung er sich zu Nizza und Aigues Mortes mit dem Papste und dem König von Frankreich verabredet habe.*) — Statt einer Ratification des Frankfurter Anstandes erfolgte im Gegentheil aus Toledo eine Aufforderung an die Kurfürsten, der heiligen Liga, welche jetzt vom Kaiser förmlich bestätigt ward, und welcher Geldbeiträge verwilligt wurden, beizutreten, weil sie zur Erhaltung des Friedens und des Rechtes im Reiche geschlossen sei. Hier erklärte Karl gradezu, er habe jetzt mit dem König von Frankreich verabredet, eine Verständigung mit den Protestanten zu versuchen und sie zur Einheit der Kirche zurückzuführen, aber für den Fall der Nothdurft, so sich Empörung, Krieg oder Aufruhr im Reiche zutrüge, wolle er

---

*) Vergl. Lanz, Staatspapiere. 277.

wissen, wessen man sich zu jedem Reichsstande zu versehen habe. Allein die Kurfürsten folgten dieser Einladung nicht, sondern hielten sich nur noch mehr zu den Protestanten, welche eben damals durch den Tod des Herzogs Georg, womit Allen ein Alp hinweggenommen war, neue Kraft gewannen. In einer Conferenz zu Cassel ward beschlossen, eine große Gesandtschaft in die Niederlande zu schicken, um bestimmte Antwort wegen des versprochenen Religionsfriedens zu fordern, inzwischen aber sich mit England und Frankreich zu verbinden und den Herzog von Cleve nicht im Stiche zu lassen, dessen mit Heinrich VIII. verlobte Schwester von hessischen und sächsischen Gesandten nach England begleitet wurde. Dem König Ferdinand, welcher inzwischen bei der heiligen Liga keine Hülfe gegen die Türken gefunden und sich mit dringenden Bitten an den Landgrafen von Hessen wandte, wurde erwiedert, daß die Protestanten ihm gern helfen würden, sobald man sie von ihren gerechten Besorgnissen befreien und nicht mehr mit Zweideutigkeiten hinhalten werde.

Der Kaiser hatte nun, als diese Gesandtschaft in Brüssel vor ihm erschien, eine schwierige Wahl zu treffen und konnte lange zu keinem Entschlusse kommen. Auf der einen Seite bestürmten ihn die Protestanten, ja seine eigenen Geschwister und Räthe, auf der andern setzten die römischen Legaten Alles in Bewegung, um das beabsichtigte Colloquium zu verhindern. Aber der Minister Granvella erklärte dem Kaiser, seine Krone stehe hier auf dem Spiele. Wie in Zeiten großer Gefahr hatten die Kurfürsten einen Kurverein beschlossen, eine große Fürstenversammlung sollte gehalten werden. Auch Baiern rüstete zum Kriege, „wahrhaftig nicht gegen die Protestanten," wie der Kanzler Eck dem Landgrafen von Hessen schrieb, sondern gegen den Kaiser, dessen Bündniß mit Frankreich die ganze deutsche Nation bedrohe. — Durch die Reformation im Cölnischen und Clevischen rückte der Protestantismus und die Macht der Schmalkaldischen bis an die Niederlande; dazu kam der Verlust Gelderns, wo die Stände nach dem Tode ihres Herzogs den Herzog von Cleve zum Nachfolger gewählt hatten, und endlich die drohende Verbindung mit England. — Wem nun sollte Karl folgen? dem Papste, der nichts als Gefahren zu bieten hatte, oder den Protestanten, die

nur ein Colloquium forderten? Karl entschied sich für das Colloquium. Eine vorbereitende Versammlung ward zu diesem Zwecke ausgeschrieben.

Der Gedanke dieses Colloquiums war, soviel wir sehen, zuerst vom Landgrafen von Hessen ausgegangen, welcher die Hoffnung hegte, auf diese Weise die kirchliche Reform doch noch zur Reichssache erheben und die getrennten Parteien darin vereinigen zu können. Er hatte in dieser Hoffnung einen Plan entworfen, dessen Grundzüge in seiner Correspondenz mit dem kaiserlichen Gesandten enthalten sind. Er wollte die Bischöfe in ihrer Gewalt und ihren Besitzungen lassen, auch alles Kirchengut herausgeben, unter der Bedingung, daß es stiftungsmäßig verwendet, überall evangelische Prediger angestellt, die Rechtfertigungslehre, die Priesterehe, das Abendmahl unter beiden Gestalten zugelassen würden. Auf diesen Grundlagen sollten eben gemäßigte Männer, Theologen und Laien, sich „in freundlichen Gesprächen" verständigen. Dieser Plan hatte alle Aussicht, die Bischöfe, vielleicht auch den Kaiser zu gewinnen; er entsprach den Ansichten der meisten Fürsten und kam den Bestrebungen jener kirchlichen Mittelpartei entgegen, welche viele ausgezeichnete Männer, die Pflugk, Gropper, Heresbach u. a. m. in ihren Reihen zählte, die des langen Religionsstreites müde, Angesichts der äußeren Noth und Schmach des Reiches nach nationaler Einigung strebten; diese Männer hatten bereits in ihrer Heimath, in Sachsen, Cöln, Jülich ꝛc. ähnliche Versuche gemacht, sie alle verlangten nichts Besseres, als eine Reformation, wobei der Kaiser, Katholische und Protestanten sich die Hände reichen sollten. Mit Begeisterung betrieb der Landgraf diesen Plan. Er wollte dann dem Kaiser mit Gut und Blut zu Dienste stehen; ganz Deutschland würde dann dem Kaiser folgen; dann würde der König von Frankreich keine Freunde mehr in Deutschland finden; die ganze Welt würde der Kaiser dann überwinden können. — Es war ein Plan, so patriotisch und gut gemeint, wie nur irgend einer in jener Zeit voll patriotischer Entwürfe und Gedanken. Aber er war, wie sich bald zeigen sollte, eben so unausführbar, als alle anderen.

Ein unübersteigliches Hinderniß bot sofort das Papstthum dar. Philipp drückte sich sehr mäßig aus, wenn er sagte, der Papst

müsse auf seinen früheren Standpunkt als römischer Bischof zurückgeführt werden; denn zu einer Anerkennung des jetzigen Papstthums werde das Volk in Deutschland nie mehr zu bringen sein. — Die Wahrheit ist, daß Luther und mit ihm das ganze evangelische Deutschland überhaupt nichts mehr vom Papste wissen wollten, den man allgemein für den Antichrist hielt. Dieser religiösen Ansicht stand die religiöse Ansicht derjenigen gegenüber, welche noch immer an den Statthalter Christi auf Erden glaubten, für den sich eben jetzt eine Reaction unter den romanischen Nationen erhob, die im Jesuitenorden bald so ungeheure Erfolge erringen sollte. Hätten sich selbst Luther und der Papst die Hände gereicht, ihre Völker würden den Vertrag dennoch zerrissen haben. Der Kampf, welcher seither die Jahrhunderte beschäftigt hat, war keine Angelegenheit Einzelner mehr, und keine Verständigung zwischen Einzelnen konnte ihn mehr schlichten.

Den Landgrafen von Hessen bestimmte zu seinen Vermittlungsversuchen noch insbesondere die Rücksicht auf die eigene Partei. Die sich anhäufenden Processe mußten doch ein Mal entschieden werden. Früher oder später mußte die Entscheidungsstunde schlagen, in der Kaiser und Reich ihnen das alte Recht aufnöthigen, oder sie sich ein neues erkämpfen würden. Nun war es aber doch sehr die Frage, wer siegen werde, sobald der Kaiser die Hände frei haben und seine ganze Macht gegen sie kehren würde. Die Protestanten hatten wohl viel tapfere Männer, aber wenig Geld und Hülfsmittel. Sie hatten mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen und waren mit ihrer innern Umgestaltung so beschäftigt, daß ihnen wenig Zeit und Kraft zu großen Kämpfen blieb. Wohl hatte die Zahl der evangelischen Fürsten jetzt bedeutend zugenommen, aber es fehlte viel, daß Alle von dem gleichen Eifer beseelt gewesen wären; z. B. die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz suchten auch nach ihrem Uebertritte eine neutrale Stellung zu behaupten und konnten sich nicht entschließen, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten. Ueberhaupt trat jetzt, nach einem Vierteljahrhundert ungeheurer geistiger Aufregung schon sichtbare Ermattung ein. Der schmalkaldische Bund wurde immer schwächer. Die Protestanten waren durch tausend kleine Interessen gespalten und Jeder ging seinen eigenen Weg. Bitterlich klagte der Landgraf dem Bucer

die Eifersucht der Fürsten, den Geiz und Undank der Städte, und daß man seinem armen Lande Alles aufbürde. Jede Maßregel, die Opfer fordere, stoße auf die größten Hindernisse. Das Damoklesschwert der Reichsprocesse war noch das einzige Band, welches den Bund zusammenhielt. Deshalb erschallte auch so laut und heftig der Ruf nach Aufhebung der Processe, nach Revision des Gerichts, nach ewigem Religionsfrieden, dem sich die Katholischen mit desto größerer Zähigkeit widersetzten. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß Philipp selbst eben jetzt durch seine berüchtigte Doppelehe der Sache, die er schützen wollte, den größten Schaden zufügte. Da er nämlich nicht im Stande war, seine Lüste zu beherrschen, verfiel er in tödtliche Gewissensangst und gerieth durch seine Bibelstudien auf dieselbe Verirrung, die wir bereits bei den Wiedertäufern fanden, er beschloß, nach dem Vorgange der Erzväter neben seiner Frau noch ein Hoffräulein zu heirathen, in welches er sich verliebt hatte. Er erlangte dazu freilich die förmliche Erlaubniß seiner Gemahlin und auf sein dringendes Bitten in einem geheimen Beichtrath die halb und halb gegebene Zustimmung Luther's und Melanchthon's, sowie seiner meisten Theologen. Die Sache wurde aber ruchbar und erregte weit und breit Aergerniß. Vieles läßt sich zu seiner Entschuldigung sagen, namentlich auch die Unklarheit des Eherechtes, welches sich noch nicht im Sinne der evangelischen Kirche neu gebildet hatte; sittlich stand er immer noch hoch über vielen damaligen und späteren Standesgenossen; *) allein nur um so größer war das Aergerniß; es entfremdete ihm viele fromme Protestanten, vor Allen den Kurfürsten von Sachsen und schadete dem moralischen Ansehen, welches ein Kirchenreformator jederzeit am wenigsten entbehren kann.

Schon die bloße Eröffnung des endlich zugestandenen Religionsgesprächs hatte die größten Schwierigkeiten. Die Versammlungen zu Hagenau und zu Worms, auf welchen man sich über das bei demselben zu beobachtende Verfahren stritt, führten zu keinem Resultate, weil auf der einen Seite die Katholischen, sowie im Hinter-

*) Vergl. K. Fr. Moser, Schrot und Korn fürstlicher Gewissen vor drittehalb hundert Jahren im Punkt von Hurerei und Ehebruch, verglichen mit dem Conventionsfuß des 18. Jahrhunderts. Im patriotischen Archiv, Bd. I., Nr. IV.

grunde der Legat, dessen Anwesenheit man doch wieder zugestanden hatte, auf der andern Seite die Wittenbergischen nur mit dem größten Mißtrauen und Widerwillen auf das ganze Unternehmen blickten. Der Legat war angewiesen, sich auf Nichts einzulassen, was den Lehren der römischen Kirche zuwider sei. Auf der andern Seite sah Luther in diesen Colloquien nur die Fangstricke des Satans; in den Vorberathungen der Schmalkaldischen ward beschlossen, sich in Glaubenssachen nur an die Augsburger Confession zu halten. Am wenigsten trauete Luther jetzt dem Kaiser; als ihm der Landgraf drohte, sich wegen seiner Doppelehe, falls man ihm keine geistliche Erlaubniß gebe, an den Kaiser zu wenden, erklärte Luther: „Der Kaiser werde den Ehebruch unter die geringen Sünden setzen und sich nach seinem papistischen, cardinalischen, wälschen, spanischen und saracenischen Glauben um das Begehr des Landgrafen nicht kümmern, sondern dasselbe zu seinem Vortheil brauchen und ihn mit leeren Worten hinhalten, wie er denn ein betrügerischer, treuloser Mann sei." — Trotz alledem waren diese Religionsgespräche immer noch sehr wichtig, nicht für die Gegner, die sich nicht mehr bekehren wollten, sondern für die Zuhörer, namentlich für die noch unentschiedenen, aber bereits stark zum Protestantismus hinneigenden Stände. Deshalb bestanden die Protestanten auf einer öffentlichen freien Verhandlung, die ihnen, zwar nach langem Sträuben, zugestanden ward, dann aber vom Legaten wieder vereitelt wurde. Das Ganze schrumpfte endlich in ein bloßes gelehrtes Zwiegespräch zwischen Eck und Melanchthon zusammen, die als Wortführer der Parteien die gegenseitigen Meinungen vortragen sollten. Eck, der sich rühmte, beide Standpunkte vertheidigen zu können, behandelte die Sache als bloßes Wortgefecht und wußte gleich beim ersten Artikel über die Erbsünde den Streit in solche unabsehbare Längen zu ziehen, daß der Kaiser das Gespräch abzubrechen befahl, um es auf dem Reichstage zu Regensburg, den er selbst besuchen wollte, in anderer Weise fortzusetzen.

Auf diesem Reichstage, welchen Karl nach achtjähriger Abwesen- 1541
heit wieder in Person abhielt, kam man nun wirklich um einige Schritte weiter. Beide Häupter, sowohl der Kaiser als der Landgraf von Hessen — der Kurfürst von Sachsen war mißmuthig fern geblieben — gaben sich die größte Mühe, eine Verständigung herbei-

zuführen, und da sie von allen Kurfürsten und vielen anderen Ständen eifrig unterstützt wurden, so wagten die Katholischen anfangs nur schwachen Widerstand. Die Eröffnungsrede bezeichnete die kirchliche Vereinigung als Hauptgegenstand der Verhandlungen und beantragte, daß jede Partei gemäßigte Männer zu diesem Zwecke bezeichne, deren Vorschläge der Kaiser dann mit den Legaten berathen wolle. Man überließ ihm die Bezeichnung der Collocutoren, er erwählte neben Eck und Melanchthon gemäßigte Theologen beider Parteien, Bucer und Pistorius von der einen, Pflugk und Gropper von der andern Seite. Als römischer Legat war Cardinal Contarini erschienen, einer von den italienischen Gelehrten, welche im Verdachte des heimlichen Lutherthums standen. Als Präsidenten und Zeugen des Colloquiums wurden einige Fürsten bestellt, deren Hinneigung zur Reformation bekannt war. Als Grundlage der Verhandlung wurde statt der Augsburger Confession ein Entwurf benutzt, welcher den Namen des Regensburger Interims führt, und als dessen Verfasser einige den Bucer, andere den Gropper bezeichnen. In diesem Entwurfe waren die Glaubensartikel mit etwas veränderten Worten im Sinne des Augsburger Bekenntnisses gefaßt, und auch der Artikel von der Kirche näherte sich, wie es schien, der protestantischen Anschauung. Er ward vom Kaiser und dessen Ministern lebhaft unterstützt. Unter so günstigen Auspicien ging man nun frisch an's Werk und verständigte sich diesmal wirklich über die Erbsünde, den freien Willen, die Gnade und die Rechtfertigung durch den Glauben. Grade diese Punkte waren es, in denen auch der Cardinal Contarini für seine Person mit Luther übereinstimmte.

Allein trotz alle dem war auch dieser Verständigungsversuch ein vergeblicher. In Rom und in Wittenberg hatten die Nachrichten aus Regensburg den gleichen Widerwillen erregt. Dort wurde Contarini, hier Melanchthon des Abfalls geziehen. Der Legat erhielt die gemessene Weisung, kein neues Dogma zu genehmigen, die genehmigten wieder zu verwerfen; der Kurfürst war nicht weniger aufgebracht auf Melanchthon, daß er sich vom Landgrafen habe beschwatzen und eine andere Grundlage, als die Augsburger Confession, gefallen lassen. Es wurde ihm in der Person des eifrigen Theologen Amsdorf ein Wächter

geschickt und ihm befohlen, das Gespräch abzubrechen, sobald über die Artikel vom Abendmahl und von der Kirche keine Einigung in streng lutherischem Sinne erfolge.

Und in der That waren diese beiden Artikel der große Stein des Anstoßes, an dem alle Verständigungsversuche auch ohne die von Rom und Wittenberg ergangenen Befehle gescheitert wären. Ueber die für das Volk schwer verständlichen, nicht unmittelbar in's Leben eingreifenden Dogmen hätte man sich vielleicht vereinigen können, aber die Abendmahlslehre bildete den lebendigen Mittelpunkt des ganzen Kirchenwesens, und hier zeigten sich selbst die gemäßigten Theologen auf beiden Seiten sehr hartnäckig. Die Katholischen wollten durchaus nicht von der Transsubstantiation lassen. Ebenso war es unmöglich, sich über den Artikel wegen der Kirche zu verständigen, da selbst die gemäßigten Katholiken, ja diese grade am eifrigsten, auf der Autorität der Concilien bestanden, worauf sich die Protestanten mit ihrem reinen Schriftglauben bei näherer Erwägung doch nicht einlassen konnten, so laut sie auch früher an ein Concilium appellirt hatten. In diesen Punkten, zu denen sich dann noch mancher andere gesellte (Priesterweihe, Klostergelübde, Privatmesse), war selbst der Landgraf durchaus nicht gesonnen, nachzugeben. Es scheint, daß man glaubte, er fürchte sich vor Luther; eine Gesandtschaft des Kurfürsten von Brandenburg und des Markgrafen Georg von Anspach, an ihrer Spitze zwei Reichsfürsten, suchten den geächteten Mönch in Wittenberg auf, um ihn im Namen mehrerer Reichsstände zur möglichsten Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber auf die bloße Nachricht hiervon eilte auch der Kurfürst Johann Friedrich aus Torgau nach Wittenberg, er fürchtete schon, Luther werde vielleicht zuviel nachgeben. Luther gab nun eine sehr verständige Antwort; er sprach zwar seine Ueberzeugung aus, daß es den Papisten mit der Vergleichung kein Ernst sei; aber man könne ja leicht die Probe machen, da in den bereits verglichenen Artikeln, namentlich in der Rechtfertigungslehre, der Kern enthalten sei, aus dem alles Andere von selbst folgen werde, so könne man wegen der übrigen Punkte um der Schwachen willen noch einige Zeit Geduld haben, wenn nur jene verglichenen Artikel fortan als christlich anerkannt, ihre lautere Predigt vom Reich befohlen und wegen der übrigen

Punkte die Vergleichung ausgesetzt würde. Diese Antwort wurde freilich bald nachher vom Kurfürsten von Sachsen wieder zurückgenommen, da er, um jeder Mißdeutung zu entgehen, eine Erklärung am Reichstag überreichen ließ, worin er sich gegen jede Abweichung vom Augsburger Bekenntnisse verwahrte. Gleichwohl befolgte nun der Kaiser, da er sich endlich von der Vergeblichkeit aller weiteren Vermittlungsversuche überzeugte, den von Luther empfangenen Rath, d. h. er legte dem Reichstage die vier verglichenen Glaubensartikel, welche von ihm und dem Legaten gebilligt worden seien, als einstweiliges Resultat des gemeinsamen Religionsgespräches, mit dem Antrage vor, dieselben vorläufig bis zur definitiven Entscheidung auf einem Concilium als gemeinsame Glaubensartikel anzunehmen. Dieser Antrag, durch dessen Annahme der Protestantismus ohne Zweifel einen unermeßlich wichtigen Triumph errungen haben würde, wurde von der Kurfürstenbank, wo nur Mainz und Trier widersprachen, angenommen. Aber nun setzte auch der römische Hof, um den für ihn so gefährlichen Beschluß zu hindern, alle die Hebel in Bewegung, die ihm im Reiche immer noch zu Gebote standen. Der Legat wollte nur zugeben, daß die verglichenen Artikel einem bald zu berufenden Concilium vorgelegt würden, und es gelang ihm durch die Herzöge von Baiern und den Dr. Eck, welcher eine heftige Schrift gegen seine Collegen herumreichte, die Mehrheit auf der Fürstenbank zu gewinnen. Die kaiserliche Proposition wurde verworfen, und damit war das ganze Verständigungswerk gescheitert. Das Ergebniß war, daß beide Religionsparteien sich von der Vergeblichkeit aller weiteren Verständigungsversuche in kirchlichen Dingen überzeugten; und während die Protestanten einen nur um so gründlicheren Widerwillen gegen alle weiteren Religionsgespräche, Concilien und dergleichen empfanden, gab auch die Mittelpartei ihre bisherigen Versuche auf und ging entweder in das eine oder in das andere Lager über.

Indeß der Kaiser hatte auf diesem Reichstage den Protestanten doch seinen guten Willen gezeigt und sich hierdurch bei Vielen auf's Neue großes Vertrauen erworben. Entschiedener als je wies er Gewaltmaßregeln gegen sie zurück. Er wolle nicht, so lautete seine Antwort, daß einige Fürsten unter dem Vorwande der Re-

ligion ihn in bürgerliche Kriege verwickelten, während er von den Türken angegriffen werde. Nach dem im Juli 1540 erfolgten Tode des Königs Zapolya hatten nämlich, entgegen dem Vertrage, welcher Ferdinand für diesen Fall die Krone zusicherte, die Magnaten Zapolya's Sohn zum König erhoben und den Sultan zu Hülfe gerufen, der sich nun, während man zu Regensburg über Hostien stritt, im vollen Anmarsche auf Ofen befand. Eine eilende Reichshülfe ward verwilligt; der Reichsabschied machte dafür den Protestanten neue Zugeständnisse. Während er es beklagte, daß die Verständigung für dies Mal noch nicht gelungen sei, und ihre Fortsetzung einem baldigen Concilium, oder, falls solches nicht zu Stande komme, einer Nationalversammlung vorbehielt, wurde bis zu deren Zustandekommen die einstweilige Suspension der Processe verlängert und diesmal in den öffentlichen Abschied aufgenommen. Den Protestanten war somit jetzt vom ganzen Reiche der einstweilige Religionsfriede zugestanden. Da derselbe aber immer noch an die Bedingung eines Stillstandes im Reformationswerke geknüpft ward, und die katholische Mehrheit sich zum Aufgeben dieser Bedingung, sowie zur Reformation des Reichskammergerichts nicht verstehen wollte, so gewährte der Kaiser in einer geheimen Declaration den Reichsständen die förmliche Erlaubniß, Klöster und Stifte auch fernerhin, zwar nicht aufzuheben, aber zu reformiren; der Augsburger Abschied, soweit er sich auf die Religion beziehe, ward zurückgenommen; es ward die Zusicherung gegeben, daß künftig auch evangelische Beisitzer am Reichsgericht zugelassen werden sollten. An demselben Tage freilich, wo der Kaiser den Protestanten diese Zugeständnisse machte, bestätigte er auch den katholischen Vertheidigungsbund, und zeigte an, daß er den Papst zum Eintritt bewogen habe, welcher den vierten Theil der Beiträge zahlen wolle. Zugleich aber schloß er mit dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten von Brandenburg besondere Bündnisse. Ihnen ward alles Vorgefallene verziehen und mit der Freundschaft des Kaisers manche Gnade in Aussicht gestellt. Dafür brauchten sie nichts weiter zu versprechen, als dem Kaiser gegen das Ausland treu zu bleiben und keinen Bund mit dem Herzog von Cleve einzugehen. Der Kurfürst von Brandenburg erhielt die förmliche Anerkennung seiner neuen Kirchenordnung,

dagegen verpflichtete er sich, dem schmalkaldischen Bunde nicht beizutreten.

Inzwischen ging, noch ehe die zu Regensburg beschlossene eilende Hülfe sich erhob, Ofen verloren, Ungarn ward eine türkische Provinz, der Sultan aber kehrte, indem er das deutsche Reich mit seinem Angriffe verschont ließ, nach Constantinopel zurück. Der Kaiser hatte sich auch dieses Mal für Ungarn sehr unthätig gezeigt und bald nach dem Schlusse des Reichstags nach Spanien begeben, um seinen Krieg gegen die Barbaresken in einem Feldzuge gegen Algier fortzusetzen, der aber ein höchst trauriges Ende nahm. Ein Sturm vernichtete seine Flotte vor Algier und gab das schon gelandete Heer dem Verderben Preis, welchem nur der kleinere Theil durch die heldenmüthige Ausdauer entging, womit Karl den Rückzug leitete. Dieses Mißgeschick sollte aber nur der Vorläufer größerer Prüfungen sein. Der König von Frankreich, dessen Erbitterung im Laufe des Jahres **1541** durch verschiedene Vorgänge, namentlich durch die, dem spanischen Statthalter zur Last gelegte Ermordung zweier französischer Gesandten auf ihrer Reise durch die Lombardei auf's Höchste gestiegen war, hielt jetzt die Zeit der Rache für gekommen. Er schloß ein enges Bündniß mit den Osmanen; die französisch-türkische Flotte sollte nach der im Mai **1541** erfolgten Kriegserklärung Spanien von der Seeseite her angreifen, indeß Franz nicht weniger als fünf Heere zum Landkriege rüstete. Mit Dänemark, Schweden, Schottland und dem Herzog von Cleve hatte er Bündnisse geschlossen, die Niederlande waren von Feinden umringt. Während nun Karl mit aller Anstrengung sich in Spanien zu diesem Kriege rüstete, flehte sein Bruder den anfangs
1542 **1542** in Speier wieder versammelten Reichstag um Hülfe zur Rettung Ungarns an. Die Protestanten waren durchaus nicht abgeneigt, Luther hatte ihnen so eben in seiner „Vermahnung zum Gebet wider den Türken" mächtig in's Gewissen gegriffen; fürchteten sie doch bereits für ihre eigene Sicherheit, seitdem die Osmanen sich in Ungarn festgesetzt hatten; überall war vom Türkenkrieg die Rede, die protestantischen Fürsten hatten keinen größern Ehrgeiz, als selbst gegen die Ungläubigen in's Feld zu ziehen. Aber sie wollten zuvor Garantien für ihre eigene Sicherheit: bedrohliche Nachrichten hatten sich verbreitet, daß

der Kaiser in einer Unterredung mit dem Papste alle den Protestanten gemachten Zugeständnisse wieder zurückgenommen habe. Und da eben jetzt das Reichskammergericht neue Processe anhub und Heinrich von Braunschweig für dasselbe die Waffen ergriff, so verlangten die Protestanten jetzt vor Allem einen festen, ehrlichen Frieden, andere Richter im Reichsgerichte, Ausschluß aller Geistlichen aus dem Gerichte und daß dem Kurfürsten von Mainz, der ihr bitterster Feind geworden, die Kanzlei des Reiches abgenommen werde.

Aber auf so gründliche Forderungen konnte der König Ferdinand nicht eingehen und erst nach langem Vermitteln gelang es den beiden Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz, ein neues Compromiß zu Stande zu bringen. Die Protestanten willigten in eine große beharrliche Hülfe von 50,000 Mann, eine allgemeine Türkensteuer ward ausgeschrieben, der Kurfürst von Brandenburg zum Oberbefehlshaber ernannt. Dafür wurde dann das Provisorium jetzt bis auf fünf Jahre nach dem Ablauf des Krieges verlängert und zunächst die Revision des Reichsgerichts einer gemischten Commission aus Ständen beider Bekenntnisse übertragen.

Allenthalben wurde nun für den Türkenkrieg gepredigt, gesammelt und gerüstet. Aber es war, als ob ein Fluch auf diesen Türkenkriegen laste. Die Truhen zur Aufnahme der Kriegssteuer, mit deren Einrichtung sich ein Reichstag zu Nürnberg im Sommer 1542 umständlich beschäftigte, blieben leer. Es kostete die größte Mühe, um nur 30,000 Mann zusammenzubringen, welche Joachim von Brandenburg übel genug bis vor Pesth brachte, aber bloß, um nach vielen Meutereien, da Geldmangel, Hunger und Seuchen ihre Reihen gelichtet, sie „mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil“ wieder heimzuführen.

Die Schuld dieses traurigen Ausganges so großer Zurüstungen traf vor Allen die evangelischen Fürsten, welche eben damals ihre Kräfte, statt sie gegen den Reichsfeind zu führen, in inneren Fehden vergeudeten und hierdurch zwar für den Augenblick neue Vortheile erlangten, aber doch im Ganzen ihre Stellung und ihr Ansehen im Reiche keineswegs verbesserten. Da war mitten in Sachsen ein Zerwürfniß zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und seinem Vetter Herzog Moritz ausgebrochen, welches schon fast zum Bürgerkriege ge-

führt hätte. Der alte Haß zwischen dem meißnischen und dem thüringischen Adel, der an den Höfen beider Fürsten dominirte, war in den langen Streitigkeiten zwischen Herzog Georg und dem Kurfürsten durch heftige Schriften von beiden Seiten noch vermehrt und durch den schließlichen Triumph der lutherischen Lehre, welche Georg's Bruder und Nachfolger, Herzog Heinrich, in ziemlich tumultuarischer Weise eingeführt haben soll, nicht eben vermindert worden. Der noch blutjunge Herzog Moritz, welcher so eben seinem Vater Heinrich gefolgt war, gab sich diesen Einflüssen hin, die seinem Ehrgeize schmeichelten und ihn von der Bevormundung durch die Bundeshäupter befreien wollten. Unter Berufung auf seine Landstände lehnte er den Beitritt zum Bunde ab und wollte in jedem einzelnen Falle nach eigenem Ermessen dem Evangelium Hülfe leisten. Bald nachher erhielt der alte Nationalhaß durch die Erledigung des Bisthums Naumburg-Zeitz neue Nahrung. Das Domcapitel hatte den Julius von Pflugk erwählt, welcher, einer der ersten meißnischen Familien angehörig, als ein sehr achtungswerther Vorkämpfer der kirchlichen Mittelpartei im Reiche bekannt war. Allein der Kurfürst Johann Friedrich, der sich jetzt auf sein landesfürstliches Aufsichtsrecht und die in der geheimen Declaration des Kaisers gegebene Erlaubniß berief, cassirte die Wahl, ernannte gegen den Rath Luther's, welcher einen Fürsten vorschlug, den eifrigen Lutheraner Amsdorf, aus einem Adelsgeschlechte in Kursachsen, zum Bischof und ließ ihn mit bewaffneter Hand einführen, das Bisthum sofort reformiren. Dieser Fall, der erste in seiner Art, erregte unter den Ständen des Reiches, (— namentlich unter den Bischöfen und dem Stiftsadel, welche sich jetzt sämmtlich in ihrer Existenz bedroht sahen —) doch nicht weniger unter dem meißnischen Adel selbst die größte Erbitterung. Als nun bald nachher der Kurfürst seine zwischen ihm und dem Herzog getheilten Hoheitsrechte über den Bischof von Meißen ebenfalls mit Gewalt geltend machte, und das bischöfliche Städtchen Wurzen, den Sitz eines Collegiatstiftes, besetzen ließ, kam die Erbitterung zum Ausbruch. Von beiden Seiten eilte man zu den Waffen, bald standen sich 40,000 Ritter und Knechte gegenüber, und mit Schmerz und Entrüstung sah Luther, daß die Waffen der Evangelischen statt gegen die Türken, sich brudermörderisch gegeneinander kehrten. Stra-

fend und mahnend ließ er seine Donnerstimme erschallen. Er rief ihnen Gottes Wort in's Gedächtniß und zeigte ihnen, wie lächerlich und wie schändlich ein solcher Hauskrieg sei, nur den Papisten eine Freude. Er befahl ihnen, Friede zu halten und gebot den Kriegern bei Strafe ewiger Verdammniß, nur den zu bekämpfen, welcher den Frieden weigere. Der drohende Streit, welchen das Volk wegen der nahen Ostern den Fladenkrieg nannte, ward endlich vom herbeigeeilten Landgrafen Philipp, nicht ohne daß der Friedensstifter selbst an's Schwert schlug, beigelegt; aber er blieb nach Melanchthon's Ausspruch „der Saame der Zwietracht, aus dem allmählig das große Trauerspiel erwuchs."

Bald nachher wurden die schmalkaldischen Bundeshäupter durch ein Unternehmen gegen den Herzog von Braunschweig beschäftigt, nicht sowohl, um ihrer Entrüstung über dessen Schmähschriften und Umtriebe Luft zu machen — denn dies hatte bereits Luther in seiner durch unerreichte Derbheit berühmten Schrift: „wider Hans Worst" gethan — als um den Declarationen des Kaisers die Geltung und den verbündeten Städten Goslar und Braunschweig, welche der wilde Nachbar unter dem Vorwande der Reichsacht fortwährend bedrängte, Sicherheit zu verschaffen. War doch der Landgraf im eigenen Lande vor den Brandstiftern dieses ruchlosen Gesellen nicht mehr sicher. Erst nach langem Zaudern entschlossen sich die Bundeshäupter, wozu sie schon früher vom Bunde einen allgemeinen Auftrag erhalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Im Sommer 1542 fielen die Sachsen und Hessen 20,000 Mann stark in's Braunschweigische ein. Der Herzog war solcher Macht nicht gewachsen; er floh mit seinem Sohne, indeß die Gegner seine Schlösser und die Residenz Wolfenbüttel nach kurzer Gegenwehr besetzten, eine provisorische Landesverwaltung einsetzten und die auch hier bereits in's Volk gedrungene Reformation mit einer von Bugenhagen verfaßten Kirchenordnung einführten. Die ganze Sache ward übrigens allgemein als eine Handlung der Nothwehr entschuldigt. Der heilige Bund rührte sich nicht, ja der Kanzler Eck hatte den Landgrafen schon im Voraus der Neutralität Baierns versichert. Als Heinrich auf dem Reichstage zu Nürnberg Hülfe rufend erschien, wurde er von der eigenen Partei als Verderber ihrer

Sache mit Vorwürfen überschüttet; und da seine Gegner betheuerten, Niemanden sonst angreifen und vor Kaiser und Reich Rede stehen zu wollen, wurde ihnen vom König selbst deshalb ein Sicherheitsbrief ausgestellt.

Die Vertreibung des Herzogs von Braunschweig hatte für Norddeutschland eine ähnliche Wirkung, wie einst die Eroberung Wirttembergs durch protestantische Waffen für Süddeutschland. Das Volk kam den Siegern mit Jubel entgegen. Nicht umsonst stand auf des Landgrafen Fahnen der Sinnspruch: „Parcere subiectis et debellare superbos“ und auf denen des Kurfürsten: „Soli deo victoria.“ In ganz Norddeutschland hatte jetzt die Reformation gesiegt. Hildesheim trat in den schmalkaldischen Bund. Eine Reihe bisher auf halbem Wege stehen gebliebener Fürsten faßten sich nun ein Herz. Gestützt auf die Regensburger Declaration, welche allen Reichsständen die Reformation gestatte, berief nun auch der Erzbischof Hermann von Cöln, an seinem Domcapitel verzweifelnd, aber der Zustimmung der Landstände versichert, die ausgezeichnetsten Theologen der verschiedenen evangelischen Kirchen, Melanchthon aus Sachsen, aus Hessen Pistorius, Bucer aus Straßburg, zu sich und ließ von ihnen eine gemischte Kirchenordnung aufstellen, die in der Lehre gemäßigt lutherisch (melanchthonisch), in Liturgie und Kirchenverfassung katholisch, in der Gemeindeverfassung freisinnig schweizerisch, die drei großen Kirchenparteien zu versöhnen suchte. Diesen Entwurf ließ sich der einundsiebenzigjährige Fürst an fünf auf einander folgenden Tagen je fünf Stunden hinter einander vortragen und verglich sie Punkt für Punkt mit der neben ihm aufgeschlagenen lutherischen Bibel. Dann legte er ihn mit einigen Abänderungen den Ständen und dem Capitel vor. Die weltlichen Stände, Grafen, Ritter und Städte genehmigten ihn sofort; aber die von den katholischen Theologen beherrschte Mehrheit des Capitels, sowie die Universität und der Magistrat und Klerus von Cöln wiesen die neue Ordnung zurück und griffen sie in heftigen Streitschriften an. Aber der alte Kurfürst ließ sich nicht abschrecken; er berief jetzt evangelische Prediger in's Land und nun ging das Volk in allen Städten des Erzstifts eifrig an's Werk; selbst in Cöln konnte der Rath den evangelischen Gottesdienst nicht mehr verhindern.

Das Beispiel des großen Erzstifts riß Rheinland und Westphalen mit sich fort. Im Clevischen wurde der römische Gottesdienst förmlich abgeschafft, die Messe verboten, die Reformation entschieden durchgeführt. Der Herzog lud Melanchthon zu sich ein und nahm öffentlich das Abendmahl unter beiden Gestalten. Dem Beispiele des Erzbischofs von Cöln folgte der Bischof Franz von Minden, Münster und Osnabrück; er machte Anstalten, die Reformation in seinen drei Bisthümern durchzuführen. Alle diese Fürsten verließen sich jetzt auf die Hülfe des schmalkaldischen Bundes. Im ganzen Reiche wirkte das von solcher Stelle gegebene Beispiel.

Durch so viele höchst wichtige Erfolge stieg die Selbstgewißheit der Protestanten immer höher. Da das Reichskammergericht von den geheimen Declarationen des Kaisers und des Königs keine Notiz nehmen wollte und neue Processe einleitete, so kündigten ihm die Schmalkaldischen förmlich allen Gehorsam auf und forderten auf dem im Januar 1543 zu Nürnberg versammelten Reichstage vor Allem eine 1543
anderweitige Besetzung dieses parteiischen Gerichts, welches nach wie vor, bloß aus Papisten bestehend, seine Mitglieder auf das Wormser und Augsburger Edict verpflichtete und protestantische Beisitzer, schon weil sie den Eid auf die Heiligen nicht leisten konnten, zurückwies, während doch der größte Theil des Reichs protestantisch geworden. Aber diese Forderung ward von der Mehrheit der Fürstenbank wieder verworfen, worauf die Protestanten von keinem weitern Provisorium wissen wollten und den Reichsabschied nicht unterschrieben.

Inzwischen hatte im Sommer 1542 der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser auf allen Seiten, zu Land und See, begonnen. Der Dauphin führte das Hauptheer gegen Spanien und belagerte Perpignan, das zweite Hauptcorps unter dem Herzog von Orleans eroberte Luxemburg, ein drittes Heer zog gegen die Lombardei, ein viertes eroberte feste Plätze in Artois, den größten Erfolg hatte das fünfte, meist aus niederdeutschen Truppen des Herzogs von Cleve und des Königs von Dänemark bestehende Heer, welches unter Martin von Roßheim in Brabant einfiel, den Prinzen von Oranien schlug und bis vor Antwerpen zog. Doch fehlte es der französischen Kriegsführung an Plan und Nachdruck, auch die Kaiserlichen fochten an

vielen Punkten nicht unglücklich, und in Spanien, wo der Kaiser selbst die Vertheidigungsanstalten leitete, und bei den Ständen eifrige Hülfe gegen den Nationalfeind fand, mußten die Franzosen vor dem vergebens belagerten Perpignan unverrichteter Dinge sich wieder zurückziehen. Aber unter den drohendsten Anzeichen begann das Kriegsjahr 1543. Mit einem Heere, furchtbarer als alle früheren, erhob sich im Osten Sultan Suleiman, um dem König Ferdinand seine letzten ungarischen Plätze zu entreißen. Die türkisch-französische Flotte beherrschte das Mittelmeer, dänische Schiffe siegten in der Nordsee und griffen die Niederlande an. Die Schaaren des Martin von Roßheim plünderten Brabant, Hennegau und Luxemburg. Franz I. zog selbst in's Feld und eroberte Landrecy. Niemals war Karl in einer bedrohteren Lage. Aber wie einst vor Tunis und Algier zeigte er auch hier eine heldenmüthige Geistesgegenwart und Kühnheit. Nachdem er die spanischen Grenzen hinreichend geschützt und die Stände Arragoniens endlich dahin gebracht hatte, seinen Sohn Philipp II. als Nachfolger anzuerkennen, eilte er selbst, der türkischen Flotte zuvorkommend, nach Italien, um hier Heere zu sammeln und den Krieg zu Ende zu führen. Kaum in Genua gelandet, sandte er Schreiben an die Protestanten und beschwor sie, ihn und die Christenheit in dieser Noth nicht zu verlassen. Indem er zugleich Abhülfe ihrer Beschwerden verhieß, schrieb er auf den November einen Reichstag nach Speier aus. Und nicht vergebens appellirte Karl an den Patriotismus der Nation. Der Bund der Franzosen mit den Türken, welche jetzt im Herzen des christlichen Europa hausten, in Ofen und in Toulon ihre Hauptquartiere hatten, machte den Kampf des Kaisers gegen Frankreich zu einer nationalen Angelegenheit, zumal seitdem es bekannt geworden war, daß Karl auch den Papst zum Gegner habe, weil dieser die Noth des Kaisers benutzen wollte, um seinem eigenen Enkel Mailand zu verschaffen und die Herrschaft des Hauses Farnese über das nördliche Italien auszudehnen. Auch die Conciliumsfrage hatte eine Wendung genommen, welche nicht ohne Folgen bleiben konnte. Auf dem Reichstage zu Nürnberg war nämlich verwichenen Sommer ein Legat erschienen, um anzuzeigen, daß der Papst die Berufung eines Concils beschlossen habe und (für den äußersten Fall) zwei halbdeutsche

Städte, Cambray und Trident, als Versammlungsorte vorzuschlagen. Die Katholischen erklärten sich für Trident, die Evangelischen aber protestirten gegen jedes Concilium, welches nicht nach dem Brauch der alten Kirche vom Kaiser, sondern vom Papste berufen und geleitet werde. Dieser Protest wurde in den Reichsabschied aufgenommen. Der Papst hatte das Concilium hierauf wirklich ausgeschrieben, dann aber wegen des Kriegs wieder vertagt. Als nun jetzt der Kaiser, Hülfe suchend und Durchlaß für seine fremden Truppen begehrend, im Reiche erschien, als seine Minister offen erklärten: „es werde am besten sein, eine Concordie ohne den Papst zu machen; derselbe treibe mit dem Concile bloße Spiegelfechterei; um der Religion willen habe Niemand etwas vom Kaiser zu fürchten;" als er selbst den Evangelischen vielerlei Gnade erzeigte und es zuließ, daß aus dem Huldigungseide in den Reichsstädten die Anrufung der Heiligen hinwegblieb und dem evangelischen Gottesdienst Nichts mehr in den Weg gelegt wurde, da weinten Viele vor Freude und tausend Herzen flogen ihm entgegen. In deutscher Ueberschwänglichkeit gab man sich schon der Hoffnung hin, daß der Kaiser sich nunmehr ganz zum Evangelium bekehren werde. Aus den erbeuteten Papieren des Herzogs von Braunschweig hatte man sich überzeugt, daß der Kaiser dessen Unternehmungen mißbilligt hatte; auf's Neue ließ er den Protestanten versichern, daß ihnen alles Versprochene gehalten und auch das Reichskammergericht reformirt werden solle. Ohne Aufenthalt konnte er mit seinen italienischen und spanischen Truppen aus Tyrol durch Schwaben an den Rhein ziehen; Fürsten und Völker eilten ihm willig gegen den Erbfeind zu Hülfe. Zunächst sollte es gegen den Herzog von Cleve, den Verbündeten Frankreichs gehen, für welchen zwar der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen Fürbitte einlegten, für den sie aber schon deshalb nichts weiter thun konnten, weil derselbe in offener Rebellion und im Bunde mit dem Erbfeinde begriffen, durch die Raubzüge seiner Truppen gerechten Tadel auf sich gezogen hatte, und noch im letzten Augenblicke, auf Frankreichs Hülfe bauend, die billigen Friedensbedingungen verwarf. Der schmalkaldische Bund konnte ihm unter solchen Umständen nicht helfen, auch wenn er gewollt hätte. Dieser Bund war jetzt wie gelähmt. Auf dem soeben in Schmalkalden ge-

haltenen Convente (dem neunten und letzten in dieser Stadt) herrschte die größte Zwietracht. Die Fürsten waren aufgebracht auf die beiden Bundeshäupter wegen der Vertreibung ihres Standesgenossen, des Herzogs von Braunschweig; der Eine war Schwiegersohn, der Andere Vetter, ein Dritter Schwager des Vertriebenen u. s. w. Sie wollten von dem ganzen Bunde Nichts mehr wissen. Die oberländischen Städte verweigerten den Beitrag. Was sie der braunschweiger Krieg angehe? Ueberhaupt wollte Niemand zahlen. Die Bundeshäupter waren durch die Auslagen des braunschweiger Krieges in solche Geldnoth gerathen, daß ihre Agenten in Augsburg und Ulm zu hohen Zinsen Geld suchten, ohne es zu bekommen. Dazu waren sie selbst wieder höchst uneinig; der Landgraf hätte die rheinländischen und westphälischen Reformatoren gern unterstützt, die beiden Bischöfe in den Bund gezogen; aber dem Kurfürsten waren sie nicht orthodox lutherisch genug. Schon war es dahin gekommen, daß beide Bundeshäupter sich nach Auflösung des Bundes und Enthebung von ihrer Last sehnten.

Und so konnte denn der Kaiser mit großer Macht über den Herzog von Cleve herfallen, der, von Frankreich treulos im Stiche gelassen, von den Protestanten nicht unterstützt, die Erfahrung machte, wie thöricht es sei, sich auf fremde Hülfe zu verlassen. Bald sah er sein ganzes Land besetzt, seine Festungen wurden schnell zusammengeschossen; da entsank dem jungen Fürsten der Muth; er beschuldigte seine Räthe, daß sie ihn so schlecht geleitet hätten und leistete in des Kaisers Feldlager vor Venlo fußfällige Abbitte. Er gab Geldern und Zütphen heraus, entsagte allen Verbindungen mit den Gegnern des Kaisers und erhielt dafür seine übrigen Lande zurück, in denen er jedoch den alten Gottesdienst wiederherstellen sollte.

So war der Kaiser dieses gefährlichen Gegners entledigt, und da er zugleich mit dem König von England Friede und Freundschaft schloß, so war das drohende nordische Bündniß gesprengt und es blieb nur noch übrig, die deutschen Stände vollends an sich zu fesseln, um dann mit gesammelter Kraft den Kampf gegen die Franzosen zu Ende zu bringen. Zu diesem Zwecke ward der Reichstag zu Speier
1544 im Februar 1544 eröffnet. Mit bangen Zweifeln folgten beide

Bundeshäupter diesmal der dringenden Einladung und zogen stark gerüstet in die verhaßte Pfaffenstadt. Die Unterdrückung der Reformation in Cleve, die Ausweisung der Reformatoren aus Cöln und manches Andere hatte ihr Vertrauen auf den Kaiser wieder sehr erschüttert. Aber sie hofften jetzt Alles von dem Bruche zwischen dem Kaiser und dem Papst. Schon war der Letztere zu offenen Feindseligkeiten geschritten; er hatte soeben eine in Spanien vom Kaiser erlassene Pragmatik für null und nichtig erklärt und sich als Schiedsrichter im Kampfe zwischen Frankreich und dem Kaiser aufgeworfen, beiden Theilen die Waffen niederzulegen befohlen. Der Kaiser hatte dies Ansinnen zurückgewiesen und den Legaten noch vor dem Reichstage entlassen; seine Minister erklärten, des Papstes Hinterlist sei nun offenbar; man möge nur Geduld haben; der Kaiser müsse, da er von Pfaffen umgeben und der Anhang der Pfaffen noch immer so groß sei in der Welt, mit Vorsicht verfahren. Durch solche Reden fühlten sich die meisten evangelischen Stände wieder einigermaßen beruhigt. Der Kurfürst von Sachsen sah deutlich Gottes Finger, den nahen Untergang des Papstthums. Nur der Landgraf von Hessen war zu welterfahren, um solche Hoffnungen noch immer zu theilen. Er setzte weniger aus Vertrauen, als weil er eben nichts Besseres wußte, seine Hoffnungen auf den Kaiser. Man könne nicht mehr wie man wolle, schreibt er an Bucer, der Kaiser wolle reformiren, aber nicht reformirt werden; man müsse sich hüten, daß er sich nicht zu den Pfaffen schlage; auf keinen einzigen evangelischen Fürsten sei im Kampfe zu zählen; Philipp geht sie in diesem Schreiben der Reihe nach durch und entrollt da ein sehr lehrreiches, aber hoffnungsloses Bild, wie die einen im starren Lutherthum befangen, zu keinerlei Vereinigung geneigt, Andere in zerrütteten Verhältnissen mit Schulden beladen, wieder Andere im wüsten Regimente befindlich, noch Andere ganz unfähig und ohne Verständniß der Dinge seien. Es seien überhaupt gar Viele, auf welche das Gleichniß aus Lucas VIII vom Säemann passe, und von denen sich in der Stunde der Verfolgung zeigen werde, daß das Evangelium nicht Wurzel gefaßt habe. Die Grafen machten wohl sonst viel Redens und Rühmens, aber „uffm Reichstag wil keyner herfür," da wollen alle einen gnädigen Kaiser und König

haben. — Die deutschen Ritter, die sich doch sonst für gut evangelisch ausgeben, wollen von einer Reform des Teutschen Ordens Nichts wissen; wie gern würde er demselben die eingezogenen, für Hospitäler und Prediger verwandten Güter zurückgeben, falls sie zur christlichen Reformation und zum Türkenkriege verwendet würden. „Aus diesem Allen nun habt Ihr zu sehen und zu ermessen, wie baufällig die Dinge in unserm Bunde stehen.“ Man müsse zufrieden sein, den zeitlichen Frieden noch eine Zeitlang zu behalten, daß die Religion allgemach besser einwurzeln könne und doch den Pfaffen nicht allzuhoch zuwider sei. Am besten freilich wäre, wenn man es nur dahin bringen könne, daß der Kaiser und die katholischen Stände die Rechtfertigungslehre, die Communion und die Priesterehe zuließen, wie es zu Regensburg der Kaiser gewollt habe; aber dazu sei jetzt wenig Hoffnung mehr. Die Lutheraner seien dagegen, die Papisten seien dagegen, auch die Gropper und Pflugk und Andere, die es früher mit solcher Vergleichung gehalten, seien jetzt alle dawider. —

Um den Kaiser ganz zu gewinnen, hatte der Landgraf von Hessen damals einen Plan entworfen, durch welchen zugleich der Religionsfrieden und das politische Gleichgewicht von Europa gesichert werden sollten. Der Kaiser sollte sich mit dem König von Frankreich dahin vertragen, daß Italien unter Beide getheilt werde. Frankreich sollte Mailand, der Kaiser den Kirchenstaat, Florenz und andere Städte sollten ihre Reichsfreiheit zurückerhalten; der Papst sollte als Bischof von Rom mit einem festen Gehalte abgefunden, sodann unverweilt die Reformation der Kirche auf einem Concilium vorgenommen werden. So lange das Gleichgewicht in Italien nicht hergestellt, so lange das Papstthum nicht auf seinen früheren Stand zurückgeführt sei, werde kein Frieden unter der Christenheit, kein erfolgreicher Kampf gegen die Türken möglich sein, denn der Streit um Italien und die Intriguen des Papstes machen die Christenheit immer wieder uneins. Der französische Kanzler Alençon ging bei einer Unterredung mit dem spanischen Minister Navez lebhaft auf diese Pläne ein und wußte beredt und gelehrt die Nichtigkeit der angeblichen Schenkung Constantin's darzuthun. Auch der kaiserliche Minister fand die Idee in seinem

Berichte der Beachtung werth, aber es ist nicht weiter davon die Rede. *)

Auf dem glänzenden Reichstage, der sich nun zu Speier versammelte und wo alle sieben Kurfürsten persönlich erschienen, war Alles bereit, dem Kaiser gegen Frankreich zu helfen. Eine französische Gesandtschaft, welche unterwegs war, um die deutsche Freiheit vor dem Kaiser zu schützen, wurde nicht vorgelassen, der Herold ausgewiesen. Zu diesem patriotischen Eifer trug die Entrüstung der Protestanten über die grausamen Verfolgungen bei, die eben damals aus Gefälligkeit für den Papst über die französischen Reformirten verhängt wurden. Zum erstenmale erklärte das Reich den Krieg gegen Frankreich. Philipp sprach mit großer Beredtsamkeit, „wie vom heiligen Geist inspirirt," gegen den gemeinsamen Erbfeind. Seine Prediger hielten, ungestört durch Kaiser und Reich, in der Kirche des Franciscanerklosters Gottesdienst, welchem das Volk zuströmte; der Kurfürst von Sachsen half den Frieden mit Dänemark vermitteln, die erwartete Religionsvergleichung sollte durch eine Verbindung seines Sohnes mit Ferdinand's Tochter besiegelt werden. Ja, er ließ sich sogar dazu herbei, das Schwert zu halten, als gegen seinen Verbündeten und Glaubensgenossen Albrecht von Preußen, trotz der Einsprache vieler Fürsten, die Acht erneuert, ein neuer Hochmeister belehnt wurde. Aber diese Eintracht der Häupter ging noch vor dem Schlusse des Reichstages zu Ende. So mancherlei ward bekannt und trat im Benehmen des Kaisers hervor, was mit den liberalen Versicherungen seiner Minister durchaus nicht übereinstimmte. Die beiden Bundeshäupter beharrten auf einem definitiven unzweideutigen Religionsfrieden und sofortiger Revision des Reichsgerichts. Diese Forderungen konnte oder wollte Karl nicht erfüllen. Auch entstand wegen des Herzogthums Braunschweig ein heftiger Streit. Die Schmalkaldischen wollten das Herzogthum zwar nicht für sich behalten, aber ebensowenig dem rachsüchtigen Herzog und damit einer schrecklichen Reaction überliefern. Zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen fand ein geheimes Zwiegespräch statt, das in lauten Zank ausartete. Ohne den Reichsab-

*) Vergl. Rommel, III, 90. Buchholtz, IV.

schied und ohne die gemachten Verwilligungen zu genehmigen, reisten die Bundeshäupter ab. Aber sie standen jetzt allein und bei der allgemeinen Lage der Dinge mußten sie schließlich wenigstens zum Theil nachgeben und sich mit einem neuen Provisorium, welches freilich günstiger schien als alle früheren, behelfen. Es wurde nämlich ihr bisheriger Religionsfrieden einstweilen bestätigt, ja diesmal gelang es sogar, die letzten, den Protestanten so günstigen Declarationen in den Reichsabschied aufzunehmen und somit zur öffentlichen Geltung zu bringen. Hiermit waren alle zur Zeit schwebenden Processe wegen der Kirchengüter rechtsgültig suspendirt. Die Hauptsache aber wurde wieder hinausgeschoben. Die Besetzung des Reichsgerichts durch neue Beisitzer, ohne Rücksicht ob sie den Eid zu Gott und den Heiligen oder zu Gott und dem Evangelium schwören würden, sollte erst auf dem nächsten Reichstage verhandelt werden. Dort sollten von allen Ständen Reformationsentwürfe vorgelegt, und da das „gemeine freie christliche Concilium" zur großen Kirchenreform bis dahin doch schwerlich zu Stande kommen werde, diese auf dem Reichstage vorgenommen werden.

Dieser Reichsabschied war der günstigste, den die Protestanten bisher erlangt hatten und würde sie zu den schönsten Erwartungen berechtigt haben, wäre er nur nicht in dem wichtigsten Punkte, nämlich in der Religionsvergleichung und dem Concilium, von welchem doch schließlich Alles abhängig gemacht war, in so zweifelhaften Ausdrücken abgefaßt worden. Alsbald nach dem Schlusse des Reichstages eröffnete der Kaiser mit einem meist aus deutschen Völkern bestehenden Heere von mehr als 40,000 Mann mit der Eroberung von Luxemburg, Commercy, Ligny, den Feldzug und drang in der Champagne vor, während der König Heinrich von England den Krieg von Calais aus begonnen hatte. Aber die Verabredung, von beiden Seiten her grade gegen Paris vorzudringen, kam nicht zur Ausführung, da es Heinrich vorzog, Boulogne für sich zu erobern. Der Kaiser seinerseits hatte sich sechs Wochen vor St. Dizier aufgehalten und diese Festung endlich durch eine List erlangt. Als er nun mit großer Kühnheit plötzlich am französischen Hauptheer vorbei gegen Paris zog und am 8. September bei Chateau-Thierry nur zwei Tagemärsche von der

Hauptstadt stand, verbreitete er zwar Schrecken und Bestürzung im Herzen Frankreichs, wo man seit lange keinen Feind mehr gesehen hatte, aber er selbst gerieth jetzt in die gefährlichste Lage, aus der er sich nur durch den von den beiderseitigen Ministern inzwischen unterhandelten, am 18. September zu Crespy unterzeichneten Friedensschluß befreiete, worin beide Theile ihren gegenseitigen Ansprüchen entsagten, ihre Eroberungen herausgaben, das Herzogthum Mailand aber oder die Niederlande als Mitgift einer Tochter des Kaisers oder des Königs Ferdinand dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich zu Theil werden sollte. Dafür verpflichtete sich der König dem Kaiser gegen die Türken und zur Wiederherstellung der Kircheneinheit Hülfe zu leisten. Es waren dies dieselben Bedingungen, die der Kaiser schon vor vier Jahren vorgeschlagen, der König von Frankreich aber damals verworfen hatte.

Die allgemeine Ueberraschung, welche dieser plötzliche Friedensschluß hervorrief, wurde durch einen die Kirche betreffenden geheimen Tractat noch vermehrt, bei dessen Verabredung man den päpstlichen Legaten ausgeschlossen hatte. Der Papst berief nun sofort, damit ihm die beiden Monarchen nicht etwa zuvorkämen, das Concilium nach Trident wieder zusammen. Die protestantischen Stände waren indeß beschäftigt, ihre Reformationsvorschläge ausarbeiten zu lassen, welche auf dem im Mai 1545 zu Worms eröffneten Reichstag erörtert werden sollten. 1545 Dieselben zeichneten sich wie alle früheren durch große Nachgiebigkeit in äußerlichen Dingen aus. Kursachsen wollte in der sogenannten Wittenberger Reformation den Bischöfen außer ihren weltlichen Rechten und Gütern auch noch die geistliche Gerichtsbarkeit lassen. Desto strenger hielten die Lutheraner nach wie vor an der Reinheit ihres evangelischen Glaubens fest. Aber zu solchen kirchlichen Verhandlungen wollten es die Katholischen jetzt überhaupt nicht mehr kommen lassen. Sie sagten, die Christenheit habe nun ein Concilium und diesem gebühre es, Religionssachen zu verhandeln. Hatten nun aber die Protestanten schon vor zehn Jahren ein Concilium verworfen, zu welchem sie von römischen Legaten eingeladen worden, um wie viel mehr jetzt, wo man sie nicht mehr einlud! ein Concilium, zu welchem nach römischem Kirchenbrauch eben nur „alle

Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Prälaten," also grade nur die Leute eingeladen wurden, welche sich bisher so heftig jeder Reform widersetzt hatten und bei denen überdies voraussichtlich die Romanen, namentlich die Italiener, die große Mehrheit bilden würden. Die Hoffnungen, welche man noch vor zehn Jahren an ein freies und allgemeines Concilium der Christenheit knüpfen konnte, waren seitdem vollständig verschwunden. Der Geist des Jesuitenordens hatte die romanischen Völker erfaßt und seine colossale Blutarbeit begonnen; in Italien, in Spanien, in Frankreich, in den Niederlanden ward das Evangelium mit Feuer und Schwert verfolgt, mitten in Deutschland, im Gefolge des Kaisers, konnten seine Spanier ihre Glaubenswuth gegen die Protestanten nicht verbergen. Was hatten da die deutschen Protestanten von einem Concilium zu erwarten; wie konnten sie ein solches im Voraus anerkennen? Dieses Concilium war ja wieder vom Papste berufen und geleitet und eben jetzt deckte Luther in seiner über alle Maßen heftigen Schrift „vom Papstthum zu Rom vom Teufel gestift" den ganzen Abgrund auf, der zwischen Papstthum und Protestantismus lag.

Natürlich konnte auch dem Papste, wie allen Päpsten, an einem Concilium im Grunde wenig liegen; lange genug hatte er sich dagegen gesträubt; gleichwohl betrieb der römische Hof dasselbe jetzt mit dem größten Eifer, weil er darin ein vortreffliches Mittel erblickte, nun die Protestanten, die einst so laut nach einem Concilium gerufen hatten, in Verlegenheit zu bringen. Auch unter den Bischöfen und Prälaten zeigte sich so wenig Eifer, daß die päpstlichen Legaten acht Monate in Trident harren mußten, bis sich auf vielfältiges Ermahnen etliche und zwanzig Bischöfe, meist aus Italien, vom Papste mit Zehrkosten versehen, zusammengefunden hatten, mit denen die Sitzungen Ende 1545 eröffnet werden konnten. Bei Weitem das größte Interesse an dem Concile hatte der Kaiser, der es so lange und so heftig beim Papste betrieben hatte und mittelst desselben seine Macht als römischer Kaiser zu erhöhen, die Macht des Papstes zu beschränken hoffte. Deshalb wünschte er jetzt so dringend die Theilnahme der Protestanten, er wollte sich ihrer bedienen, um dem Papst desto größere Zugeständnisse abzunöthigen, sie selbst zur Einheit der Kirche zurückzu-

führen. Diesen Gedanken hatte er niemals aufgegeben; so große Zugeständnisse er auch in den letzten Jahren gemacht, nie hatte er auch nur mit einem Worte den Protestantismus anerkannt, immer als letztes Ziel die Wiederherstellung der Kircheneinheit vorbehalten. Während nun auf dem Reichstage alle Künste der Ueberredung angewendet wurden, um die Protestanten zur Theilnahme an dem Concile zu bewegen, auf welchem „gewiß Alles anders kommen werde, als man zu Rom erwarte," ward gleichzeitig eben in Worms zwischen Kaiser und Papst ein eventuelles Kriegsbündniß gegen die Protestanten verabredet. Bei diesem Bündniß war es jedoch weder dem Kaiser um eine sofortige Unterwerfung der Protestanten unter das Papstthum, noch weniger dem Papste um eine Besiegung der Protestanten durch den Kaiser zu thun. Vielmehr wollte jener nur die Protestanten zwingen, ihm auf dem Concilium gegen den Papst zu helfen; dieser wollte den Kaiser in einen gefährlichen Krieg verwickeln, der die Kräfte beider ihm gleich verhaßten Gegner schwächen, das ganze Concilium überflüssig machen sollte.

Inzwischen war aber den Protestanten von diesen Vorbereitungen des Kaisers Mancherlei bekannt geworden; schon im Frühlinge 1545 forderte er den König von Polen und den Herzog von Baiern zur Kriegshülfe gegen die Protestanten auf, falls sie sich weigern würden, das Concilium zu beschicken;*) in Italien, in den Niederlanden, in Nord- und Süddeutschland ließ er Truppen werben; immer unter dem Vorgeben, es gehe gegen die Osmanen, mit denen jedoch eifrige Friedensverhandlungen gepflogen wurden, welche auch am 10. November 1545 einen anderthalbjährigen, am 19. Juni 1547 auf weitere fünf Jahre erstreckten Waffenstillstand zur Folge hatten. Diese Waffenruhe wurde mit einem Tribut an den Sultan erkauft, der, des langen Kampfes müde, seine Eroberungspläne gegen das Reich definitiv vertagte, aber Ungarn im Besitz behielt. Da nun alle auswärtigen Kämpfe ruheten, der Friede mit Frankreich durch den noch fortdauernden Krieg dieser tief geschwächten Macht mit England verbürgt erschien, so ward es immer klarer, daß die Rüstungen des Kaisers nur noch gegen die Protestanten gerichtet sein konnten.

---

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Nro. 534 und Staatspapiere Nro. LXXIII.

Aber unter den Protestanten waren nur wenige, welche das begreifen wollten oder konnten. Wohl hatten sie ein gewisses Gefühl, daß die Sache nun bald zur Entscheidung kommen werde. „Menschen," heißt es im wirttembergischen Gutachten, „werden diese Zwietracht nicht schlichten, es muß ein Urtheil Gottes erfolgen, doch weil der Kaiser noch einen Versuch machen will, muß man gehorsam erscheinen." Sie wollten es erwarten, bis man sie angreife; sie wollten nicht als Rebellen gegen ihren Kaiser erscheinen; sie sahen noch keine Gefahr; sie vertraueten auf Gott u. s. w. Unter diesen schönen Reden verbarg sich aber nur die Schwäche, welche nach Vorwänden hascht, um thatlos zu bleiben. Statt dem Gegner zuvorzukommen, bevor er seine Kräfte gesammelt, statt mindestens sich enger zusammenzuschließen und ihm in Achtung gebietender Stellung gegenüberzutreten, entwickelten die Protestanten eben jetzt ihre ganze Rathlosigkeit und Zwietracht. Es war dem Kaiser im Grunde nicht zu verargen, wenn er daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen suchte. Er wußte, daß gegen die vereinigte Macht der Protestanten mit Waffengewalt Nichts auszurichten sei, deßhalb hütete er sich wohl, sie durch übereilte Angriffe unter die Waffen zu rufen. Während er als kluger Feldherr seine Maßregeln zum Kampfe traf, hoffte er die Gegner noch immer dahin zu bringen, sich ohne Kampf zu unterwerfen. Daher ward das Provisorium jetzt nochmals bis zu einem nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage verlängert, für welchen ein nochmaliges Religionsgespräch veranstaltet wurde.

Bald darauf traten überdies Vorfälle ein, welche die Lage des Kaisers wieder erschwerten und ihn in neue Bedenklichkeiten stürzten. Der Herzog von Braunschweig, dessen Land nach der zu Worms soeben getroffenen Verabredung einstweilen, ohne Gefährde der evangelischen Religion, unter den Sequester des Kaisers gestellt werden sollte, hatte — in offener Auflehnung gegen diese Beschlüsse — mit französischem Gelde Truppen geworben und machte jetzt den Versuch, sein Land zurückzuerobern, gerieth aber nach einer Niederlage bei Kahlfeld, unfern Nordheim, am 21. October 1545 in die Gefangenschaft des Landgrafen, der ihn in Ziegenhain einsperrte. Der rasche und glänzende Sieg, bei welchem beide Fürsten von Sachsen dem

Landgrafen zu Hülfe gezogen waren, verschaffte ihren Waffen neues Ansehen. Der Kurfürst von Cöln, der auf Anrufen des Capitels vom Papste gebannt und abgesetzt, vom Kaiser mit der Acht bedroht war, rief den schmalkaldischen Bund jetzt um Hülfe an. Der Kurfürst von der Pfalz unterhandelte wegen Beitritts zum Bunde; ja schon faßte der Landgraf von Hessen mit Mainzischen Domherren den Plan, nach dem kürzlich erfolgten Tode des Kurfürsten Albrecht das ganze Erzstift zu reformiren und einen seiner Söhne zum Erzbischof und Primas des Reiches erwählen zu lassen. Zwar mißlang dies Unternehmen; doch aber wurde Sebastian von Heusenstamm gewählt, welcher zuvor das geheime Versprechen abgelegt hatte, die Reformation im Mainzischen einzuführen. „Es könne kommen," ließ damals der Kaiser dem Papste sagen, „daß weder Papst noch Kaiser Etwas in Deutschland zu befehlen hätten." Der Papst erklärte sich jetzt zu Allem bereit, was der Kaiser hinsichtlich der Kriegshülfe von ihm gefordert hatte.

Indeß hatten sich im December 1545 die Schmalkaldischen zu einem großen Bundesconvente in Frankfurt a/M. versammelt und alle evangelischen Stände dazu eingeladen. Es war dies gleichsam eine große Notabelnversammlung der Protestanten. Der Landgraf von Hessen, welcher die Lage der Dinge am klarsten durchschaute, wollte alle Kräfte zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen und drang auf sofortige Rüstung. Allein er sollte hier nun selbst die Richtigkeit seiner eigenen Prophezeihungen erfahren. Zwar betheuerten Alle ihre feste Anhänglichkeit an das Evangelium; sie waren entschlossen, dasselbe auf's Aeußerste zu vertheidigen; man war einig, den Kurfürsten von Cöln nicht im Stiche zu lassen und deshalb dem Kaiser eine Gesandtschaft zu schicken; man beschloß, allgemeine Kirchenvisitationen zu halten, um den papistischen Vorwurf unkirchlicher, gottloser Zustände zu widerlegen; fast Alle erklärten, das Concilium nicht beschicken zu wollen und Melanchthon ward mit der Recusationsschrift beauftragt. Aber als es nun an die praktischen Fragen ging, da zeigte sich um so größere Unentschlossenheit und Zwietracht. Obwohl man die Beweise in Händen hatte, daß der Kaiser zum Kriege gegen die Protestanten rüste, so wollte doch Niemand recht daran glauben. Man berief sich auf die friedlichen Anzeichen und meinte, die Rüstun-

gen seien doch wohl nur gegen die Osmanen bestimmt. Der Kurfürst von Sachsen ließ erklären, wie er den Kaiser kenne, denke derselbe nicht an Krieg. Die oberländischen Stände beschwerten sich über den braunschweigischen Krieg, der sie Nichts angehe und die niederdeutschen Stände hatten keine Lust, für eine, den Oberdeutschen jetzt drohende Gefahr, Lasten zu übernehmen. Nicht einmal über die Erneuerung des Bundes, dessen Ablauf bevorstand, konnte man sich im Streite über Vertheilung der Beiträge und über allerlei müssige Verfassungsfragen vereinigen. Da hatten denn auch die übrigen, noch nicht zum Bunde gehörigen protestantischen Stände — seit 1540 war kein einziger hinzugetreten — keine Neigung zum Anschluß, den sie unter allerlei Ausflüchten ablehnten. Die ganze Frage wegen der Bundeserneuerung wurde auf eine folgende Versammlung verschoben, die erst zu Worms, dann zu Hannover zusammentrat, aber nur noch schwach beschickt wurde und das ruhmlose Ende des ganzen Bundes nicht zu verhindern vermochte.

Der unermüdliche Landgraf, welcher diesen Ausgang vorausgesehen, hatte schon seit einiger Zeit den Versuch gemacht, einen andern Bund zu stiften, zunächst zwischen Hessen und beiden Sachsen. Eine starke Macht wäre dadurch entstanden, hinlänglich, dem Feinde zu trotzen, ein Kern, an den sich alle Bedrohten im Augenblicke der Gefahr anschließen konnten. Seinem ehrgeizigen Eidam wäre hierdurch eine hervorragendere Stellung zu Theil geworden, durch welche er ihn enger an die evangelische Sache zu fesseln hoffte. Moritz hatte sich bisher noch bei jeder gemeinsamen Angelegenheit zu den Glaubensgenossen gehalten; es fehlte ihm nicht an evangelischem Eifer; im eigenen Lande hatte er noch so eben die Reformation in musterhaften Einrichtungen befestigt; aber größer, als der evangelische Eifer, waren bei diesem jungen Manne der Ehrgeiz und Thatendrang. Er zeigte sich gar nicht abgeneigt, auf den Plan seines Schwiegervaters einzugehen; derselbe scheiterte jedoch an dem zähen Widerwillen des Kurfürsten, der — mehr als je mit dem Vetter durch zahlreiche Händel und Plackereien, besonders aber wegen der Stifter Magdeburg und Halberstadt verfeindet, welche der glaubenseifrige Kurfürst nicht in den Besitz eines so zweideutigen Protestanten kommen lassen wollte, die

dargebotene Hand von sich wies und hierdurch dem Minister von Carlowitz, der inzwischen mit den Ministern des Kaisers seine Pläne verfolgte, die Arbeit erleichterte. Denn dieser Mann war es, der seinen jungen Herrn von der Pietät gegen den Schwiegervater und Wohlthäter loszumachen und die enge Verbindung mit dem Kaiser als eine patriotische Nothwendigkeit darzustellen wußte, welche bei der Zerfahrenheit, die unter den Protestanten herrsche und bei der Unsicherheit aller Verhältnisse schon durch die Rücksicht auf das eigene Landeswohl bedingt sei. Unmittelbar von der Versammlung zu Frankfurt, wo er mit zur Beschickung des Conciliums gerathen, begab sich Carlowitz zum Kaiser, um diesen vom Zustande des Bundes zu unterrichten und das Weitere vorzubereiten.

Indem nun auf diese Weise noch verschiedene andere evangelische Fürsten bearbeitet und endlich gewonnen wurden, ward doch immer die Idee festgehalten, daß es sich bloß um eventuellen Krieg gegen etliche rebellische Fürsten, — namentlich den Kurfürsten von Sachsen, aber keineswegs um einen Religionskrieg handle. Es scheint, daß der Kaiser selbst diese Ansicht theilte. Da er das Wesen des Protestantismus nie begriffen hatte, so ging es ihm, wie es noch heute etlichen Geschichtschreibern geht, er hielt die Weigerung, am Concil Theil zu nehmen, für bloße Rebellion einiger Fürsten und Theologen. Indeß konnte er lange zu keiner definitiven Entschließung kommen. Bei der friedfertigen, wehrlosen Haltung der Protestanten einerseits, und andrerseits bei dem Verfahren, welches das inzwischen eröffnete Concilium zu Trident verfolgte, wo man damit begonnen hatte, katholische Dogmen festzustellen, welche den evangelischen Grundlehren in's Gesicht schlugen, erschien es doch bedenklich, einen Kampf zu beginnen, der seinen Versicherungen, „wegen des Glaubens habe Niemand Etwas zu befürchten," so sehr widersprochen, die noch Schwankenden ihm wieder entfremdet und ihn in einen Religionskrieg mit allen Evangelischen gestürzt haben würde, von welchem seine Räthe und seine Geschwister so dringend abriethen. Deshalb zögerte er auch, mit der Vollziehung der Absetzung des Kurfürsten von Cöln vorzuschreiten. Noch einen Versuch wollte er jetzt machen, die Häupter des schmalkaldischen Bundes zum freiwilligen Anschluß an das Concil, oder doch in eine

Lage zu bringen, wo sie vor aller Welt als Rebellen erscheinen sollten.
1546 Auf dem Reichstage zu Regensburg sollte sich Alles entscheiden. Er gab sich die größte Mühe, die Bundeshäupter, mindestens den Landgrafen, zum persönlichen Erscheinen auf diesem Reichstage zu bewegen. Aber alle Mühe war vergeblich. In einer letzten Zusammenkunft, die er mit Philipp zu Speier hatte, erklärte dieser rund heraus, daß er nicht kommen werde, weil er sich von der Vergeblichkeit weiterer Verständigungsversuche überzeugt habe. Zum letzten Male forderte der Landgraf einen festen Religionsfrieden und ein Nationalconcilium; zum letzten Male ward es vom Kaiser unter Hinweisung auf seine Pflichten gegen andere Völker und auf seine Stellung zur Kirche verweigert. Die verschiedenen Standpunkte eines römisch-katholischen Kaisers und eines protestantischen Landesfürsten traten sich hier in Rede und Gegenrede scharf und unversöhnlich gegenüber.

Als nun der Kaiser endlich im Juni 1546 den Reichstag zu Regensburg eröffnete, waren die evangelischen Collocutoren voll Erbitterung über das Treiben ihrer Gegner bereits abgereist. Man hatte die eifrigsten papistischen Theologen, den Cochläus (Eck war gestorben), Billik, den Spanier Malvenda dazu genommen, welche damit angefangen hatten, die Rechtfertigungslehre wieder anzugreifen. Eine furchtbare Erbitterung herrschte zwischen den Parteien. Während die Evangelischen Luther's Schrift „vom Papstthum zu Rom vom Teufel gestift" mit unfläthigen Abbildungen des Papstes herumreichten, ließ ein Spanier Diaz den eigenen Bruder aus Glaubenswuth ermorden. Kein einziger Fürst war persönlich erschienen. Die Gesandten hatten gemessene Instructionen. Nochmals aufgefordert, wegen der Religionsvereinigung Vorschläge zu machen, verwiesen die Katholischen auf das Tridenter Concil, die Evangelischen forderten ein Nationalconcil, Etliche überreichten neue Vermittlungsvorschläge. Auf nochmalige Einladung erschienen endlich einige Fürsten, unter ihnen Moritz von Sachsen, welcher jetzt einen Dienstvertrag mit dem Kaiser abschloß. Der Kaiser machte ihn zum „Conservator, Executor und Schirmer" der Stifter Magdeburg und Halberstadt und gab ihm ein Jahrgeld; Moritz verpflichtete sich, dem Kaiser zu dienen und nach Kräften mitzuwirken, daß dies auch von andern Fürsten geschehe, auch versprach

er Unterwerfung unter das Concil, „soweit die übrigen Fürsten solche leisteten.“ In Religionssachen sollte er Nichts weiter in seinem Lande neuern, alle fernere Reform den Concilien anheimstellen u. s. w. Der Vertrag war nicht ausdrücklich gegen die Bundesfürsten gerichtet, die mündlichen Erklärungen, welche der Kaiser dem Herzog machte, waren dunkel und enthielten nur eine entfernte Andeutung, daß die Acht gegen den Kurfürsten ausgesprochen werden könne und daß es dann gelte, rasch zuzugreifen. Wiederholt ward versichert, daß der Religion keine Gefahr drohe, sondern nur einige rebellische Fürsten bestraft werden sollten. In einem besonderen Protocolle ward dem Herzog vorbehalten, daß er nicht wider seine Erbeinigung mit Sachsen und Hessen und nicht wider die Religion zu handeln schuldig sei. Der Vertrag und das ganze Verfahren zeigt, daß man den Herzog geflissentlich im Dunkel hielt, was ihm selbst wahrscheinlich am angenehmsten war. *)

Auf ähnliche Weise wurden noch andere protestantische Fürsten gewonnen, namentlich die kriegslustigen brandenburger Markgrafen Joachim von Cüstrin und Albrecht von Culmbach, sowie der junge Herzog Erich von Braunschweig. Sie waren aus verschiedenen Gründen gegen die schmalkaldischen Bundeshäupter erbittert und hofften nebenbei in dem bevorstehenden Kriege ihre zerrütteten Verhältnisse zu verbessern. Der Markgraf Albrecht sagte: er werde beim Teufel Dienst nehmen, wenn guter Sold zu verdienen sei. Doch war auch ihnen — freilich nur mündlich — versprochen, daß der Kampf nicht dem evangelischen Glauben gelte. Die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz verhielten sich neutral, sie waren zu enge mit dem Kaiser verbunden und bei ihren traurigen Finanzverhältnissen nicht in der Lage, offenen Widerstand zu leisten. Auch der Herzog von Wirttemberg schien sich anfangs fügen zu wollen. Dagegen wollte der Herzog Wilhelm von Baiern, welcher nach dem 1545 erfolgten Tode seines Bruders Ludwig wieder allein regierte, trotz seiner gut katholischen Gesinnung keine Werbungen für den Kaiser gestatten. „Er wollte sich nicht des Glaubens wegen verderben lassen; er stehe mit vielen Fürsten

*) Vergl. v. Langenn, I, 191—236.

in Einung, wolle auch keinen des Glaubens wegen überziehen." Doch er ward mit dem Versprechen der Kurwürde und der Vermählung seines Sohnes mit einer Tochter Ferdinand's zu heimlicher Unterstützung des Kaisers mit Geschütz, Munition und Proviant bewogen.

Indeß hatte Karl immer noch mit seinen definitiven Entschlüssen gezögert. Zwei Parteien bekämpften sich in seinem Rathe, die Weltlichen forderten Frieden, die Geistlichen Krieg. Erst als ein Schreiben seines Sohnes Philipp, des jungen Königs von Spanien, einlief, welcher den Vater beschwor, mit diesem heiligen Kampfe nicht länger zu zögern und ihm die Hülfe Spaniens verhieß, da erst siegte, wie man erzählt, der Rath des Beichtvaters und des Legaten. Der Kampf ward beschlossen. In einem sehr merkwürdigen Schreiben an seine Schwester Maria suchte Karl diesen Entschluß damit zu rechtfertigen, daß sich, „wie man höre," der Landgraf mit fast allen Fürsten verschworen habe, den Reichstag nicht zu besuchen. Nachher wolle man eine eigene Justiz im Reiche aufrichten, ganz Deutschland unterwerfen, die kaiserliche Autorität vernichten und damit endigen, den Klerus zu verderben. Nach langer Ueberlegung mit seinem Bruder und seinen baierischen Vettern habe er nun gefunden, daß, um sich der Protestanten nur einigermaßen zu erwehren, nichts anderes übrig bleibe, als die Gewalt. Jetzt sei dazu eine so günstige Gelegenheit, wie sie nie wiederkehren werde. Die Protestanten seien gegenwärtig, in Folge der braunschweigischen Kriege, erschöpft und voll Zwietracht, Adel und Fürsten gegen den Landgrafen erbittert, das Volk murre gegen seine Unterdrücker; dazu seien sie in religiöse Secten zerfallen. Jetzt sei Hoffnung, Moritz und Albrecht zur Anerkennung des Concils zu bringen; jetzt gelte es, die Religion zu retten. Er werde aber den „Herzog" von Sachsen und den Landgrafen nur wegen Landfriedensbruches bekriegen. Dieser „Vorwand und Deckel" des Krieges werde die Protestanten trennen, stutzig machen und sie abhalten, den Angegriffenen zu helfen. Je nach den Fortschritten des Unternehmens könne man dann Weiteres anknüpfen. Das Unternehmen sei groß und schwer, aber Gott werde helfen. — *) Der Vertrag mit dem Papste

*) cf. Lanz, Correspondenz II, 486 ff.

ward unterzeichnet, die Truppenwerbungen in den Niederlanden, in Italien und in Spanien wurden beschleunigt. Die Ritterschaft war schon bearbeitet worden zum Kampfe für die „deutsche Freiheit" gegen fürstliche Gewalt. Den Reichsstädten ward verkündet, der Kaiser habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens und Rechtes, die bisher unter dem Scheine der Religion alle anderen Stände des Reiches unter sich zu bringen und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, zum Gehorsam und zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und daß er keine andere Absicht hege. *) Als nun die protestantischen Gesandten auf ihre Anfragen nach dem Zwecke der Rüstungen endlich zur Antwort erhielten, „um gegen die Ungehorsamen nach Recht zu verfahren," da überzeugten sie sich, „man halte sie nur hin, um sie an der Gegenwehr zu hindern" und verließen den Reichstag, welcher bald darauf, „da nichts Fruchtbarliches mehr geschehen könne," vom Kaiser geschlossen wurde. Der Reichsabschied gab den Protestanten, welche ohne Erlaubniß des Kaisers den Reichstag verlassen hätten, das Scheitern der Verhandlungen Schuld. Ein neuer Reichstag ward auf den Februar 1547 ausgeschrieben.

Und so nahete denn jetzt mit immer schnelleren Schritten die Zeit der Prüfung. Wie sie bestanden werde, das sollte Martin Luther nicht mehr erleben. Er war zu Eisleben, wo er einen Streit der Grafen von Mansfeld mit ihren Unterthanen zu schlichten suchte, am 18. Februar 1546 gestorben; bis zum letzten Augenblicke beschäftigt, unter den Seinigen Frieden und Ordnung, Zucht und Gottseligkeit zu stiften, den Fürsten Recht und Gerechtigkeit, den Unterthanen Gehorsam, den Christen Wachsamkeit gegen den Teufel der Sünde beizubringen und den Glauben, so wie Er ihn aus den Banden des Papstthums gerettet, rein und unverändert zu erhalten. Aber die schmerzliche Erfahrung, wie schwierig alles dies sei und die trübe Ahnung der kommenden Dinge lasteten schwer auf ihm. Seine That war zu groß und weltumgestaltend, als daß er ihre Früchte, die nur im Kampfe der Jahrhunderte reifen konnten, schon selbst hätte schauen können. Um so fester klammerte er sich daher an sein Dogma und

*) cf. Lanz, Correspondenz II, 491, 493, 496, 503.

fing deshalb noch einige Jahre vor seinem Ende auf's Neue mit großer Heftigkeit den Streit gegen die Zwinglianer an, welchen schlechte Nachäffer in der unheilvollsten Weise fortgesetzt haben. Dieser Streit, bei welchem die Nachäffer freilich sich meist sehr wohl befunden haben, ging dem Meister in's innerste Lebensmark, denn er, mit seinem starken Sinn für Wahrheit, konnte sich doch im Grunde nicht verbergen, daß es unmöglich sei, dem Gewissen ein geschriebenes Maß und Ziel zu setzen. Er sah, wie die freiere Bildung, selbst in seiner nächsten Nähe, Jünger gewann; und wie selbst sein Melanchthon ein heimlicher „Sacramentirer" war. Das verbitterte dem alten Manne den Lebensabend; die ungeheure Arbeit des Tages hatte seine Kräfte gebrochen; seine Schriften wurden immer heftiger und immer schwächer. Als den einzigen Rettungsanker im Sturme der Zeit hielt er das Buch umschlungen, das seinem ganzen Leben die Kraft und Größe gab und ihn bis zur Todesstunde erquickte, es als ein heiliges Vermächtniß den folgenden Geschlechtern überliefernd.

IV. Die Zeiten des Religionskrieges bis zum Augsburger Religionsfrieden.

Der schmalkaldische Krieg. Feldzüge an der Donau und an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg. Gefangennahme des Landgrafen. — Der Reichstag zu Augsburg von 1547—1548. Triumphe des Kaisers. Spanische Successionspläne. Kirchenpläne. — Verlegung des Concils nach Bologna. Schisma. Das Interim. — Die Interimshändel in Deutschland. — Allgemeine Opposition im Reiche. Fürstenbünde. Bündniß mit Frankreich. Verblendung des Kaisers. Seine Ueberlistung durch Moritz. — Ausbruch des Krieges. Die Verbündeten in Insbruck. Flucht des Kaisers nach Villach. Der Passauer Vertrag. Freilassung der gefangenen Fürsten. Belagerung von Metz. Moritz in Ungarn. — Der Religionskrieg des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Der Heidelberger Bund. Der Egersche Bund. Schlacht bei Sievershausen. Verfall des kaiserlichen Ansehns. Albrecht's Vertreibung. — Allmählige Beruhigung Deutschlands. Friedensschlüsse. Der Augsburger Religionsfrieden. Abdankung und Ende Karl's V.

Wir haben in unsrer bisherigen Darstellung zuerst die Entstehung des Protestantismus und dessen erstes Auftreten berichtet, welches nach

der Natur der Sache revolutionär war, den Zusammensturz vieler Dinge herbeiführte, die gewaltigsten Leidenschaften in Bewegung setzte und das morsche Reich, Staat und Gesellschaft mit einem wilden Chaos des Umsturzes bedrohte. Wir haben sodann beobachtet, wie das neue Princip diese Prüfungen überwand und sich in einer neuen Ordnung, wenn auch nach der Natur menschlicher Dinge zunächst sehr unvollkommen, festsetzte, und wie es dann, stark durch die Begeisterung der Nation, obwohl nur durch eine kleine Minderheit im Reiche repräsentirt, gleichwohl der versuchten Unterdrückung siegreich widerstand und eine Stellung erlangte, durch welche es Sieg auf Sieg erringend, endlich herrschend ward und nun den bei Weitem größten Theil Deutschlands umfaßte. Es bleibt nun die Zeit der Reformationsgeschichte zu betrachten, welche uns die schwerste Prüfung, die sie zu bestehen hatte, vorführt. Der schmalkaldische Bund war, wie wir sahen, nur eine zur Vertheidigung des Glaubens von Wenigen geschlossene Verbindung, welche in der durch das Bewußtsein drohender Gefahr gehobenen Begeisterung ihrer Mitglieder ihre innere Stärke, und in der Lage der allgemeinen Weltverhältnisse eine äußere Hülfe gefunden hatte. In dem Maße, als er weitere Bundesglieder und neue Glaubensgenossen erhielt, nahm aber jene innere Stärke ab, und da er von Anfang an darauf verzichtet hatte, eine politische Einheit zu schaffen, vielmehr die im Reiche herrschende Vielheit beibehielt, so erging es ihm zuletzt wie dem Reiche selbst, die Kraft des Bundes nach außen stand im umgekehrten Verhältniß zur Ausdehnung. Die bisher so günstige Weltlage hatte sich inzwischen geändert und es war nun endlich die Zeit gekommen, wo der Kampf gegen die Welt ausgefochten, der blutige Preis gezahlt werden mußte, welcher keinem weltgeschichtlichen Principe vom Schicksal erlassen wird. Wohl war auch jetzt noch die religiöse Begeisterung und die Masse der Nation auf Seiten der Protestanten; aber während es ihnen an Plan und Einheit und Welterfahrung, also an den vornehmsten Bedingungen des äußern Erfolges fehlte, während ihre Häupter, sowohl Fürsten als Städte von kleinen Interessen beherrscht, und daher schon aus diesem Grunde außer Stande waren, nach einem großen gemeinschaftlichen Plane zu handeln, stand ihnen als Gegner der Beherrscher von halb

Europa gegenüber, der erfahrenste Held und Staatsmann des Jahrhunderts, der auf den größten Schlachtfeldern wie in den geheimsten Winkeln der Politik zu Hause war.

Nach den Erklärungen auf dem Reichstage zu Regensburg und den an die Städte ergangenen Manifesten lag die Absicht des Kaisers, die schmalkaldischen Bundeshäupter mit Krieg zu überziehen, offen am Tage. Aber sei es, daß er sich in den Gesinnungen der Protestanten getäuscht und ihren Zerwürfnissen zu sehr vertrauend, darauf gerechnet hatte, sie würden jene Fürsten sofort gänzlich im Stiche lassen, oder daß sich die Ereignisse auf dem Reichstage schneller entwickelten, als er gedacht hatte, jedenfalls wurde er selbst von dem neu ausbrechenden Kampfe überrascht.

Denn während er zu Regensburg noch ohne Truppen verweilte, hatten die Protestanten bereits eine große Heeresmacht unter den Waffen. Der Instinkt einer gemeinsamen Gefahr hatte Viele schon auf dem Reichstage zu thatkräftigen Entschlüssen wieder zusammengeführt. Der unermüdliche Landgraf war schon längst in voller Rüstung begriffen. Es gelang ihm nun endlich, auch den Kurfürsten von Sachsen in Harnisch zu bringen; selbst der sanfte Melanchthon rieth zum Kampfe. Vor Allen eifrig waren die Schwaben, an ihrer Spitze Augsburg; schon zu Anfang des Juni hatte eine Städteversammlung zu Ulm die Rüstungen beschlossen. Die Seele dieser Bewegung war der Augsburgische Kriegshauptmann Schertlin von Burtenbach, ein Mann von bürgerlicher Herkunft aus Schorndorf in Wirttemberg, der es aber durch seine Kriegsthaten zu großem Ruhm und Reichthum gebracht hatte. Er war der beste Feldherr aus Frundsberg's Schule, auf dem Schlachtfelde zu Pavia war er zum Ritter geschlagen; in dem letzten Feldzuge nach Frankreich hatte er als Großmarschall des Kaisers eine der höchsten Stellen bekleidet, aber über aller Ehre, die der Kaiser zu bieten hatte, stand ihm der Eifer für das Evangelium.*) Schon längst war er der wirksamste Verbündete des Landgrafen von Hessen, die Fäden der wichtigsten Unterhandlungen liefen durch seine Hand. Schon am 16. Juni hatte er sechzehn Fähn-

*) Vergl. Sebastian Schärtlin von Burtenbach und seine Briefe von Herberger. Augsburg, 1852.

lein Landsknechte und viele treffliche Ritter und Hauptleute unter seine kriegsberühmten Fahnen gebracht. Auch der Herzog von Wirttemberg blieb nicht zurück; neben den Werbungen veranstaltete er ein Landesaufgebot; bald hatte er ein Heer von 10,000 Mann unter den Waffen, welche der treffliche Kriegsoberst von Heideck führte. Nichts bezeichnete die Stimmung des Volkes deutlicher, als der starke Zulauf, den die protestantischen Werber hatten, während die Werber des Kaisers, trotz hohen Soldes, in allen Werbeplätzen Schwabens zusammengenommen nicht 2000 Mann aufbringen konnten. Denn schreckliche Gerüchte von den Plänen des Papstes und des Kaisers flogen durch Deutschland, zahlreiche Flugschriften, Lieder, Pasquille gingen im Volke um; am Himmel sah man Wunder und Zeichen; in Thüringen erwachte die Sage vom Kaiser Barbarossa, der sich im Kyffhäuser erhoben habe; auf den Kanzeln ward Gott angerufen um Beistand im Kampfe für Evangelium und Freiheit.

Inzwischen hatte bereits im Anfang des Juli Schertlin als Obrister des schwäbischen Bundesvolkes den Krieg begonnen, die Musterplätze des Kaisers gesprengt, in raschem Anlauf Füssen und die wichtige Ehrenberger Klause mit dem festen Schlosse genommen und war im Begriff, das Tyrol zu erobern und bis nach Italien vorzudringen. Das Volk kam ihm bereitwillig entgegen und der Zulauf der Bergknappen stand in Aussicht; der Landesaufruf der österreichischen Regierung hatte so schlechten Erfolg, daß aus achtzehn Gerichten nur 40 Mann erschienen. Es war Schertlin's Absicht, ganz Tyrol dem Protestantismus zu erobern und dann den Kaiser in Regensburg aufzuheben, um ihn zu nöthigen, die evangelische Kirche anzuerkennen. Da kam plötzlich von seinen Herren zu Augsburg und den in Ulm versammelten Kriegsräthen der Befehl zur schleunigen Umkehr. Denn der Herzog von Baiern hatte erklärt, wenn man sein Gebiet verletze, so werde er seine Truppen sofort zum Kaiser stoßen lassen. Man wollte auch den König Ferdinand nicht aus seiner Neutralität bringen; die Bundesräthe waren „des unterthänigsten Vertrauens," der König Ferdinand werde im Frieden gegen sie verharren. Voll bittern Zornes kehrte der alte Krieger zurück, doch ließ er Besatzungen in Ehrenberg und Füssen; die geistlichen Herrschaften wurden weidlich gebrand-

schatzt, ihre Unterthanen mußten ihm huldigen. Das Heer vereinigte sich am 4. August bei Donauwörth nun mit den Hessen und Sachsen, um den Kaiser in Regensburg aufzusuchen.

Die beiden Bundeshäupter hatten nämlich inzwischen berathen, was zu thun sei? Von den norddeutschen Verbündeten und den ausländischen Fürsten im Stiche gelassen — nur der König von Frankreich hatte große Subsidien versprochen, die aber, wie gewöhnlich, nicht bezahlt wurden, er gönnte den Protestanten eine Schlappe, weil sie früher dem Kaiser geholfen hatten — lag ihnen zunächst der Schutz der eigenen Länder am Herzen. Hessen ward von den Niederlanden, wo ein zahlreiches Heer sich versammelte, Sachsen von Böhmen her, Beide wurden durch die Unzuverlässigkeit ihrer eigenen zur Untreue verführten Vasallen bedroht. Aber der Landgraf setzte den Entschluß durch, „die eigenen Landschaften vorerst in die Schanze zu schlagen" und den Oberländern zu Hülfe zu eilen. Dem Heere der Fürsten ging ein Schreiben an den Kaiser und eine Appellation an das deutsche Volk voraus, worin erklärt wurde, daß der Kaiser, trotz aller ihm geleisteten Dienste, unter Verletzung der Wahlcapitulation, mit fremden Truppen einen Krieg gegen Deutschland beginne, welcher auf Antrieb des Papstes unternommen werde, um das Evangelium und die deutsche Freiheit zu unterdrücken. *) In denselben Tagen hatte der Kaiser von Ungarn her die ersten spanischen Truppen an sich gezogen und ließ nun, mitten in den Hochzeitsfesten seiner Nichten mit den Herzögen von Baiern und von Cleve, den längst ausgefertigten Achtbrief gegen die beiden Fürsten verkündigen. Als Grund der, ohne Vorladung, Verhör und Rechtsgang, ganz willkürlich ausgesprochenen Reichsacht wurde Rebellion angegeben, es wurden alle die früheren Unternehmungen aufgeführt, wegen deren sich doch der Kaiser schon mehrfach mit den Protestanten vertragen hatte. Wir haben aber aus dem Briefe des Kaisers an seine Schwester bereits erfahren, daß er sich dieser angeblichen Rebellion bloß als eines Vorwandes und zugleich als eines Mittels bediente, um die Protestanten zu entzweien. Den wahren Grund seines Zornes, die verweigerte Anerkennung des

*) Die Actenstücke bei Hortleder vom teutschen Kriege Karl's V. wider die schmalkaldischen Bundesverwandten. Gotha, 1645.

Conciliums, — mußte der Kaiser, um seiner Rolle nicht untreu zu werden und um die Zweifelhaften zu täuschen, auch jetzt noch verhüllen. Wie hätte er damit schon jetzt hervortreten dürfen, da seine besten Verbündeten aus evangelischen Fürsten bestanden, welche schon um ihrer Unterthanen willen jeden Anschein eines Religionskrieges vermeiden mußten? Er ward nicht müde, versichern zu lassen und namentlich auch den Schweizern vorzustellen, welche ihm große Sorge machten, daß er keineswegs das Wort Gottes unterdrücken wolle. Daß aber die Verwerfung des Concils der Hauptgrund dieses Krieges sei, ward klug verschwiegen. Das ganze Vorgeben des Kaisers ward übrigens durch die Bulle des Papstes, welcher die Gläubigen eben jetzt aufforderte, dem Kaiser zum Kreuzzug gegen die Ketzer Hülfe zu leisten, für Jeden, der Ohren hatte zu hören, hinreichend widerlegt.

Die offenbare Unwahrhaftigkeit des Kaisers wurde jedoch aufgewogen durch den Makel in der Stellung seiner Gegner, die sich in der schwierigen Lage einer Partei befanden, welche die Waffen zum Kampfe gegen das eigene Oberhaupt erhebt. Die Evangelischen wollten freilich auch jetzt noch nichts weiter, als einen Religionsfrieden erzwingen; jedes weitere Ziel lag außerhalb ihres Gesichtskreises und ihrer Macht, es würde nur noch mehr Gefahren und Gegner hervorgerufen haben. Sie dachten nicht daran, den Kaiser abzusetzen; in der heftigen Antwort auf den Achtbrief wollte zwar der Kurfürst von Sachsen den Kaisertitel hinweglassen; aber dem widersetzte sich der Landgraf; man wählte eine zweideutige Anrede: „Karl, König von Hispanien, der sich den fünften römischen Kaiser nennt.“

Diese Unklarheit des ganzen Verhältnisses, das Gefühl, daß bei dem bevorstehenden Kampfe für den Gegner wenig, für sie selbst Alles auf dem Spiele stehe, lastete von Anfang an wie ein Fluch auf den Verbündeten. Dazu kam, daß der Krieg sehr übel geleitet wurde. Die Oberdeutschen hatten dringend verlangt, daß der Landgraf von Hessen den Oberbefehl übernehme, und Philipp selbst hatte von Anfang bis zu Ende keinen größern Wunsch, als daß die Leitung einem Einzigen, „sei er Fürst, Graf oder gemeiner Edelmann,“ übergeben werde. Aber zum Unglück war der Kurfürst von Sachsen persönlich mit in's Feld gezogen und wollte sich keinem Dritten unterordnen;

es blieb bei einem Doppelcommando beider Fürsten, bei Meinungsverschiedenheiten sollte ein Kriegsrath nach Stimmenmehrheit entscheiden. Da nun der Kurfürst vor jedem kühnen Wagniß, vor jeder blutigen Entscheidung zurückwich und mehr von Gottes wunderbarer Einmischung als von menschlicher Thatkraft den Sieg erwartete, worin ihm viele „Verräther" beistimmten, so blieben die größten Vortheile, die wichtigsten Augenblicke unbenützt. Und hierin ist nach der übereinstimmenden Ansicht aller Geschichtschreiber eine Hauptursache des fast unbegreiflich schlechten Erfolges zu suchen. Nach der allgemeinen Meinung würde der Krieg unter Philipp's und Schertlin's Oberbefehl eine ganz andere Wendung genommen haben.*) Das bei Donauwörth vereinigte, nach den geringsten Angaben aus 32,000 Mann bestehende, nach Anderen über 60,000 Mann starke Heer der Verbündeten war dem Kaiser weit überlegen; die Absicht des Landgrafen und Schertlin's war, den Kaiser zum Schlagen zu bringen, auf München zu marschiren und Baiern, dessen feindliche Haltung ganz offenbar geworden, zu erobern. Aber das ward vom Kurfürsten und der Mehrheit verworfen, sie fürchteten, der Kaiser könne inzwischen nach Sachsen oder nach Wirttemberg durchbrechen, oder sich mit den Niederländern verbinden. Daraus entstand ein Hin- und Herziehen — bald auf dem rechten, bald auf dem linken Donauufer, während der Kaiser durch kluge Märsche die Gegner hinzuhalten wußte und inzwischen seine spanischen, italienischen und deutschen Truppen an sich zog. Schon war er den Gegnern fast gewachsen, indeß durfte er seinen deutschen Truppen nicht trauen und wagte nicht, sie gegen den Feind zu schicken, der sich, abgesehen von der Planlosigkeit seiner obern Leitung, im Einzelnen vortrefflich hielt und fast in allen Treffen siegte.

*) Beide waren in den wichtigsten Augenblicken einverstanden. Die noch immer in neueren Geschichtsbüchern spukende, ganz unrichtige Darstellung, welche Schertlin selbst, nachdem er mit dem Landgrafen verfeindet war, in seiner später verfaßten Selbstbiographie von diesem Kriege gibt und worin er fast alle Schuld dem Landgrafen beimißt, der ihn auf Schritt und Tritt gehindert habe, ist längst durch bessere Urkunden, am schlagendsten durch Schertlin's eigene gleichzeitige Briefe an die Augsburger widerlegt. Schertlin setzte vielmehr seine einzige Hoffnung noch auf den Landgrafen, durch ihn ließ er sich immer noch beim Heere festhalten. Vergl. Heyd III, 401, 402 et passim. Rommel II, 493. III, 171, 183, 188 und Herberger a. a. O.

Deshalb wollte es Karl noch zu keiner Schlacht kommen lassen; sein Plan war, die Niederländer erst zu erwarten und seine Gegner so lange hinzuhalten, bis ihnen das Geld ausgehen und der Herzog Moritz von Sachsen sie nach Hause nöthigen würde. Alle Versuche, ihn aus seinem Lager bei Ingolstadt herauszubringen, waren vergeblich. Er hielt sich zähe, wie ein Dachs in der Höhle. Die Verbündeten aber hatten sich hier einer günstigen Stellung bemächtigt und ihr weit überlegenes Geschütz begann aus 111 Feuerschlünden eine so wirksame Kanonade, daß der Kaiser in diesem Augenblicke wahrscheinlich verloren gewesen wäre, wenn die Evangelischen, wie es der Landgraf wollte, gestürmt hätten. Aber die Mehrheit des Kriegsrathes trat der Meinung des Kurfürsten bei, welcher vom Sturme, der zu viel Blut kosten werde, abrieth. Vornämlich Verräther im Heere sollen den Ausschlag gegeben haben. So ward der schon fast gewisse Sieg aus den Händen gelassen und erst später, da man die Thorheit erkannte, schob der Eine dem Andern die Schuld zu. Der Kaiser benutzte indeß die Unentschlossenheit seiner Gegner und ließ Tag und Nacht an den Befestigungen arbeiten; alle Mühe des Landgrafen, den Kriegsrath zum Sturm zu bewegen, blieb auch an den folgenden Tagen ohne Erfolg und trotz seines und Schertlin's heftigen Widerspruchs wurde endlich am 3. September der Rückzug nach Donauwörth beschlossen.

Diese auffallende Bewegung war durch die Besorgniß, zwischen zwei Feinde zu gerathen, herbeigeführt worden. Denn am 21. August war das über 20,000 Mann starke Heer der Niederländer unter dem Grafen von Egmont bei Bingen über den Rhein gegangen, hatte die dort aufgestellten Hessen umgangen und war mit Mainzischer Hülfe, ehe sich die herbeiziehenden Truppen des Grafen von Oldenburg mit den Hessen vereinten, nach Franken durchgekommen, bei dem neutralen Nürnberg vorbei an die Donau gezogen und vereinigte sich mit dem Kaiser, welcher jetzt über 60,000 Mann stark am 19. September von Ingolstadt aufbrach und Neuburg eroberte. Indeß konnte der bündische Kriegsrath im Lager zu Donauwörth zu keinem Entschlusse kommen, mit Hin- und Herziehen wurde auch hier die Zeit verderbt, die Kaiserlichen schnitten die Zufuhr ab, brannten und plünderten das

Land aus und nahmen einen wichtigen Punkt nach dem andern, Donauwörth, Dillingen, Lauingen, weg. Längst war Schertlin, „weil er sahe, daß kein Ernst zu rechtschaffenem Kämpfen vorhanden war," des Krieges satt und suchte mit Ehren hinwegzukommen. Seine Herren in Augsburg riefen ihn zurück, um ihre Stadt zu vertheidigen. In kühnen Streifzügen that er von hier aus dem Feinde noch großen Schaden, aber aus dem Heere der Verbündeten war jetzt vollends die Energie gewichen.

Bei einer Recognoscirung auf Ulm gerieth der Kaiser mit seinen Kriegsobristen fast in die Hände der Feinde. Viele riethen, man solle ihn verfolgen, aber der Kurfürst verhinderte es und rettete dadurch den Kaiser aus einer großen Gefahr. Die Verbündeten schlugen nun ein Lager bei Giengen auf und nöthigten hierdurch den Kaiser, in seinem Lager bei Sontheim stehen zu bleiben. Trotz aller Fortschritte war er des Sieges noch keineswegs gewiß; ein Theil der päpstlichen Truppen war wieder abgezogen; die Südländer wurden durch die Witterung aufgerieben; Alle schrieen nach Sold. Das Heer der Verbündeten war dem Kaiser noch immer gewachsen, aber es fehlte eben an Eintracht, Vertrauen, Kraft, und hauptsächlich an Geld. Da begehrten die Reichsstädte, um der drückenden Kriegslast los zu werden, nach einem entscheidenden Treffen, aber sie konnten sich nicht entschließen, zu diesem Zwecke mehr Geld und Truppen zu schicken. Wegen der Beiträge brach bitterer Hader zwischen den Fürsten und Städten aus. Der Kurfürst von Sachsen, des Krieges müde und erschreckt durch die schlimmen Nachrichten aus der Heimath, wollte heimziehen; „seine Junker" begehrten nach Hause. Nur mit Mühe ward er noch zurückgehalten; denn auch die Zustände im Heere des Kaisers waren so schlimm geworden, daß man jeden Tag dessen Abzug erwartete. Der Kaiser selbst war so krank, daß sich die Nachricht seines Todes verbreitete. Aber hier wie zu Ingolstadt rettete ihn seine heldenmüthige Ruhe und Ausdauer. Es gelang ihm, in der Nacht des 31. October ein gesünderes Lager zu beziehen; am 13. November erhielt er Verstärkungen; große Geldsummen aus Spanien und Florenz setzten ihn in den Stand, seine Knechte zu bezahlen. Bei den Verbündeten riß immer größerer Mangel ein; die Landsknechte schrien

nach Geld und Geld und weigerten den Dienst; die Reiter zogen „mit Stiefeln und Sporen" öffentlich ab. Kälte und Regen, Mangel und Seuchen lichteten ihre Reihen. Der Kurfürst von Sachsen war nicht länger zu halten. Schon hatten die Reichsstädte insgeheim mit dem Kaiser zu unterhandeln begonnen. In dieser Noth trug der Landgraf dem Kaiser einen dreijährigen Waffenstillstand an, welcher natürlich verworfen wurde; der Kaiser verlangte, daß beide Fürsten sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Darauf ward die Unterhandlung abgebrochen und nachdem am 16. November ein Abschied zu Giengen bestimmt hatte, daß ein Theil des Heeres in die Städte vertheilt, der Winter zu besseren Vorbereitungen benutzt werden sollte, trat am Ende des Novembers das Heer der Verbündeten den Rückzug in die Heimath an, den der Kurfürst und der Landgraf so geschickt deckten, daß der Kaiser sie nicht zu verfolgen wagte.

Inzwischen hatte sich der Herzog Moritz von Sachsen der Lande seines Vetters und Erbverbündeten als Achtvollstrecker bemächtigt. Lange hatte er gezögert, immer auf's Neue zu vermitteln gesucht, endlich durch Drohungen und Gebote des Kaisers sich zum Angriff gleichsam nöthigen lassen, sei es nun, daß er sich vor dem eigenen Gewissen, oder vor dem schlechten Nachruf fürchtete, oder um seiner Sicherheit willen erst den Verlauf des Donaufeldzuges abwarten wollte. Als es noch mit dem Kaiser schlimm stand, schrieb Carlowitz seinem Herrn, er möge sich ja nicht übereilen. Wenn die Protestanten siegten, so konnte Moritz als Freund derselben noch immer böhmischer König werden, so schrieb ihm des Landgrafen Schwester; als ihr Feind konnte er Alles verlieren; in dem Briefwechsel mit dieser Fürstin steht Moritz auf Seiten seiner Verwandten und gibt sich das Ansehn, als wolle er, den Erbverträgen getreu, Land und Familie des Kurfürsten schützen. Vielleicht machte ihm auch die Volksstimme Sorgen, denn im eigenen Lande beteten die Prediger unerschrocken für den Kurfürsten, und das Volk sah mißtrauisch auf die Rüstungen des Herzogs hin, so oft dieser auch versicherte, dem Evangelium drohe keine Gefahr. Aber seine Räthe, von Oesterreich längst gewonnen, hatten im Adel großen Anhang und in einer stürmischen Sitzung des Landtages, nachdem ein Schreiben des Kaisers vorgelesen, welches in

vagen Zusicherungen die religiösen Scrupel beschwichtigte, ward der Beschluß durchgesetzt, daß man Kursachsen besetzen müsse, damit es dem Gesammthaus erhalten und nicht von den Böhmen erobert werde. Die Böhmen wollten es aber gar nicht erobern, denn auch in Böhmen war das Volk für den Kurfürsten. Ferdinand mußte Truppen aus Oesterreich und Ungarn kommen lassen und konnte den böhmischen Landtag nur dadurch zu Verwilligungen bringen, daß er den Schutz der heimfallenden böhmischen Lehen begehrte, damit sie von Moritz nicht erobert würden. Während auf diese Weise beide Fürsten mit ihren Ständen Komödie spielten, ward zwischen ihnen selbst am 14. October zu Prag der Vertrag geschlossen, welcher die Beute theilte, so daß Ferdinand die böhmischen Lehen, Moritz die Hauptmasse erhielt, und nachdem am 24. October der Kaiser im Lager bei Suntheim die Kurwürde der ältern Linie abgesprochen und der jüngern übertragen hatte, durch eine Urkunde, welche ebenso viel Gewaltstreiche als Worte enthielt, erst da hörten die Scrupel des Herzogs auf; doch wartete er auch jetzt noch, bis die von Ferdinand herbeigezogenen Husaren in Sachsen eingebrochen waren und mit ihren Gräueln Schrecken und Jammer verbreiteten. Nun erschien er als Retter und Schützer des Landes, aber er hütete sich, schon jetzt sich Kurfürst zu nennen und gab sich das Ansehn, als ob er nach hergestelltem Frieden das Land seinem rechtmäßigen Herrn zurückgeben wolle. Und so gelang es ihm wirklich, das überraschte, unkundige, belogene Volk zu überrumpeln, wobei wiederum Verräther aus dem Adel behülflich waren. Nur Gotha, Eisenach und Wittenberg wurden von treuen Befehlshabern vertheidigt. Aber im Volke gährte es allenthalben und als nun Johann Friedrich in Eilmärschen herbeizog, eroberte dieser mit leichter Mühe noch vor Ablauf des Jahres seine Staaten zurück.

Aber indessen ging ganz Süddeutschland und der größte Theil des Rheinlandes den Protestanten verloren. Ein jäher Schrecken bemächtigte sich der Reichsstädte, als der Kaiser nach dem Abzug der Verbündeten Giengen, Nördlingen, Rothenburg besetzte und sich nun wieder mit aller Macht gegen Schwaben wandte. Das zu Giengen verabredete Winterlager kam in der Verwirrung gar nicht zu Stande. Ohne Widerstand unterwarfen sich Heilbronn und Hall. Und doch

war für den Kaiser noch wenig gewonnen, solange Ulm und Augsburg sich nicht unterworfen hatten. Jede dieser Städte wäre für sich allein im Stande gewesen, durch entschlossenen Widerstand seine Fortschritte aufzuhalten, ihn während des Winters in die übelste Lage zu bringen, hätten sie nur die zähe Kraft und Ausdauer besessen, worin jene Hand voll Wiedertäufer in Münster ihnen als Vorbild dienen konnte und wodurch bald nachher Magdeburg sich unsterblichen Ruhm erwarb. Aber der Kaiser bediente sich gegen diese Städte derselben Politik, welche er bereits mit so vielem Erfolge im Großen angewendet hatte; indem er ihre mannigfaltige Zwietracht benutzte und mit jeder besonders unterhandeln ließ, gewann er um so sicherer eine nach der andern; wobei ihm überall die Patricier und reichen Bürger zu Hülfe kamen, die Baumgartner und Besserer in Ulm, die Fugger und Welser in Augsburg, welche bei längerem Widerstande ihr Geld zu verlieren fürchteten. Schon im Lager zu Giengen hatten die Unterhandlungen begonnen. Der Kaiser hielt auch jetzt noch an dem betrügerischen Vorgeben fest, daß der Krieg nicht der Religion, sondern einigen rebellischen Fürsten gelte und war deshalb auch in scheinbarer Mäßigung vorläufig mit der bloßen Unterwerfung, Entwaffnung, Auflösung des Bundes und den großen Geldsummen zufrieden, von denen die Hälfte genügt haben würde, ihn zu vernichten. Wegen der Religion gab er beschwichtigende, aber immer sehr unbestimmte Zusicherungen. — Darauf hin unterwarf sich, um ihr Landgebiet zu retten, die Reichsstadt Ulm und der Abfall dieses mächtigen, auch durch strategische Lage wichtigen Vororts zog in rascher Folge die Unterwerfung der noch übrigen Städte nach sich. Nur in Augsburg suchte der unermüdliche Schertlin die Bürgerschaft zur Gegenwehr zu entflammen. Lieber tausend Tode werde er sterben, als unter das Papstthum zurückkehren und trügerischen Worten trauen. Jetzt sei für Augsburgs Bürger Gelegenheit, sich einen unsterblichen Namen zu erringen und den Besitz der geistlichen Länder bis zu den Alpen, nach welchen Wirttemberg und Ulm schon seit langer Zeit vergebens gestrebt hatten, zu erwerben. Er stellte der Stadt die günstigen Aussichten eines Widerstandes vor Augen, da dem Kaiser das Geld nicht lange „zuregnen" werde und inzwischen allenthalben dessen Feinde auf-

stehen würden. Er zeigte auf die Lage, die starken Befestigungen der Stadt und verpflichtete sich, sie mit den großen Hülfsmitteln ihrer reich besetzten Zeughäuser Jahr und Tag zu vertheidigen. Aber obwohl ihm das Volk zustimmte, hielt es der Rath doch für klüger, die Bedingungen des Kaisers anzunehmen. Am 29. Januar unterwarf sich Augsburg; Schertlin ward von den reichen Freunden unter Thränen und großen (nicht gehaltenen) Versprechungen beschworen, die Stadt zu verlassen. Mit dem höchsten Zorne des Kaisers beladen, ward er bald nachher geächtet und zog in französische Dienste. Im März folgte Straßburg dem Beispiel. Nur Constanz, geschützt durch seine Lage und die Nähe der Eidgenossen, widerstand noch. Aber Schrecken, Muthlosigkeit und Verrätherei verbreiteten sich jetzt den ganzen Rheinstrom entlang; Frankfurt, besorgt um seine Messe, auf welche sich Worms bereits Rechnung machte, lief förmlich hinter den niederländischen Truppen des Kaisers her, um sie aufzunehmen. Der Pfalzgraf erlangte durch tiefe Demüthigung Verzeihung für die geringe Hülfe, welche er den Protestanten geleistet hatte. Gegen den Kurfürsten von Cöln ward das Absetzungsdecret jetzt publicirt und obwohl die Stände protestirten und das Volk murrte, von den kaiserlichen Commissarien ohne Widerstand mit Hülfe des Klerus ausgeführt, worauf Hermann von Wied freiwillig abdankte. Sein Nachfolger stellte das alte Kirchenwesen wieder her und jagte die evangelischen Prediger aus dem Lande. Der Herzog von Wirttemberg, der sich während des Krieges noch am bravsten gehalten, floh, als die Kaiserlichen unter Alba einrückten, aus dem Lande auf seine Bergfeste Hohentwiel. Die Stände wurden ihres Gehorsams entbunden, aber das Volk blieb auch diesmal dem Fürsten treu. Der Kaiser gewährte ihm endlich gegen eine lange Reihe der härtesten Bedingungen im Heilbronner oder Hohentwieler Vertrage Verzeihung und gab ihm das Land zurück. Er mußte außer ungeheuren Geldsummen alle Festungen bis auf Weiteres ausliefern und einen Fußfall vor dem Kaiser thun. Ihm und seinem am ganzen Kriege unbetheiligten Sohne das Land schon jetzt zum zweiten Male zu rauben, durfte der Kaiser, weil dies einen Kampf erfordert hätte, der Alles wieder auf's Spiel setzen konnte, noch nicht wagen. Aber bald stellte es sich her-

aus, daß man nicht gesonnen war, das Land der angestammten Dynastie zu lassen, sondern es wieder österreichisch machen wollte. Die Bedingung, daß dem König Ferdinand seine Ansprüche vorbehalten blieben, und der hierauf erhobene Proceß sollten hierzu das Mittel abgeben. *)

Und so hatte denn der Kaiser, obgleich er keine Schlacht gewonnen und sich selbst in der größten Bedrängniß befunden hatte, gleichwohl seine zwar an Zahl und Hülfsmitteln ihm weit überlegenen, aber durch Ungeschick und Zwietracht schwachen Gegner durch Klugheit und Ausdauer überwunden und einen großen Theil von Deutschland noch vor Ablauf des Winters unter seine Botmäßigkeit gebracht. Er gönnte nun seinem kranken Körper Ruhe in Schwaben und gedachte von hier im Frühling nach Frankfurt zu ziehen, erst den Landgrafen von Hessen, als den gefährlichsten, dann um so gewisser die noch übrigen Gegner niederzuwerfen. Die deshalbigen Briefe an seinen Bruder **) zeigen, daß er sich noch nicht sicher genug fühlte, um Süddeutschland zu verlassen und daß er große Furcht vor dem Landgrafen hegte. Gleichwohl nöthigten ihn die Hülferufe seines Bruders, sich zunächst nach Sachsen zu wenden.

Denn dort hatte Johann Friedrich inzwischen sich der Stifter Magdeburg und Halberstadt und vor Allem der Stadt Halle bemächtigt, war dann zum Angriff auf die Länder seiner Feinde, Moritz und Ferdinand geschritten, wo das von evangelischer Begeisterung ergriffene Volk offen für ihn Partei nahm und die Fortschritte seiner Waffen erleichterte. Fast das ganze herzogliche Sachsen fiel in seine Hände; nur in etlichen festen Plätzen und in der Hauptstadt Leipzig, welche eine harte Belagerung aushielt, widerstanden die Truppen des Herzogs. Mit der ganzen Erbitterung eines brudermörderischen Kampfes ward dieser Krieg geführt, in welchem sich Luther's düstere Ahnungen erfüllten. Der sonst so langsame Kurfürst entwickelte in diesem Kampfe die größte Thätigkeit. Aber alle Geschichtschreiber auch dieses Krieges tadeln die Unangemessenheit seiner Kriegführung, indem

*) Vergl. Heyd, fortgesetzt von Pfaff, III, 486 ff. und Lanz, Correspondenz, II, 524 ff.

**) Lanz, Correspondenz II, 254 ff., 539 ff

er, statt große und entscheidende Erfolge herbeizuführen, Zeit und Kräfte mit Unwesentlichem vergeudet habe. Mit Heldenmuth und Unternehmungsgeist hätte er sich vielleicht zum Herrn von ganz Sachsen und zum evangelischen Haupte von Böhmen machen, die Herrschaft des Hauses Habsburg an ihrer empfindlichsten Stelle stürzen können.

Denn in Böhmen war bei dem Ausbruche des Religionskrieges der alte Hussitengeist wieder erwacht. Mit scharfem Instinkte fühlte auch hier das Volk, daß mit der religiösen die bürgerliche Freiheit auf dem Spiele stehe. Bei dem Anblicke der Ungarn, die wie in einem eroberten Lande hausten, war der alte Nationalhaß gegen Oesterreich erwacht. Das ganze Königreich gerieth in Aufregung, Prag stellte sich an die Spitze eines allgemeinen Aufstandes. Die gegen Sachsen aufgebotenen Truppen weigerten sich, zu streiten, und die Prager forderten den König auf, den Frieden, welchen unruhige Menschen (nämlich Kaiser und Papst) gestört hätten, wieder herzustellen. Als nun Ferdinand im Jahre 1547, ohne den Landtag zu fragen, ein neues Aufgebot erließ, ward von den Pragern und einem großen Theile der übrigen Stände diesem Bruche der Landesverfassung der Gehorsam verweigert. Von allen Seiten strömte das Volk nach Prag zusammen, in den Klang der Sturmglocken mischte sich der Kriegsgesang der Picarden (der alten Taboriten), auch ein Theil der Ritterschaft ward von dieser Bewegung ergriffen; die Zeiten des Hussitenkrieges schienen zurückgekehrt zu sein; aber es fehlte dieses Mal der Ziska und die Bewegung blieb in den Händen der utraquistischen Mittelpartei.

Ein großer Sieg, welchen eben die Kursachsen durch einen Ueberfall bei Rochlitz über die unter dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach herbeigezogenen kaiserlichen Hülfstruppen erfochten und wobei der Markgraf selbst gefangen wurde, machte in Böhmen wie im übrigen Deutschland einen solchen Eindruck, daß der Kurfürst, wenn er, ihn rasch verfolgend, nach Prag gezogen wäre, ganz Böhmen und Schlesien für sich hätte gewinnen können. In Prag hatte sich soeben der Landtag versammelt, einen Bund geschlossen und ein Heer aufgestellt, welches sich mit dem Kurfürsten in Verbindung setzen sollte. Der König von Frankreich und die seit dem kürzlich erfolgten Tode Heinrich's VIII. in England an's Staatsruder gelangte protestantische Re-

gentschaft versprachen große Subsidien. Aber Johann Friedrich war so großen Unternehmungen nicht gewachsen. Er begnügte sich mit halben Maßregeln und zersplitterte, in voreilige Sicherheit eingewiegt, sein Heer. Während ein Theil seiner Truppen nach Böhmen zog und Joachimsthal besetzte, ein anderer nach Niedersachsen geschickt wurde, ging er selbst nach Altenburg, um auf's Neue vier kostbare Wochen mit Unterhandlungen und dann mit der Belagerung von Dresden zu verlieren. Indeß war der Kaiser auf die Nachricht von dem Unfalle bei Rochlitz mit den bei Nürnberg versammelten Truppen selbst auf den Kriegsschauplatz geeilt. Sein plötzliches Erscheinen überraschte die Gegner, die ihn schon dem Tode nahe geglaubt hatten; ohne Widerstand zu wagen, ließen sie ihn bis Eger ziehen, wo er sich mit den Truppen Ferdinand's und seinen deutschen Verbündeten vereinigte und nun mit gesammelter Macht dem Kurfürsten entgegenzog. Von Unterhandlungen wollte er Nichts mehr wissen; er forderte unbedingte Unterwerfung. Johann Friedrich hatte die Absicht, sich in die festen Plätze Wittenberg und Gotha, nöthigenfalls nach Magdeburg zurückzuziehen. Aber die Rücksicht auf Böhmen hielt ihn bei Meißen an der Elbe fest. Er wollte seine in Böhmen stehenden Truppen an sich ziehen und hoffte, das böhmische Heer werde zu ihm stoßen. Allein die Böhmen hielten ihn erst mit Zusicherungen hin und ließen ihn dann im Stiche, indeß der Kaiser rasch in Sachsen eindrang, binnen zehn Tagen das Voigtland, das Osterland und Altenburg ohne Widerstand einnahm, den Kurfürsten von Thüringen abschnitt und ihm selbst zu Leibe ging. Mit den 6000 Mann, die er bei sich hatte, konnte der Kurfürst gegen das fünffach stärkere Heer des Kaisers keinen Widerstand wagen; er zog sich daher auf dem rechten Elbufer zurück, um Wittenberg zu erreichen. Allein die Gegner waren wiederum schneller und geschickter. Es gelang ihnen am Morgen des 24. April bei Mühlberg der Uebergang über die Elbe. Ein Müller, welchem die Kurfürstlichen seine Pferde genommen hatten, zeigte der Reiterei des Kaisers eine Furth, während spanische Fußsoldaten über den Strom schwammen und den überraschten Sachsen die Schiffbrücke entrissen, worauf der Uebergang auf das viel höher gelegene rechte Elbufer unter dem vergeblichen Feuer des sächsischen Geschützes be-

werkstelligt wurde. Der Kurfürst verweilte indeß in der Kirche und vernachlässigte die ersten Meldungen, um die Predigt nicht zu stören. Diese unzeitige Frömmigkeit stürzte ihn und sein Haus in das Verderben. Der Rückzug wurde dadurch so verzögert, daß ihn die feindlichen Husaren auf der Lochauer Haide einholten, worauf er nach tapferer Gegenwehr gefangen und blutend vor den Kaiser gebracht wurde. Mit christlicher Fassung ertrug Johann Friedrich sein hartes Loos. Er war durch keine Drohungen zu bewegen, seiner festen Hauptstadt die Uebergabe zu befehlen. Vielleicht nur um ihn zu schrecken, sprach der Kaiser ein Todesurtheil über ihn aus; der Kurfürst hörte es ruhig an und setzte dann mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst von Braunschweig, die begonnene Schachpartie gleichmüthig fort. Der Kaiser wagte nicht, das Urtheil zu vollziehen; seine eigenen Verbündeten, Moritz von Sachsen, Joachim von Brandenburg und der Herzog von Cleve widersprachen. Diese beiden letztern traten jetzt als Vermittler auf und brachten die Familie des Kurfürsten und diesen selbst am 18. Mai zur Annahme der Wittenberger Capitulation, durch welche Wittenberg und Gotha überliefert, Land und Kurwürde an Moritz von Sachsen abgetreten wurde, dieser dagegen sich verpflichtete, der Familie Johann Friedrich's eine Anzahl von Städten, Flecken und Aemtern einzuräumen, welche die jetzigen sächsischen Herzogthümer bilden. Die böhmischen Lehen erhielt Ferdinand. Die Todesstrafe ward in Gefangenschaft verwandelt, welche so lange dauern sollte, als es dem Kaiser gefalle.

Die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, um derentwillen ursprünglich Moritz an seinen Glaubensgenossen zum Verräther geworden, wurden dem Kurfürsten von Brandenburg für einen seiner Söhne als Preis der Treue zugetheilt.

Durch die Schlacht bei Mühlberg und die Capitulation von Wittenberg war das Schicksal des Krieges auch im übrigen Norddeutschland und in Böhmen entschieden. Trotz des großen Sieges, welchen das Bundesheer der niedersächsischen Städte unter den tapfern Anführern Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld am 23. Mai bei Drakenborg über Erich von Braunschweig erfochten, ging auf die Nachricht, daß Sachsen sich unterworfen hatte, und da

die Kriegscasse durch einen feindlichen Handstreich verloren gegangen, das niedersächsische Bundesheer auseinander und nachdem schon früher die meisten Fürsten und Städte Norddeutschlands sich dem Kaiser unterworfen hatten, folgten nun auch die Uebrigen diesem Beispiel, zumal seitdem auch das andere Haupt des schmalkaldischen Bundes, der einst so mächtige Landgraf von Hessen gefangen in den Händen des Kaisers war. Die Gefangennahme dieses Fürsten erfolgte zu Halle, nicht im ehrlichen Kampfe, auch nicht durch Vertrag und Unterwerfung, sondern durch eine Täuschung, wahrscheinlich sogar durch einen niederträchtigen Betrug. Schon während des Winters hatte der Kaiser mit Philipp durch dessen Schwiegersohn Moritz unterhandeln lassen; auch Philipp hatte die Lust am Kriege verloren; von den eigenen und fremden Vasallen beunruhigt, von Geldmitteln entblößt, gab er schon seit dem Rückzuge von Giengen den Gedanken an fernern Widerstand auf und war bereit, sich auf ähnliche Bedingungen, wie der Herzog von Wirttemberg zu unterwerfen. Allein der Kaiser wollte die Bundeshäupter ganz in seine Gewalt bekommen, er forderte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, welche von Philipp natürlich verweigert wurde. Es hätte nun eines Feldzuges gegen Hessen bedurft, das von einem tapfern und zähen Volk vertheidigt, und durch seine gebirgige Lage und fünf starke Festungen geschützt, für den Kaiser leicht ein Grab seiner schnell errungenen Triumphe werden konnte. An einer raschen Beendigung des Krieges war ihm aber vor Allem gelegen, und in diesem Wunsche traf er mit den Kurfürsten Moritz und Joachim zusammen, welche ihre noch frischen Erwerbungen nicht auf's Neue gefährden, und mit ihrem nahen Freunde und Verwandten Philipp den Krieg vermeiden wollten. Diese Fürsten übernahmen jetzt die Vermittlung und ließen sich dabei auf eine schmähliche Weise überlisten. Der Kaiser beharrte nämlich zwar dem Landgrafen gegenüber auf unbedingter Unterwerfung; allein den Vermittlern versprach er, daß Gnade für Recht ergehen, und den Landgrafen keine Leibes- und Freiheitsstrafe treffen solle. In wie weit diese Täuschung mit einem mehr oder weniger groben Betruge verbunden gewesen ist, läßt sich nicht mehr mit voller Unumstößlichkeit beweisen. Nach der einen, mit den öffentlichen Darstellungen der Kurfürsten übereinstimmenden An-

nahme glaubten diese Letzteren aus den mündlichen Versicherungen des Kaisers und aus der dem Landgrafen vorgelegten Capitulation, welche die persönliche Freiheit als selbstverständlich vorauszusetzen schien — er verpflichtete sich darin zu ähnlichen Bedingungen, wie der Herzog von Wirttemberg — die Gewähr ihrer Forderung und ein Nachlassen von der, in einer geheimen Declaration ihnen gegebenen Versicherung, daß dem Landgrafen seine Ergebung nicht zu ewigem Gefängniß gereichen solle, d. h. einen Erlaß jeglicher Gefängnißstrafe entnehmen zu dürfen; zu dieser Annahme wurden sie noch weiter durch einen besonderen, dem Landgrafen ausgestellten Sühnebrief berechtigt, welcher demselben, sobald er sich unterworfen und Abbitte geleistet haben werde, die Verzeihung des Kaisers, sowie den Besitz seines Landes und einer Festung zu seiner Sicherheit zusicherte. Nach der späteren Erzählung, welche bald allgemeinen Glauben erlangt hat und durch neue urkundliche Forschung zur höchsten Wahrscheinlichkeit gebracht ist, wurden die Kurfürsten durch eine förmliche Fälschung betrogen, indem ihnen jene, in deutscher Sprache verfaßte, vor dem Landgrafen und vor aller Welt jedoch geheim zu haltende kaiserliche Declaration gegeben wurde, in welcher, nach ihrer Meinung, gesagt war, „daß dem Landgrafen seine Ergebung weder zu Leibesstrafe, noch zu eeniger (einiger) Gefängniß dienen solle," in der That aber statt eeniger, ewiger geschrieben stand. Diese Urkunde wurde von ihnen bei einem Gelage in der Betrunkenheit unterzeichnet und es mag deshalb gar keine nachfolgende Veränderung der ohnedies sehr ähnlichen Buchstaben nöthig gewesen sein.

Zu den stärksten Beweisen für diese Annahme gehört die Zuversicht, womit sich die beiden Vermittler für die Sicherheit des Landgrafen persönlich verbürgten. Sie verpflichteten sich urkundlich, daß, falls dem Landgrafen etwas zu Leide geschehe, sie sich auf Erfordern seiner Kinder sofort in Hessen einstellen und Alles das erleiden wollten, was ihm widerfahren würde. Gestützt auf diese Garantien und auf den Sühnebrief des Kaisers, erschien der Landgraf zu Halle, um die Capitulation zu vollziehen. Am 19. Juni Nachmittags hatte der Kaiser die Befriedigung, in Gegenwart einer glänzenden Versammlung den Mann, welcher so viele Jahre lang mächtiger als er im deut-

schen Reiche gewesen war, zu seinen Füßen liegen zu sehen. Da er sich an diesem Anblick weidete, vergaß er, nach der vom hessischen Kanzler verlesenen Abbitte und Danksagung das Zeichen zum Aufstehen zu geben, worauf der Landgraf sich von selbst erhob. Es heißt, daß der Kaiser, durch das Lächeln des Knieenden gereizt, gerufen habe, „Wart', ich will Dich lachen lehren!“ Man hielt die Sache hiermit für abgethan; da wurde der Landgraf bei dem Gastmahle, zu welchem ihn der Herzog von Alba nebst den beiden Vermittlern eingeladen hatte, verhaftet, trotz aller Protestation der verblüfften Kurfürsten, denen man jetzt die von ihnen unterzeichnete Declaration vorhielt. Als sie den Betrug oder die Selbsttäuschung merkten, war es zu spät; zwar kam es zu heftigen Scenen mit dem Minister Granvella; die empörten Fürsten sagten ihm, sie seien keine Federfuchser, man habe sie mit einer Schrift betrogen; aber ihre Bitten und Drohungen bei dem Minister waren vergeblich. Als ehrliche Leute hätten sie den ihnen gespielten Betrug offen aufdecken, dem Kaiser in's Angesicht werfen sollen. Aber Scham und Feigheit und politische Rücksichten verschlossen ihnen den Mund. Noch harrte ja Moritz der Belehnung mit Kursachsen, Joachim der Verleihung von Magdeburg und Halberstadt an seinen Sohn. Sie wagten wegen des Landgrafen nur zu b i t t e n, der Kaiser möge i h r e E h r e bedenken und ihn wieder frei lassen. Mit den unbestimmten Zusagen des Kaisers suchten sie dann sich und den Gefangenen zu trösten.*)

Der Kaiser hielt jetzt die Bundeshäupter, die seinen Planen bisher am meisten im Wege gestanden, gefangen in seiner Hand, sie sollten ihm für die ganze Nation als Mittel zur leichtern Durchführung seiner Pläne, als Pfänder des Gehorsams dienen. Und allerdings schien diese Rechnung anfänglich einzutreffen. Die Gefangenschaft des Land-

---

*) Vergl. die Briefe Granvella's an Maria: Lanz, II, 585, 587, 599. Wegen des ganzen Vorganges die gründliche Untersuchung von Rommel in den Monatsblättern zur Allgem. Zeitung. Aprilheft 1846. — Uebrigens scheint nicht Granvella, sondern der Graf von Egmont dem Kaiser zu jener List gerathen zu haben: Papiers d'Etat de Granvella, III, 242. Der Beweis ex silentio, daß nämlich in den zeitgenössischen Urkunden sich keine Belege für die eigentliche Fälschung finden, ist nicht stichhaltig. Nur wenige Personen konnten darum wissen und diese Wenigen hatten alle Ursache zu schweigen. —

grafen, den man als Hort der Protestanten zu betrachten gewohnt war, vollendete die allgemeine Entmuthigung. Die böhmischen Gesandten, welche, nachdem schon auf die Kunde der Schlacht bei Mühlberg das böhmische Heer sich vor Ferdinand's und Moritzens Truppen größtentheils aufgelöst hatte, den Kaiser besänftigen sollten, waren Zeugen des Fußfalls zu Halle, und es hätte dieses Eindrucks kaum bedurft, um ganz Böhmen, zuerst den Adel, wieder zur Unterwerfung zu bringen. Prag, welches am längsten widerstand, wurde mit dem Verluste seiner Besitzungen bestraft; der sogenannte blutige Landtag, vor welchem am 24. August zwei Ritter und zwei Rathsherren enthauptet wurden, besiegelte den Sieg des Königs durch neue Hochverrathsgesetze und die von Ferdinand, doch nicht ohne Widerspruch selbst dieses Landtages, proclamirte Erblichkeit der böhmischen Krone, welche seinem Sohne Maximilian übertragen wurde. Die Magistrate wurden erneuert, alle Städte erhielten königliche Beamten. Die Kirchen wurden in den frühern, theils katholischen, theils utraquistischen Stand zurückgeführt, die eifrigen Protestanten und Picarditen suchten eine Zuflucht in Polen. Die Schlesier kamen, als minder schuldig, mit Geldbußen davon. In Nürnberg sah der Kaiser die Hamburgischen Gesandten zu seinen Füßen liegen und gab ihrer Stadt die kaiserliche Gnade gegen schwere Geldbuße zurück. Damit es aber in diesen Tagen der Feigheit und Bestürzung dem deutschen Volke nicht ganz an Beispielen des Muthes und der Glaubenstreue fehle, schlugen mehrere Städte, Braunschweig und Bremen im Norden, Constanz im Süden, alle Angriffe zurück und verweigerten die Unterwerfung; vor Allen Magdeburg erwarb sich hohen Ruhm. Der Rath dieser Stadt erklärte, es stehe nicht in seiner Macht, ohne Wissen und Willen der Bürgerschaft die Stadt zu übergeben, der aber dürfe er solchen Vorschlag gar nicht machen.*)

Nach diesen Erfolgen eröffnete der Kaiser, umringt von seinen siegreichen Truppen, am 1. September den „geharnischten" Reichstag zu Augsburg. Er ließ es eines seiner ersten Geschäfte sein, die Reichsacht gegen die Stadt zu schleudern, welche fast allein es noch

*) Vergl. Bensen: das Verhängniß Magdeburgs. Schaffhausen, Hurter. 1858. p. 52.

wagte, die Ehre des Protestantismus und des deutschen Namens aufrecht zu erhalten. Dieses erhebende Schauspiel muß uns trösten für die unbeschreibliche Erbärmlichkeit, die sich auf jenem Reichstage unter den Ständen des Reiches breit machte. Wie hatte sich die Scene hier seit sechzehn Jahren verändert! Die glaubensfreudigen, von erhabener Begeisterung ergriffenen Fürsten, welche ihm damals, obwohl klein an Zahl, doch stark und muthig durch ihre Gesinnung, mit offenem Bekenntniß entgegengetreten, sie waren todt und gefangen, jetzt drängten sich andere evangelische Fürsten, viel zahlreicher als damals, aber ein leichtsinniges, gottvergessenes Geschlecht, im Gefolge des Siegers, um unter üppigen Lustbarkeiten den Judaslohn zu ernten. Indeß wirthschafteten, trotz der auf kaiserlichen Befehl für sie aufgerichteten Galgen, die spanischen Soldaten wie in einem eroberten Lande und brachten durch ihre scheußliche Unzucht das Volk so gegen sich auf, daß die Bauern jeden Spanier todtschlugen, der sich allzuweit von der Heerstraße entfernte. Unter den Augen des Kaisers lieferten seine deutschen Landsknechte den Spaniern förmliche Schlachten. *)

Daß der Kaiser seine Siege über den schmalkaldischen Bund nicht sofort auf dem Reichstage zu Augsburg durch eine tiefgreifende monarchische Umgestaltung des Reichs, welches ihm hier zu Füßen gelegen, namentlich nicht durch Unterdrückung des Fürstenthums besiegelt habe, wird ihm von seinen Lobrednern als hohe Mäßigung angerechnet. **) Es hatte dies aber einen viel näher liegenden Grund, nämlich weil es nicht ging. Karl V. hätte in der That verrückt sein müssen, um in einem Augenblicke, wo er mit dem Nationalgeiste im Kriege lag und nur durch ein Gewebe von List und Verrätherei mit Hülfe von Fürsten gesiegt hatte, welche belohnt sein wollten, gegen das Fürstenthum eine Revolution — etwa durch Einziehung der unterworfenen fürstlichen Länder — zu unternehmen. Dazu war der Kaiser viel zu klug, er machte es vielmehr genau so, wie es seine Vorfahren gemacht hatten, auf den alten bewährten Wegen habsburgischer

*) Vergl. die für die Culturgeschichte jener Zeit sehr interessanten Berichte in Sastrowes Leben, herausgegeben von Mohnike.

**) So K. A. Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen. Neue Ausgabe, II, pag. 104 ff.

Schlauheit, durch Schonung der Reichsaristokratie, durch Schwächung und Abschreckung der Gegner und Begünstigung der Anhänger, durch Jahrgelder und Ehrenämter, an Fürsten und Minister zweckmäßig vertheilt, überhaupt durch alle die Mittel, deren sich große Potentaten, Päpste, Kaiser und Könige fast immer mit so glänzendem Erfolge gegen Deutschland bedient haben, suchte auch Karl jetzt seine Macht im Reiche wieder zu verstärken. Es war eine natürliche Folge, daß die Fürstenbank, welche in ihrer, aus Prälaten bestehenden Mehrheit den Protestanten immer entgegengestanden, auf dem Reichstage die Früchte des Sieges mit dem Kaiser theilte. Das demokratische Element im Reiche, welches am Protestantismus und am schmalkaldischen Bunde wieder eine Stütze gefunden hatte, mußte die Kosten der Niederlage vorzüglich tragen. Daher nennt Ranke den schmalkaldischen Krieg den letzten und unglücklichsten aller Städtekriege. Der Antheil, welcher den Reichsstädten seit mehr als einem halben Jahrhundert an den Reichstagsverhandlungen eingeräumt worden, wurde ihnen wieder entzogen, sie wurden bei den wichtigsten Fragen, ja selbst bei den Geldverwilligungen, die man ihnen fast zur Hälfte auflud, gar nicht mehr gefragt, und ihre Beschwerden keiner Antwort gewürdigt. Der Haß gegen den protestantischen Geist der Städte äußerte sich in strengen Preßedicten und Censurverordnungen, sowie endlich im Umsturz der, zum Theil schon seit mehr als hundert Jahren bestehenden städtischen Verfassungen in mehreren Reichsstädten, wo die Gemeinden durch ihre Zünfte im Rath die Mehrheit hatten. Auf die willkürlichste Weise, bloß wegen ihres „schlechten Geistes," wurde zu Augsburg, zu Ulm und anderwärts plötzlich der Rath aufgelöst und ein neuer aus jenen dem Kaiser ergebenen Geschlechtern gebildet, die ihre Gemeinden soeben schmählich verrathen hatten und durch deren Herrschaft über diese Gemeinden der Sieger die Durchführung seiner weiteren Pläne sicher stellen wollte. Diese scharfen Maßregeln steigerten sich in Folge des fortdauernden Widerstrebens, das sich namentlich gegen die kirchlichen Pläne des Kaisers in den Städten zeigte. Er hatte das Schicksal aller Herrscher, welche mit dem Geiste einer Nation im Kampfe liegen, er gerieth immer mehr in das Verhältniß eines tyrannischen Unterdrückers.

Mit Hülfe der Fürstenbank erreichte Karl dafür nun auch solche Erfolge, wie sie seit langer Zeit kein Kaiser gehabt hatte. Man überließ ihm für das Mal die Besetzung des Reichsgerichts, das in den Händen des Siegers eine doppelt furchtbare Waffe gegen seine Gegner ward. Man verbot auf's schärfste alle Reisläuferei für andere Fürsten als den Kaiser und machte durch diese in die Sitten und Gewohnheiten der Zeit tief einschneidende Maßregel den Kaiser zum alleinigen Kriegsherrn. Es war ihm hieran, mit Rücksicht auf den König von Frankreich, welcher den Schertlin und andere Hauptleute der Protestanten in seine Dienste genommen, so viel gelegen, daß er das Verbot sofort mit rücksichtsloser Schärfe durchführte und den gefeierten Sebastian Vogelsberger, welcher Truppen für Frankreich zum Kriege gegen England geworben, erst durch List gefangen nehmen und dann zu abschreckendem Beispiel öffentlich hinrichten ließ. Eine noch wichtigere Maßregel war die zwar unter Maximilian schon beschlossene, aber nicht zur Ausführung gekommene Aufnahme seiner sämmtlichen burgundischen Erblande, einschließlich der französischen Lehen Flandern und Artois und der Länder Geldern, Utrecht und Lüttich als zehnten Kreises in die Reichsverfassung. Es wäre ein großer Irrthum, hierin ein Geschenk für das Reich zu erblicken. Im Gegentheil blieb dieser ganze Kreis, welcher in That und Wahrheit nicht mehr dem deutschen Kaiser, sondern dem König von Spanien gehörte, der Einwirkung der Reichsordnungen und der Jurisdiction des Reichskammergerichts entzogen. Die Niederländer selbst wollten durchaus nichts von einer Reichspflicht wissen, aus dem sehr triftigen Grunde, weil ihnen Karl unter diesem Vorwande ihre ständische Verfassung schmälern wollte, zu welchem Zwecke er sich 1540 vom Papste von seinem Eide hatte entbinden lassen. Die Aufnahme dieses Kreises sollte aber vor Allem ein Mittel sein, der burgundischen Herrschaft über bestrittene und dem Reiche geraubte Länder die Sanction und den Schutz des Reiches zu verleihen, es zur Vertheidigung derselben zu verpflichten und somit ohne die geringste Gegenleistung die nie endenden französisch-burgundischen Händel künftig mit deutschen Kräften ausfechten zu lassen. Da zugleich wegen des Herzogthums Wirttemberg der Proceß Ferdinand's gegen Ulrich erhoben und vom Kaiser ein Specialgericht

ernannt wurde, welches bald auf dem besten Wege war, auch dieses Land seiner angestammten Dynastie und dem Reichsverbande wieder zu entreißen, so trat der alte Plan Friedrich's und Maximilian's, Schwaben österreichisch zu machen, deutlich genug hervor. Mit allen diesen Plänen hing der seit dem Beginne des Krieges mit großer Zähigkeit verfolgte Gedanke zusammen, den schwäbischen Bund, der einst ein treffliches Werkzeug in der Hand Oesterreichs gewesen war, wieder herzustellen. Allein hierbei zeigte sich sogleich so geringe Geneigtheit selbst der gehorsamsten Stände, daß der Plan zwar keineswegs aufgegeben, aber doch vertagt wurde. Dagegen tauchte bald nachher eine Idee auf, an welche der Kaiser dann alle seine Kraft und Liebe setzte, er wollte seinem Sohne Philipp von Spanien die Nachfolge im Kaiserthum verschaffen.

Bei seiner Erbtheilung hatte der Kaiser die viel reicheren spanischen und burgundischen Erblande für sich behalten und seinen Bruder mit den österreichischen Erblanden und der römischen Königskrone abgefunden, hierdurch aber die Nachfolge am Reiche der deutschen Linie seines Hauses, wie sich ja ohnedies von selbst verstand, überlassen. Noch im Jahre 1548 wagte er nicht, ihr dieses wohlerworbene Recht entziehen zu wollen. Er wollte dem Maximilian die Nachfolge in der römischen Königswürde lassen, nur unter der Bedingung — die aber von Maximilian verworfen wurde — daß Philipp, des Kaisers Sohn, unter dem Titel eines Reichsvicars Italien erhalte. Aber Philipp's unersättlicher Ehrgeiz strebte höher; er wollte durchaus Kaiser werden. Der Rath dieses Knaben hatte den Ausschlag zum schmalkaldischen Kriege gegeben; er trieb den verblendeten Vater jetzt in sein fatalstes Unternehmen. Karl versuchte nun ernstlich erst dem Bruder, dann wenigstens dem Neffen die Kaiserkrone zu entreißen. Er ließ ihnen durch den Minister Granvella Entschädigung mit deutschen Ländern, unter Anderen mit Wirttemberg anbieten. Aber Bruder und Neffe erhoben sofort einen so entschiedenen Widerspruch und insbesondere Maximilian berief sich so nachdrücklich auf die deutschen Fürsten, welche bei dieser Frage sämmtlich betheiligt seien, daß der Kaiser seinen Plan etwas verändern mußte. Das Kaiserthum sollte jetzt in den beiden Linien alterniren, so daß der rö-

mische Kaiser stets der einen, dessen Nachfolger, der römische König, der andern angehöre, damit auf diese Weise die Eintracht und das Zusammenwirken der beiden Linien, von denen keine allein im Stande sei, die Pflichten des Kaiserthums zu erfüllen, für immer gesichert werde. So erläuterte es nun die Denkschrift des spanischen Ministers.*) Auch auf diese Weise wäre Maximilian durch den jüngern Vetter von der Krone factisch ausgeschlossen, der Ehrgeiz Philipp's auf einem Umwege der Erfüllung näher gebracht worden.

Bei diesem wirklichen Verlaufe der Dinge**) fällt freilich der philosophische Pragmatismus derjenigen Historiker in sich zusammen, welche den Successionsplan des Kaisers aus tiefer Politik hervorgehen lassen.***) Um nämlich seine kirchlichen Pläne durchzuführen, habe er wohl eingesehen, daß es einer ausdauernden und consequenten Leitung bedürfe, und da er sich selbst kein langes Leben zugetraut, und seinen Bruder Ferdinand von protestantischen Einflüssen vielfach abhängig, seinen Neffen Maximilian sogar protestantischer Gesinnungen verdächtig gehalten, so habe er die Kaiserkrone nicht in diese Hände, sondern in die seines Sohnes Philipp legen wollen, der, als Spanier geboren und erzogen, ein Muster katholischer Gesinnung und von Rathgebern umgeben war, welche mit den Absichten des Kaisers und allen Künsten seiner Politik vertraut waren.

Und allerdings erfüllten die kirchlichen Angelegenheiten das Gemüth des Kaisers jetzt in einem Grade, daß alles Andere sich ihnen unterzuordnen schien. Im Sinne der katholischen Welt war Karl schon immer sehr fromm gewesen; mit großer Andacht verrichtete er die Werke der Kirche; sein Beichtvater war immer eine sehr wichtige Person; in der Einsamkeit seines Cabinets lag Karl täglich stundenlang auf den Knieen, man sagte, dieser trübsinnige, schweigsame Kaiser verkehre mehr mit Gott, als mit den Menschen. Diese von seiner Mutter ererbte Melancholie nahm mit den Jahren unter dem Einflusse häufigen Siechthums und schwerer Schicksale zu; die Angst um sein Seelenheil beherrschte ihn jetzt so sehr, daß alle anderen Pläne und Sorgen dar-

*) Lanz, Staatspapiere Karl's V., pag. 450—464.

**) Vergl. Juste, les pays-bas sous Charles Quint, p. 90 ff.

***) So noch Lanz in der Vorrede zu den Staatspapieren.

über fast zurücktraten. Die Herstellung des Katholicismus wurde jetzt das Endziel aller seiner Gedanken und beschäftigte ihn nur um so angelegentlicher, je weiter es, da es schon erreicht schien, wieder zurückwich.

Den ersten Widerstand fand er nach der Ueberwältigung der Protestanten bei derselben Kirche, die er wiederherstellen wollte. Der Papst Paul III. war durch die schnellen Siege des Kaisers am meisten überrascht worden; er hatte seine Truppen schon bald zurückgerufen, bald nachher sogar den König von Frankreich ermahnt, den Kurfürsten von Sachsen zu unterstützen und zugleich durch einen Legaten in Trident bewirkt, daß das großentheils von ihm abhängige (in der Mehrheit aus italienischen Prälaten bestehende) Concilium Beschlüsse faßte, welche in ihrem reformationsfeindlichen Charakter die Verheißungen des Kaisers von vornherein Lügen straften und die Protestanten noch mehr zurückschreckten. Als nun gar das Concil durch Majoritätsbeschluß seinen Sitz nach Bologna verlegte, entstand ein Schisma, indem die vom Kaiser abhängigen spanischen Prälaten in Trident zurückblieben, die zu Bologna tagende Versammlung aber vom kaiserlichen Gesandten für null und nichtig erklärt wurde. So war das Concil, um dessentwillen der ganze Krieg unternommen worden, gesprengt und an die Stelle des kurzen Bündnisses zwischen Kaiser und Papst offene Entzweiung getreten. Der Papst beklagte sich, daß der Kaiser, statt den verabredeten Glaubenskrieg zu führen und die ketzerischen Fürsten hinrichten zu lassen, den Unterworfenen vielmehr in glimpflichen Verträgen Religionsfreiheit gewährt habe; nur um politische Herrschaft, nicht um den Glauben sei es ihm zu thun, und umgekehrt warf der Kaiser dem Papste die muthwillige Vereitlung eben des Conciliums vor, welches doch zur Zurückführung der Ketzer bestimmt sei, ihm sei an Aufrechthaltung seiner Mißbräuche mehr gelegen, als an Heilung der zerstörten Kirche. Diese kirchlichen Gründe, mit denen beide Theile ihren Zwiespalt vor der Welt beschönigten, waren freilich nicht die einzigen Ursachen des Hasses, in der That handelte es sich dabei auch dies Mal um italienische Besitzungen, welche das Haus Farnese dem Kaiser streitig machte, sowie überhaupt um die Herrschaft über Italien. Während der Kaiser soeben Deutschland eroberte, suchte der Papst durch einen Bund mit

den Franzosen und den Schweizern und allen Feinden des Kaisers in Italien ihm diese Halbinsel wieder zu entreißen; das Haupt dieser Partei war der Herzog Pier Luigi, der Sohn Paul's III., dessen bald nachher erfolgte Ermordung der Anstiftung des kaiserlichen Statthalters zugeschrieben wurde. Der Haß zwischen beiden Parteien war nur um so bitterer, weil er nicht in offenen Krieg ausbrach, sondern zum Meuchelmorde griff. Um die Curie gefügiger zu machen und doch auch seine Zwecke gegen die Protestanten zu erreichen, versuchte der Kaiser nun auf dem Reichstage zu Augsburg ein Auskunftsmittel, welches, den Wittembergern gegenüber, schon auf den früheren Reichstagen, freilich in ganz anderem Sinne, versucht worden war; er schlug vor, bis zum Concilium provisorische Bestimmungen über Glauben und Kirchenwesen zu treffen.

Durch zwei katholische und einen evangelischen Theologen, nämlich den Hofprediger des Kurfürsten Joachim, Johann Agricola, der sich bei dieser Gelegenheit eben so charakterlos als sein Herr benahm, und früher noch lutherischer als Luther, jetzt fast die ganze evangelische Kirchenlehre dem Kaiser zu Füßen legte, kam nun endlich ohne große Schwierigkeit ein Entwurf zu Stande, der den Protestanten einstweilen bis zur Entscheidung eines Conciliums, aus besonderer Nachsicht mit ihren Verhältnissen, den Gebrauch des Kelches und die Priesterehe (doch auch diese nur unter großen Einschränkungen) noch gestattete, in der Rechtfertigungslehre ein halbes Zugeständniß machte, im Uebrigen aber den ganzen Papismus mit allen seinen Gebräuchen, Dogmen, Sacramenten und die ganze katholische Hierarchie, die Macht der Bischöfe, die Klöster und Stifter u. s. w. wiederherstellte. Dieses katholische Machwerk, welches unter dem Namen des Augsburger Interim so berüchtigt ist, wurde dem Reichstage vorgelegt und von der katholischen Mehrheit nicht etwa, wie man anfangs gehofft und der Kaiser vorgeschlagen hatte, zur Herstellung einer kirchlichen Einheit für das ganze Reich, sondern nur für die Protestanten angenommen. Wohl erhob sich dagegen sofort mit großem Ungestüm die öffentliche Meinung und machte sich, trotz aller Censuredicte, in zahlreichen Flugschriften, Bildern und Pasquillen, Luft. Spottlieder, wie: „das Interim, das Interim, das hat den Teufel hinter ihm," sang das

Volk auf allen Gassen. Allein hierauf ward natürlich ebenso wenig Rücksicht genommen, als auf die Einwendungen einiger Fürsten, welche an die ihnen gemachten Versprechungen erinnerten. Der Kaiser hatte ihnen aber bloß versprochen, die Religion nicht eigenmächtig zu unterdrücken, jetzt handelte es sich ja um ein Reichsgesetz und es ward ihnen für den Fall des Ungehorsams mit Gewalt gedroht. Und so wurde das Interim, wie einst das Wormser und das Augsburger Edict, als Reichsgesetz verkündet.

Die Einführung dieses Interims bildete nun einige Jahre lang den Hauptinhalt der deutschen Geschichte. Allein etwas Anderes war es, eine Religion zu decretiren, und etwas Anderes, sie wirklich einzuführen. Dazu hätte der Kaiser über ganz andere Machtmittel verfügen müssen, als ihm wirklich zu Gebote standen. Hätte er selbst hunderttausend Werkzeuge besessen, so würde es immer noch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein, die Einrichtungen und Vorstellungen, in denen ein ganzes Geschlecht aufgewachsen war und an denen es mit so großer Inbrunst hing, wieder mit andern, tief verhaßten, zu vertauschen. Es verhielt sich aber mit dem Interimsgesetz, wie einst mit dem Wormser Edicte, es wurde nämlich nicht bloß vom Volke mit Haß und Verachtung, sondern auch von den Obrigkeiten mit Widerwillen aufgenommen und seine Befolgung blieb daher allenthalben eine höchst mangelhafte. Selbst die verderbtesten, frivolsten, charakterlosesten unter den evangelischen Fürsten wagten es doch nicht, dem religiösen Glauben ihres Volkes plump in's Gesicht zu schlagen. Es zeigte sich auch hier, daß der Protestantismus zu einer Macht herangewachsen war, an welcher alle Politik zerschellte. Dies wurde nirgends deutlicher, als in Sachsen. Dieses Land war ja die Wiege des Protestantismus, hier war der Widerstand des Volkes am tiefsten begründet. Luther's mahnender Geist ließ sich so eben in einer neuen Ausgabe seiner: „Warnung an meine lieben Deutschen" vernehmen, welche Melanchthon zum höchsten Zorne des Kaisers mit einer Vorrede neu herausgegeben hatte. Aller Blicke richteten sich auf Melanchthon, welcher freilich auch bei dieser Gelegenheit beklagenswerthe Proben von Furchtsamkeit ablegte, abrieth, dann zurieth, dann wieder abrieth, je nachdem die Furcht vor dem Kaiser oder die Furcht vor dem eigenen Abfall

überwog. Der Kaiser hielt ihn schließlich doch für den Hauptaufwiegler und verlangte seine Entfernung; nur durch neue Unterhandlungen, welche endlich die Annahme eines veränderten, der evangelischen Lehre durch allerlei Erläuterungen mehr angepaßten sogenannten Leipziger Interims zur Folge hatte, ward die kaiserliche Ungnade beschwichtigt. Dieses, nur durch Drohungen den sächsischen Theologen abgepreßte Interim sollte der kirchlichen Reaction in Norddeutschland zu Grunde gelegt werden, kam aber auch nicht recht zur Ausführung. Der einfache Sinn des Volkes hatte für die neue Auslegung der alten Sachen, die ihm jetzt wieder aufgedrungen werden sollten, kein Verständniß. Konnte doch selbst der Kurfürst Joachim von Brandenburg und dessen Hofprediger Agricola, die sich für ihr Werk mit Vaterliebe verwendeten, demselben im eigenen Lande ebenso wenig Aufnahme verschaffen, als der ruchlose Albrecht Alcibiades, der dem Kaiser erklärt hatte, er wolle jede Religion annehmen, die der Kaiser befehle. Vor den Augen Agricola's warf ein brandenburgischer Prediger das Interim in's Feuer. Das Volk aber trieb seinen Spott mit dem pfäffischen Machwerk. Protestantisch gesinnte Fürsten, wie der Markgraf Johann von Cüstrin, führten das Interim überhaupt nicht ein, und selbst jene Fürsten, die der Kaiser jetzt ganz in seiner Gewalt hatte, leisteten ihm zähen Widerstand. Der gefangene Johann Friedrich wies die Zumuthung, durch seine Anerkennung dem Interim Eingang zu verschaffen, standhaft von sich; man schärfte seine Haft, man nahm ihm seine Bücher; doch er blieb unerschütterlich; „nehmen sie mir gleich die Bücher," sagte er, „was ich daraus gelernt habe, das kann mir Niemand nehmen;" von seinen Söhnen, welche so eben zu Jena eine neue Hochschule protestantischer Wissenschaft gegründet hatten, war kein Eifer für das Interim zu erwarten. Wohl wurde der gefangene Landgraf von Hessen durch Mißhandlungen dahin gebracht, daß er sich bereit erklärte, das Interim einzuführen, wenn man ihn loslasse; aber es würde auch ihm wenig geholfen haben; die hessischen Prediger, angefeuert durch ihre Fürstin, verweigerten sammt und sonders die Annahme desselben, und als der Erzbischof von Mainz, um seine Kirchenherrschaft über Hessen wieder herzustellen, die hessischen Prediger zu einer Synode einlud, kam nicht ein einziger. Bezeichnend ist die

Art, wie der Herzog von Wirttemberg, der in seinen Schlössern spanische Besatzungen hatte, und mit dem Verluste seines ganzen Herzogthums bedroht war, den Befehl erfüllte; er ließ das Interim publiciren mit dem Zusatz: „Und ob nach solcher Verkündigung sich Jemand nach Inhalt der kaiserlichen Declaration Messe zu halten anmaßen würde, können wir Niemand daran hindern.“ *) Die Beobachtung der Fastenordnungen und dergleichen hing doch schließlich von den Beamten ab, welche aber selbst evangelisch waren; das Interim mußte auch schon daran scheitern, daß sich in den evangelischen Ländern keine „Meßpfaffen“ mehr fanden; sie waren theils ausgestorben, theils wagten sie sich nicht hervor; die, welche kamen, waren ein heilloses Gesindel, das der alten Kirche vollends die Achtung raubte. **) Aus Mangel an Geistlichen mußte man die abgesetzten bekenntnißtreuen Prediger wieder anstellen. — Am schwersten lastete das Interim auf Schwaben, weil dort die Spanier im Lande lagen und der Kaiser persönlich die Reaction betrieb; am meisten hatten hier die Reichsstädter zu leiden. Den Städten, welche zögerten, setzte man mit Dragonaden zu; „wo sie das Interim nit würden annehmen,“ ward ihren Gesandtschaften eröffnet, „sollen sie Spanier in die Stadt haben; die sollen sie dermaßen fressen und plagen, daß sie wollten, sie hättens angenommen.“ ***) Man begann die Macht des Klerus, der diesen Städten so drückend gewesen, sowie die Stifter und Klöster wieder herzustellen und alle tief in das Gemeindeleben eingreifenden kirchlichen Verhältnisse zu ändern. Zähneknirschend mußte das Volk zusehen, wie die Stadt des evangelischen Gottesdienstes beraubt wurde, in dem die junge Generation aufgewachsen war, der als ihr eigenes Werk den höchsten Stolz der Gemeinde bildete. Die beliebtesten Prediger, die sich weigerten, ihre Religion zu verläugnen, wurden verjagt, in Ketten gelegt, von spanischen Häschern verfolgt. Ihrer mehr als vierhundert zählte man in den oberen Reichsstädten, von ihren Schicksalen hat Sage und Geschichte manchen rührenden Zug bewahrt. Hier und da schritt man nun im Vollgefühle reactionairer Macht so-

*) Vergl. Heyd-Pfaff, III, 519.

**) Vergl. Heyd-Pfaff, III, 528.

***) Vergl. die Berichte bei Ranke, VI, 475.

gleich zur vollen Wiederherstellung des Katholicismus, ohne sich weiter an die Schranken des Interims zu binden; die Stadt Constanz wurde mit Hülfe von Verräthern zur Uebergabe an König Ferdinand bewogen und von der neuen Herrschaft zugleich ihrer politischen und religiösen Freiheit für immer beraubt. Die schändliche Behandlung dieser Stadt konnte allen Städten und der ganzen Nation zum warnenden Exempel dienen, daß mit dem Evangelium auch die bürgerliche Freiheit dem Untergange geweiht sei.

Es war eine Prüfungszeit für das deutsche Volk, da man ihm seinen unter großen Seelenkämpfen errungenen Glauben wieder nehmen wollte. Aber unter Druck und Verfolgung erlangte die religiöse Stimmung des Volkes nur um so größere Innigkeit; man drängte sich in die Kirchen, wo das Evangelium noch gepredigt werden durfte; Aller Blicke aber richteten sich nach Magdeburg, der glaubenstreuen Stadt, dem Asyl der verjagten Prediger, wo das Interim mit Wort und That bekämpft wurde und die streitende Kirche des Protestantismus ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Ohne sich durch den Widerwillen des deutschen Volkes und die Unzufriedenheit der Fürsten beirren zu lassen, war der Kaiser inzwischen rücksichtslos auf seinem Wege fortgeschritten und dabei durch den Gang der europäischen Angelegenheiten begünstigt worden. Der Krieg, welcher zwischen England und Frankreich auf's Neue ausgebrochen, ließ ihm in der großen Kirchenfrage um so freiere Hand; während der Kaiser jetzt in Deutschland und in Italien als Sieger dastand, wagte es der Papst nicht, sich dem Interim offen zu widersetzen, so unerträglich er es auch fand, daß der Kaiser Glaubensnormen gebe; es erschienen drei Italiener als apostolische Nuntien in Deutschland, welche, mit verschieden lautenden Vollmachten ausgerüstet, diejenigen Protestanten, welche Reue und Verlangen bezeugen würden, wieder in den Schooß der römischen Kirche aufnehmen und von den Zugeständnissen, die im Interim enthalten, möglichst Weniges genehmigen sollten. Man hatte ihnen zu diesem Zwecke verschieden lautende Vollmachten mitgegeben und die Ausdrücke der Indulte waren so zweideutig gewählt und mit so vielen Voraussetzungen und Bedingungen umwickelt, daß sie ganz nach Bedürfniß gedreht werden konnten. In-

deß war die Thätigkeit der Nuntien nur eine sehr beschränkte, weil sie selbst in diesen Tagen der Einschüchterung es nicht wagten, öffentlich in Deutschland umherzuziehen. Sie klagten in ihren Berichten, daß selbst das Interim nirgends befolgt werde und schoben alle Schuld auf den Kaiser, welcher, nach ihrer Meinung, jetzt Alles durchsetzen könne, was er wolle, da er unumschränkter Gebieter von Deutschland sei! Indeß hatte sich der erschreckte Papst dem Kaiser immer mehr genähert; es war in den diplomatischen Verhandlungen schon davon die Rede, Karl V. zum Papst zu machen, falls er nur den Farnesen dafür die reiche Stadt Siena einräumen wolle. Der Papst entsagte endlich diesen Familienplänen, mußte nun aber den Schmerz erleben, daß sich Sohn und Enkel gegen ihn auflehnten. Darüber brach ihm das Herz, im November 1549. Sein Nachfolger, Julius III., verdankte seine Wahl dem Einflusse des Kaisers und gerieth überdies in Händel mit den Sprößlingen des Vorgängers, die mit Frankreich in Verbindung standen; er schloß sich dem Kaiser wieder an (der dafür seinen Verwandten Novara schenkte) und berief das Concilium auf das Frühjahr 1551 wieder nach Trident zusammen.

So war der Kaiser dicht vor dem Ziele seiner Wünsche angelangt; der Reichstag, welchen er im Sommer 1550 zu Augsburg eröffnete, hatte neben der Successionsfrage hauptsächlich die Beschickung des Conciliums zum Gegenstande, welche auch nach vergeblichen Einwendungen einzelner protestantischer Stände vom Reichstage befohlen wurde. Der Kaiser gelobte, Deutschland nicht eher wieder verlassen zu wollen, bis die Beschlüsse, welche das Concilium nunmehr fassen werde, vollzogen, die äußere Einheit der Kirche wieder hergestellt sein werde. Nun erst füllte sich das Concilium mit den katholischen Prälaten Deutschlands; die geistlichen Kurfürsten erschienen in eigener Person, zögernd ünd mit schwerem Herzen, die gewisse Niederlage vor Augen, stellten sich endlich auch die Abgeordneten und Theologen evangelischer Stände mit neuen Bekenntnißschriften ein, um den Inhalt der so mißliebig gewordenen Augsburgischen Confession unter anderen Namen (einer wirttembergischen, sächsischen rc.) dort zu vertheidigen. Jedoch nach dem Geiste, der in dieser Versammlung wehte und in den dogmatischen Festsetzungen sich bereits ausgesprochen

hatte, war nichts gewisser, als daß sie zwar vielleicht nach den Anträgen der Spanier einige Mißbräuche abstellen, die Stellung der Bischöfe und Landeskirchen, gegenüber dem Papste, ein wenig verbessern, aber zugleich die deutsche Reformation, einschließlich des Interims, gründlich beseitigen und schließlich nichts weiter herbeiführen werde, als irgend ein neues, für den Kaiser und für den König von Spanien vortheilhaftes, aber statt der evangelischen Freiheit zugleich den weltlichen und den geistlichen Despotismus in Europa feststellendes Concordat. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, so nahe seiner Erfüllung, scheiterte das ganze Unternehmen am Widerstande der deutschen Fürsten.

Französische Beobachter berichteten ihrem König schon zur Zeit des höchsten Triumphes des Kaisers, anfangs 1548, als ihm alle Stände in Augsburg zu Füßen lagen, daß zwar von diesen Fürsten, wie sie jetzt ihren besonderen Vortheilen nachgingen und sich mit Saufen und Würfelspielen die Zeit vertrieben, gegenwärtig kein Widerstand gegen die Herrschaftspläne des Kaisers zu erwarten sei. Aber es werde nicht lange dauern, bald werde man sie Alle für die Freiheit ihres Vaterlandes conspiriren sehen.*) Und so geschah es wirklich. Was sie am meisten dabei bewogen haben mag, die Unzufriedenheit des Volkes und die Gefahr des Glaubens, oder das eigene Interesse und der Hinblick auf die Behandlung der gefangenen Fürsten, das ist schwer zu sagen. Alle diese Gründe kamen zusammen und als der mächtigste von allen kam das Nationalgefühl hinzu. Man bemerkte bald mit Besorgniß, daß das Reich immer spanischer wurde, daß die Reichsgeschäfte in die Hände von Spaniern geriethen, daß der jüngere Granvella das Reichssiegel führte und sich für seine Urkunden theuer bezahlen ließ. Dazu die prahlerischen Reden und Schriften der Spanier, welche von Deutschland wie von einem eroberten Lande und von den Deutschen wie von Barbaren und Trunkenbolden sprachen, welchen ihr Philipp demnächst die Ketzerei austreiben werde, endlich der immer deutlicher hervortretende Plan, diesen Philipp zum deutschen Kaiser zu machen. Nach langen Familienver-

*) Lettres et mémoires par G. Ribier. Paris, 1666, bei Langenn, I, 421.

handlungen war dieser Plan endlich in's Reine gebracht und am 9. März 1551 durch Tractate zwischen dem Kaiser, Philipp und Ferdinand abgeschlossen worden.*) Es galt nun zunächst, die Kurfürsten dafür zu gewinnen. Aber schon hier zeigte sich der größte Widerwille, und trotz aller Tractate hatte der Kaiser den Bruder und den Neffen fortwährend im Verdacht, daß sie seinem Sohne entgegen arbeiteten.**) Das Benehmen Philipp's, der bei seiner Anwesenheit in Deutschland trotz aller Mühe, sich populair zu machen — er soll sich zu diesem Zwecke sogar betrunken haben — doch seinen Hochmuth nicht verbergen konnte und die deutschen Fürsten wie spanische Unterthanen behandelte, war nicht geeignet, den Plan zu fördern. Ein Netz von Mißvergnügen und allerlei Plänen, das spanische Joch wieder abzuschütteln, hatte sich bald über ganz Deutschland ausgebreitet. Zuerst suchte bereits im Anfang 1548 der Herzog Otto von Lüneburg zur Erhaltung der wahren Religion und der Freiheit des Vaterlandes ein Bündniß deutscher Fürsten und Städte mit dem König von Frankreich und dem Herzog von Preußen zu stiften, als ihn der Tod hinwegnahm.***) Aehnliche Versuche gingen von dem Markgrafen Johann von Cüstrin und von den Landgrafen von Hessen aus. Jenen trieb die Sorge um das Evangelium, diese der Gedanke an die Befreiung des Vaters. Im Frühling 1549 sehen wir den Markgrafen Johann und den Herzog Albrecht von Preußen wegen Aufrichtung eines evangelischen Fürstenbundes mit Dänemark und den Hansastädten in Unterhandlung stehen. Diesem Bündniß trat im Februar 1550, am Hochzeitsfeste des Herzogs von Preußen, der Herzog Johann Albrecht von Meklenburg bei. Die unermüdlichen protestantischen Kämpen Heideck und Schertlin suchten Frankreich, Graf Volrad von Mansfeld den König von England dafür zu gewinnen. Ganz unabhängig von diesem, zunächst der Glaubensfreiheit und dann der eigenen Sicherheit gewidmeten Bündnisse, war zu gleicher Zeit ein anderes zwischen Kurfürst Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach entstanden, bei welchem

*) Vergl. Lanz, Staatspapiere, XXVI und 482 ff.

**) Vergl. Juste a. a. O., p. 90 ff.

***) Vergl. Voigt, Albrecht Alcibiades, I, 213 ff.

der evangelische Glaube als Nebensache, und der politische Gesichtspunkt im Vordergrunde erscheint. Namentlich die systematische Entwaffnung, die Entführung des hessischen und sächsischen Geschützes nach Spanien, das Verbot aller Werbungen, soll diese kriegerischen Fürsten dem Kaiser zu Feinden gemacht haben. Der wilde Markgraf Albrecht war erbittert, weil ihm der Kaiser die Rüstungen für England verboten hatte. Aber der zweideutige Charakter dieser Fürsten flößte den anderen das größte Mißtrauen ein; man hielt sie für Spione und es dauerte lange, bis man sich ihnen enthüllte. Denn die ganze Sache wurde mit solchem Geheimniß, ohne Brief und Siegel, nur mündlich mit Zusagen an Eides Statt betrieben, daß sie auch den meisten fürstlichen Räthen verborgen blieb und nur den bewährtesten Männern mitgetheilt wurde.

Wesentlich von diesen Verschwörungen unterschied sich das Verhältniß, in welches die Fürsten durch die fortgesetzte Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen zum Kaiser geriethen. Zwar hatte Hessen die Capitulation treulich erfüllt, die Festungen gebrochen, sein Geschütz ausgeliefert, ungeheure Geldsummen gezahlt und war von zahllosen Ansprüchen bedrängt, in die traurigste Lage gerathen. Dennoch ward die Haft des Landgrafen noch verschärft, denn obwohl er durch Kerkerleiden gebrochen war, hielt ihn der Kaiser noch immer für seinen gefährlichsten Feind, so daß er ihm nach einem mißlungenen Fluchtversuche sogar durch Folterqualen Geständnisse über eine von ihm vermuthete Verbindung mit Frankreich entreißen lassen wollte.*) Durch diese Mißhandlung des hochberühmten Fürsten machte sich Karl alle Standesgenossen desselben, katholische und protestantische, deutsche und außerdeutsche, zu Feinden. Denn jeder erblickte darin ein Loos, das auch ihm einst fallen könne. Aber nach der dem Gefangenen zu Theil gewordenen Mißhandlung fürchtete der Kaiser durchaus, ihn freizulassen und blieb — zumal ihn die Standhaftigkeit des Hessenvolkes erbitterte — taub gegen die Bitten und immer dringenderen Vorstellungen aller Höfe. Keine Mühe hatte sich Moritz verdrießen

*) Vergl. Lanz, Correspondenz, Nr. 732 und v. Rommel: Die fünfjährige Gefangenschaft des Landgrafen Philipp, in der Kurhessischen Zeitschrift von 1850

lassen, auch die Fürbitte Philipp's von Spanien angerufen — Alles vergebens. Die beiden Kurfürsten, welche für den Landgrafen Bürgschaft geleistet, wurden nun auf Grund derselben von dessen Kindern bei ihrer Fürstenehre wiederholt aufgefordert, sich in Hessen zu stellen und geriethen dadurch in eine höchst peinliche Lage, aus welcher sie der Machtspruch des Kaisers, der sie von ihrem Ehrenworte entband und den jungen Landgrafen die Einmahnung verbot,*) nach den Begriffen von Fürstenehre keineswegs befreite. Der Kurfürst Moritz hatte den hessischen Gesandten in geheimen Zusammenkünften schon im Jahre 1549 betheuert, daß er zur Befreiung seines Schwiegervaters nöthigenfalls zum Aeußersten entschlossen sei. „Ich muß," schrieb er seinen Schwägern, „laviren wie ich kann; kommt es aber zum Beschluß, ich soll Hals und Bart dabei aufsetzen." Aber die Landgrafen traueten ihm nicht und es war keine leere Form, daß sie die Einmahnung dringender wiederholten. Die bedrängten Kurfürsten beschlossen in
1550 einer Zusammenkunft in Jüterbogk, den Reichstag von 1550 nicht zu besuchen, da sie, bevor der Landgraf erledigt sei, Ehren halber nicht erscheinen könnten. Trotz der inständigsten Bitten und der strengsten Befehle ward in der That dieser Reichstag, auf welchem Karl so große Pläne betrieb, weder von den beiden Kurfürsten noch von irgend einem protestantischen Fürsten besucht. Die Lage war noch schlimmer wie auf den Reichstagen, welche dem schmalkaldischen Kriege vorangegangen waren; nur geistliche Fürsten und die Herzöge von Baiern und Braunschweig waren selbst erschienen und auch diese machten dem Kaiser wegen seiner ganzen Politik die lebhafteste Opposition: „Niemals," so ließen sich die geistlichen Kurfürsten vernehmen, „würden sie wieder einen Spanier wählen." Es zeigte sich, daß auch eine vierte Partei, die der geistlichen Kurfürsten, welche das Umsichgreifen der monarchischen Gewalt auf Kosten ihrer Autorität im Reiche fürchteten, und endlich noch eine fünfte, bestehend aus der eigenen Verwandtschaft, seinem Bruder und Neffen und den Herzögen von Baiern, Jülich und Anderen, ihm entgegenstand. Der Kaiser war über den schlechten Fortgang seiner Sachen erbittert; er hielt den-

*) Lanz, Correspondenz, 729.

selben so sehr für eine Intrigue seines Bruders und seines Neffen Maximilian, daß nach einem Zanke beider Brüder es fast zum Bruche kam, welchen die aus den Niederlanden zwei Mal herbeieilende Schwester wieder beilegen mußte.*) Auch in der Religionssache, bei der Frage wegen Beschickung des Conciliums, fand Karl viel stärkeren Widerstand, als vor drei Jahren; die Protestanten faßten wieder Muth. Die geforderte Befreiung des Landgrafen hielt Karl für einen bloßen Vorwand der Fürsten, um nicht auf diesem Reichstage erscheinen und sich über die Succession aussprechen zu müssen. Er war dabei soweit entfernt, dem Kurfürsten Moritz ernstliche Befreiungsabsichten zuzutrauen, daß er demselben im Gegentheil den Oberbefehl im Reichskriege übertrug, welcher hier zu Augsburg gegen Magdeburg beschlossen wurde.

Die allgemeine Entrüstung über diesen Fürsten erreichte nun ihren Höhepunkt, als er, zur großen Befriedigung des Kaisers, im Herbste 1550 den Kampf gegen die heldenmüthige, von Fürsten und Städten offen und heimlich unterstützte Stadt Magdeburg mit großem Nachdrucke begann und bald wichtige Vortheile errang. Ganz Deutschland sah mit pochendem Herzen diesem Kampfe zu, er war die große Angelegenheit der Nation. Nicht aus Verstellung und noch weniger zum bloßen Scheine haben Moritz und mit ihm der Markgraf Albrecht die Belagerung geführt. Haß und Eroberungslust gegen die Städter trieb sie in diesen Kampf, aber nebenbei auch die Absicht, ein Heer, nöthigenfalls auch gegen den Kaiser, zu ihren noch unentwickelten Plänen in Bereitschaft zu halten. Da geschah es, daß Moritz einen Haufen Söldner, welche der unermüdliche Heideck mit englischem Gelde geworben und aus dem Verdenschen herbeigeführt hatte, sammt dem Anführer in seinen Dienst nahm. Es hieß, sie hätten nach gemeiner Söldnerart den Dienst gewechselt. Heideck aber und dessen Schreiber Arnold wurden jetzt des Moritz geheimste Räthe, die verborgenen Triebfedern und Agenten seines geheimnißvollen Thuns. Sie verschafften ihm einiges Vertrauen und brachten ihn endlich mit dem Markgrafen Johann zusammen, dessen geheimer Fürstenbund inzwischen größere

*) Vergl. Lanz, Correspondenz, Nr. 723, 724.

Ausdehnung gewonnen, aber auch den Verdacht des Kaisers erregt hatte, so daß es hohe Zeit schien, den Kurfürsten herbeizuziehen. Man traute ihm freilich noch immer nicht recht und bei der Zusammenkunft in
1551 Dresden am 27. Februar 1551 mochte keiner mit der Sprache zuerst herausgehen. Moritz betheuerte, daß er „in der Religion kein Mameluk sei," aber er habe seither „im Dienste des Mannes gestanden," nun „sehe er wohl, was das für ein schwerer Vogel sei." *) Die beiden Fürsten schlossen jetzt ein Vertheidigungsbündniß zum Schutz der Augsburger Confession, welchem sich bald nachher noch andere Fürsten anschlossen. Im Mai kam es zu Torgau zwischen Moritz, Johann, Johann Albrecht und dem Landgrafen Wilhelm zum förmlichen Abschlusse eines Bündnisses zur Aufrechthaltung der evangelischen Religion, Vertheidigung der Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Vaterlandes und zur Befreiung der gefangenen Fürsten. Auch die Söhne Johann Friedrich's sagten ihren Beistand zu; ebenso der Herzog Albrecht von Preußen. Es wurde beschlossen, die Hülfe der Könige von England und Frankreich anzurufen.

Der König Heinrich II. von Frankreich hatte das schon längst erwartet. Sein Krieg gegen England war mittlerweile durch einen vortheilhaften Friedensschluß beendigt worden, welcher ihm freie Hand gegen den Kaiser gab. Schon kämpften in Italien seine Truppen als Hülfstruppen der Farnesen gegen die Truppen des Kaisers und des Papstes. Auch war es ihm gelungen, die Osmanen gegen den Kaiser wieder in Bewegung zu setzen und die Eroberungen, welche Karl mit Hülfe der Rhodiser Ritter im Kampfe gegen den Seeräuber Dragut in Afrika gemacht hatte, als einen Bruch des Waffenstillstandes darzustellen, worauf seit dem Jahre 1550 der Seekrieg gegen den Kaiser wieder begann, Neapel beunruhigt, Tripolis und endlich Bastia auf Corsica erobert wurden. Noch drohender gestalteten sich seit dem Jahre 1551 die Dinge in Ungarn und Siebenbürgen, da in Folge der Ermordung des siebenbürgischen Statthalters, Cardinals Martinuzzi — eine von den spanischen und italienischen Befehlshabern Ferdinand's auf dessen Antrieb begangene Schandthat, welche in ganz Europa

*) Vergl. „die Handlung in Dresden" bei Langenn, II, 323 ff.

große Entrüstung gegen das Haus Oesterreich erregte — auch hier der große Krieg auf's Neue ausbrach, welcher den Verlust Siebenbürgens und des Banats zur Folge hatte. *) So zogen von allen Seiten die gewaltigsten Stürme gegen die Habsburger herauf. Mit den durch die Vorgänge im Reiche und durch die Unterjochung von Constanz erschreckten Eidgenossen brachte Frankreich eben jetzt das Bündniß zu Stande, welches die, in den Blüthetagen der Reformation für Deutschland fast wiedergewonnene Schweiz auf lange Zeit an Frankreich fesselte. Aber gegen die deutschen Fürsten zeigte sich die französische Politik jetzt ziemlich spröde. Was einst die Schmalkaldischen mit patriotischer Gewissenhaftigkeit weit von sich weggewiesen hatten, den gemeinsamen Angriff gegen den Kaiser, das mußten jetzt ihre Epigonen von Frankreich als eine Gnade erbitten. Um die selbstverschuldete spanische Herrschaft wieder los zu werden, mußten sie die französische zu Hülfe rufen. Der König von Frankreich forderte sehr hohe Preise, und erst nach langer Unterhandlung gelang es, dieselben dahin zu ermäßigen, daß er sich mit einer Aussicht auf künftige Kaiserwahl und mit den französisch redenden Städten Metz, Toul, Verdun, Cambray begnügte, die er mit Genehmigung seiner Verbündeten erobern und als „Reichsvicar" besitzen sollte. Dagegen verpflichtete er sich, den Evangelischen das Geld zu liefern und die Niederlande anzugreifen; während Moritz, den die Verbündeten, — eingedenk der traurigen Erfahrungen des schmalkaldischen Krieges — zu ihrem Generalobristen erwählten, gradeswegs auf den Kaiser, wo er sich auch befinden möge, losgehen sollte. Nach Ausbruch des Krieges sollte Neutralität nicht geduldet, jeder Reichsstand zum Beitritt gezwungen werden. Mit den Magdeburgern sollte eine Abkunft getroffen werden, damit diese Stadt als Bollwerk deutscher Freiheit den Verbündeten zum Rückhalt, im Fall der Niederlage zur Zuflucht dienen könne. Diese Verträge und Beschlüsse kamen in geheimen Conventen mit dem französischen Gesandten im September und October 1551 zu Lochau und zu Friedewald zu Stande. In Folge derselben vermittelten Heideck und Arnold, daß die Stadt Magdeburg, welche sich nach

---

*) Vergl. Zinkeisen, II, 866 — 883.

jahrelanger Gegenwehr von höchster Noth bedrängt, ohnedies nicht länger mehr hätte halten können,*) capitulirte. Am 9. November hielt Moritz seinen Einzug und empfing die Huldigung als Burggraf. Der Stadt wurden ihre Rechte und Freiheiten, auch die geforderte Verschonung mit dem Interim gewährt. Das Belagerungsheer aber wurde, bis der kaiserliche Commissarius Geld beschafft haben werde, um es zu bezahlen, nicht heimgeschickt, sondern einstweilen nach Thüringen verlegt und von Moritz (auf einen andern Namen) insgeheim in Dienst genommen.

Inzwischen aber drohte das ganze Unternehmen an der Uneinigkeit der Verbündeten, noch ehe es zur Vollziehung kam, zu scheitern. Wenige Stunden nachdem man sich zu Lochau vereinigt hatte, kam es zwischen den beiden Häuptern Moritz und Johann zu einem ärgerlichen Bruche.**) Moritz ließ beim Gelage „etliche geringschätzige Worte" fallen, welche des Markgrafen Johann ganzes Mißtrauen wieder aufweckten und ihn bewogen, sofort davon zu reiten und vom Bündniß zurückzutreten, angeblich weil dasselbe kein bloßes Vertheidigungsbündniß mehr sei, wie er es doch allein beabsichtigt habe. Unter diesen Umständen zögerte auch der König von Frankreich, den Vertrag zu ratificiren. Die Verbündeten hatten kein Vertrauen zu einander, wie sollte es der fremde König haben? Indeß der Rücktritt des einen Brandenburgers hatte die Zuziehung eines andern, des Markgrafen Albrecht von Culmbach zur Folge, welchem Johann noch weniger getraut hatte als dem Kurfürsten Moritz und mit dem er sich nie hatte verbinden wollen. Albrecht wurde jetzt, ohne sich dem Bunde als Mitglied förmlich zu verpflichten, in freier Stellung dessen eifrigster Theilnehmer. Er begab sich als geheimer Unterhändler an den französischen Hof, wo er, unter angenommenem Namen, als Hauptmann von Biberach, im Gefolge Schertlin's auftrat und nach nächtlichen Verhandlungen mit dem König ihn endlich bewog, den Bundesvertrag
1552 am 15. Januar 1552 im Schlosse Chambord bei Blois zu unterzeichnen.

*) Vergl. Voigt, Albrecht Alcibiades I, 250 ff.
**) Vergl. Langenn, I, 486.

Und so reifte denn allmählich die große Verschwörung heran, von welcher es mit Unrecht heißt, daß sie den Kaiser überrascht habe. Nur die genauen Einzelnheiten derselben blieben ihm verborgen, aber daß sie vorhanden, das konnte ihm nun schon längst nicht mehr unbekannt sein. Denn so geheim sie auch betrieben wurde, so war sie doch, nachdem die Dinge erst so weit gediehen, bei der Menge von Theilnehmern nachgrade zu einem öffentlichen Geheimniß geworden. Man redete davon bereits an allen Höfen. Es fehlte auch dem Kaiser nicht an directen Warnungen. Nachdem er im Spätsommer 1551 aus Mangel an Geld seine Truppen aus Wirttemberg nach Sicilien geschickt, rieth ihm schon im September sein Minister, Augsburg zu verlassen und sich in die Niederlande zurückzuziehen, weil es nach dem Abzug der Spanier in Deutschland nicht mehr sicher für ihn sei. Er zog es vor, nach Insbruck zu gehen, wo er Italien und dem Concile näher sei. Im October setzte ihn seine Schwester Maria nach ihren sicheren Nachrichten bereits von der ganzen gegen ihn geschlossenen Verbindung ausführlich in Kenntniß; im Frühling werde man ihn von allen Seiten angreifen, man habe in Deutschland schon wunderbare Dinge erlebt, er habe viele Feinde, wenig Freunde; sie rieth ihm dringend, sich Freunde zu machen, den Herzog Moritz wieder in Dienst zu nehmen, das Geld nicht zu sparen, den jungen Landgrafen zu gewinnen, die Freilassung seines Vaters zu versprechen, den Städten glimpfliche Bedingungen zu gewähren. Jetzt müsse vor Allem Frankreich, der Herd aller Intriguen, zu Boden gelegt werden. Nachher könne der Kaiser in Deutschland machen, was er wolle. Aber jetzt müsse er sich noch verstellen, um die Deutschen zu beschwichtigen. Aehnliche Rathschläge gingen ihm im December von seinem Bruder Ferdinand zu.*) Aber weder diese Warnungen, noch die im December 1551 von den beiden Kurfürsten nachdrücklich wiederholte, von Dänemark, Pfalz, Zweibrücken, Baiern, Wirttemberg und Baden unterstützte, aber wiederum vergebliche Bitte um Freilassung des Landgrafen, vermochten seinen Entschluß zu ändern. Höchst wahrscheinlich würde damals noch die Gewährung der Bitte die ganze Coalition, zu

*) Vergl. Lanz, Correspondenz, 742, 744.

welcher Niemand weniger Vertrauen hatte, als der Kurfürst Moritz, wieder gesprengt haben.

Diese Verblendung des Kaisers beruhte nur zum Theil auf dem Umstande, daß er den Blick auf Italien und das Concil geheftet, und allzusehr mit seinen kirchlichen und Successions-Plänen beschäftigt, die gemeine Klugheit vernachlässigte, die ihm bis dahin so große Dienste geleistet. Vielmehr war es grade seine Ueberklugheit, die sich in ihren eigenen Netzen fing. Der Kaiser hatte von der politischen Geschicklichkeit der Deutschen eine so geringe, und von seiner eigenen eine so hohe Meinung, daß er an eine ernstliche Gefahr nicht glauben wollte. Die tollen und vollen Deutschen, soll er dem warnenden Alba gesagt haben, besitzen kein Geschick zur Intrigue. Er glaubte, es seien übertriebene, von den Franzosen zu seiner Beunruhigung verbreitete Nachrichten. Er war überzeugt, daß eine Erhebung Deutschlands ohne Moritz nicht möglich sei, und auf diesen glaubte er sich verlassen zu können, nicht sowohl aus Vertrauen auf dessen Redlichkeit (denn ein solches Vertrauen konnte nach ihren bisherigen Verhältnissen nicht füglich vorhanden sein), und ebenso wenig aus Hoffnung auf Dankbarkeit, denn der Schüler Machiavelli's wußte ja aus seiner eigenen Erfahrung am besten, daß es in der Politik keinen Dank gibt, — sondern weil er ihn ganz von sich abhängig wähnte. Er hatte ihn in eine Lage gebracht, wo ganz Deutschland mit Fingern auf ihn zeigte, durch bloße Freilassung des „gefangenen Bären" Johann Friedrich konnte er ihn stürzen. Auch hatte er ihn mit Spionen wohl umstellt und Karlowitz soll im Solde des Kaisers gestanden haben. Aber da ward ihm nun die tiefste Demüthigung zu Theil, die dem Meister der Intriguen widerfahren konnte, er ward vom eigenen Schüler überlistet. Durch ein Gewebe von Täuschungen wußte Moritz den Kaiser, dessen Kundschafter, seine eigenen Räthe und deren Spione (denn auch Karlowitz hatte einen geheimen Kundschafter in der Nähe seines Herrn), in den zum Scheine in ihrem Beisein gepflogenen geheimen Verhandlungen dergestalt zu täuschen, daß Karl bis zum letzten Augenblicke wähnte, Moritz spiele zwar ein falsches Spiel — aber nicht mit ihm, sondern mit den eigenen Verbündeten.

Aus diesem Wahne wurde der Kaiser endlich im Februar 1552

vollständig aufgerüttelt, als die Verbündeten ihre letzten Beschlüsse gefaßt hatten und nun zur Ausführung schritten. Moritz hatte sich noch zuletzt zum Scheine auf den Weg begeben, um mit dem Kaiser in Insbruck wichtige Dinge zu besprechen; schon waren seine Räthe vorausgereis't, erhielten aber in Landshut die Kunde, daß ihr Herr wieder umgekehrt sei, weil er gewarnt worden und weil er sich in Hessen stellen müsse, wovon sie den Kaiser bestürzt in Kenntniß setzten. Denn zum letzten Male — und dies Mal nur zum Scheine — hatten die Landgrafen den Kurfürsten zur Einstellung citirt. Er versammelte seine Stände und erklärte ihnen, daß er sich jetzt in Hessen einstellen müsse, seinem Bruder August für Unglücksfälle die Regierung übertragend. Vergebens mahnten ihn die Unheil fürchtenden, vom Kaiser bearbeiteten Stände ab, wenigstens nicht mit Heeresmacht brauche er hinzuziehen. In der Mitte des März brach aber Moritz auf, um seine Truppen mit den Hessen, welche, obwohl schwer erschöpft, in einer Landesversammlung Gut und Blut für ihren gefangenen Fürsten dargeboten hatten, und mit Albrecht's von Brandenburg Truppen zu vereinigen.

Jetzt, in der zwölften Stunde, hatte sich der Kaiser bereit erklärt, wegen Herausgabe des Landgrafen zu unterhandeln. Jetzt gab er gute Worte, jetzt rief er die Fürsten zu Vermittlern auf, deren Rath und Bitte er bisher überhört hatte. Er sah nun aber selbst zu seinem Schrecken, daß er nirgends Freunde habe; die Verschwörung, schrieb er seinem Bruder, müsse sehr allgemein sein, da selbst die Augsburger Banquiers ihm kein Geld zu hohen Zinsen borgen wollten. In dieser Noth forderte die eigene Tochter, die Königin von Böhmen, ihre Mitgift von 500,000 Ducaten, um sie in Gütern sicher anzulegen! Da es für ihn selbst nicht schicklich sei, mit Rebellen zu unterhandeln, so bat er seinen Bruder (obwohl er ihn im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit den Feinden hatte), es statt seiner zu thun. Dem Kurfürsten Moritz solle man die Freilassung des Schwiegervaters, dem Markgrafen Albrecht eine Summe Geldes anbieten; helfe die Unterhandlung auch zu weiter Nichts, so werde sie dienen, Zeit zu gewinnen, bis den Verbündeten das Geld ausgehe, sie vielleicht zu trennen, oder doch Mißtrauen unter ihnen zu säen. *)

*) Vergl. Lanz 749.

Aber seine Anerbietungen kamen jetzt zu spät! Moritz gab zu verstehen, er könne nicht nach Insbruck kommen, damit es ihm nicht gehe, wie dem Landgrafen in Halle, und es scheint wirklich, daß man daran gedacht hat, sich wenn er komme, seiner Person in Insbruck zu bemächtigen. *) Der König Ferdinand war gern zu jeder Vermittlung bereit. Nur bat er um deutliche Instructionen. Denn mit verdeckten Worten sei Nichts mehr auszurichten. Man sehe jetzt deren Früchte. **)

Inzwischen hatte sich auch Moritz die Gefahren seines Zuges nicht verhehlt. Er drang auf rasche Unternehmungen, um keine Zeit zu verlieren und dem „Kaiser die Reputation zu nehmen," wies aber doch auch die von Ferdinand und Maximilian angebotenen Unterhandlungen, vielleicht nur, um ebenfalls den Gegner hinzuhalten, nicht zurück und verabredete noch vor seinem Aufbruche mit Ferdinand auf den 18. April eine Zusammenkunft in Linz. Nachdem zu Rothenburg die Verbündeten sich vereinigt, die fränkischen Bischöfe zur Leistung von Geldbeiträgen und Geißeln genöthigt, die Städte zur Uebergabe gebracht hatten — nur Frankfurt blieb dem Kaiser treu, Nürnberg fand sich mit Geld ab — brach das Heer in Eilmärschen nach Augsburg auf und hielt am 4. April seinen Einzug in die von der spanischen Besatzung alsbald verlassene Stadt, deren Bürgerschaft sich bei dem Herannahen der Verbündeten erhob und ihnen die Stadt übergab. Alsbald wurde der alte Rath wieder eingesetzt, die vertriebenen Prediger kehrten wieder zurück. Die Manifeste der Verbündeten erzählten jetzt dem deutschen Volke mit Trompetenschall, was man auf den Reichstagen dem Kaiser in's Gesicht zu sagen leider nicht gewagt hatte: wie er des Reiches Grundgesetze und seine eigenen Abschiede, Briefe, Zusagen, Vertröstungen nicht gehalten, umgedeutet, widerrufen, gebrochen, unter dem Scheine der Religion Gewalt geübt und Herrschaftspläne verfolgt; und den Landgrafen von Hessen so gehalten, daß man „lieber Noth und Tod leiden, als solche Infamie noch länger dulden" wolle. Gegen seinen Eid habe er Deutschland mit fremden

*) Nach einer Andeutung Maximilian's. Lanz, Nr. 748.

**) Vergl. Lanz, Nr. 755

Kriegsvölkern bedeckt, um die deutsche Nation, das geliebte Vaterland, in eine „viehische Servitut" zu bringen. Zugleich war der König von Frankreich mit 60,000 Mann, zum Theil deutsche Lanzknechte, an ihrer Spitze die geächteten Protestanten Schärtlin, Reckrodt u. A. in Lothringen und Elsaß eingebrochen, hatte die Herzogin, des Kaisers Nichte, vertrieben, Toul, Verdun, Metz und die Städte des Elsasses eingenommen, wo ihm nur Straßburg in deutscher Treue widerstand. Auch er erschien als Retter deutscher Freiheit, auf seinen prahlerischen Manifesten sah man eine Freiheitsmütze, zwei Dolche und die Inschrift libertas.

Diese Nachrichten setzten den Kaiser so sehr in Schrecken, daß er, „um nicht eines Morgens in seinem Bette gefangen zu werden," am 6. April, nach Mitternacht, in aller Stille mit wenigen Begleitern Insbruck verließ, um über Ulm den Weg nach Flandern zu gewinnen. Aber unterwegs traf ihn die Kunde von den eben vorrückenden Feinden und so kehrte er eben so unbemerkt wieder um. In verzweiflungsvollen Briefen theilte er dem Bruder seine Lage mit. Alle Fürsten seien ihm entgegen, falsche Freunde riethen ihm zum Frieden und hielten es mit seinen Feinden. In der That hatten sich die Abgeordneten der rheinischen Kurfürsten bereits in Augsburg eingefunden, um sich mit den Verbündeten abzufinden. Selbst wenn sie gewollt hätten, konnten sie dem Kaiser nicht helfen, sie riefen ihn selbst um Beistand an. Ohne Geld und Truppen, Deutschland und Italien abgefallen, im Westen die Franzosen, im Osten die Türken im Anzuge, war ihm der Weg nach Spanien abgeschnitten; lieber wolle er sterben oder sich gefangen nehmen lassen, als so schimpflich in sein Königreich heimkehren.

Indeß waren die Verbündeten vor Ulm gerückt, wo jedoch wie in Frankfurt die dem Kaiser anhangenden patricischen Räthe das Heft in der Hand behielten und die Uebergabe verweigerten. Die Stadt ward heftig belagert; trotz der Bemühungen der übrigen Fürsten, gute Mannszucht zu halten, ward das Land umher durch die Söldner des wilden Markgrafen Albrecht gräulich verwüstet. Der Kurfürst Moritz begab sich indessen zu den Verhandlungen mit Ferdinand nach Linz; es scheint gewiß, daß er, gedrängt durch seine Stände und Mi-

nister, den Krieg schon jetzt durch einen glimpflichen Frieden gern beendigt hätte.*) Aber mit der bloßen Freilassung des Landgrafen, die ihm jetzt der Kaiser anbieten ließ, war es nun nicht mehr gethan. Der Kurfürst war schon wegen der eigenen Verbündeten, welche ihrerseits sehr hohe Forderungen aufstellten und außer dem allgemeinen Nationalanliegen ungeheure Entschädigungssummen verlangten, genöthigt, auf die Abstellung der wichtigsten Beschwerden und sofortige Gewährung eines unbedingten Religionsfriedens zu bringen. Ferdinand sagte einstweilen Alles zu, bis die Genehmigung des Kaisers eingelaufen und eine alsbald nach Passau eingeladene Fürstenversammlung als Schiedsrichter das Nähere bestimmt haben werde, Moritz versprach bei seinen Verbündeten einen vom 11. Mai an beginnenden Waffenstillstand auszuwirken. Allein die Verbündeten, welche dem ganzen Handel nicht recht traueten, wollten den Waffenstillstand erst vom 26. Mai an gelten lassen, um in der Zwischenzeit noch etwas Entscheidendes zu unternehmen. Wilhelm von Hessen erklärte, jetzt oder nie werde er seinen Vater befreien. Und Moritz selbst war hiermit einverstanden; er wollte den alten schlauen Gegner, der allenthalben um Hülfe warb und die Sachen auch jetzt noch hinzuziehen suchte, durch einen raschen Schlag zur Nachgiebigkeit zwingen, wo möglich „den Fuchs in seiner Spelunke fangen." Unerwartet erstürmten die Verbündeten am 19. Mai die Ehrenberger Klause und würden, rasch vordringend, den Kaiser vielleicht in Insbruck aufgehoben haben, wenn nicht durch die Meuterei eines Regimentes ein Aufenthalt entstanden wäre, welcher dem Kaiser Zeit zur Flucht verschaffte. Karl berieth eben mit seinem Bruder Ferdinand, als die Schreckensbotschaft kam. Mitten in der Nacht, krank wie er war, floh er in's schneebedeckte Gebirge und begab sich nach Villach in Kärnthen. Als die Feinde bald nachher in Insbruck einrückten, war „der Vogel ausgeflogen."

Auf diese Nachricht verbreitete sich der Schrecken vor den Verbündeten bis nach Italien. Die Flucht des Kaisers machte ungeheures Aufsehen. Die zu Trident versammelten Väter, mit ihnen ein Theil der Einwohner, liefen in der Angst davon. Die evangelischen

---

*) Vergl. v. Langenn, I, 512 ff.

Abgesandten und die deutschen Prälaten hatten das Concil schon bei den ersten Kriegsnachrichten verlassen; nur ein kleiner Rest blieb anwesend; aber Papst Julius, dem das Concilium schon längst sehr lästig geworden, ergriff diesen Anlaß, um es aufzulösen.

Aber so großen Eindruck auch die Flucht des Kaisers machte, für seine Gegner war sie eher eine Niederlage; der entscheidende Schlag einer Gefangennahme war mißlungen und es war nun zu befürchten, daß sich der Krieg in die Länge ziehen und dem Kaiser Gelegenheit geben werde, seine weit zerstreueten Hülfsmittel zu sammeln. Im Lager der Verbündeten war über die zu stellenden Bedingungen bereits Zwietracht ausgebrochen. Der König von Frankreich war, nachdem er seine Eroberungen gemacht und den Titel Protector des Reiches angenommen hatte, wieder vom Rheine zurückgegangen, um seine Waffen gegen die Niederlande zu richten, wo des Kaisers Schwester alle Kräfte aufbot und ihr berühmter Kriegsoberst Martin von Rossem einen Einfall in die Champagne machte.*) Markgraf Albrecht plünderte und brandschatzte auf eigene Faust in Schwaben und Franken. Dem Kurfürsten Moritz kamen keineswegs die allgemeinen Sympathien des Volkes entgegen, welche einst den schmalkaldischen Fürsten zur Seite standen. Zwar hatten siebenundzwanzig Reichsstädte ihre Abgeordneten zu weiterer Berathung nach Augsburg geschickt; aber einige große Reichsstädte, Nürnberg, Frankfurt, Ulm, wollten Nichts mit den Verbündeten zu schaffen haben. In Frankfurt hatte sich zwar eine Partei für sie erhoben, aber sie war unterlegen. Auch war davon die Rede, der Kaiser werde den Adel gegen die Fürsten aufrufen und durch Aufhebung der Zinsen, Abgaben und Frohnden einen Bauernkrieg erregen.**) Ueberdies verbreitete sich das begründete Gerücht, daß Markgraf Johann von Brandenburg für den Kaiser rüste. Er stand wirklich in Unterhandlung,***) für einen großen Sold in kaiserlichen Dienst zu treten und harrte ungeduldig des Achtsspruches gegen Moritz, um mit diesem ebenso zu verfahren,

*) Vergl. Juste a. a. O., 105 ff.
**) Vergl. v. Langenn, I, 500.
***) Vergl. Lanz, 788, 796, 798, 799, 803, 816.

wie Moritz einst mit dem Kurfürsten Johann Friedrich. Die Hauptsache war, der Kaiser hatte wieder Geld erhalten, 200,000 Ducaten aus Neapel, noch größere Summen schickte jetzt sein Sohn aus Spanien. Und nun ward bald an vielen Orten, in Frankfurt und Regensburg, im Schwarzwald und am Bodensee, die Werbetrommel für ihn gerührt. Sieben Regimenter Fußvolk, 8000 Reiter, dazu 6000 Italiener und Spanier sollten binnen Kurzem versammelt sein. Aber noch mehr! Eben jetzt ließ Karl mit Johann Friedrich unterhandeln, wie er ihn einst durch Moritz gestürzt und die Protestanten getrennt hatte, so hoffte er jetzt durch ihn den Moritz zu vernichten und einen großen Theil der Protestanten zu gewinnen. Schon bei der Flucht aus Insbruck hatte er ihm die Freiheit zurückgegeben, unter der Bedingung, daß er ihm freiwillig folge. Der fromme Fürst folgte ihm treulich nach und stimmte unterwegs, da er sich von seinen Wachen befreit sah, ein geistliches Danklied an. Auch war er bereit, den Kaiser aus der schlimmen Lage zu befreien, „welche Gott zur Strafe seiner Sünden verhängt habe,“ jedoch müsse er sich die Zuneigung der Nation gewinnen, das Wort Gottes im Reiche frei geben und damit anfangen, im Feldlager evangelische Prediger zuzulassen, den Kurfürsten von Cöln wieder einsetzen und den Herzog von Preußen anerkennen. Unter diesen Bedingungen wollte ihm Johann Friedrich Kriegsdienste gegen Frankreich und Moritz leisten und Mittel angeben, den Verbündeten ihre eigenen Leute abspenstig zu machen. *)

Dies war die verwickelte Lage der Dinge, als am Ende des Mai 1552 nach eingetretenem Waffenstillstande die Verhandlungen zu Passau begannen. Wenn sie scheiterten, so stand eine unabsehbare Zerrüttung, vielleicht ein dreißigjähriger Krieg vor der Thür. Aber zum Glück begriffen die Kurfürsten und eine Anzahl ausgewählter geistlicher und weltlicher Fürsten, welche hier über den Kaiser gleichsam zu Gericht saßen, ihre Lage und waren entschlossen, den Frieden herzustellen. Vor diesem obersten Bedürfniß trat jetzt der Religionszwist so sehr in den Hintergrund, daß hier zum ersten Male Katho-

---

*) Die Denkschrift Johann Friedrich's vom 23. Mai bei Lanz, Staatspapiere, pag. 510 ff.

lische und Evangelische sich über den Grundsatz eines ewigen Religionsfriedens verständigten. Denn auch die Katholischen fürchteten den Sieg des Kaisers nicht weniger, als den der Protestanten und die geistlichen Fürsten sahen sich bei längerer Fortdauer des Krieges mit dem Verluste ihrer Länder bedroht. Indem man ihnen den Fortbesitz derselben zugestand, gewährten sie die auf ewigen Religionsfrieden und Rechtsgleichheit im Reiche gerichteten Forderungen der Protestanten; die gefangenen Fürsten sollten in Freiheit gesetzt, eine allgemeine Amnestie gewährt, die sonstigen Reichsbeschwerden auf dem nächsten Reichstag abbestellt werden. Mit alle dem waren die Vermittler bald im Reinen, und auch König Ferdinand fügte sich in das Unvermeidliche. Moritz bewog dafür seine Verbündeten, von ihren viel weiter gehenden Forderungen abzustehen und verpflichtete sich überdies, den Bund mit Frankreich abzuthun und seine Truppen nach Ungarn gegen die Türken zu führen.

Aber dieses ganze mühsam gewonnene Friedenswerk scheiterte jetzt an der unüberwindlichen Standhaftigkeit des Kaisers. Nur zur Freilassung des Landgrafen wollte er sich verstehen, aber erst wenn die Gegner die Waffen niedergelegt hätten. Aus seinen Instructionen geht deutlich hervor, daß er die Unterhandlungen nur hinzuziehen suchte, um Zeit zu gewinnen. Vergebens beschwor ihn Ferdinand, auf seine bedrängte Lage Rücksicht zu nehmen; vergebens schrieben seine eigenen Gesandten, daß die obersten Reichsstände hier versammelt seien, daß Alle ohne Ausnahme auf den ewigen Religionsfrieden ganz wunderbar versessen seien und daß dem also nicht mehr auszuweichen stehe. Nehme er die Hauptbedingungen nicht an, so würden es die Vermittler als eine Herausforderung gegen sich betrachten und er werde dann Alle ohne Ausnahme zu Feinden haben. Und weßhalb? Weder der Papst, noch der König von Frankreich, noch irgend ein christlicher Potentat thue seine Pflicht, um die Ketzerei auszurotten. Im Gegentheile, sie bürdeten ihm allein diese Last auf, um dann in seiner Noth über ihn herzufallen.*) Er möge, so rieth Ferdinand vertraulich, nur einstweilen nachgeben, um erst die Franzosen und Türken

*) Vergl. Lanz, Nr. 817.

zu strafen, später werde sich schon Ursache genug finden, auch die Rebellen zu züchtigen. *) Der Kaiser erklärte endlich in einer ausführlichen, geheimen Instruction an Ferdinand seinen definitiven Entschluß, diesen Vertrag nicht anzunehmen. Nur die Nebenpunkte, die Freilassung, Amnestie u. dergl. könne er zugestehen. Seine Gründe waren theils formeller, theils sachlicher Natur. Er könne es nicht dulden, daß einige Fürsten als Richter über ihn entschieden und daß der Kurfürst Moritz als Protector und Oberhaupt des evangelischen Deutschland sich geltend mache. Obwohl er jetzt weder die Absicht noch die Mittel habe, die Protestanten zu bekriegen und sie auch noch nie bekriegt habe, so könne er sich doch nicht für alle Zukunft einen Zaum anlegen, nicht in alle Ewigkeit Ketzerei dulden; es könne eine Zeit kommen, wo es Gewissenspflicht sein werde, einzuschreiten. Er könne das Interim und alle Früchte so vieler Arbeit nicht mit eigener Hand vernichten. Um Nichts in der Welt werde er gegen sein Gewissen handeln, sollte auch Alles darüber zu Grunde gehen. Werde er jetzt, durch eigenen Vertrag, nachgeben, so würde er, da so viele Garanten des Friedens seien, nie mehr Gelegenheit finden, diese Elenden nach Verdienst zu züchtigen. Um seine Friedensliebe zu beweisen, wolle er sich mit allen möglichen Versicherungen verpflichten, in den Reichs- und Kirchensachen genau so, wie es der nächste Reichstag beschließen werde, zu handeln. Alles käme jetzt darauf an, Zeit zu gewinnen, damit die Feinde indeß ihr Geld verzehrten und seine Truppen sich versammelten. Bis zum nächsten Reichstag könne sich Vieles ändern. Dort gedenke er nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger gegen diese gehässige Versammlung aufzutreten und Alles, was hier geschehen, für nichtig zu erklären. Sollte Ferdinand durch äußerste Noth zu Zugeständnissen gezwungen werden, so möge er sie für sich machen, er, der Kaiser, behalte sich seine Entschließungen vor. **)

Aber die Fürsten kannten ihren „Spaniard.“ Sie wollten eine förmliche Ratification des Kaisers und da dieselbe auch durch die persönlichen Vorstellungen seines nach Villach eilenden Bruders nicht zu

*) Vergl. Lanz, 825.

**) Vergl. Lanz, Nr. 837.

erlangen war, so griffen nach fruchtlos verlängertem Waffenstillstande die Verbündeten anfangs Juli wieder zu den Waffen. Sie wandten sich jetzt nochmals gegen Frankfurt, richteten aber gegen die gut vertheidigte Stadt Nichts aus. Der Krieg ward für Moritz immer gefährlicher; sein Feind, Markgraf Johann, war stark gerüstet und marschbereit;*) der König von Frankreich blieb die versprochenen Zahlungen schuldig; der Markgraf Albrecht beschuldigte den Kurfürsten der Verrätherei; im Heere gingen „seltsame Praktiken" um; Moritz hatte seiner Gemahlin schon längst geschrieben, wenn nicht bald Friede werde, so müsse Alles zu Grunde gehen. Und so unterzeichnete er denn endlich mit den Landgrafen und dem Herzog von Mecklenburg im Lager vor Frankfurt den Passauer Vertrag, welcher ihm und seinen Verbündeten Verzeihung, seinem Schwiegervater die Freiheit und den Evangelischen die einstweilige Religionsfreiheit gewährte; die definitive sollte, nebst der Abstellung der Reichsbeschwerden, auf einem binnen sechs Monaten zu haltenden Reichstage beschlossen werden. Moritz versprach dagegen dem König Ferdinand gegen die Osmanen zu helfen, sein Heer ward in Ferdinand's Dienst genommen. Auf die Nachricht dieses Vertrages brach eine furchtbare Meuterei unter seinen Söldnern aus, welche auf die Plünderung der reichen Stadt gehofft hatten. Moritz mußte vor ihnen fliehen und das eigene Lager in Brand stecken lassen, wobei viele Kranke verbrannten. Ein Theil der Truppen ging in Albrecht's Dienste, welcher den Vertrag als schimpflich für die deutsche Nation verwarf und den Raubkrieg gegen die geistlichen Herren und die Reichsstädte auf eigene Faust fortsetzte. Diese Vorgänge gaben dem Kaiser den Vorwand, die Ratification auch des ermäßigten Vertrages zu verweigern. Da beschwor ihn Ferdinand, ihm diesen Schimpf nicht anzuthun, seine ganze Hoffnung stehe auf Moritz; „es handelt sich um Ihre und meine Ehre und Reputation; es wäre unser Untergang von Land und Leuten, an Ehre, gutem Ruf und Wort," worauf Karl den Vertrag erfüllte und endlich die Freilassung des Landgrafen befahl, nicht ohne seiner Schwe-

---

*) Vergl. Lanz, 847.

ster anzuempfehlen, denselben „durch freundliche Worte" wieder zu versöhnen. *)

Es entstand nun im Reiche ein Zustand der sonderbarsten Verwirrung; für den Augenblick war die kirchliche Reaction vollkommen gescheitert; auch ohne ausdrückliche Bestimmung ward das Interim fast überall abgeschafft, die verjagten Prediger stellten sich wieder ein. Aber die Zukunft war nichts weniger als gesichert. Während freilich die beiden gefangenen Fürsten in ihre Länder zurückkehrten, — auch Johann Friedrich's volle Freilassung, welcher Ferdinand und Moritz lange widerstrebt hatten, war auf den Befehl des Kaisers in Augsburg erfolgt, **) — zog Moritz mit seinen Truppen Ferdinand zu Hülfe nach Ungarn, der Kaiser, an der Spitze eines Heeres, mehr einem Sieger als einem Besiegten gleich, zog durch Schwaben und über den Rhein, wobei er unterwegs in Augsburg den alten Rath wieder einsetzte und die zurückgekehrten Prediger nur deßhalb nicht hinrichten ließ, um „kein neues Geschrei in Deutschland zu machen." ***) Dagegen blieb Markgraf Albrecht von Culmbach unter den Waffen. Dieser wüste Gesell hatte nämlich den Krieg mehr aus Rauflust und Beutegier, als aus andern Gründen unternommen, weil ihm in seinem überschuldeten Erbe die Zeit zu lang geworden war. Beim Ausbruch des Krieges hatten ihm die Verbündeten versprochen, was er von den Ständen, die am Kriege nicht theilnehmen würden, erobere, das solle er behalten. Da ihnen die Aufnahme dieser Bedingung in den Passauer Vertrag nicht gelang, wonach vielmehr Alles im Kriege Eroberte wieder herausgegeben werden sollte, so weigerte sich Albrecht, dem Vertrage beizutreten. Schon hatte er die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und die Stadt Nürnberg zu großen Geldzahlungen und Landesabtretungen gezwungen, das Mainzische und Wormsische verheert, die Kirchen in Mainz und Worms verbrannt, diese Städte gebrandschatzt, den Bischöfen große Summen abgepreßt; man rechnet, daß er binnen wenigen Monaten in Schwaben und Franken mehrere hundert Ortschaften in Asche gelegt; die unschuldigen Unterthanen wur-

*) Vergl. Lanz, 891, 892, 899.

**) Vergl. Beck, Joh. Friedrich, I, 112.

***) Vergl. Lanz, 912.

den von diesem Streiter für's Evangelium und seinen Söldnern grauenhaft mißhandelt.*) Dennoch war er bei'm gemeinen Volke populär, denn er schimpfte furchtbar auf die Pfaffen und auf die Spanier. Doch war auch er bereit, den Passauer Vertrag anzunehmen, stellte aber so maßlose Forderungen: förmliche Bestätigung aller seiner Eroberungen, Abtretung eines Theils von Böhmen, Niederschlagung aller seiner Processe, große Geldsummen u. s. w.,**) daß ihn der Kaiser keiner Antwort würdigte. Als nun der Kurfürst Moritz, ohne ihn weiter zu fragen, den Vertrag endlich unterzeichnete, so schrie Albrecht über Verrath an der deutschen Nation und an dem König von Frankreich, der sich der deutschen Nation so herzlich und treulich angenommen habe und jetzt, wie Albrecht selbst, vergessen worden sei. Er warf sich nun zum Vorkämpfer zugleich des deutschen Protestantismus und des Königs von Frankreich auf. Mit seinen 10,000 Söldnern stürzte er wie ein verheerendes Unwetter auf's Neue auf die Bisthümer am Rheine. Die Stadt Trier öffnete ihm, wie früher Worms und Mainz, die Thore und blieb unbeschädigt, aber Klöster und Stifter wurden geplündert; gewaltig und unverhindert, ein Schrecken des katholischen Klerus, aber vom Beifall der Massen wie ein rächender Engel begrüßt, so zog er umher, während in Norddeutschland Graf Volradt von Mansfeld sich einer ähnlichen Aufgabe unterzog.

Es ist bezeichnend für die Politik des Kaisers, daß er mit dem Markgrafen Albrecht, der den Passauer Frieden aus Gründen verwarf, welche denen des Kaisers entgegengesetzt waren, jetzt in Verbindung trat. Der Markgraf hatte die Mosel überschritten, das luxemburgische Gebiet verheert und dann zu Thionville und Toul mit den Franzosen wegen seiner weiteren Dienste unterhandelt. Er sah jedoch bald, daß sie ihn übervortheilen und ihm seine Truppen abwendig machen wollten und wandte sich deßhalb voll Ingrimm von ihnen ab. Diesen Augenblick benutzte der Herzog von Alba, um ihn für den Kaiser zu gewinnen. Zwar hatte sich der Kaiser so eben in Manifesten an die beraubten Bischöfe und Städte mit Entrüstung gegen

---

*) Vergl. Voigt, Albrecht Alcibiades, I, 282, 295, 306.

**) Vergl. Voigt, I, 326 ff.

ihn erklärt und die erpreßten Verträge cassirt. Aber Alba stellte ihm nun vor, „daß Albrecht ein Fürst sei, den Kaiserl. Majestät nicht mit Gold bezahlen könne." Er werde als Feind großen Schaden anrichten, da ihm in Deutschland Niemand Widerstand leiste; als Bundesgenosse könne er dem Kaiser gute Dienste thun und den Franzosen einen schlimmen Streich spielen. Freilich seine Schelmerei sei groß, der Wunsch, ihn zu züchtigen, gerecht; aber man müsse eben Alles erwägen und könne ihn später noch immer züchtigen.*) Der Kaiser nahm ihn darauf in seinen Dienst. „Gott weiß, was ich dabei empfunden habe," schrieb er seiner Schwester, „aber Noth hat kein Gebot."**) Er gewährte als Preis die Anerkennung und Bestätigung der noch so eben von ihm cassirten Verträge, welche „vollkommen ganz und gar, ohne alle Ein- und Widerrede, zu vollziehen seien." Eigenhändig legte er dem Bedränger der Geistlichkeit, welcher seinen Dienst sogleich mit einer glänzenden Waffenthat gegen die Franzosen eröffnete, im Lager vor Metz die rothe Feldbinde um. Die Welt war über dieses Schauspiel erstaunt und empört; von dem Doppeladler des Kaisers hieß es in einem Spottgedichte des Hans Sachs:

„Der Eine cassirt,
Der Andre confirmirt,
Der Eine spricht ja, der Andre nein,
Ach Gott, es sollt' sein deren Eins allein."

Vor den Bischöfen suchte der Kaiser seinen Schritt damit zu rechtfertigen, daß er bei gänzlichem Mangel an Hülfe im Reiche, durch Beschwichtigung Albrecht's die geistlichen Herrschaften vor dem gänzlichen Ruin gerettet habe; vertraulich ließ er ihnen melden, daß sie mit der Zeit Alles wiederhaben sollten. Albrecht hingegen vertheidigte sich vor der Welt damit, daß er durch den Passauer Vertrag im Stiche gelassen, mit den treulosen Franzosen zerfallen, von Aller Welt verlassen gewesen und zu seiner eigenen Rettung in des Kaisers Dienst getreten, da er ihn „allein mit dem Evangelio" doch nicht habe bekriegen können.***)

*) Vergl. Lanz, Nr. 927 und Voigt, II, 3.
**) Vergl. Lanz, Nr. 934.
***) Voigt, II, 12, 20.

Die Absichten des Kaisers waren jetzt zunächst gegen den König von Frankreich gerichtet, den er für den eigentlichen Urheber aller seiner Mißgeschicke hielt. Er sollte erst überwältigt werden; nachher wäre die Reihe, wie nach dem Jahre 1544, ohne Zweifel wieder an die Protestanten gekommen. Es wurde dem Kaiser gerathen, wie damals sogleich in das Innere von Frankreich vorzubringen und dort einen neuen Frieden von Crespy zu erobern. Aber vor allen Dingen wollte der Kaiser die Reichsstadt Metz dem Feinde wieder entreißen, ein Unternehmen, welches dem Herzog Alba, dessen Stimme im Kriegsrathe das größte Gewicht hatte, nach dem Uebertritte Albrecht's, leicht ausführbar erschien. Am 19. October ward die Belagerung begonnen, aber sie zog sich, da die Stadt durch den Herzog von Guise gut vertheidigt wurde, über Erwarten in die Länge und mißlang endlich durch die Ungunst der Jahreszeit so vollständig, daß der Kaiser im Januar 1553, nachdem er die Hälfte seines schönen Heeres eingebüßt und sein Kriegsruhm einen schweren Stoß erhalten hatte, sich erschöpft in die Niederlande zurückzog.

Der unglückliche Feldzug des Kaisers gegen Metz galt schon den Zeitgenossen für das entscheidendste unter allen seinen Mißgeschicken. Man spottete darüber mit dem Reime: „Die Mauer, die Metz und die schöne Magd, Die haben dem Kaiser den Tanz versagt." Er sehe wohl, soll er gesagt haben, er habe keine Männer mehr um sich und wolle nun bald in ein Kloster gehen. Schon hielt man Brüssel für verloren; das Pferd, welches den Kaiser nach Spanien bringen sollte, war bereits gesattelt. *) Indeß die Franzosen verfolgten ihren Sieg nicht soweit und ließen dem Kaiser Zeit zu neuen Rüstungen. Mit furchtbarer Erbitterung ward nun in den folgenden Jahren bald in den Niederlanden, bald in den französischen Grenzprovinzen der Krieg von beiden Herrschern in Person fortgeführt. Indeß ward der Kaiser von der Verwirklichung seiner Pläne in Deutschland immer weiter entfernt.

Denn die Fürsten, welche sich in Passau verständigt hatten, wurden durch die folgenden Ereignisse in ihrem Widerwillen gegen den

*) Vergl. Juste, a. a. O., 107 ff.

Religionskrieg und gegen die spanischen Pläne noch mehr bestärkt. Zwischen Pfalz, Baiern, Jülich, Wirttemberg kam eine förmliche Vereinigung zu Stande, theils um dem Eindringen des spanischen Prinzen, dessen Succession der Kaiser auch jetzt noch mit unverdrossener Zähigkeit betrieb, entgegen zu arbeiten und dem Bischof von Arras die Verwaltung der deutschen Angelegenheiten zu entreißen, theils um den Landfrieden in Deutschland herzustellen.*) Um vor Allem den Markgrafen Albrecht zur Ruhe zu bringen, suchten sie im Februar und März 1553 die fränkischen Bischöfe zur Beobachtung der mit dem Markgrafen geschlossenen, vom Kaiser nunmehr bestätigten Verträge zu bewegen; der Kaiser selbst hatte sie zu dieser Vermittlung aufgefordert. Und höchst wahrscheinlich würden die geistlichen Herren, welche sich von allen Seiten verlassen sahen und von ihren eigenen Unterthanen nicht vertheidigt wurden — ihre Städte öffneten dem Markgrafen die Thore — nachgegeben haben, wären sie nicht durch die Mandate des Kammergerichts, mehr noch durch Versicherungen des Kaisers selbst, der endlich sogar zu Brüssel am 20. März 1553 die Cassation der Verträge wieder bestätigte und ohne freilich den Markgrafen zu nennen, alle Reichsstände zum Schutze der Bischöfe ermahnte,**) wieder so sehr ermuthigt worden, daß alle Vermittlungsversuche scheiterten. Nach tapfern Diensten vor Metz sah sich Albrecht nicht bloß um den bedungenen Sold, sondern auch um die Verträge mit den Bischöfen wieder betrogen und der Krieg brach auf's Neue in Franken aus. Als die vermittelnden Fürsten sahen, daß alle ihre Mühe verloren sei, erklärten sie, um wenigstens ihren eignen Ländern den Frieden zu sichern, sich für neutral und schlossen zur Vertheidigung ihrer Neutralität den Heidelberger Bund, welchem die rheinischen Kurfürsten alsbald beitraten. Man besorgte, bei der Gährung des Volkes, der Markgraf werde einen allgemeinen Bauernkrieg erregen, gefährlicher durch solchen Führer, als der vor dreißig Jahren.***) Albrecht aber, der sich inzwischen von den Muth fassenden Gegnern, vor Allen den

*) Vergl. Diplomatische Geschichte des Heidelberger Fürstenvereins. Zeitschrift für Baiern, Bd. II, 139 ff.

**) Vergl. Voigt, II, 40.

***) Vergl. Lanz, 948.

Nürnbergern, angegriffen sah, setzte den Krieg mit furchtbarer Erbitterung fort; fast alle Ortschaften und Schlösser im Bambergischen, Würzburgischen, Nürnbergischen wurden von ihm erobert oder geplündert und verbrannt. Die Städte Bamberg, Schweinfurt fielen in seine Hände, er war auf dem Wege, ganz Franken brandenburgisch zu machen.

Aber inzwischen hatte Albrecht in seinem früheren Freunde und Genossen Moritz einen Gegner sich erweckt, welcher über die Bischöfe und den Reichsbestand in Franken jetzt seine schützende Hand erhob. Moritz war aus dem ungarischen Kriege, nachdem er dort dem König wenigstens einige feste Plätze gerettet und sich mit den Türken tapfer herumgeschlagen hatte, so rühmlich, wie fast aus allen seinen Feldzügen, zurückgekehrt. Da er den Kaiser hinlänglich kannte, um seiner unversöhnlichen Rache gewiß zu sein, so erfüllte ihn dessen Verhältniß zu Albrecht mit um so größerer Besorgniß, als der Letztere seinem Groll gegen den Kurfürsten (wegen des Passauer Vertrages) in Drohungen und Schimpfreden Luft machte, von denen sich Moritz ein ganzes Verzeichniß angelegt hatte. Von der Feindschaft kam es bald zur offnen Fehde. Moritz trat mit den Feinden des Markgrafen in Verbindung, zu welchen auch Heinrich von Braunschweig gehörte, der mit den Protestanten in Norddeutschland, Albrecht's Verbündeten, im Kampfe lag. Moritz unterhandelte mit Ferdinand zu Eger über einen Landfriedensbund, welcher, wie der Heidelberger Bund für Süddeutschland, den Passauer Friedensvertrag in Franken und Norddeutschland durchführen sollte und vornämlich gegen den Markgrafen Albrecht gerichtet war. Dieser aber beschloß, den jetzt von allen Seiten in Vorbereitung stehenden Angriff nicht abzuwarten; er eilte, noch ehe die Gegner ihre Vorbereitungen beendigt hatten, nach Norddeutschland, um zunächst den Herzog Heinrich von Braunschweig niederzuwerfen. Dann gedachte er den Kurfürsten Friedrich August wieder einzusetzen — dessen Lande er sorglich schonte — und dem Protestantismus in ganz Deutschland den Sieg, sich selbst die Beute und die Lorbeeren zu erringen. Seine Ankunft entschied das Uebergewicht der protestantischen Waffen. Er war der Held des Volkes geworden, sein offenes derbes Wesen, sein Haß gegen den katholischen Klerus und seine

Feindschaft gegen Moritz machten ihn auch im Norden populär. Ein gewaltiger Recke, mit langem Bart, im Panzerhemd, drei Büchsen und zwei Faustkolben am Streitroß, den Hut mit Hahnenfedern geschmückt, so zog er einher, wie ein lebendiger Kriegsteufel, würdig, im dreißigjährigen Kriege mitzuspielen. Der Radicalismus der Zeit, der wilde Zerstörungstrieb, hatte in ihm sein letztes und furchtbarstes Oberhaupt gefunden.

Indeß hatte Moritz seine Rüstungen eben vollendet und zog, die Fehde dem frühern Genossen verkündigend, dem neuen Verbündeten zu Hülfe. Sonderbar! während es allgemein hieß, der kirchenstürmende Markgraf werde vom Kaiser heimlich unterstützt, während ihm niederländische Reiter zuzogen und das burgundische Kreuz auf seinen Fahnen erschien, zog Moritz, der Vorkämpfer des Protestantismus, zum Schutze der Bischöfe, von Hülfsvölkern des römischen Königs begleitet, gegen Jenen in's Feld. Auch über Moritz gingen seltsame Gerüchte. Es war davon die Rede, daß er nach Ueberwältigung des Markgrafen auch den Kaiser in den Niederlanden angreifen werde, zu welchem Zwecke er so eben ein neues Bündniß mit dem König von Frankreich verhandle. Seine Gegner legten ihm sogar die Absicht bei, sich selbst zum deutschen Kaiser zu machen.*)

Bei dem Dorfe Sievershausen, unfern Peina im Hannöverschen, kam es am 9. Juli 1553 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Blüthe des ober- und niedersächsischen Adels und beide Söhne des Herzogs Heinrich von Braunschweig fielen. Es war ein furchtbarer Bruderkampf, in welchem die nächsten Nachbarn sich gegenüber standen: Sachsen und Oberfranken, Braunschweiger, Lüneburger und Hessen. Albrecht wurde geschlagen, aber seinen Gegner Moritz traf eine Kugel, die ihm am zweiten Tage, im 33. Lebensjahre, den Tod brachte. Die sächsische Geschichte preist ihn als einen ihrer tüchtigsten Regenten, die deutsche als den Erretter des Protestantismus, den er freilich durch seinen Abfall erst in die größte Gefahr gebracht hatte; aber den Makel vielfältigen Treubruchs und grober Selbstsucht kann keine Sophistik von ihm abwaschen.

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Nr. 957.

Als Nachfolger im Kurfürstenthum hinterließ Moritz seinen schon früher vom Kaiser belehnten Bruder August, einen friedliebenden Fürsten, welcher den Krieg nicht fortsetzen wollte, sondern den Bitten seiner erschöpften Landschaft Gehör schenkte und unter Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg im August mit Albrecht Frieden schloß, wobei zugleich die alte Erbeinigung der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen wieder in Aussicht genommen wurde. Doch dauerte der Kampf in Niedersachsen und Franken noch einige Zeit fort. Albrecht wurde aber vor Braunschweig von der Uebermacht des Herzogs Heinrich im September geschlagen. Sein Glücksstern war jetzt rasch im Verbleichen; seine Gegner gingen in Franken zum Angriff über und zahlten nun alle seine Unthaten dem Lande mit Zinseszinsen heim. Gern wäre er jetzt zufrieden gewesen, wenn man ihm nur das Seine gelassen hätte, alle Freunde und Verwandte rief er um Hülfe und Vermittlung an und erinnerte den Kaiser an seine noch unbezahlten Dienste. Aber die eigene Familie wagte es nicht, dem Berüchtigten anders als durch ohnmächtige Vermittlungen zu helfen und der Kaiser, welcher ihm bis dahin ein doppeltes Gesicht gezeigt hatte,*) wandte ihm nun entschieden den Rücken, zumal Albrecht inzwischen sich wieder den Franzosen genähert und den Kaiser wegen seiner Soldrückstände in Schmähschriften angegriffen haben sollte.**) Die Acht und Aberacht ward gegen ihn verkündigt; Aller Hände waren gegen ihn, er gegen Alle. Nach verzweifeltem Kampfe und einer letzten Niederlage bei Schwarzach, da auch die Plassenburg, seine letzte Feste, fiel, floh er von Land und Leuten und fand ein Asyl in Frankreich. Als Dienstmann des Königs Heinrich hat der Unermüdliche mit seinen Wiedereroberungsplänen und Anzettelungen, mit Streitschriften und Händeln auf den Reichstagen, das Reich noch etliche Jahre beunruhigt. Wer weiß, was er noch angefangen hätte; aber seine Kräfte waren vor der Zeit erschöpft; er starb bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, zu Pforzheim, am 8. Januar 1557, erst fünfunddreißig Jahre alt, eine kraftvolle, begabte, für hohe Dinge nicht

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Nr. 854.

**) Vergl. Lanz, Correspondenz Nro. 971.

unempfängliche, aber in der Rohheit und dem lüderlichen Leben der Zeit ganz verkommene Natur. In seinen letzten Jahren machte ihn das Unglück fromm; er sah die Strafe des Himmels über sich wie über Alle hereinbrechen, welche einst gegen den frommen Johann Friedrich und die glaubenstreue Stadt Magdeburg gekämpft hatten. Die evangelische Kirche verdankt ihm eines ihrer schönsten Kirchenlieder.*)

Mit Albrecht war endlich das Hinderniß beseitigt, welches dem Abschluß eines allgemeinen, dauernden Friedens, im Sinne der Passauer Verabredung, noch entgegengestanden. Durch die Verbindung mit dem Friedensstörer hatte der Kaiser bei geistlichen und weltlichen Ständen den letzten Rest seines Ansehns verloren und es war mit ihm dahin gekommen, daß ihm der Herzog Heinrich von Braunschweig im Mai 1554 schreiben konnte, man sei allgemein der Meinung, daß der Kaiser den Unfrieden im Reiche absichtlich nähre, damit die Stände sich unter einander ausmergelten und verderbten, folgends der Kaiser das Reich um so leichter in seine und seines geliebten Sohnes, des Prinzen von Hispanien Dienstbarkeit bringen könne.**) Die Fürsten hatten sowohl gegen Albrecht als gegen den Kaiser ihre Friedensbünde geschlossen. Im Jahre 1554 kam nun eine Reihe von Verträgen zu Stande, durch welche sie ihre Streitigkeiten selbst schlichteten, jene Streitigkeiten, die einen so verhängnißvollen Einfluß auf die Reichsgeschichte gehabt hatten. Ferdinand war genöthigt, um die Aufnahme in den Heidelberger Bund zu erlangen, sich mit Herzog Christoph von Wirttemberg zu vertragen. Er entsagte seinen Ansprüchen auf das Herzogthum. In demselben Jahre begann die Schlichtung des langen Streites zwischen Hessen und Nassau wegen der Grafschaft Katzenellenbogen. Desgleichen versöhnten sich die beiden sächsischen Linien, deren alter Zwist so vieles Unglück über Deutschland gebracht und den Kaiser erst zum Schmalkaldischen Kriege ermuthigt hatte. Bald darauf, im März 1555, kam zwischen allen Linien der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen die alte Erbverbrüderung wieder zu Stande, ohne deren Auseinanderfallen der ganze Schmalkaldische Krieg nicht möglich gewesen wäre.

*) Vergl. Voigt, Albrecht Alcibiades.

**) Vergl. Lanz, Staatspapiere 532.

In Nord- und Süddeutschland reichten sich jetzt die mächtigsten Fürsten die Hand. Das deutsche Nationalgefühl, unter den starken Trieben jener gewaltig aufgeregten Zeit einer der stärksten, feierte nach vielen Verirrungen und Niederlagen jetzt einen glänzenden Triumph; es rettete Deutschland vor dem Loose (dem es erst im dreißigjährigen Kriege erlag), zufolge der Zwietracht seiner Fürsten eine Beute des Auslandes zu werden. Auf den wichtigsten deutschen Fürstenstühlen saßen jetzt kluge, gemäßigte und patriotische, in der Schule des Unglücks geprüfte Männer, deren Namen die Geschichte mit Hochachtung nennt. In der Noth war ihnen die Erkenntniß gekommen, welche nachher wieder verloren ging, daß sich nämlich die Menschen in der Religion nicht bekriegen, sondern vertragen sollen, im eigenen Interesse und zur Erhaltung des Vaterlandes, unter dessen breitem Dache verschiedene Glaubensformen Platz finden. Was sollte werden, wenn dieses breite Dach zerstört und mit dem Wohl und Wehe des Vaterlandes auch dessen religiöse Angelegenheiten fremdem Willen Preis gegeben wurden? Die Evangelischen hatten so eben auf's Neue an dem Beispiele von Metz erfahren, was für ihre Religion von französischer Hülfe zu erwarten sei und die Katholischen unter Albrecht's schwerer Hand den Schutz kennen gelernt, den ihnen spanische Politik gewähren mochte. Die Folge war, daß beide Theile in dem zu Passau gefaßten Entschlusse, sich zu vertragen, immer fester wurden.

In diesem Entschlusse vereinigte sich im Februar 1555 überaus zahlreich der Reichstag zu Augsburg, der von allen, die je gehalten wurden, vielleicht der patriotischste und der fruchtbarste gewesen ist. Die Verhandlungen desselben trugen von Anfang an den Charakter eines Compromisses, einer Vertragshandlung, in welcher beide Theile ihre gegenseitige Berechtigung anerkennen und durch beiderseitiges Aufgeben von Ansprüchen die Möglichkeit suchen, neben einander zu bestehen. Welch ein unermeßlicher Fortschritt, verglichen mit dem, was sich fünfundzwanzig Jahre früher an dieser Stelle zugetragen hatte! Die Verträge, durch welche so eben in den einzelnen Theilen Deutschlands Friede geschaffen worden, sollten hier gleichsam mit Einem großen Vertrage gekrönt werden, der die großen Streitigkeiten des gesammten Reiches schlichten und ihm für lange Zeit wieder feste Form und Gestalt geben sollte.

Aber bei der Größe der streitigen Fragen war dies immer noch ein höchst schwieriges Werk und es wurde viele Monate darüber auf das Heftigste gestritten. Wäre es auf den Kaiser angekommen, so würde es nie zu Stande gekommen sein. Da er die Stimmung der Fürsten und ihren unerschütterlichen Entschluß, einen ewigen Religionsfrieden aufzurichten, kannte, so weigerte er sich, unter Hinweisung auf seine Religionsscrupel, den Reichstag selbst zu halten; er überließ die ganze Sache seinem Bruder und erklärte im Voraus, am Religionsfrieden keinen Theil haben zu wollen. *) Auch Ferdinand hätte, um Zeit zu gewinnen, die Religionsfrage gern umgangen und wollte sie wieder auf einen künftigen Reichstag verschieben. Aber die Protestanten erklärten ihm, es sollte ihnen nicht wieder so ergehen, wie im Jahre 1545, und Ferdinand mußte sich fügen. **) Ohne Schwierigkeit hatte zuerst die Kurfürstenbank den Religionsfrieden beschlossen, welcher, auch wenn in's Künftige keine Religionsvergleichung zu Stande kommen sollte, „in alle Wege, beständig, beharrlich, unbedingt, für und für, ewig währen" sollte. Dieses Votum fand nun zwar im Fürstenrathe, wo die katholische Meinung noch immer einige eifrige Anhänger zählte, namentlich bei den beiden anwesenden Cardinälen, heftigen Widerspruch. Aber das energische Auftreten der so eben auf's Neue erbverbündeten Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen, welche einmüthig erklärten, daß sie an der Confession festhalten, in der Religion keine Stimmenmehrheit gelten lassen würden, machte einen solchen Eindruck, daß auch die Fürstenbank dem Beschlusse endlich beitrat, zumal die Cardinäle auf die Nachricht vom Tode des Papstes Julius plötzlich abreisten, um bei der neuen Papstwahl nicht zu fehlen. Auch über die Einzelheiten kam man endlich hinweg. Den Evangelischen wurde die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Gebieten zugestanden; alle von ihnen eingezogenen Güter, soweit sie nicht unmittelbar zum Reiche gehörten, wurden in den Frieden aufgenommen. Aber viel schwieriger als diese Fragen, die sich auf die vollendeten Thatsachen bezogen, war die Entscheidung der künftigen Irrun-

---

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Nr. 971.

**) Vergl. Lanz, Correspondenz 989, 990, 992, 993, 996.

gen. Es erhob sich hierbei ein Kampf, an welchem nun doch Alles wieder zu scheitern drohte. Zwar gaben die katholischen Fürsten endlich zu, daß auch künftige Uebertritte zur Augsburgischen Confession zwar nicht ausdrücklich gestattet, aber auch nicht verboten, sondern stillschweigend nachgelassen werden sollten. Dagegen machten sie zur Bedingung, daß die Freiheit des Uebertritts auf die weltlichen Stände beschränkt, bei den geistlichen aber den Verlust ihrer geistlichen Würden und Besitzungen zur Folge haben sollte.

Dieser geistliche Vorbehalt, welcher die geistlichen Herrschaften dem Protestantismus für immer entziehen sollte, hatte nun freilich einen starken Schein des Rechtes für sich, insofern man nämlich diese Herrschaften als Besitzthümer der römischen Kirche betrachtete. Aber das waren sie doch in der That nie gewesen; es waren deutsche Länder uud deutsche Fürsten wie die anderen, nur daß sie geistliche Namen führten und von Capiteln gewählt wurden. Dies Alles hätte bleiben können auch unabhängig von Rom, und die Protestanten verwahrten sich ausdrücklich gegen den Vorwurf von Mediatisirungsgelüsten. — Dagegen machten sie mit Recht geltend, daß diese Fürstenthümer zum alten Besitzstand des deutschen Adels gehörten, dessen jüngere Söhne dort ihre Versorgung und ihren Wirkungskreis gefunden hatten, und daß der geistliche Vorbehalt also eine Beeinträchtigung und Strafe für alle Evangelischen enthalte. — Sie waren eben so wenig einverstanden mit der Beschränkung der Religionsfreiheit auf die Reichsstände, da sie vielmehr auch für deren Unterthanen Glaubensfreiheit forderten und den Grundsatz, daß der Landesherr allein die Religion des Landes und der Unterthanen zu bestimmen habe, lebhaft bestritten. Aber die geistlichen Fürsten und König Ferdinand, welche bei der Gewähr auch dieser Forderungen den baldigen Untergang des Katholicismus in sämmtlichen Stiftern und in ganz Oesterreich oder eine Empörung ihrer Unterthanen befürchteten, leisteten hier so unüberwindlichen Widerstand, daß die Evangelischen endlich ihrer Friedensliebe das verhängnißvolle Opfer brachten, d. h. sie erklärten, daß sie in diesen Artikel des geistlichen Vorbehaltes zwar nicht einwilligen, ihn aber auch nicht verhindern könnten. Das Einzige, was sie noch erlangten, war eine besondere, dem Abschied angehängte Declaration des Königs,

welche den bereits übergetretenen Städten und Adligen der geistlichen Länder die Religionsfreiheit gewährleistete.

Und so kam denn endlich nach langen und schweren Geburtswehen der mit dem Reichsabschiede am 26. September 1555 verkündete Augsburger Religionsfrieden zu Stande. Weit entfernt, Alles das zu erreichen, was die Protestanten forderten und was dem Reiche gefrommt hätte, enthielt er Beschränkungen, aus denen in der Folge vieles Unheil hervorgegangen ist; immerhin ward er als eine große Errungenschaft der Zeit, als eine Grundlage langen Friedens begrüßt. Durch den abscheulichen, aber nicht von den Protestanten aufgestellten Grundsatz, lediglich der Landesherr mache die Religion des Landes, hat er freilich an der Stelle der gestürzten Glaubenstyrannei eine andere, oft noch viel schlimmere, aufgerichtet und dem entsetzlichsten Mißbrauch der Staatsgewalt die Bahn gebrochen.

Mit der kirchlichen ward auch die politische Verfassung des Reichs geordnet, und zwar in einer Weise, welche uns zeigt, wie tief das Ansehn des Kaisers gesunken, wie hoch der Widerwille gegen dessen Politik gestiegen war. Einhellig ward festgesetzt, daß künftig Urtheile und Achtserklärungen nur noch vom Reichsgericht ausgehen sollten und daß die Mitglieder dieses Gerichts künftig auch der Augsburgischen Confession anhängen dürften, daher sie nicht mehr auf die geistlichen Rechte verpflichtet sein und den Eid nicht bloß zu Gott und den Heiligen, sondern auch zu Gott und dem Evangelium sollten schwören dürfen. Ferner ward eine neue Kreisordnung entworfen, welche dem Reichsoberhaupt jede Einwirkung auf das Executionsverfahren entzog, die Wahl der Kreisobersten und seiner Zugeordneten, welche das Aufgebot nach den bestehenden Normen zu bestimmen haben sollten, den Ständen übertrug und diese ganze Ordnung auch auf den Fall auswärtiger Kriege, zur Abwehr auswärtiger Angriffe ausdehnte. Hiermit sollte dem Kaiser für alle Zukunft die Möglichkeit genommen werden, das Reich für seine auswärtigen Händel in Anspruch zu nehmen und es wurde deshalb auch der burgundische Kreis, welcher unendliche Händel mit Frankreich hatte, von der neuen Verfassung so lange wieder ausgeschlossen, bis der Kaiser die Niederlande auch der Gerichtsbarkeit des Reiches unterwerfe. Man wußte wohl, daß dies

niemals geschehen werde, aber man bemerkte auch, daß eine Landfriedensordnung unmöglich Demjenigen zu Gute kommen dürfe, welcher die Reichsgerichtsbarkeit nicht anerkenne.

Die deutsche Reichsverfassung erhielt somit im Wesentlichen die Gestalt, welche sie seitdem bis zu ihrem Untergange behalten hat. Das zusammenhaltende monarchische Element wurde noch mehr als bisher zu einem leeren Namen abgeschwächt und den Ständen eine fast unabhängige Stellung eingeräumt. Während aber in der innern Beschaffenheit dieser Glieder eine der größten Umwandlungen vorgegangen war, welche die Geschichte kennt, während sie, frei von der römischen Kirche, auf allen Gebieten des Lebens, in Politik und Religion, in Kunst und Wissenschaft, ein eigenes nationales Dasein sich errungen hatten, blieb doch der ganze äußere Bau und Mechanismus des Reiches unverändert bestehen. Es blieb ein „heiliges römisches Reich" mit einer hierarchischen Gliederung, römischem Kaiser, drei geistlichen, vier römisch-katholischen Kurfürsten, einer Mehrheit von römisch-katholischen Stimmen auf der Fürstenbank u. s. w. Die Nation hatte zum größten Theile den Grund zu ihrem innern kirchlichen und staatlichen Neubau gelegt, aber das äußere Gerüste des Reiches war unverändert stehen geblieben und von einem Umbau desselben war in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte gar nicht mehr die Rede. Es glich nun vollends einem alten Gehäuse, in welchem ganz verschiedene Räderwerke gehen. Wenn wir dieses Ergebniß mit Recht als ein Unglück für unsre Nationalgeschichte beklagen, so muß uns dabei der Gedanke trösten, daß es selbst unter viel günstigeren Verhältnissen noch nie und nirgends einem Volke gelungen ist, zwei Revolutionen auf einmal zu machen. Und wenn wir die reinere Herstellung des Christenthums, die Freiheit der Gewissen und der Kirchen, das Werk der deutschen Reformation nächst Jesu Christi Werk als die größte sittliche That der Geschichte preisen, für welche die Welt auf alle Zeiten unserm Volke zum Danke verpflichtet bleibt, so werden wir die namenlosen Opfer leichter tragen, mit denen dieses Verdienst erkauft wurde.

Der Kaiser hatte inzwischen seinen Successionsplan im Reiche nicht erreicht und die Gleichberechtigung der Protestanten, so wie den

ewigen Religionsfrieden zwar nicht anerkannt, aber doch geschehen lassen. Es drohte jetzt auch Italien seinem Hause wieder verloren zu gehen. Denn nach dem Tode des Papstes Julius und seines Nachfolgers Marcellus bestieg im Mai 1555 der älteste und unversöhnlichste Gegner seines Hauses, Peter Caraffa, als Paul IV. den päpstlichen Thron und trat, um Italien von den Spaniern zu befreien, mit Frankreich wieder in offenen Bund; er erneuerte zugleich alle Anmaßungen der Päpste aus dem dreizehnten Jahrhundert und begann damit, einen Proceß auf Bann gegen Karl und Philipp einleiten zu lassen, welche er für die Urheber und Gönner aller Ketzereien hielt! Eine Hoffnung hatte den Kaiser in den letzten Jahren noch aufrecht erhalten: durch die Vermählung Philipp's mit Marie, welche nach dem Tode Eduard's VI., im Jahre 1553 den englischen Thron bestiegen hatte und England wieder katholisch zu machen suchte, gedachte er, das englische Reich seinen Nachkommen zu verschaffen. Diese Heirath brachte ihn nochmals in Zwist mit seinem Bruder, welcher ebenfalls für einen seiner Söhne um Marien warb.*) Aber durch die Kinderlosigkeit der alternden Marie sollte Karl auch diese Hoffnung noch verschwinden sehen.

Müde der Welt, mit erschöpften Kräften, folgte Karl jetzt endlich einem längst gehegten Wunsche und trat vom politischen Schauplatze zurück. Finanzielle Bedrängnisse sollen diesen Entschluß beschleunigt haben. In den Jahren 1555 und 1556 legte er seine Kronen nieder; die Kaiserkrone trat er dem Bruder und längst vom Reich erwählten Nachfolger, die übrigen Kronen seinem Sohne Philipp ab. Dann zog er in das Kloster St. Yuste nach Estramadura. Dort hat er bis zu seinem am 21. September 1558 erfolgten Tode — nicht als Büßer und Mönch, wie früher gefabelt worden ist, sondern ganz behaglich Hof haltend, noch einige Jahre der Ruhe gepflegt; beschäftigt nur zum Theil mit frommen Uebungen, zum Theil mit den Staatsgeschäften, denen sein rastloser politischer Geist niemals entsagen konnte. Täglich empfing er die Berichte und gab die Anweisungen über die Angelegenheiten aller Länder des weiten Reiches;

*) Vergl. Lanz, Correspondenz Nr. 961.

nur von Deutschland mochte er Nichts wissen. Hauptsächlich beschäftigte ihn der durch des Papstes Hetzereien wieder ausgebrochene Krieg mit Frankreich und dem Papste. Aber die Freude über den großen Sieg, welchen Egmont bei St. Quentin im August 1557 erfochten, wurde verbittert durch die Unfähigkeit Philipp's, der sich alle Früchte desselben wieder entgehen ließ, und durch die halben Maßregeln Alba's gegen den Papst; die Nachricht, daß Philipp dem Papste aus religiöser Ehrfurcht einen bedingungslosen Frieden gewährt habe, versetzte den alten Kaiser in den heftigsten Zorn. Den bald nach seinem Tode mit den Franzosen geschlossenen Waffenstillstand und den endlichen Frieden von Câteau Cambresis (3. April 1559), welcher beiden Theilen ließ, was sie hatten, auch den Franzosen den Besitz ihrer deutschen Eroberungen (nur Savoyen ward restituirt) und die Verbindung beider Höfe durch die Vermählung Philipp's mit Elisabeth von Frankreich befestigte, hat Karl nicht mehr erlebt. Dieser Friede war hauptsächlich aus dem Bestreben beider Höfe hervorgegangen, die Ketzer in ihren Reichen zu unterdrücken. Hierzu ging ihnen der Kaiser noch kurz vor seinem Ende mit seinem Beispiele voran; den Haß gegen die Protestanten hinterließ er seinen Nachfolgern als ein blutiges Vermächtniß. Mit erbarmungsloser Härte ließ er Alle verfolgen, die des Lutherthums in Spanien verdächtig waren, mußte aber noch kurz vor seinem Ende die erschütternde Entdeckung machen, daß einer seiner eigenen Caplane der lutherischen Ketzerei überwiesen ward. *)

Die unparteiische Geschichte kann beim Rückblick auf die lange Laufbahn dieses Kaisers ihm den Ruhm eines großen Helden und Staatsmannes nicht vorenthalten. Welch ein gewaltiges Leben voll rastloser Thätigkeit, großer Entwürfe, kühner Thaten und ruhiger, selbst in den schlimmsten Lagen unerschütterlicher Ausdauer! Grade

*) Vergl. Stirling, the cloister life of the Emperor Charles the fifth. Mignet, Charles Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de St. Yuste. Paris, 1854. Th. Juste, histoire de la révolution des pays-bas. Bruxelles et Paris, 1855, livre I. Pichot, Charles Quint, chronique de sa vie intérieure. Paris, 1854. Gachard, retraite et mort de Charles Quint. 2 vols. Bruxelles, 1854 — 1855 und die Abhandlungen von Bakhuizen und Gachard in den bulletins de la commission royale d'histoire, tome I und den bulletins de l'academie royale de Belgique, tome XII, XXI.

in solchen Lagen zeigte sich sein Genie am glänzendsten. Nie war er thätiger und unerschöpflicher an Hülfsmitteln, als wenn Alles verloren schien. Und alles dies in einem von Melancholie umdüsterten Gemüthe, in einem kranken, fortwährend mit dem Tode ringenden Körper! Wenn wir seinen Ehrgeiz tadeln, welcher daran dachte, die ganze Welt seinem Kaiserthum unterzuordnen, so dürfen wir, um gerecht zu sein, nicht vergessen, daß dieser Ehrgeiz durch die Geschichte des Reiches und durch seine Stellung als eine Art von religiöser Pflicht ihm überliefert war, daß der Gedanke eines römischen Kaiserthums in alter Macht und Herrlichkeit, obgleich die Welt diesem Gedanken bereits entwachsen war, ihr gleichwohl noch immer tief im Herzen steckte und daß grade die besten deutschen Patrioten, ein Hutten, Luther und viele Andere, obwohl Vorkämpfer einer neuen Zeit, von diesem Gedanken immer noch erfüllt waren und seine Verwirklichung am lautesten von Karl V. selbst gefordert haben. Wohl wendet sich der schlichte deutsche Sinn mit Entrüstung von den Künsten ab, womit Karl V. seine Zwecke zu erreichen suchte. Aber auch hierbei kommt in billige Betrachtung, daß Karl der Zögling jener wälschen Staatskunst war, welche keinen Sinn für Treu und Glauben und für die gemeine Moral des Christenmenschen hatte und die bloße Zweckmäßigkeit und Feinheit als höchstes Gesetz der Politik verehrte. — Wir haben an diesem Kaiser vor Allem Eines zu beklagen, daß er kein Deutscher war und für die geistige Bewegung, welche in der deutschen Nation vor sich gegangen, kein Verständniß hatte. Auch dies ist eine von den großen Fügungen, welche der unerforschliche Rathschluß der Vorsehung über unsre Nation verhängt hat. Ihm selbst und unserm Volke gereichte es zum Unheil. Ihm selbst: denn nachdem er alle seine Feinde überwältigt hatte und an der Schwelle seines Zieles stand, wurde Deutschland das Grab seines Ruhmes. Unsrer Nation: denn sie wurde in der Durchführung ihrer größten That gehemmt und jener Zwitterzustand herbeigeführt, welchen Karl als sein schlimmstes Erbtheil dem Reiche hinterließ.

Drittes Kapitel.

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

I. Allgemeine Weltlage nach der Reformation.

Die germanischen und die romanischen Nationen. Ausbreitung des Protestantismus in Europa. — Der Calvinismus. — Reaction des Katholicismus. — Neue Orden. — Die Jesuiten. — Das Papstthum nach der Reformation. — Das Concilium von Trident. — Der spanische Absolutismus Philipp's II. — Der Aufstand der Niederlande. — Die Hugenottenkriege in Frankreich. — Fortschritte des Katholicismus im Norden und Osten.

Mit dem Augsburger Religionsfrieden war nur der erste Act in dem großen Völkerdrama geschlossen, welches eine neue auf der Freiheit und Selbständigkeit der Nationen ruhende Weltordnung begründen sollte. Doch nur das Schwerste, nämlich der Anfang war vollbracht: aus deutschem Geiste war die Reformation geboren und als fertige Thatsache anerkannt worden. Aber es fehlte viel, daß sie nun auch schon die Früchte getragen hätte, welche erst durch die Arbeit von Jahrhunderten reifen konnten; es fehlte viel, daß sie auch nur in ihrer äußern Existenz gesichert gewesen wäre und jenen Frieden der Verheißung gebracht hätte, von dem es heißt, daß nur Ein Hirt und Eine Heerde sein soll. Das von rohen Leidenschaften und finsterem Wahne noch keineswegs befreiete Geschlecht vermochte sich mit seltnen Ausnahmen zu dem Gedanken allgemeiner christlicher Liebe und Duldung auch der Andersgläubigen noch lange nicht zu erheben und erblickte vielmehr in Jedem, welcher Gott nach einer andern Confession verehrte, mit heidnischer und jüdischer Bornirtheit einen Feind Gottes und der Menschen. Deshalb geschah, was einst schon Christus geweissagt und Luther wiederholt hatte, das Evangelium war in die Welt gekommen, nicht um den Frieden, sondern um den Krieg zu bringen. Noch Ströme Blutes mußten fließen, bis die Christen das Wort der Liebe fassen lernten.

Betrachten wir die allgemeine Weltlage zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens, so sehen wir, daß die nordischen Völker germanischen Stammes sich entweder bereits von Rom losgemacht und ein nach der Lehre der deutschen Reformatoren eingerichtetes Kirchenwesen gegründet hatten oder eben im Begriffe waren, es zu thun, während umgekehrt die bei den Germanen unterliegende römische Kirche bei den romanischen Völkern eben jetzt nach langer Erschlaffung und Verderbniß neue Lebenskräfte gewann. Diese Erscheinung kann keine zufällige sein, sie beruht auf dem tiefen uralten Gegensatze zwischen dem romanischen und germanischen Wesen. Nur widerstrebend und unter steten Kämpfen hatte sich das letztere einst dem römischen Joche gefügt, es riß sich los, sobald es sich geistig gestärkt und fähig fühlte, seine religiösen Bedürfnisse selbst zu befriedigen. Aber diese aus der innersten Anlage zur Freiheit hervorgehende Mündigkeit des Geistes war den romanischen Völkern zu allen Zeiten fremd, sie waren von jeher erst von den heidnischen, dann von den christlichen Priestern in ihrem religiösen Leben abhängig. Das Bedürfniß nach äußerer, sichtbarer Autorität ist bei diesen Völkern viel größer und ursprünglicher, als bei den Germanen, die strenge Zucht und Arbeit des Gedankens, die Selbständigkeit des Geistes, der persönliche Verkehr eines tief innerlichen Gemüthes mit Gott, welche der Protestantismus von seinen Bekennern fordert, ist diesen leicht geschaffenen Südländern zu schwer, sie befinden sich glücklicher im Schoß der Kirche, welche, wie die Mutter dem Säugling, Jedem sein Seelenglück ohne Mühe spendet und in ihrer sinnlichen Pracht und Größe der Phantasie ein sichtbares Abbild vom Reiche Gottes darbietet.

Dazu kamen noch viele andere Ursachen. Die germanischen Völker waren auch in ihrem bürgerlichen Leben viel freier, ihr Staatsleben stellte einen sittlichen Organismus, einen lebendigen Zusammenhang dar zwischen den Gliedern des Volkes, den Herrschern und den Beherrschten, weßhalb sie auch die Reformation gemeinschaftlich ergriffen und gemeinschaftlich so leicht und schnell einführen konnten. Dagegen die romanischen Nationen bestanden mehr oder weniger aus unorganisch zusammengehäuften Volksmassen, eroberten Ländern und Völkern, die mit mechanischem Druck regiert wurden. Dabei träumte

Italien immer noch von römischer Weltherrschaft, in Spanien herrschte ein von der Kirche seit Jahrhunderten genährter fanatischer Eroberungstrieb, für welchen sich eben jetzt in der Entdeckung neuer Welten unermeßliche Aussichten eröffneten und welcher von dem Ruhme und der Größe dieser aufstrebenden, jetzt, wie sie wähnte, zur Weltherrschaft berufenen Nation untrennbar war; Frankreich endlich ward von einem Einheits- und Uniformitätsdrange beseelt, der keine Abweichungen von der Regel des Reiches dulden wollte und schon den bloßen Gedanken verschiedener Religionen in dem einen Reiche ganz unerträglich fand. Nur durch das Gegentheil aller dieser Verhältnisse und Bestrebungen hatte der Protestantismus in Deutschland entstehen und Wurzel schlagen können.

Indessen trotz alle dem hatte die evangelische Lehre doch auch bei den romanischen Völkern großen Anklang gefunden. Protestantische Elemente, geistige Bildung und bürgerliche Freiheit waren ja auf diesem Boden zuerst erblüht; und hatten nicht die Waldenser, diese Vorläufer des Protestantismus, grade im südlichen Frankreich und in den benachbarten Strichen von Italien und Spanien ihre Heimath? Nirgends hatte die von der entarteten Kirche ausgehende Verderbniß sich üppiger als hier entfaltet, hier hatte auch der politische Absolutismus seine Heimath gefunden, hier war mithin das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Befreiung und Wiedergeburt wo möglich noch größer, als unter den Germanen. Wir sahen, wie selbst die Regierenden, Fürsten und Minister, vom reformatorischen Zeitgeiste bis zu einem gewissen Grade ergriffen wurden. Und im Volke, namentlich unter den gebildeteren, selbständigen Classen, im Bürgerstande, unter dem Adel und den Gelehrten nahm er bald eine viel tiefere Richtung. Während aber in Deutschland die Reformation, weil sie von den Obrigkeiten durchgeführt wurde, sich in den von Luther gezogenen Schranken hielt und die Sorge um das Weltliche dem Staate überließ, nahm sie dort, wo sie gegen fortwährende Unterdrückung von oben und zugleich gegen tiefe Volksverderbniß anzukämpfen hatte, einen nur um so entschiedeneren, radicaleren Charakter an; sie bildete sich hier in den Formen des Calvinismus aus.

Johann Calvin (Chauvin), geboren am 10. Juni 1509 zu

Noyon in der Picardie, hatte die Rechtswissenschaft, die Bibel und den Augustin studirt; er war ein tiefer, glühender Geist wie Luther; als Jüngling ein eifriger Papist, wurde er wie durch plötzliche Erleuchtung ein noch eifrigerer Feind des Papstthums; dabei ein Mann von antiker Einfachheit und Kraft des Willens; sobald er sich als Gegner der bestehenden Kirche erkannte, warf er seine guten Pfründen von sich und litt freiwillig Noth und Verfolgung. So kam er in die Stadt Genf, zu deren Lehrer und Ordner er berufen wurde und die er unter heißen Kämpfen umgestaltete. Seine Lehre zeichnete sich durch den einfachen und strengen Sinn des Meisters aus; in der Dogmatik war er noch strenger als Luther, indem er die Lehre des Augustinus von der Prädestination oder Vorherbestimmung des Menschen zum Guten oder Bösen ganz allein durch Gottes Gnadenwahl mit der starren Consequenz eines juristischen Verstandes bis in ihre äußersten, schroffsten Folgerungen festhielt. Diese Lehre in ihrer furchtbaren Härte war eine natürliche Reaction gegen die noch furchtbarere Liederlichkeit und Freigeisterei der Zeit, welche in den wälschen Landen ärger als irgendwo alles Leben wie eine Pest vergiftet hatte und zu ihrer Heilung ein potenzirtes Lutherthum, einen Moses und Lykurg bedurfte. Auch in der Abendmahlslehre neigte Calvin mehr zu Luther als zu Zwingli hin. Die Eigenthümlichkeiten seiner Lehre hingen nämlich mit seinen Anschauungen von der Kirche zusammen. Im steten Kampfe mit einer verdorbenen Welt, inmitten einer tief zerrütteten Gemeinde, die er, zum Theil aus neuen Elementen, den zahlreichen nach Genf entflohenen evangelischen Bekennern, ganz neu gestalten mußte, hatte sich Calvin in jener Ansicht befestigt, die wir in ihren rohesten Grundzügen schon an den Wiedertäufern bemerkten, er stellte der verderbten unheiligen Welt eine ganz neue, aus den Auserwählten des Herrn bestehende, mit antiker Strenge alles Fremdartige und Unheilige von sich abstoßende, fast theokratisch geordnete Gemeinde entgegen, welche das ganze Leben ihrer Angehörigen dictatorisch beherrschte. Während Luther und Zwingli, zum Theil in Folge äußerer Verhältnisse, der weltlichen Obrigkeit die Hut der Kirche noch überließen, gelangte durch Calvin die evangelische Kirche zuerst zu ihrer vollen Selbständigkeit und eigenen Gestaltung. Er hauchte ihr

den gewaltigen politischen Geist ein, den er mit den großen Gesetzgebern des Alterthums gemein hat, jene republikanische Zucht und Gemeinschaft, womit sie den Kampf gegen die ungeheure Wucht der Staats- und Kirchengewalten großer Reiche aufnehmen konnte.

Calvin selbst war, abgesehen von seinen Angriffen auf die römische Kirche, deren Gewalt und Schärfe selbst diejenigen der deutschen Reformatoren noch überbot, *) nichts weniger als revolutionär. Wie er im Gegentheil ein Mann der strengsten Ordnung war und als ein solcher bis an sein Ende mit eiserner Härte gewaltet hat, wie er auch den Schwarm- und Rottengeistern, den sogenannten „Libertinern," gewaltig entgegentrat, so daß er mit Luther das Schicksal gemein hatte, von Vielen als ein neuer Papst verschrieen zu werden, **) so mahnte er auch seine Anhänger — welche in Frankreich

*) Als Beispiele der leidenschaftlichen Sprache der Zeit mögen hier Stellen aus den Schriften Luther's und Calvin's wider das Concilium von Trident folgen: Luther: Gleich wie ein Gaukler den albernen Leuten Gulden in's Maul gaukelt, aber wenn sie es aufthun, so haben sie Pferdedreck drinnen, so thut auch dieser schändliche Lecker (Papst Paul III.), schreibt nun schier zum fünften Male aus ein Concilium und dafür danke ihm der leidige Teufel und komme auch nicht hinein, denn der leidige Teufel, dazu seine Mutter, seine Schwester und seine Hurenkinder, Papst, Cardinäle und was mehr der höllischen Grundsuppen zu Rom ist 2c. Calvin: Laßt uns nicht aufhören, jene schändliche und hurerische Frechheit durch das allerheiligste Wort, welches sie so verwegen insultiren, zu bekämpfen, damit Alle klar erkennen, welch ein Unterschied stattfinde zwischen der keuschen Braut Christi und der schändlichen Hure Belial's, dem Heiligthum Gottes und Satans Bordell, der geistigen Wohnung der Frommen und einem Schweinestall, mit einem Worte, zwischen der wahren Kirche und dem römischen Hofe. — —

**) Er hat sogar einen Ketzer, Servet, hinrichten lassen, welcher die Dreieinigkeit angriff. Ueber dieses schon damals von den Protestanten tief bedauerte Factum, zu dessen richtigem Verständniß man sich in die damaligen Verhältnisse von Genf versetzen muß, wird von den katholischen Schriftstellern ein großes Geschrei gemacht, welche dabei ganz vergessen, daß sie der Reformation kein ehrenvolleres Zeugniß ausstellen können, als durch die Forderung einer Duldsamkeit, von welcher diese Tadler selbst noch heute so gar weit entfernt sind. Damals konnte es sich billigerweise nur fragen, welche Kirche war am wenigsten grausam? und diese Frage ist leicht zu beantworten: Zahlen beweisen. Der einzige Inquisitor Torquemada hat 10,000 Menschen lebendig und 7000 in effigie verbrennen lassen! Die katholische Kirche zählte damals bloß ihre nachweisbaren Schlachtopfer nach Hunderttausenden. Wenn man aber alle eigentlichen Ketzerhinrichtungen in protestantischen Ländern zusammenaddirt, so kommen nicht hundert heraus.

den Namen Hugenotten erhielten — aller Orten zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit und ging selbst mit gutem Beispiele voran, ja er verbot ihnen sogar, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und erwartete gleich Luther Nichts vom Schwerte, Alles von der Macht des Gebetes und des Märtyrerthums.*) Aber er so wenig als Luther konnte sich im Sturme der Zeit auf diesem Standpunkte immer behaupten, ja er selbst sollte noch vor seinem im Jahre 1564 erfolgten Tode in seinem Vaterlande den wildesten Bürgerkrieg entbrennen sehen und seine Kirche zur Tapferkeit in der Vertheidigung heiliger wohlerworbener Rechte gegen brutale Vergewaltigung ermahnen. In diesen Kämpfen erhielt das Selbstgefühl des Volkes, das für seine ewigen unveräußerlichen Rechte stritt, durch die von Calvin gestiftete Kirche die höhere Weihe, die unüberwindliche Ausdauer und Kraft. Wie die Maccabäer zogen diese Gemeinden, geführt von ihren Predigern, in das Feld und gewannen selbst aus ihren Niederlagen neue Kraft; wohin sie kamen, da verbreitete sich der stolze edle Volksgeist, von welchem Englands großer Dichter sagte, „daß nun der Bauer dem Edelmanne auf die Fersen trete;" überall, wo der Calvinismus sich entfaltete, hat er tief eingewirkt auf die Bildung der politischen Ideen, auf die Gestaltung des protestantischen Staatswesens; er war der Sauerteig des Jahrhunderts; seine Jünger bildeten die Partei des Fortschritts, der Bewegung, und alle großen Vorkämpfer, Helden und Staatsmänner der Zeit, ein Coligny, Oranien, Heinrich IV. und Elisabeth waren von diesem Geiste berührt oder wurden von ihm auf den Schild gehoben.

Als ein deutlicher Beweis der Gnade Gottes galt es schon den Zeitgenossen, daß das kleine Genf, welches damals kaum 15,000 Einwohner zählte, obgleich umringt von großen katholischen Mächten, von Savoyen, Spanien, Frankreich und dem Papste, welche ihm fortwährend den Untergang drohten, Allianzen schlossen, Heere rüsteten, sich aber aus Eifersucht auf den Besitz der wohlgelegenen Stadt doch nie-

*) Vergl. die Urkunden bei Henry, das Leben Calvin's. Hamburg, 1835, 1836, 1844. II, 255. III, 401 ff., sein Gehorsam gegen den Rath zu Genf, III, 362 ff.

mals vereinigen konnten, vor allen Gefahren wunderbar geschützt blieb. Hier strömten im Herzen der katholischen Welt fortwährend protestantische Flüchtlinge zusammen, von hier gingen ihre Briefe, zahllose Druckschriften, Prediger und Missionäre aus; Genf hieß das protestantische Rom und verdiente diesen Namen auch noch dadurch, daß Calvin, obwohl schroff und unzugänglich gegen die römische Kirche, seine einzige und wahre Gegnerin, mit der er keinerlei Gemeinschaft haben wollte — und vielleicht hätte er viele französische Bischöfe für sich gewinnen können, sie wollten übertreten, wenn nur das Bisthum bleibe, aber er wies sie stolz zurück — desto nachgiebiger gegen die protestantischen Bekenntnisse war, die er in Einer großen evangelischen Allianz zu vereinigen suchte. So brachte er alle französischen Gemeinden schon frühe in große Nationalsynoden zusammen, in Polen brachte er eine Union der Calvinisten mit den Lutheranern und Hussiten zu Stande. Calvin's heißester Wunsch war aber auf eine Verbindung mit den deutschen Protestanten gerichtet. Vor Luther hegte er die Verehrung, die der Schüler dem Meister zollt, deutsche Bildung ward in Genf gepflegt, Studirende wurden vom Staate ausgeschickt, um die Sprache und Wissenschaft der Deutschen zu studiren. Calvin war der Ansicht, nicht das, was die evangelischen Confessionen trenne, sondern das, was sie verbinde, müsse gegenüber dem täglich drohender zur Einheit und Macht wieder heranwachsenden Gegner in's Auge gefaßt werden. Aber nur mit den protestantischen Schweizern, die sich unter einander schon in der helvetischen Confession von 1536 kirchlich vereinigt hatten, kam im Consensus Tigurinus von 1549 (erneuert 1551 und 1554) eine Einigung zu Stande; dagegen Calvin's und seiner deutschen Anhänger Bemühungen in Deutschland scheiterten an dem zähen Widerstand der lutherischen Theologen.

Gleichzeitig mit dem Calvinismus in Frankreich erhob sich nun aber in Italien und Spanien ein religiöser Reformationsdrang von ganz anderer Art; er ging nicht auf Befreiung der Gewissen von der römischen Kirche, sondern im Gegentheil auf Herstellung unbedingter Autorität und mittelst derselben auf Heilung der auch von diesen Reformatoren tief empfundenen Gebrechen. Da traten plötzlich, wie in den früheren bewegten Zeiten der Kirche, eine Reihe neuer Orden und

Gesellschaften zusammen, der Kapuziner, der Theatiner, der Barnabiten, der Somasker, der Priester vom Oratorium, der Ursulinerinnen und so manche andere Vereine und Anstalten, welche sämmtlich der Wiedererweckung des christlichen Lebens, der geistigen und sittlichen Hebung des Klerus, der Pflege und Bildung des verwahrlosten Volkes gewidmet waren. Ein Geist der Liebe und Barmherzigkeit ging von diesen Gründern aus, welche die von den deutschen Reformatoren in gerechter Entrüstung über die todte Werkheiligkeit der Kirche vernachlässigte Seite eines werkthätigen Glaubens aufgriffen und dafür von dem durch die langen Kriege in leibliche und geistige Noth versunkenen Volke wie rettende Engel begrüßt wurden. Auch sie wurden anfangs von den herrschenden Gewalten in Staat und Kirche ungünstig aufgenommen; aber wie die deutschen Protestanten rissen sie bald Alles mit sich fort; so groß war das Bedürfniß nach Erneuerung.

Von allen diesen Gründungen erlangte der von dem spanischen Ritter Inigo oder **Ignatius von Loyola** gestiftete Orden der Gesellschaft Jesu oder der **Jesuiten** bald die bei Weitem folgenreichste Wirksamkeit. Auch sie waren die Kinder einer Zeit, welche nach Wiedergeburt rang. Auch Loyola hatte — nachdem ihn die bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 empfangenen Wunden aus einer glänzenden weltlichen Laufbahn gerissen und auf das Siechbett geworfen hatten — in schweren Seelenkämpfen wie Luther gerungen, um den Heiland zu finden; aber wie Luther, der echteste Repräsentant des deutschen Geistes, ihn nur durch die eigene Forschung in der heiligen Schrift und in den Tiefen seines Gemüthes gefunden hatte, so war er dem Loyola, als einem echten Südländer, in phantastischen Visionen nahe getreten und nur in der sichtbaren Kirche glaubte er ihn finden zu können. Christus war ihm als Werbeofficier erschienen, seinem Dienste hatten sich Loyola und dessen Freunde mit glühender Begeisterung geweiht; in ihrer „Compagnie," die sie Gesellschaft Jesu nannten, vereinigte sich der ritterlich phantastische Geist des spanischen Mittelalters mit der Einfachheit und Demuth der apostolischen Zeiten. Sie wollten bei ihrer ersten Gründung dem Heiland in Jerusalem dienen, die Pilger pflegen und die

Saracenen bekehren. Aber Papst Paul III., der den Orden im Jahre 1540 bestätigte und mit großen Vorrechten begabte, wußte ihn besser zu verwenden. Indem der neue Orden den unbedingten Gehorsam gegen den Papst als Jesu Statthalter zu seinem obersten Gelübde machte, erhielt er den Auftrag, die Autorität des Papstes allenthalben in der alten Welt wieder herzustellen und über die neue Welt zu verbreiten. Er wurde also zu einer politischen, welterobernden Aufgabe bestimmt und zu diesem Zwecke ward ihm nach und nach eine Verfassung und eine Politik zu eigen, in welcher der Geist des alten und des neuen Rom, herrische Gewalt und schlaue Schmiegsamkeit, tiefe Welt- und Menschenkenntniß und eine großartige, weltumfassende, dem Einen Ziele alles Andere unterordnende Zweckmäßigkeit der Mittel sich selber übertroffen hat.

Der Jesuitenorden in seiner Vollendung stellte einen Mikrokosmus dar, er ward gleichsam das innere Räderwerk der Kirche. Wie der Klerus dem großen Haufen der Laien gegenüber die Kirche bildet, so ward die „Gesellschaft Jesu" für den großen Haufen des Klerus eine Kirche im engeren Sinne. In die innersten Kreise dieses Ordens wurde Niemand eingelassen, der nicht durch lange Prüfungen bewährt gefunden war. Der Orden hatte es aber auch verschmäht, es war nicht sein Zweck, sich in Klöster einzuschließen, um dort frommer Trägheit obzuliegen. Von allen Klosterregeln, auch von der Ordenstracht war er entbunden, Nichts sollte ihn äußerlich von der Welt scheiden, mitten in der Welt sollte er stehen und verkehren, um ihr besser beikommen zu können. Auf diese Weise sollte er dem Schicksale der früheren Mönchsorden entgehen, welche in ihrer Absonderung verkommen und zum Gespötte der Welt geworden waren. Nur die erfahrensten Meister gelangten in die höchste Classe der Professen, aus deren Zahl die Oberhäupter, die Rectoren und die Provinzialen und der Ordensgeneral zu Rom hervorging, welcher die ganze Maschine mit Leichtigkeit leitete, aber selbst wieder unter der Aufsicht seiner Assistenten stand.

Der Jesuitenorden hat, wie Alles in der Welt, seine Geschichte und folglich sehr verschiedene Perioden gehabt. Seine schönste und wirkungsvollste Zeit war die Zeit seiner Jugend; da trat er gleich den ersten gottbegeisterten Protestanten voll kühnen Gottvertrauens, voll

Siegeszuversicht und jugendlicher Begeisterung auf, wie es einer echten Ritterschaft geziemte. Die Jesuiten bildeten damals die äußerste Rechte in der Kirche, die Gegenfüßler der Hugenotten; noch eine kleine, aber mächtige Partei, mächtig durch hingebende, rücksichtslose Begeisterung, durch tadellosen Wandel, aber auch durch die schneidende Logik und Consequenz, womit sie aus den Vordersätzen der römischen Kirche „Weide meine Schafe," „Du bist der Fels" rc. die ganze Papstabsolutie entwickelten und von keiner Vermittlung, von keiner Beeinträchtigung der monarchischen Gewalt des Papstes, von keinen National- noch Generalconcilien, von keinen Zugeständnissen, weder an die Ketzer noch an die Landeskirchen, wissen wollten. Wie heftig haben sich die Jesuiten in Deutschland dem Interim des Kaisers widersetzt, der sie deshalb aus dem Reiche verbannte! Wie schroff und herbe trat Lainez zu Trident und Poissy den Höfen und dem Klerus gegenüber! An den Jesuiten hat es nicht gelegen, daß die Welt damals nicht ganz in's protestantische Lager getrieben worden ist.

Aber freilich, diese ursprüngliche Erscheinung einer idealen Begeisterung ist auch hier sehr bald durch die weltlichen Dinge getrübt und verunstaltet worden, welchen dieser Orden, eben weil er die Welt beherrschen wollte und ein Ziel verfolgte, das doch im Grunde nur ein weltliches ist, vor Allen ausgesetzt war. Der Orden hatte von Anfang an keinen wahrhaften, weder sittlichen noch religiösen Inhalt. Die bloße Autorität, die er herstellen wollte, ist ein armes leeres Gedankending, welches so wenig als die bloße abstracte Freiheit einen wahren Glauben und eine wahre Sittlichkeit erzeugen kann. Ueber die politischen und die sonstigen Grundsätze des Ordens läßt sich deshalb gar Nichts Allgemeines sagen. Sie waren so verschieden als die Zeiten und die Orte, wo Jesuiten gelebt haben. Alles, was nicht zu ihrem Ordenszweck gehörte, behandelten sie von Anfang an als offene Frage. Ja, ihre Grundsatzlosigkeit in Allem, was nicht den Absolutismus der römischen Kirche und des Ordens betraf (welcher anfangs sich mit der römischen Kirche, aber im weiteren Verlaufe die Kirche mit dem Orden identificirte), ist sprichwörtlich geworden. Im südlichen Europa dienten sie dem Despotismus, in Frankreich baueten sie Barricaden und vertheidigten den Tyrannen-

mord, derselbe Lainez, der auf der Tridentinischen Synode die Papstabsolutie vertheidigte, stellte zugleich die Theorie vom Gesellschaftsvertrage, die Lehre von der Volkssouverainetät als Grundlage aller weltlichen Gewalten auf. Es lag im Interesse der Jesuiten, um die römische Kirche als Reich Gottes zu erhöhen, den Staat um so tiefer nach ihrer Meinung dadurch herabzuziehen, daß sie ihn als bloßes Menschenwerk darstellten. Sie waren auch in dieser Beziehung die Gegenfüßler des Protestantismus, welcher umgekehrt das Papstthum auf den Teufel, die Staatsgewalten aber auf göttliche Einsetzung zurückführte.

Die Jesuiten hatten es vollkommen begriffen, daß man den Kampf gegen den Protestantismus nicht im alten Mönchslatein, nicht mit den stumpfen Waffen der Scholastik, sondern mit wirksameren Mitteln führen müsse. Ihre größte Sorgfalt in Europa und insbesondere in Deutschland aber war den beiden Dingen gewidmet, in denen der Protestantismus seine Ueberlegenheit am augenfälligsten gezeigt hatte, nämlich der Predigt und dem Unterricht; ihre Canzelredner und ihre Unterrichtsanstalten, zu denen sie sich aus den Geschenken der Anhänger, später auch durch gewinnbringende Geldgeschäfte reiche Mittel zu verschaffen wußten, übertrafen bald in vieler Hinsicht die protestantischen. Hier traten sie als die glücklichen Nebenbuhler des Protestantismus auf, was bei dem Zustande, in welchen vielfach dieser letztere gerieth, nicht so gar schwer war. Nicht auf wahre Geistesbildung gingen diese Schulen aus: sie waren im Gegentheil meist bloße Dressuranstalten, in welchen gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse und ein äußerlich frommes, anständiges und feines Wesen, vor Allem unbedingter Gehorsam eingeprägt wurde. Aber schon mit diesem bloßen Scheine einer vorzüglichen Bildung und Frömmigkeit machten sie dem in mancherlei Rohheit versunkenen Protestantismus die gefährlichste Concurrenz, namentlich unter jenen vornehmen Classen, auf welche es der Orden vorzüglich abgesehen hatte. In der großen Welt zeichneten sich die Jesuiten auch durch eine gewisse Geistesfreiheit aus; ihre Ansichten von der Erbsünde und dem freien Willen waren im Sinne der römischen Kirche viel liberaler, als die protestantischen; wer ihnen folgte, der mochte im Uebrigen wissen, denken und glauben, was er wollte, wenn er nur dem Papste und dem Orden mit Leib und Seele sich zu eigen gab.

Diesem verführerischen Afterbild der Freiheit war freilich der innerste Kern genommen, es fehlte ihm das eigene Gewissen, der köstlichste Schatz des freien Christenmenschen. Die Jesuiten machten es, nach dem geistreichen Worte eines neueren Historikers*) mit ihren Zöglingen, wie die Knaben mit den Maikäfern. Sie ließen sie im Sonnenstrahl der Freiheit fliegen und gaben dem Faden die möglichste Länge; aber immer behielten sie ihn in der Hand. Für den echten, ehrlichen Protestanten war diese Art von Freiheit eine unwürdige Knechtschaft. Aber für die meisten Menschen, namentlich unter jenen Classen, welche mehr auf den glänzenden äußeren Schein, als auf das innere Wesen sehen, war es eine gewaltige Versuchung. Auch in der Moral suchten sie es ihren Jüngern bald viel leichter zu machen, als der Protestantismus mit seinen unerbittlich strengen Forderungen. Sie „streueten Blumen auf den Weg der Tugend, lösten die traurigen Bußpsalmen der alten Kirche in süße, schmelzende Melodien auf, schmückten Kirchen und Altäre nach weltlicher Mode aus und überzogen die harten Betschemel mit weichem Sammet, damit die Kniee der Könige und Vornehmen sich ja nicht daran stießen. Unter süßlichem Beigeschmack ward die bittere Arznei der Buße gereicht.“ Auch den Ketzern, besonders den vornehmen, suchten sie als verirrten Schafen die Rückkehr zur Heerde möglichst leicht und angenehm zu machen; wo aber diese sanften Mittel nicht verfangen wollten, da brauchten sie andere, und alle Mittel, die zum Ziele führten, List, Lüge, Gewalt und Grausamkeit schienen ihrem Fanatismus erlaubt zu sein.

Von Anfang an hatten die Jesuiten, wie gesagt, ihre Thätigkeit als Beichtväter, Professoren, Diplomaten rc. vorzugsweise auf die Spitzen der Gesellschaft gerichtet und sich des leitenden Einflusses bemächtigt, den Verkehr mit dem gemeinen Volke andern Orden, namentlich den Capuzinern, überlassend. Jedoch übten sie auch auf das Volk überall, wo man ihnen den Eingang gestattete, bald den ungeheuersten Einfluß aus, der aber natürlich nicht auf wahre Volksbildung, sondern auf bloße Volksdressur gerichtet war. Da erschienen sie dann als

*) Vergl. Hagenbach, Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation, III, 473 ff.

Retter in der Noth, als heilige Wunderthäter vor den entzückten Massen; durch grobsinnliche Mittel, durch Zeichen und Wunder, durch Processionen und Schauspiele, auch durch Volkspredigten, die aber auf den rohesten Effect berechnet waren und nur den einen Zweck der Dressur verfolgten, suchten sie das Volk zu fesseln, zur gläubigen Dummheit, zur Unselbständigkeit des Urtheils, zum Fanatismus zu erziehen.

Zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens, 1556, im Todesjahr des Stifters,*) zählte der Orden bereits zwölf Provinzen, davon neun in Europa, hundert öffentliche Collegien und an tausend Ordensglieder. Und von da an ist er noch über hundert Jahre mächtig gewachsen und gediehen. Ihr erster Provinzial in Deutschland war Peter Canisius, der „Apostel Deutschlands," der Gründer vieler Collegien und Schulen, der Verfasser eines berühmten Catechismus, in welchem (wie der Protestantismus im lutherischen und im Heidelberger) der Katholicismus durch bündige Fragen und Antworten dem Schüler eingeprägt wurde. Die Furchtbarkeit des Ordens für das protestantische Europa bestand hauptsächlich darin, daß, während die protestantische Welt, weil es ihr mit ihrer Gewissensfreiheit Ernst war, sich in viele Kirchen zersplitterte, umgekehrt der Jesuitenorden die zerrissene katholische Welt wieder zusammenfügte. „Es war," sagt ein ausgezeichneter Kirchenhistoriker, „nicht leicht, diesem Zusammenwirken guter und schlechter Eigenschaften ein hinreichendes Gegengewicht entgegenzustellen und der Zuversicht ihre Gründe zu entziehen, daß sie die Sache Christi sei; dies konnte nur durch ruhiges und gründliches Eingehen geschehen, wie es unter den lutherischen Theologen selten war." **)

*) Die sechs ersten, noch unbedingt über den Orden herrschenden Generale, deren Regierung fast wichtiger war als die der Päpste, heißen Loyola bis 1556, Lainez bis 1564, Borgia bis 1572, Everard bis 1581, Aquaviva bis 1615, Vitelleschi bis 1645.

**) Vergl. Henke, G. Calixt und seine Zeit. Halle 1854. Die Geschichte der Jesuiten muß man aus der allgemeinen Geschichte und aus den einzelnen Landesgeschichten herauslesen. Im Zusammenhang das Beste in Ranke's Päpsten. Für Deutschland: Agricola, historia Provinciae societatis Jesu Germaniae superioris Pol. Aug. Vind. und Monach. 1727—54. V. Laug, Geschichte der Jesuiten in Baiern. 8. Nürnberg 1819. Lipowsky, Geschichte der Jesuiten in Baiern. München 1816. Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert. Gießen 1842.

Die Erneuerung des katholischen Wesens zeigte sich zuerst und am auffallendsten an derselben Stelle, wo auch der Verfall am grellsten hervorgetreten war, nämlich in Italien und am Papstthum. In Italien gewann das Priesterthum wieder Ansehn, das Papstthum erhob sich zu höherer Würde und strahlenderm Glanze. Wie in den guten Zeiten der alten Kirche sah man jetzt Päpste, Cardinäle, Bischöfe wieder ihres heiligen Amtes warten, alle Sonntage, oft auch in der Woche, predigen und Messe halten. Denn getrieben von dem neuen Eifer, der in die Kirche gefahren, war vor allen das Papstthum genöthigt, seine Ansprüche durch eine entsprechende Thätigkeit zu rechtfertigen, schon um dem Protestantismus um so wirksamer entgegentreten zu können. Des Beifalles der Pöbelmassen sicher, wüthete zugleich, erbarmungsloser als je zuvor, die am 21. Juli 1542 wieder eingesetzte geistliche Inquisition gegen die Anhänger des Protestantismus. Vorzugsweise die gebildeten Mittelclassen wurden von diesen furchtbaren Gerichten heimgesucht, Tausende wurden hingerichtet, zahlreiche Flüchtlinge suchten eine Zuflucht jenseits der Alpen und steigerten dort den Haß gegen das Papstthum; aber noch lange behielt die Inquisition in Italien zu thun. Derselbe Cardinal Caraffa, welcher die Inquisition wieder in's Leben gerufen und die Verfolgungen mit fanatischer Wuth geleitet hatte, war im Mai 1555 als Paul IV. Papst geworden. Der leidenschaftliche Eifer dieses Greises erneuerte die Ansprüche der Päpste aus dem dreizehnten Jahrhundert und arbeitete hierdurch dem Protestantismus wieder in die Hände. Er brachte nämlich durch seine Anmaßungen, da er Kaiser und Könige ein und absetzen wollte, fast alle Mächte gegen sich auf und fügte hierdurch der Kirche den größten Schaden zu. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit Hinrichtungen; täglich brachte man ihm die Listen neuer Opfer; selbst in der Todesstunde labte er sich noch an dieser Lectüre und empfahl die Inquisition, als edelstes Vermächtniß, sterbend seinem Nachfolger. Freilich hatte er auch so viel Schrecken und Haß selbst in seiner nächsten Nähe verbreitet, daß das Volk, noch ehe er ausgehaucht hatte, seine Bildsäulen umstürzte und das Inquisitionsgebäude plünderte. Hätte Paul IV. noch recht lange gelebt, so würden vielleicht ganz Deutschland und

Frankreich jetzt protestantisch sein. Die Cardinäle fühlten wohl so etwas und wählten nach langem Besinnen den zu Deutschland hinneigenden Pius IV. (1559—1565), welcher, milder und geschmeidiger, auch klüger als sein Vorgänger, die unhaltbaren Ansprüche desselben fallen ließ und den Kaiser Ferdinand anerkannte.

Das große Verdienst dieses Papstes um die Restauration der katholischen Kirche besteht in der überaus glücklichen Hinausführung und ewigen Verabschiedung der für das Papstthum so leidigen Conciliumsangelegenheit. Dem Papste Pius konnte natürlich so wenig als seinen Vorgängern an einem allgemeinen Concilium gelegen sein; der ultramontanen Partei, den Jesuiten, war jedes, selbst das willfährigste Concilium, welches unter allen Umständen als eine parlamentarisch beschließende Versammlung dem Begriffe der Papstabsolutie zuwider ist, ein Gräuel. Deshalb hatten ja die Päpste schon die bloße Berufung an Concilien für Ketzerei erklärt und nur in der höchsten Noth und nur zum Scheine hatten Papst Paul III. und Pius III. das Concilium nach Trident berufen, um es sobald wie möglich wieder heimzuschicken. Aber noch immer stand die Frage auf der Tagesordnung, zwar nicht der Protestanten, denn diese hatten schon längst von einem Concilium Nichts mehr erwartet; aber der katholisch gebliebenen Staaten, welche sammt und sonders die Ueberzeugung Karl's V. hatten, daß ohne Concilium keine Reform, und ohne Reform kein Friede in der Kirche möglich sei. Die gemeinsame Betreibung des Conciliums gehörte zu den Artikeln des Friedens von Cateau-Cambresis. Paul IV. hatte, zum großen Nachtheil seiner Sache, alle Mahnungen der Höfe verachtet; der klügere Pius IV. gab endlich nach; vor seiner Wahl hatte er es versprechen müssen; immerhin zog sich die Erfüllung des Versprechens noch Jahre lang hinaus. Aber schon stand jetzt Frankreich in Gefahr, hugenottisch zu werden, schon war dort die Berufung eines Nationalconcils beschlossen und auch der kaiserliche Hof ward immer protestantischer. Und so entschloß sich Pius endlich, das Concilium von Trident wieder zu berufen. Aber der Kaiser und Frankreich verlangten ein neues Concilium, welches um der Protestanten willen die in den früheren Sessionen zu Trident im katholischen Sinne erledigten Dogmen von Neuem vornehme, und

hierzu wollte sich der Papst, unterstützt von dem König von Spanien, nicht verstehen. Es entstanden neue Weiterungen; die Frage blieb, nach den zweideutig gewählten Ausdrücken der Bulle, unentschieden. Ebenso half man sich in der streitigen Frage über die Initiative — indem der Papst nicht bloß die Leitung der Verhandlungen, sondern auch die Vorlage der Gegenstände ausschließlich für seine Legaten in Anspruch nahm — mit dem unbestimmten Ablativ praeponentibus und praesidentibus legatis. Da unter diesen Umständen und aus vielen anderen Gründen aus Deutschland und lange Zeit auch aus Frankreich keine Mitglieder erschienen, so begannen im Januar 1562 die Verhandlungen mit einer Versammlung von Bischöfen, welche zum kleineren Theil aus Spaniern, in der Mehrzahl aus italienischen Bischöfen bestand, denen der Papst die Tagegelder zahlte. Auch die Protestanten wurden eingeladen; sie waren eben auf einer Versammlung zu Naumburg mit ihren innern Glaubensstreitigkeiten beschäftigt, als die päpstlichen Nuntien, begleitet von kaiserlichen Gesandten, mit der Einladung erschienen. Sie waren gar nicht abgeneigt, das Concil zu beschicken, da aber auf den Adressen der päpstlichen Schreiben sich die an jeden Reichsstand gerichteten Worte dilecto filio fanden, so gaben sie, um nicht den Schein zu erwecken, als erkenneten sie sich wirklich als die geliebten Söhne der römischen Kirche an, die Schreiben uneröffnet wieder zurück, worauf die entrüsteten Legaten abreisten.

Man sollte nun denken, diese so einseitig componirte, fast nur aus Bischöfen der beiden katholischsten Länder bestehende Versammlung hätte leicht zu einem Resultate kommen können. Aber das Gegentheil trat ein, es zeigte sich alsbald, wie wenig selbst diese Versammlung den Erwartungen des Papstes entsprach. Sie bestand eben aus Bischöfen, welche wohl die Ketzer verdammen und den niedern Klerus reformiren, aber keineswegs bei sich selbst anfangen und am wenigsten die Macht des Papstes noch größer machen, sondern eher einschränken wollten. Man könnte diese Partei als die große Mittelpartei der Kirche bezeichnen, sie hatte sogar protestantische Anflüge, noch mehr war dies bei den katholischen Staatsregierungen, den Gesandten des Kaisers, der Könige von Frankreich und von Polen, des Herzogs von Baiern, der Republik Venedig u. s. w. der Fall; auch diese

wollten den Papst, zugleich aber auch die Bischöfe einschränken und den Laien Zugeständnisse machen. Diesem letzteren widersetzte sich wieder der König von Spanien. Mit einem Worte, es trat bald eine solche Vielheit und Verschiedenheit von Interessen zu Tage, daß es schien, diese Versammlung werde eher den Thurm zu Babel, als eine neue Kirche zu Stande bringen. Nur eine Partei wußte genau, was sie wollte, es waren die Jesuiten, welche unter ihrem Führer, Lainez, in der Versammlung erschienen waren. Der Hauptkampf drehte sich während des ganzen Conciliums um das besonders heftig von den Spaniern behauptete „göttliche Recht" der Bischöfe, welche behaupteten, ihr Amt sei eben so gut von Gott eingesetzt, als dasjenige des Papstes, während die Gegner es für einen bloßen Ausfluß der Papstgewalt erklärten. Es kam darüber zu den ärgerlichsten Tumulten, in den Versammlungen der heiligen Väter gerieth man an einander, ihr Gefolge lieferte sich in der Stadt blutige Gefechte. Selbst von den italienischen Bischöfen schlug sich anfangs ein Theil auf die Seite der Spanier, die erste Abstimmung ergab eine Mehrheit für das „göttliche Recht" der Bischöfe. Erschreckt durch so viele Scenen des Scandals, beschloß man, diese Frage einstweilen beruhen zu lassen und inzwischen an die Reformation der Mißbräuche zu gehn. Man muß deren Schilderung in den Acten lesen, um die Unverschämtheit gewisser Leute zu erkennen, welche heut zu Tage läugnen, daß überhaupt so arge Mißbräuche bestanden hätten! Aber als man nun zunächst an den Unfug des römischen Aemterverkaufes ging, verlangte die ultramontane Partei, daß man zuvor die Einwilligung des Papstes einhole. Neuer Tumult und schließlicher Aufschub auch dieser dornenvollen Frage. Schon dachte Pius IV. daran, diese „rebellische" Versammlung, über welche der ganze römische Hof, bis zum letzten Küchenjungen herab, ein Zetergeschrei erhob, wieder aufzulösen. Als nun gar die Gesandten des Kaisers mit ihren zahlreichen Forderungen einer Reformation an Haupt und Gliedern, Klösterreform, Verbot der Pfründenhäufung, Vertheilung der großen Bisthümer und ihres übermäßigen Einkommens unter den Klerus, Gestattung der Priesterehe und des Kelches, ja noch viel stärkeren Ketzereien auftraten, — sie forderten z. B. auch, daß die Gebete in der Volkssprache gehalten, daß alles

Unevangelische aus der Agende entfernt und zwischen Kirchengesetzen und göttlichen Geboten ein Unterschied gemacht werde — als der baierische Gesandte Baumgarten ganz protestantische Ansichten entwickelte, und nun gar der französische Gesandte Graf Lansac rief, man dürfe nicht länger dulden, daß der heilige Geist immer erst im Brieffelleisen aus Rom erwartet werde, man müsse den römischen Götzen ganz vertreiben, da verzweifelten die Legaten und hielten schon Alles für verloren. Der Papst machte starke Kriegsrüstungen.

Aber was die Gewalt der Waffen nie vermocht hätte, das thaten jetzt die Mittel, welche bei halben und geistig abhängigen Gegnern nie versagen. Der Papst folgte jetzt den Rathschlägen seines klugen Neffen, des später unter die Heiligen aufgenommenen Cardinals Karl von Borromeo, welcher in dieser kritischen Zeit das Schiff der Kirche mit fester Hand durch alle Stürme geleitet hat. Durch den geschickten Unterhändler Visconti wurden die Bischöfe einzeln bearbeitet und die Italiener, deren Zahl man fortwährend vermehrte, so eingeschüchtert, daß sie keinen ernsten Widerstand mehr wagten und lieber nicht in den Sitzungen erschienen. Die Spanier wurden durch die Ketzereien der übrigen Nationen, diese durch die Anmaßung der Spanier, Alle durch gegenseitigen Nationalhaß aufgeregt; vor Allem suchte man jetzt die katholischen Fürsten zu gewinnen, was durch die Künste der Politik auch überall gelungen ist. Es würde uns zu weit führen, Alles dies hier zu erzählen.*) Auch ging es nicht so geschwind; noch mancher Sturm brach aus und ein Mal brachte man es acht Monate lang zu keiner Sitzung. Trotz der officiellen Befehle ihres Königs gaben die Spanier ihr „göttliches Recht" nicht auf und wurden dabei wahrscheinlich insgeheim von Philipp ermuthigt, welcher den Papst desto abhängiger von sich machen wollte. Er fürchtete, daß Pius, der im Stillen an einem italienischen Staatenbunde arbeitete, ihm Neapel entreißen, oder gar dem Kaiser Ferdinand Concessionen

*) Die Geschichte des Concils von Trident wurde beschrieben von Paolo Sarpi in polemischer, von Pallavicini in apologetischer Absicht. Als eine sehr wichtige Quelle wird der uns nicht zu Gesicht gekommene Briefwechsel zwischen Borromeo und Visconti erwähnt und benutzt in der histoire du concile de Trente par Felix Bungener. 2 ed. 2 vol. Paris et Genève, Cherbuliez 1854.

wegen des Kelches und der Priesterehe machen könnte, wodurch eine Annäherung zwischen Deutschland und dem Papste herbeigeführt und Philipp's ehrgeiziger Plan einer katholischen Schirmherrschaft, vielleicht sogar seine Herrschaft in Italien gefährdet worden wäre. Man sagt, daß eben aus diesem Grunde der Papst Pius die protestantischen Forderungen Ferdinand's heimlich unterstützt habe, denen sich dann freilich die Spanier mit um so größerer Wuth entgegensetzten. Große Furcht hatte man zu Rom anfangs vor dem Cardinal von Lothringen, der mit königlichem Pompe als Haupt des französischen Klerus erschien und für den wichtigsten Mann in Trident gehalten wurde. Mit prahlerischen Redensarten trat er auf, er hatte Forderungen der weitgreifendsten Art, aber allmälig ließ er nach und nachdem er endlich in Rom gewesen, wo man ihm die Nachfolge auf dem päpstlichen Thron versprochen haben soll, hatte sich seine Sprache ganz verändert. Und was war auch wohl — so hatte Pius selbst mit Recht gefragt — von dem Reformeifer eines Mannes zu erwarten, welcher selbst für jährlich 300,000 Thaler Pfründen an sich gebracht hatte? Am wackersten unter Allen hielt Kaiser Ferdinand aus. Der Papst wollte ihn selbst krönen, wenn er in die Auflösung oder doch in die Verlegung des Concils nach Bologna willige. Ferdinand erklärte aber in energischen Briefen, daß, bevor das Concil den Erwartungen Europas nicht besser entsprochen haben werde, als bisher, er in keine Auflösung oder Vertagung und Verlegung willigen werde. Aber durch die geschickten Unterhändler des Papstes wurde auch er endlich nachgiebiger gestimmt, er willigte schließlich doch in die Auflösung, wogegen der Papst nicht nur die Wahl des protestantisch gesinnten Maximilian beförderte (er hatte ihr bisher entgegengewirkt), sondern auch den Unterthanen des Kaisers den Kelch gestattete.

Und so nahm denn das Concil, das bei den Katholiken so große Hoffnungen erregt hatte, ein jähes, ruhmloses Ende. Es war bei den Zeitgenossen in Verachtung gesunken, die Mitglieder selbst saßen wie auf Kohlen, alle Welt sehnte sich nach dem Schlusse, zumal als eine schwere Krankheit des Papstes die Gefahr nahe brachte, daß bei seinem Tode ein unheilvoller Streit zwischen dem Concilium und den Cardinälen wegen der Papstwahl ausbreche, in welchem entweder die

Spanier oder die Franzosen die Kirche an sich reißen und sie zum Tummelplatze ihrer Herrschsucht machen würden.

Damit es aber doch nicht aussehe, als habe man gar Nichts geleistet, so wurden, zum allergrößten Theile erst in den letzten Sitzungen, gleichsam im Fluge, jene Reformen in der Disciplin und dem Unterricht des Klerus decretirt, durch welche das Concil sich ein wirkliches und bleibendes Verdienst um die Kirche erworben hat, wenn auch das wahre Verdienst doch nur dem Protestantismus gebührt, welcher die Kirche zwang, sich endlich zu verbessern. Auch die zahlreichen Artikel über das Nachtmahl, die Messe, das Priesterthum, den Cölibat, den Ablaß, das Fegefeuer, den Mariendienst, die Heiligenverehrung, den Bilderschmuck, die Fasten und die Feste wurden meist sehr schnell und oberflächlich abgemacht. Denn sobald man sie aus der Schrift und den Vätern zu begründen suchte, gerieth man in Verlegenheiten und Streitigkeiten ohne Ende. Diese Artikel zeichnen sich durch ihre vielen Verfluchungen aller derjenigen Menschen aus, welche anders glauben, als es hier, meist sehr unbestimmt und diplomatisch, vorgeschrieben ist. Auch blieb es unklar, ob die dogmatischen Bestimmungen der früheren Sessionen zu Trident über die Erbsünde, die Gnade, die guten Werke (Bestimmungen, in denen der Katholicismus eine unübersteigliche Scheidewand von den Protestanten aufrichtete), ferner über die Sacramente und die Vulgata als Schlüsse des Conciliums zu betrachten seien? Man ist darüber zu keinem förmlichen Beschlusse gekommen; die Artikel wurden in der letzten Sitzung einfach vorgelesen und stillschweigend angenommen.

Aber die große Frage, auf deren Entscheidung die Welt geharrt hatte, jene Reformation „an Haupt und Gliedern," des Papstes und der Bischöfe, blieb unerledigt und ebenso wenig wurden die Streitigkeiten über das „göttliche Recht" der Bischöfe und über die Stellung des Concils zum Papste entschieden. Dagegen waren Papst und Bischöfe einverstanden, in den Artikeln über Reformation der Fürsten die Wiederherstellung der kirchlichen Immunitäten in ihrer schroffsten, veraltetsten, staatsfeindlichsten Form bei Strafe des Anathemas zu decretiren! Diese Artikel erregten jedoch bei allen Fürsten einen solchen Sturm der Entrüstung, daß sie gemildert, das Anathema

in eine väterliche Ermahnung verwandelt und die Ausführung der göttlichen Vorsehung für glücklichere Zeiten anheim gestellt wurde. Ein letzter Streit wurde über die Gültigkeit der Beschlüsse erhoben; ohne die Nothwendigkeit einer Bestätigung anzuerkennen, schickte man sie dem Papste zur Bestätigung zu, welche dann auch, nicht ohne heftigen Widerstand der Curie, gleichwohl aus Furcht vor den übeln Folgen einer Verwerfung, jedoch nur mit dem Vorbehalt erfolgte, daß Niemand außer ihm das Recht habe, die Artikel auszulegen. Und so hat denn diese Grundlage, die Bekenntnißschrift und das Gesetzbuch des neuern Katholicismus, mit der Bibel das Schicksal gemein, daß sie jeder Katholik befolgen, aber keiner außer dem Papste auslegen soll.

Ohne Zweifel enthielten die Beschlüsse des Tridentinums, welche seitdem in den katholischen Ländern ganz oder zum Theil zur Geltung gelangten, manchen wichtigen Fortschritt. Die Kirche wurde von einer Menge grober Mißbräuche gereinigt und erhielt nach und nach einen gebildeteren, gesitteteren Klerus. Der katholische Kirchenglaube wurde zusammengestellt und fixirt, so daß nun doch ein Jeder erfahren konnte, was er Alles glauben solle, eine Aufgabe, welche früher selbst der Gelehrteste kaum hätte bewältigen können. Ein besonderes, bald nachher abgefaßtes Glaubensbekenntniß und ein Katechismus hatten den Zweck, die Sätze des Tridentinums den Völkern einzuprägen. Wurde hierdurch die Willkür des Klerus beschränkt und auf ein geschriebenes Maß zurückgeführt und so manche absurde Anmaßung früherer Zeiten stillschweigend beseitigt, so entwich damit freilich auch die alte vorprotestantische Freiheit aus der Kirche. Die katholische Kirche hatte jetzt ihre Bekenntnißschrift, noch viel länger und paragraphenreicher als alle symbolischen Bücher der Protestanten zusammengenommen, ein Gesetzbuch, aus welchem der Geist der Forschung durch unzählige Anathemas verbannt war. Und während der Streit über die Wahrheit des Glaubens, das Suchen in der Schrift, trotz aller symbolischen Bücher nach wie vor der höchste Stolz und Gewinn des Protestanten blieb, wurde in der katholischen Kirche fortan jede Beschäftigung des Laien, ja selbst des Priesters mit diesem höchsten und würdigsten Gegenstande des Gemüthes, ja schon das bloße Lesen in der Bibel bei den schwersten Strafen verboten. Auf diese Weise wurde, indem

man den Geist des Protestantismus zur einen Thür hinaustrieb, der rohe Materialismus, der geistlose Unglaube zur andern Thür hereingelassen. Aber freilich der nächste Zweck war nun erreicht; denn in demselben Maße, als die katholische Welt zur blinden Unterwerfung unter todte Satzungen, zum bloßen Autoritätsglauben gebracht wurde, gewann sie an äußerer Einheit und Einförmigkeit, und durch die jetzt gesetzlich festgestellte Absolutie des Papstthums ward diese Einheit in eine Hand gelegt, während der Protestantismus sich täglich mehr in verschiedene Confessionen und Kirchen zersplitterte.

Denkende Katholiken waren aber von jeher weit entfernt, sich dieses Erfolges besonders zu freuen. Sie klagen bitterlich über den seitdem gestiegenen Gewissenszwang und eine vorher unbekannte Papstgewalt. „Kein Katholik," sagt ein katholischer Geschichtschreiber, *) „unterstand sich von dieser Zeit an, nur den zehnten Theil dessen zu sagen, was mehr als hundert Jahre zuvor Gerson, Peter d'Ailly und andere mehr gepredigt und geschrieben hatten. Vieles, worüber man noch kurz zuvor erröthet sein würde, ward jetzt der gesunden Vernunft, der Geschichte und den Ketzern zum Trotz als ewige Wahrheit verkauft. Nicht nur den gröbsten Mißbräuchen redete man das Wort, sondern sie wurden noch dazu durch künstliche Sophistereien in Systeme gebracht und überhaupt ward in zehn Jahren mehr zur Vertheidigung der unumschränkten päpstlichen Gewalt geschrieben, als vorher in hundert. Der römische Stuhl konnte sich daher durch die vermehrte Unterwürfigkeit der ihm treu gebliebenen Völker und den lebhaften Eifer der katholischen Theologen gewissermaßen für die Verluste entschädigt halten, welche er durch den Abfall der Protestanten erlitten hatte. Wenn die Letzteren den Papst für den Antichrist erklärten, so erhoben ihn dafür jene zu einer Vice-Gottheit. Von der Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, nach welcher einst so laut gerufen worden war, wurde nun unter den Wortführern der Theologie geschwiegen, wie unter den Fürsten von den hundert Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl."

Die tridentinischen Beschlüsse waren gleichsam der Scheidebrief,

*) Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen. I, 1. Kap. 23, S. 310. Auch von K. A. Menzel citirt. Neue Aufl. II, 404.

welchen die römische Kirche dem Zeitgeist ausstellte. Sie schloß nun für immer mit ihrer innern Entwicklung ab und verurtheilte sich gleichsam selbst zum Absterben und zur Verwesung. Und hierdurch gerieth sie in ein immer unnatürlicheres Verhältniß zur Geschichte, welche in steter vorwärts strebender Bewegung begriffen ist. Haß und Verfolgungswuth in jenen zahllosen Anathemas niedergelegt, waren nun zu Glaubensartikeln und zu einer Art historischer Nothwendigkeit geworden. Da sah man alljährlich den angeblichen Stellvertreter Gottes die Verfluchungen wiederholen und jene berüchtigte Bulle in coena domini verkünden, in der die abscheulichste Verfolgungssucht befohlen wird. Alle Lehrer, Doctoren, Pfarrer, Mönche und alle Proselyten mußten jetzt das Glaubensbekenntniß mit den tridentinischen Artikeln beschwören, deren vornehmster Inhalt eben in der Verfluchung der Andersgläubigen besteht. Wer in diesen dürren, trockenen und höchst mangelhaften Sätzen Belehrung und Befreiung, Erhebung und Erbauung des Gemüthes suchte, der hätte sich ebenso gut „am Monde wärmen" können. Aber desto reichlichere Nahrung ward hier dem Fanatismus zu Theil, welcher sich wie ein finsteres Gewitter jetzt immer drohender über Europa zusammenzog.

Durch das Concilium von Trident hatte sich die Aufgabe der Päpste und ihrer Anhänger sehr vereinfacht: es galt, die Beschlüsse desselben überall zur Geltung zu bringen und um dieses Banner die katholische Welt zu vereinigen, wobei die Jesuiten und König Philipp von Spanien, mit dem sich das Papstthum jetzt immer inniger verband, die beste Hülfe leisteten. Pius selbst hat seine Erfolge nicht lange überlebt, er starb am 9. December 1565 und nun folgte wieder ein strenger Eiferer, Pius V.; die Inquisition in Italien ward wieder verschärft und sogar auf diejenigen ausgedehnt, welche einmal vor zehn oder zwanzig Jahren ketzerische Ansichten gehabt hatten; mit durchgreifender Strenge betrieb er die Reform des Klerus zunächst im Kirchenstaate, während der Cardinal Borromeo Norditalien reformirte, durch seinen heiligen Wandel und rastlose volksfreundliche Thätigkeit das Volk begeisterte und die katholischen Eidgenossen, welche fortan beständige Nuntien erhielten und Sonderbündnisse mit dem Papste schlossen, zu fanatischen Anhängern gewann. Rastlos ward nun auf

diesem Wege fortgeschritten, in Mailand ein Collegium Helveticum, in Rom ein Collegium Germanicum gegründet, junge Schweizer und Deutsche wurden da zu Rüstzeugen der alten Kirche erzogen. Schon gelangte jetzt in Italien und Spanien das Tridentinum zur vollen Geltung, die Protestanten waren hier um 1570 vollkommen ausgerottet. Der größte Triumph für Pius und Philipp war es, daß es bei den nothgedrungenen Kämpfen des Calvinismus ihnen gelang, denselben als revolutionär und ihre Sache mit der Sache der Ordnung und der Monarchie als gleichbedeutend darzustellen; dieser unheilvolle Wahn hat die meisten Fürsten mit sehenden Augen blind gemacht und zum ruhigen Geschehenlassen der empörendsten Uebergriffe verführt; Pius V. selbst machte sich zum uneigennützigen Verbündeten aller derer, die gegen die Protestanten Krieg führten; er sandte der katholischen Partei Geld und Hülfstruppen; er hetzte und schürte und billigte Alba's Blutgerichte in den Niederlanden; er hat die französisch-spanische Liga mit seinem Gelde stiften helfen; die Bartholomäusnacht wird ihm als erstem Urheber zugeschrieben. Aber auch sonst stellte er sich an die Spitze der streitenden Kirche und erwarb sich durch sein Kriegsbündniß mit Venedig und Spanien gegen die Türken und den großen, von Juan d'Austria — des Papstes Günstling — bei Lepanto im Jahre 1571 erfochtenen Seesieg über die Türken ein Verdienst, dessen sich die Päpste schon lange nicht mehr hatten rühmen können. So viel Erfolge waren aber nur dadurch möglich, daß die Päpste dieser Zeit auf ihre frühern persönlichen Eroberungspläne verzichteten. Schon seit Paul IV. hörten sie auf, ihren Nepoten Fürstenthümer zu verschaffen, diese mußten sich fortan mit Cardinalshüten und Bisthümern begnügen; der Nepotismus nahm bescheidenere Formen an. Da aber die Päpste für ihre neue großartige Thätigkeit viel Geld brauchten, so fingen sie an, den Kirchenstaat als Domaine zu bewirthschaften, die Städte und den Adel, oft ohne Rücksicht auf Verträge und Herkommen, ihrer bisherigen Rechte zu berauben, willkürliche Steuern aufzulegen, die Beamtenstellen theuer zu verkaufen, die Güter der Widerstrebenden zu confisciren, mit einem Worte einen politischen Absolutismus aufzurichten, durch welchen sie allen geld- und macht-

begierigen Fürsten als Vorbild dienen konnten. Des Pius Nachfolger (Pius starb am 1. Mai 1572) Gregor XIII. war von Natur heiter und lebenslustig, aber so groß war jetzt die Gewalt der neuen Richtung, daß sie ihn ganz beherrschte; ihm hat die Christenheit den reformirten, nach ihm benannten Kalender zu verdanken, den nach langem Sträuben selbst die Protestanten als richtig anerkennen mußten; er stiftete ein griechisches und ein englisches Collegium zu Rom; er ließ die Königin Elisabeth von England, welche damals an der Spitze des Protestantismus stand, nicht zur Ruhe kommen: die ganze katholische Welt wollte er gegen diese Ketzerin vereinen; die Bartholomäusnacht in Frankreich ließ er wie das höchste Kirchenfest feiern; zur Ausrüstung der großen Armada hat er unablässig hingedrängt. Aber alles dieses kostete ihm so viel Geld, so rücksichtslos mußte er den Kirchenstaat ausplündern, daß daselbst eine allgemeine Revolution ausbrach. Das Land, ja die Straßen der Stadt bedeckten sich mit aufrührerischen Banditen. In dieser Bedrängniß starb Gregor am 10. April 1585, sein Nachfolger Sixtus V. stellte mit einer List und Härte, welche sprichwörtlich geworden ist — er ließ z. B. den Banditen Gift legen, d. h. die Lebensmittel, welche man dann von ihnen plündern ließ, vergiften; auf allen Wegen und Stegen sah man aufgesteckte Banditenköpfe u. s. w. — binnen Jahresfrist die Ruhe und Ordnung wieder her. Aber welche Ruhe und Ordnung war das! Wahrhaftig, wer die Geschichte der Päpste und der katholischen Herrscher dieser Zeit liest, der muß erstaunen über die Frechheit, womit gewisse Schriftsteller unserer Tage die protestantischen Fürsten als die Urheber des Absolutismus in Europa zu bezeichnen wagen!

Nachdem Sirtus V. Ruhe und Ordnung im Kirchenstaate hergestellt hatte, begann er die Ausplünderung auf's Neue. Er verschlechterte z. B. die Münzen, und da sich hierauf Wechslergeschäfte an den Straßenecken bildeten, so verpachtete er auch diese! Dann nahm er Anleihen auf, belastete den Staat mit ungeheuern Bürden und so gelang es ihm, die großartigsten Bauwerke auszuführen und einen baaren Schatz von fünfthalb Millionen Scudi aufzuhäufen! Zwar ist der Kirchenstaat durch diese Politik ruinirt worden, aber der nächste Zweck derselben wurde doch erreicht; in den Augen der Welt

verbreiteten diese äußern Erfolge, diese Reichthümer, diese Prachtbauten einen sinnverwirrenden Glanz und gaben dem Papstthum in Europa um so größern Einfluß. Es verhielt sich damit, wie mit der neuen wieder aufgefrischten Bildung, der Kunst und Poesie, und auch der neuen Sittlichkeit, die jetzt in Rom und in Italien eingezogen waren. Verschwunden war freilich jenes heitere, freie, zügellose und höchst unkirchliche Treiben, welches am Anfang des Jahrhunderts, im Zeitalter Leo's des Prächtigen geherrscht hatte. Alles hatte jetzt den Stempel der restaurirten Kirchlichkeit empfangen. Aber inwendig, und wenn man die tiefern Grundlagen dieses neuen Baues betrachtete, die entsetzliche Lage des Landes und Volkes und das geheime Hofgetriebe, dann zeigte sich, daß unter der frommen und würdevollen Maske die alten herrschsüchtigen Leidenschaften nach wie vor ihr widerwärtiges Spiel trieben, nur daß sie jetzt ein engeres Kleid anhatten, nach einem Willen handelten und in ihrer scheinbaren Heiligkeit für die Welt desto gefährlicher geworden waren.*)

Von verwandter Art, aber doch in den Absichten verschieden von dieser restaurirten Papstabsolutie war der vom Kaiser Karl und dessen Vorgängern vorbereitete, von seinem Sohne Philipp II. vollendete spanische Staatsabsolutismus, welcher seine Herrschaft über Europa auszubreiten suchte. Auf diesen Herrscher hatten sich nämlich die ehrgeizigen Pläne seines Vaters, freilich in der widerwärtigsten Form, vererbt. Eine enge Seele, ein bornirter Geist, eine wahre Mönchsnatur, ohne die heldenhaften Eigenschaften des Vaters, von dem er in desto reicherem Maße die berechnende Schlauheit und die zähe Ausdauer geerbt hatte. Mißtrauisch, jeder freien Regung abhold, dabei von grenzenlosem Dünkel angefüllt, nichts Großes neben sich ertragend, fanatisch bigott, ein Todfeind des protestantischen Geistes, welcher die Völker ergriffen hatte, so schildern ihn alle Geschichtschreiber.**) Seine eigenen Minister und Agenten, die Werkzeuge seines Despotismus, waren keinen Augenblick ihres Daseins vor ihm sicher, seinen eigenen Bruder, den Helden Johann von Oesterreich

*) Vergl. Ranke's Päpste. 2. Aufl., 1. Bd.

**) Vergl. Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa und Prescott, history of Philipp II.

hat er mit seinem Argwohn verfolgt, man sagt, er habe ihn vergiften lassen. Lange hielt man ihn für den Mörder seines Sohnes Carlos, eines, wie es scheint, von Natur groß angelegten, aber im Hasse gegen den eigenen Vater aufgewachsenen, an Leib und Seele zerrütteten Prinzen. Ist dieser Verdacht auch durch neuere Forschung widerlegt worden, so bleibt das Verhältniß zwischen Vater und Sohn immer noch ein entsetzliches.*) Philipp erblickte ein treffliches Mittel zur Erreichung seiner Ziele in dem Katholicismus und vor Allem in der Inquisition, deren sich schon seine Vorfahren, welche die spanische Kirche unter ihre Gewalt gebracht, zu ihren weltlichen Zwecken bedient hatten. Ranke behauptet, ohne die Inquisition hätten die spanischen Provinzen nicht regiert werden können (so versicherte ein päpstlicher Nuntius) und auch in seinen amerikanischen Besitzungen wie in Italien habe Philipp nur im Namen des katholischen Glaubens herrschen können; schon um Spanien und die Niederlande zu behaupten, sei er mit einer gewissen Nothwendigkeit dahin gekommen, den Protestantismus in ganz Europa, vor Allem in Frankreich und England, zu bekämpfen. Dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls diente ihm der Katholicismus als trefflicher Vorwand, das Principat über Europa, welches ihm in der Kaiserwürde entgangen war, unter einem andern Namen zu erstreben. Die spanische Diplomatie war seit Karl V. die geschickteste der Welt; die ganze Kunst und Verlogenheit der Italiener war auf sie übergegangen; sie wußte überall die Umstände mit Schlauheit zu benutzen. Zwar die Jesuiten konnte Philipp nicht leiden und hat sie in Castilien nicht geduldet; sie waren ihm zu freisinnig und zu ungestüm. Auch fürchtete er, sie möchten ihm über den Kopf wachsen. Desto besser wußte sich die spanische Diplomatie der Jesuiten im Auslande zu bedienen und überall, wo es die Unterdrückung des Protestantismus galt, konnte der Papst auf die unbedingte Hülfe Philipp's zählen. Doch der furchtbarste Verbündete Philipp's war der allenthalben in der katholischen Welt wieder aufgeregte Pöbelfanatismus. In Castilien, wo die katholische Rechtgläubigkeit als Zeichen reineren Blutes galt, bediente er sich dieser blinden Glaubenswuth, indem er

*) Das Nähere bei **Juste**, histoire de la revolution des pays-bas. II, 366 ff., 499 ff.

jeden Mißliebigen der Inquisition überlieferte, um unter der Form des Scheinconstitutionalismus (die Cortes blieben nämlich bestehen) seinen monarchischen Absolutismus auszubilden; in Aragon benutzte er eine Empörung, um die ständische Freiheit zu beugen, in Italien, dem stets gefährdeten Besitze, ward die spanische Herrschaft durch ein abscheuliches System von Corruption und Heuchelei befestigt. In diesen Ländern, so wie in dem von ihm eroberten Portugal kam ihm freilich die Selbstsucht des Adels und die Verkommenheit des Volkes zu Statten. Aber alle gesunden Lebenskeime, die noch in reicher Fülle vorhanden waren, wurden da vergiftet und zerknickt, und jene Völker sind so todtkrank geworden, daß sie noch heute nicht genesen können. Eine fluchbeladenere Regierung als diese hat die ganze Weltgeschichte nicht aufzuweisen. Aber die Grundsätze des starren Absolutismus, die er im eigenen Reiche befolgte, hinderten ihn nicht, es in andern Ländern nöthigenfalls auch mit der Revolution zu halten. Frankreich ward durch seine Agenten heillos aufgewühlt, da wurden mit spanischem Gelde Verschwörungen der Großen gestiftet und den Massen die Grundsätze der Volkssouverainetät gepredigt; Jahre lang lenkte der spanische Gesandte in Paris die revolutionären Clubbs. Und doch trat Philipp vor den Augen der Welt als der Hort der „Ruhe und Ordnung," als der Beschützer des „monarchischen Princips," und wie man es jetzt nennt, der „conservativen Interessen" auf. Mit diesen Worten, unter denen sich freilich ein Jeder etwas Anderes denkt, machte er namentlich in Deutschland Eindruck. Hier ging er darauf aus, die Zwietracht zu nähren und die deutsche Linie seines Hauses, der er die Kaiserkrone nicht hatte entreißen können, wenigstens von sich abhängig zu machen, was ihm Alles nur allzusehr gelang. Der äußere Schein der Macht, die Reichthümer Indiens, der Glanz und die Pracht, die sich an Philipp's Hof entfalteten, dessen Sprache, Literatur und Sitten eine Zeit lang Mode wurden in Europa, verblendeten die Welt, so daß die Spanier selbst dann noch in Europa herrschten, als sie zu Hause bereits bettelarm geworden und im jämmerlichsten Verfall begriffen waren. Aber die Welt will nun einmal von Zeit zu Zeit betrogen sein!

Zuerst und am schwersten hatten die Niederlande, die Stamm-

lande seines Hauses, Philipp's „conservative Politik" zu empfinden. Das war der Dank für die Treue und die namenlosen Opfer, welche dieses biedere Volk dem Vater und Sohn gebracht hatte, die ihre endlosen Kriege gegen Frankreich größtentheils mit den Kräften dieser reichen und blühenden, aber durch so viele Anforderungen doch zuletzt erschöpften Provinzen geführt hatten. Sie hatten ihm zwar endlich durch ihre Siege den vortheilhaften Frieden von Cateau Cambresis erkämpft, aber dennoch seine Liebe nicht erworben; er konnte ihnen ihr fröhliches, freiheitsstolzes Wesen und ihre Abneigung vor dem spanischen Hochmuth und ihre Hinneigung zu den Ketzern nicht verzeihen; er entfernte alle Niederländer aus seinem Rathe und ging darauf aus, mit Hülfe des schon in Deutschland berüchtigt gewordenen Granvella, der hinter dem Rücken der Statthalterin Margaretha von Parma (einer Schwester Philipp's) regierte, sie allmälig zu unterjochen. Da das die Niederländer sehr unwillig empfanden, und überdies durch Steuerdruck, vor Allem aber durch die nirgends ärger als grade hier wüthende Inquisition zur Verzweiflung gebracht wurden, so entstanden Bewegungen, denen Philipp anfangs zum Scheine nachgab, indem er den Granvella sich entfernen hieß, aber in seiner Regierungsweise Nichts veränderte. Der Glaubensdruck wurde immer ärger, das in den Niederlanden eben so unwillig als anderwärts aufgenommene Tridentinum ward verkündigt, durch die Errichtung neuer Bisthümer die ganze Verfassung verändert. Der Adel bildete endlich einen Bund, das sogenannte Compromiß, welches die Einstellung der Religionsverfolgungen forderte. Lange zauderte Philipp mit der Antwort; man hat aber jetzt erfahren, daß seine bei dieser Gelegenheit befolgte, wahrhaft niederträchtige, doppelzüngige Politik auf die Revolution, auf Volkstumulte speculirte und als diese Erwartung endlich eintraf und das Volk sich in Bilderstürmerei verging, so ergriff er begierig diesen Vorwand, um das längst ersehnte Rachefest zu feiern. Die Unruhen waren längst wieder beigelegt, der Adelsbund hatte sich wieder aufgelöst, da erschien an der Spitze eines großen Heeres der Herzog von Alba in den Niederlanden, um unter dem Vorwande der „Ruhe und Ordnung" die alte Verfassung, alle Rechte und Freiheiten des Landes im Blute seiner besten Patrioten

zu ersticken und eine Schreckensherrschaft aufzurichten, deren Einzelheiten nicht hierher gehören, die aber ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllten. Aber die Niederländer waren keine Castilianer: unter den Großen, welche dem Schwert des Henkers sich entzogen hatten, war ein deutscher Fürst, Wilhelm von Nassau und Oranien, einer der größten Männer aller Zeiten, welcher als Befreier seines Vaterlandes auftrat und durch keinen Unfall gebeugt, gegen die ungeheure Uebermacht mit einem kleinen Häuflein jenen Kampf begann, um welchen sich bald das Schicksal von Europa drehte.

Der welterschütternde Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, der hier an den Gestaden der Nordsee entbrannte, blieb aber nicht auf diesen engen Raum beschränkt. Begonnen hatte er schon wenige Jahre nach den deutschen Religionskriegen auf dem Boden Frankreichs.

In Frankreich, wo germanisches und romanisches Wesen, Freiheit und Autorität seltsam vermengt sind, konnte weder das eine noch das andere Princip zum vollen Siege gelangen. Beide rangen lange mit einander. In den Anfängen dieses langen merkwürdigen Kampfes, als der Katholicismus noch nicht regenerirt, der Jesuitenorden und das Tridentinum noch nicht zur vollen Wirksamkeit gelangt waren, da schien es freilich, als ob ganz Frankreich nach dem Beispiele Deutschlands und Englands der römischen Kirche verloren gehen werde. Die Wuth der Sorbonne, der Parlamente, der bischöflichen Officien hatte die Ausbreitung des Evangeliums nicht verhindern können und vergebens hatten die lasterhaften Könige Franz I. und Heinrich II. dem schaulustigen und blutgierigen Pöbel von Paris ganze Hekatomben von Ketzern geopfert. Das Blut der Märtyrer hatte auch unter dieser geistreichen, für neue Ideen so empfänglichen Nation der neuen Lehre nur immer größere Glaubwürdigkeit verschafft. Dazu kam, daß in Folge der langen Kriege das Reich zerrüttet und von gährender Unzufriedenheit erfüllt war, welche sich gegen das herrschsüchtige und habgierige Haus der Guisen richtete, das nach dem Tode Heinrich's II. statt des an Leib und Seele untüchtigen Königs Franz II. (dessen Gemahlin Maria Stuart eine Nichte der Guisen war) die Regierung an sich gerissen hatte. Gegen ihre drückende und hochmüthige Tyran-

nei erhob sich zuerst die alle Zeit schlagfertige, meist hugenottische Ritterschaft in der Verschwörung des la Renaudie, welche den König und die Nation aus den Händen der Fremdlinge befreien wollte. Dieses Unternehmen, von welchem Calvin abgerathen hatte, das aber, wie man versicherte, durch die vorher eingeholten Gutachten deutscher Theologen und Juristen gebilligt worden war, wurde vor der Ausführung entdeckt und gab den Guisen, nachdem sie im ersten Schrecken Toleranz verheißen, sobald sie sich der Gefahr entrückt sahen, Veranlassung und Vorwand zu einem furchtbaren Blutbade und einer ganzen Reihe von Staatsstreichen. Sie besetzten alle wichtigen Stellen, sogar die Parlamente (Gerichtshöfe) mit ihren Creaturen, ganze Henkerbanden durchzogen das Land. Sie hatten nichts Geringeres vor, als die Prinzen von Geblüt, die ihnen sehr im Wege stehenden Bourbons, aus der Welt zu schaffen und die französische Krone an ihr Haus zu bringen. Der Cardinal von Lothringen (den man für den größten Schurken und Heuchler seiner Zeit hielt) sollte Papst, mindestens Primas von Frankreich, der Herzog Franz, sein Bruder, König von Frankreich und seine Nichte, Maria Stuart, welche bereits die Krone Schottlands trug, Königin von England werden. Schon sollte der entscheidende Schlag geschehen, der Prinz Condé eben hingerichtet, dessen Bruder, Anton von Navarra, vom König auf der Jagd ermordet werden, da machte der plötzliche Tod dieses elenden Königs dem saubern Plan ein unerwartetes Ende. Durch diesen plötzlichen Tod verloren die Guisen ihre Herrschaft und die Bourbons gelangten mit der Königin Mutter, Katharina von Medici, zur Regentschaft für den unmündigen König Karl IX., den Bruder des Verblichenen. Indeß traten erst zu Orleans, dann zu Pontoise die Generalstaaten zusammen, welche nach langer Unterbrechung wieder berufen waren, um den drohenden Staatsbankerott abzuwehren. Trotz aller Wahlumtriebe der Guisen waren die Wahlen weit überwiegend im Sinne der Hugenotten ausgefallen, ein großer Theil der Stände (die Abgeordneten des Adels und der Städte) bestand aus Hugenotten. Sie faßten, während in Poissy ein Religionsgespräch zwischen dem Klerus und calvinistischen Predigern in Anwesenheit des Hofes gehalten wurde, eine Reihe tief eingreifender reformatorischer Beschlüsse über Staat und

Kirche, sie forderten Theilnahme an der Regierung, regelmäßige Ständeversammlungen, Kirchenreform durch ein Nationalconcil und volle Religionsfreiheit. Ueberall in den Provinzen, in den meisten Städten bildeten sich hugenottische Gemeinden; in **Poitiers** hielten sie eine große Nationalsynode. Die Jahre 1560 und 1561 waren eine hoffnungsreiche Zeit für die französische Geschichte und für die Geschichte des ganzen Protestantismus. Denn alle die politischen und kirchlichen Ideen, welche erst mehr als zwei Jahrhunderte später sich in der Revolution die Bahn gebrochen haben, wurden schon damals von den Hugenotten und deren Freunden aufgestellt und diese Versammlung schien für Frankreich das zu werden, was auch die Constituante von 1789 hätte werden sollen, nämlich eine Umkehr von den heillosen Bahnen des Absolutismus, und der Beginn einer auf politischer und religiöser Freiheit beruhenden organischen Entwicklung. Wäre, wie es damals so Vielen schien, der Protestantismus zur Staatskirche geworden, wie in England, so würde eine Nationalkirche, wenn auch in strengen hochkirchlichen Formen, wegen des Einheitsdranges des Volkes sich viel entschiedener gestaltet haben, als irgend wo. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Frankreich hatte damals, wie im Jahre 1789, das Unglück, eine unfähige Regierung zu besitzen. Ein schwaches, ränkevolles, gewissenloses, als Ausländerin verhaßtes Weib, ein Haufen liederlicher Prinzen und selbstsüchtiger Großen lenkten den Staat, und es war Niemand, der sich an die Spitze einer heilsamen Bewegung hätte stellen können. Der Hof benutzte die Hugenotten nur als Mittel, um die Guisen einzuschüchtern und dem reichen Klerus Geld abzupressen. Nachdem dieser Zweck erreicht war, hütete man sich wohl vor einer ernsten Reformation, welche auch den Mißbräuchen des Hofes ein Ende gemacht hätte. Nun faßten die Guisen wieder Muth und es schaarten sich jetzt Alle um sie, welche bei der Reformation etwas zu verlieren hatten, der hohe Klerus, der Theil des Hochadels, welcher das öffentliche Gut besaß, dessen Herausgabe die Generalstände verlangten, die Mönche und ein aufgehetzter Pöbel. Am Papste, welchem dafür das Concilium zu Trident preisgegeben wurde, und an Philipp von Spanien, mit dem sie in verrätherische Verbindung traten, gewannen die Guisen furchtbare Verbündete, und wäh-

rend nun auf der einen Seite der hugenottische Theil des Volkes in seiner Erbitterung anfing, die Kirchen und Klöster zu stürmen, wurde auf der andern Seite der katholisch gebliebene Theil von den Priestern und den eben jetzt zur Macht gelangenden Jesuiten zu fanatischer Wuth erhitzt. Schon erhoben die Guisen das Haupt wieder so hoch, daß Katharina sich den Protestanten wieder zuneigte; sie ließ in allen hugenottischen Gemeinden durch öffentlichen Aufruf anfragen, wie viel Truppen sie ihr stellen könnten zum Schutze gegen die Fremden, welche unter dem Vorwande der Religion das Königreich überfallen wollten und gab endlich, gestützt auf den Ausspruch der Mehrheit eines außerordentlich berufenen Reichsraths, nach dem Vorschlag des edlen Canzlers l'Hopital, im Januar 1562 ein Toleranzedict. Aber selbst die äußerst beschränkte Religionsfreiheit, welche hier den Hugenotten eingeräumt wurde, war deren Feinden noch zu groß und gefährlich und während sie es durch ihr Geschrei, „die Hugenotten hielten den Hof gefangen," dahin brachten, daß deren Führer sich in unzeitiger Großmuth vom Hofe zurückzogen, bemächtigten sich die Guisen desselben, führten die Königin und deren Sohn wie Gefangene mit sich, stießen das so feierlich gegebene Reichsgesetz auf brutale Weise über den Haufen, verdrängten die Hugenotten aus Paris und erklärten unter dem Vorgeben, „daß Frankreich zwei Religionen nicht ertragen könne," dem Protestantismus den Vertilgungskrieg. Nun endlich griffen auch die Hugenotten „für die Befreiung des Königs, die Vertheidigung der Reichsgesetze und den Schutz ihrer Religion" zu den Waffen. Es folgte ein mehr als dreißigjähriger Bürgerkrieg, der ganz Frankreich in ein Schlachtfeld verwandelte, auf welchem der Kampf für ganz Europa ausgefochten wurde und unentschieden hin und her wogte. Dieser Kampf hing mit dem niederländischen mannigfach zusammen. Auf der einen Seite nahmen die deutschen Protestanten und Elisabeth von England Theil, auf der andern stand Philipp von Spanien, welcher bei dieser Gelegenheit Frankreich seiner Herrschaft ganz zu unterwerfen gedachte. Inzwischen kam die römische Kirche wieder zu Kräften, es wurde die Masse der Nation nach dem Vorgange des Pariser Volkes von geistlichen Demagogen wieder für den Papismus gewonnen und gegen die Hugenotten als die vorgeb-

lichen Feinde und Zertrümmerer des Staates mit der entsetzlichsten Wuth erfüllt; das bethörte Volk, durch Ideen von Volkssouveränetät verführt, sah nicht, daß es bloß ein Werkzeug in der Hand von Intriganten sei. Die Hugenotten, gegen welche jetzt in der ganzen katholischen Welt der Kreuzzug verkündigt ward, wurden in mehreren Schlachten geschlagen, in Paris und den meisten großen Städten ganz unterdrückt und hielten sich nur in einigen Provinzen aufrecht. Da sie aber trotz ihrer Minderzahl dennoch sehr mächtig blieben und der Hof ihrer gegen die Guisen und Spanier nicht entrathen konnte, so erhielten sie in dem Frieden von St. Germain im Jahre 1570 eine ziemlich ausgedehnte Religionsfreiheit und einige Garantien für ihre Sicherheit, ja sie erlangten durch ihren großen Feldherrn, den Admiral Gaspar von Chatillon (Coligny), den größten und besten Mann Frankreichs, Einfluß auf den jungen, von Natur für große Dinge nicht unempfänglichen König Karl IX. Der Admiral hatte den Plan, die Niederlande von Alba's Tyrannei zu befreien, Spaniens Macht zu brechen, Frankreich zur protestantischen Weltmacht zu erheben. Eine Vermählung des jungen Königs Heinrich von Navarra, des Oberhauptes der Hugenotten, mit der Schwester Karl's IX., Margarethe von Valois, sollte den neuen Bund besiegeln, der ganze Hugenottenadel ward zur Hochzeit eingeladen. Aber der Königin Katharina war der Einfluß der Hugenotten wieder lästig geworden und sie veranstaltete jetzt, um sich derselben mit einem Schlage zu entledigen, mit ihren Söhnen und den Guisen die Ermordung der Gäste in der berüchtigten Bartholomäusnacht des Jahres 1572. Diese größte Schandthat der Geschichte war zwar schon längst in ihren allgemeinen Umrissen von Katharina, Alba und dem Papste in Betracht gezogen, ihre Ausführung erscheint aber mehr als das Product eines verruchten Bundes zwischen ehrgeizigen Großen und mordgierigem Pöbel. Für die Hugenotten nicht bloß, sondern für ganz Frankreich hatte diese Unthat die unheilvollsten Folgen, es gerieth in immer tieferes Verderben, aus einer Revolution in die andere und befand sich unter der Regierung des schon 1574 auf dem Throne folgenden Heinrich III. (der als Heinrich von Anjou zu den Hauptanstiftern des Mordes gehört hatte) lange Zeit im Zustande der

Auflösung. Diesem Könige wuchs die katholisch-spanische Reaction selbst über den Kopf; er ließ die Häupter der Guisen ermorden, wurde vom Volke abgesetzt, suchte Hülfe bei den Hugenotten und wurde endlich von einem katholischen Fanatiker ermordet (1589). Damals schien es, als ob Philipp II., der mit dem Klerus, den revolutionären Clubbs und den Großen verbündet war, als Beherrscher Frankreichs aus diesem Chaos hervorgehen, die Niederländer dann mit leichter Mühe wieder unterjochen, England bewältigen und das Ziel seines Ehrgeizes, die Wiederherstellung des Katholicismus in Europa und die Weltherrschaft Spaniens erreichen werde. *)

Zugleich war es den Jesuiten gelungen, auch im Osten und Norden von Europa Eingang zu gewinnen. Im polnischen Reich, in welchem sich unter dem toleranten König Sigismund August II. sowohl Calvinisten als Lutheraner, Hussiten, Wiedertäufer, Socinianer rc. ausgebreitet, am Adel (vor Allen dem Woywoden Radziwill) und den Städten großen Anhang gefunden, sich auf der Synode zu Sandomir 1570 sogar zu einer Union verbunden und auf dem Convocations-Reichstage von 1573 mit den Katholischen einen ewigen Religionsfrieden geschlossen hatten, nahm schon bald nachher die religiöse Bewegung eine ähnliche Wendung wie in Frankreich. Ein anarchischer sittenloser Adel, ein verderbter Klerus und die Rohheit des Volkes machten den Jesuiten auch hier die Arbeit leicht. Hier wie in Frankreich wurde dann der Pöbel gegen die Protestanten aufgehetzt. Schon warf auch die römische Kirche ihre Augen wieder auf Schweden, dem diplomatisch schlauen Jesuiten Possevin gelang die heimliche Bekehrung des Königs Johann, des zweiten Sohnes Gustavs Wasa, und wenn auch diese Bekehrung für das Land noch ohne Folgen blieb, der König selbst sie sogar verleugnete und die Jesuiten wieder entfernte, so erwuchs der Kirche in dem katholischen Sohne jenes Königs, dem auf den polnischen Thron erhobenen Siegmund, die Hoffnung, auch Schweden wieder katholisch zu machen. Dieselbe Hoffnung durfte sie von England hegen, wo ein großer Theil des Adels durch die heimlich im Lande umherziehenden, in eigenen

*) Vergl. die französischen Geschichten von Alex. Schmidt und Ranke und Baum's Leben Beza's.

Anstalten vorbereiteten Missionäre Roms bei der katholischen Kirche festgehalten und zahlreiche Verschwörungen, Agitationen und Mordattentate geschmiedet wurden, denen die Königin Elisabeth, damals die Hauptstütze der protestantischen Freiheit in Europa, nur durch den ganz besondern Schutz des Himmels entgangen ist.

II. Deuschland nach der Reformation.*)

Allgemeine Charakteristik. — Betrachtung der einzelnen Territorien und ihrer verschiedenen politischen und kirchlichen Entwicklung. — Die Gegenreformation in Baiern und den geistlichen Fürstenthümern. — Der Streit der protestantischen Confessionen. — Die Concordienformel.

In Deutschland trat nach dem Abschlusse des Augsburger Religionsfriedens ein Zustand der Ruhe und des Gedeihens ein, welcher stets eine Folge des äußern Friedens ist und nach den langen aufregenden Kämpfen, die vorhergegangen waren, als eine Wohlthat von der Nation empfunden wurde. Es ist zwar in der neuern Zeit, wo man auch die Vergangenheit so gern nach irgend einem idealen, willkürlichen Maßstabe beurtheilt, Mode geworden, auf diese Periode unserer Geschichte, weil es ihr an großen Thaten und Ereignissen gebricht und so Manches versäumt worden ist, was vielleicht hätte geschehen können, allzugeringschätzig herabzuschauen; indessen die einheimischen und fremden Beobachter, welche Gelegenheit hatten, unser damaliges Deutschland mit andern Ländern zu vergleichen, wußten es nicht genug glücklich zu preisen. Jene gemäßigte Partei der Reichsstände, welche den Religionsfrieden durchgesetzt und die Unruhen gestillt hatte, behielt auch nach dem Frieden den leitenden Einfluß und

*) Vergl. Ranke, Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II. Historisch politische Zeitschrift I, 223—340.

ließ keine gefahrdrohende Streitigkeiten aufkommen. Die deutsche Territorialgeschichte fast aller Länder rechnet diese Periode zu ihren glücklichsten. Fast auf allen Fürstenstühlen saßen friedfertige, zum Theil vortreffliche und hochgebildete, noch vom Geist der Reformation berührte, für das Wohl ihrer Länder eifrig besorgte Männer. „Es war," sagt Ranke, „eine ausgezeichnete Generation von Fürsten; die meisten gaben ihren Ländern die Verfassung, die sich bis nahe an die neueste Zeit erhalten hat."

Wenn man der deutschen Geschichte dieser Zeit gerecht werden will, so darf man sie nicht, wie so oft geschieht, bloß in den Streitschriften der Theologen und noch weniger in den Reichstagsacten suchen, sondern man muß die Fortschritte betrachten, welche in den einzelnen Ländern gemacht worden sind. Wer das Deutschland des fünfzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatte, der würde, falls er es nun plötzlich wiedergesehen hätte, es kaum wiedererkannt haben. Statt des rohen Treibens an den meisten Höfen, statt endloser Fehden, Jagden, Sauf- und Spielgelage finden wir jetzt weit überwiegend ein von sittlichen, religiösen Ideen erfülltes, höhern Zielen nachstrebendes Leben. Das war der Segen der Reformation. Sie konnte nicht auf bloße Theologie und auf bloße Kirchenreformen beschränkt bleiben; im Gegentheil, als sie hier erlahmte, machten sich ihre wohlthätigen Wirkungen nur um so mehr auf anderen Gebieten geltend; indem sie die Religion zur eigenen Angelegenheit des Volkes und des Staates machte, gab sie allen Dingen, die sich auf den Staat bezogen, ein tieferes und edleres Interesse. Nicht bloß die einzelnen Christen, auch die Staaten wurden jetzt auf einen höhern Standpunkt erhoben. Zwischen den Obrigkeiten und den Unterthanen, zwischen Fürsten und Völkern bildete sich ein innigeres Verhältniß, welches den frühern Zeiten, da sich die römische Kirche zwischen Beide gestellt hatte, unbekannt geblieben war. Die Deutschen aber thun sich Unrecht, wenn sie die Vorbilder der modernen Staatsordnung im Auslande suchen. Sie können dieselben schon in dieser Periode bei sich selbst finden.

Als der wichtigste unter den damaligen Fürsten, zugleich als das Muster eines tüchtigen Regenten ward mit Recht der Kurfürst August von Sachsen betrachtet. Er brachte den von seinem Bruder Moritz

gegründeten, aber auch ziemlich erschöpften Kurstaat zu einer ganz beispiellosen Blüthe. Zwar seine mannigfachen Erwerbungen, wodurch er Kursachsen ansehnlich erweiterte, wollen wir nicht preisen; denn es scheint dabei nicht immer mit rechten Dingen zugegangen zu sein. Diese Fürsten machten es mit den benachbarten kleinern Herren so, wie diese es mit ihren Bauern machten, sie fanden Mittel und Wege, ihnen ihre Besitzungen abzudrängen, um das eigene Land zu vergrößern. Desto größer ist uns August als Gesetzgeber und Ordner des Staats und als einer der größten Staatswirthe aller Zeiten. Sachsen wurde durch ihn ein berühmter Musterstaat. Er hatte bereits die moderne Staatsidee begriffen und das große Wort ausgesprochen: „die Beamten seien nicht bloß Diener des Fürsten, sondern auch des Staates," und „man müsse die Dienste und Aemter mit Leuten, aber nicht die Leute mit Diensten und Aemtern versehen." Die ständischen Ausschüsse erhielten durch ihn die Einrichtung, welche sie über zweihundert Jahre lang behielten. Die Staatsverwaltung wurde vereinfacht und nach ihren verschiedenen Zweigen abgetheilt, ein Obersteuer-Collegium, ein Geheimraths-Collegium, ein Cammer-Collegium, eine Hofordnung, ein Oberconsistorium, ein Appellationsgericht gegründet und von den tüchtigsten Rechtsgelehrten und Ständemitgliedern ein Gesetzbuch zusammengestellt, damit „das Land gleichförmiges Recht habe," statt „solcher groben, viehischen, unmenschlichen und unbilligen Rechte und alten Gebräuche, so von Böhmen her in diese herrlichen Lande gekommen;" ferner zahlreiche Polizeiedicte, Mühlen-, Teich-, Fisch-, Damm-, Holz-, Forst-, Jagd-, Berg-, Straßen- und Geleits-Ordnungen gegeben, durch welche August sich den Beinamen des sächsischen Justinian erwarb. Jedoch sein Hauptverdienst liegt auf dem wirthschaftlichen Gebiete; längst ehe es Physiokraten und Mercantilisten gab, hat er beide Theorien, wo sie paßten, befolgt. Er hob den Ackerbau, zerschlug zur bessern Bewirthschaftung die großen Domänen, ließ wüste Marken ansiedeln, zog über 20,000 Colonisten, darunter viele von Alba vertriebene Niederländer, nach Sachsen; er richtete Musterwirthschaften ein; auf Gütern, wo früher nur fünfzehn Menschen leben konnten, hatten durch ihn dreißig Familien ihr gutes Auskommen; er entlastete den Grund und Boden von Frohnden und

Zinsen; seine Domanialcrlasse sind denen Karl's des Großen zu vergleichen. Mit eigenen Augen wollte er Alles sehen und leiten, seine Beamten mußten sich daher sehr zusammennehmen. Auf seinen häufigen Inspectionsreisen führte er Obstkörner zur Vertheilung mit sich und schrieb selbst „ein künstlich Obst- und Gartenbüchlein." Er befahl, daß jedes neue Ehepaar zwei Obstbäume pflanzen sollte. Er gab vortreffliche Forstordnungen. Sachsen wurde durch ihn ein Land, welches Holz, Obst und Getreide ausführen konnte. Die Bevölkerung vermehrte sich auffallend. Doch seine Hauptthätigkeit war dem Berg- und Hüttenwesen, der reichsten Hilfsquelle des Landes, gewidmet, sowie der Industrie; er hat eine Menge neuer Gewerbszweige eingeführt und zu diesem Zwecke viele Ausländer, wiederum meist Niederländer, berufen; meißnische Tücher wurden bald weit und breit gesucht, die Zahl der Tuchmacher soll sich unter August um 18,000, der Zeugmacher um 11,000, der Leinen-, Zwillich- und Damastweber um 21,000, der Spitzen- und Zwirnmacher um 9500 vermehrt haben. Durch seine Pflege ward Leipzig einer der größten deutschen Handelsplätze, niederländische Kaufleute ließen sich mit großen Capitalien nieder, Landstraßen, Geleite, Münzwesen wurden auf den trefflichsten Fuß gebracht; er legte auch Posten an, und es heißt, er habe sie über ganz Deutschland ausdehnen wollen, was aber vom Reichspostmeister von Taris verhindert worden sei. Durch alles dieses und strenge Aufsicht (indem er mit seinem Sohne Christian alle Rechnungen selbst revidirte) hob er nicht bloß die Volkswohlfahrt, sondern auch die Staatseinnahmen so sehr, daß er in den Hauptorten des Landes Amtscapitalien niederlegen konnte, um durch Darlehen gegen ablösbare Zinsen bedrängte Unterthanen aus den Klauen der Wucherer zu retten; er gewann die Mittel zu einer Menge von Bauten und freigebiger Förderung der Kunst und Wissenschaft. Er gründete eine Reihe neuer, zeitgemäßer Lehrstühle, für Geschichte, Politik, französische Sprache, Naturwissenschaften; dotirte Stipendien und Convicte, legte Druckereien und Bibliotheken an, besoldete Uebersetzer berühmter Werke und lernte selbst noch in seinem 50. Lebensjahre hebräisch. Trotz aller gemeinnützigen Ausgaben hinterließ er bei seinem 1586 erfolgten Tode ein Staatsvermögen, welches man auf sieben Millionen Thaler angab, und ein

überaus blühendes und wohlhabendes Land. August war kein Geizhals, er liebte heitere und glänzende Feste, war leutselig und gesellig und verkehrte gern unter seinen Bürgern. Er hatte freilich auch seine großen Fehler, er war heftig und rachsüchtig und hat sich durch sein tyrannisches Verfahren in den theologischen Händeln einen übeln Namen gemacht. Aber doch hatte die Welt große Achtung vor ihm, die Gesandten aller Nationen haben ihn aufgesucht, man nannte ihn „des römischen Reiches Herz, Auge und Hand." Sachsen behauptete unter ihm eine politische Bedeutung, welche es selbst unter seinen höchst mittelmäßigen Nachfolgern nicht so bald wieder einbüßte.*)

Zu den dunkelsten Schatten in diesem sächsischen Glanze gehörte das auch nach dem Frieden noch fortdauernd feindliche Verhältniß zu dem so schnöde verrathenen ernestinischen Fürstenhause, mit dessen Beraubung die Albertiner den Grund zu ihrer Größe gelegt hatten. Dieses Verbrechen hat noch lange in der Geschichte fortgewirkt und noch mehr als ein Trauerspiel ist daraus hervorgegangen. Zwar Johann Friedrich hatte seinen Feinden verziehen und fromm wie er gelebt, ist er 1554 gestorben. Aber sein ältester Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich der Mittlere, konnte das Verlorene nicht vergessen. Sein täglicher Gedanke war, den tief gesunkenen Wohlstand seines Hauses wieder auf die frühere Höhe zu erheben und das verlorene Kurfürstenthum zurückzugewinnen. Aber zur Ausführung dieses Gedankens fehlte ihm die Gunst der Umstände und die eigene Fähigkeit; er war nicht der Mann, um einen Kampf gegen das übermächtige Schicksal zu bestehen; ein guter Mensch, fromm und sittenrein wie sein Vater, ein trefflicher Familienvater und Landesfürst; — die Herzogthümer verdanken ihm Vieles, die Universität, das Hofgericht zu Jena und viele weise Gesetze; — aber ein sehr unglücklicher Staatsmann. In seinem zur fixen Idee gewordenen Gedanken der Zurückeroberung des Verlorenen stürzte er aus einem Mißgriff in den andern; er sandte zum Aergerniß des ganzen Reiches dem König von Frankreich im Jahre 1558 ein von seinem Bruder Johann Wilhelm geführtes Heer von 3200 Reitern gegen die Niederlande zu Hilfe; um

*) Vergl. die sächsischen Landesgeschichten von Weisse, Böttiger, Gretschel.

das Land nicht weiter zu zersplittern, verweigerte er seinen Brüdern lange die rechtmäßige Erbtheilung, zu der er sich dann endlich doch bequemen mußte; aus Haß gegen die Wittenberger und Leipziger Theologen warf er sich zum Hüter des orthodoxen Lutherthums in Jena auf, zu welchem sein beschränkter Geist ohnedies hinneigte, und gerieth in die Hände der abgeschmacktesten Zeloten; er begünstigte Alles, was den Kurfürsten August ärgern konnte; eifrigst half er jede Vereinigung der Protestanten verhindern; durch alles dies brachte er endlich das ganze Reich, Kaiser und Fürsten, die Geschwister, ja die eigenen Unterthanen gegen sich auf; und da er endlich als Beschützer des geächteten fränkischen Reichsritters von Grumbach sich an gefährlichen Umtrieben gegen den Landfrieden betheiligte, so erreichte ihn nach vielen vergeblichen Warnungen seiner besten Freunde das halsstarrig heraufbeschworene Schicksal. Er ward geächtet, von den Executionstruppen, welche Kurfürst August als Kreisobrist herbeiführte, in Gotha gefangen (1567) und starb nach 28jähriger Haft als Gefangener zu Steyer im Mai 1595, das heruntergekommene Erbe seinen Söhnen Johann Casimir in Coburg († 1633) und Johann Ernst in Eisenach († 1638) überlassend. Sein Bruder Johann Wilhelm war schon 1573 gestorben; für dessen Söhne, Friedrich Wilhelm in Altenburg († 1602) und Johannes in Weimar († 1605) regierte während deren Minderjährigkeit als Vormund Kurfürst August, welchem überhaupt die Katastrophe seines Gegners, die ihm einige weitere Stücke von dessen Landen einbrachte, am meisten zu Statten kam.*)

August hatte sich die enge Verbindung mit dem ihm ohnedies persönlich sehr befreundeten Kaiserhause, sowie mit Deutschlands vornehmsten Fürsten zum politischen Gesetze gemacht; auf dieser Verbindung, welche durch Erbeinigungen, Erbverbrüderungen und Verwandtschaften befestigt ward, beruhte damals die nur selten gestörte öffentliche Ruhe Deutschlands. Die nächsten in diesem Bunde waren die Kurfürsten von Brandenburg. Der Kurfürst Joachim II. war ein wohlmeinender, Kunst und Wissenschaften pflegender, aber prachtliebender und verschwenderischer Herr,

*) Vergl. Johann Friedrich den Mittleren von Beck. 2 Bde. Weimar 1858. Die Grumbachischen Händel siehe unten S. 505—509.

und hinterließ sein Land (er starb 1571) in großer Zerrüttung und Schuldennoth, wobei die Stände freilich zu bedeutender Macht gelangten, denn Joachim mußte ihnen endlich versprechen, nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung zu beschließen; jedoch unter seinem Sohne, dem haushälterischen Johann Georg, welcher Ordnung stiftete, strengen Landfrieden herstellte, und sich um die Landesverwaltung, den Ackerbau, die Gewerbe, die Volksbildung große Verdienste erwarb, blühte das Land sehr auf. Nach dem Tode des Markgrafen Johann von Cüstrin (welcher ebenfalls 1571 starb) wurden die Marken wieder vereinigt und überdies gelang es, durch die von Polen erhaltene Erbbelehnung mit Preußen den Anfall dieses wichtigen Landes vorzubereiten. Das Herzogthum war übrigens um jene Zeit, nachdem es durch die Reformation einen so schönen Anlauf genommen hatte, und als ein Musterland betrachtet wurde, unter dem in Altersschwäche gerathenen, von geifernden Theologen und allerlei Abenteuern umgebenen Herzog Albrecht, und als dieser 1568 gestorben war, unter dessen geistesschwachem Sohne Albrecht Friedrich in den traurigsten politischen Zustand gerathen. Der preußische Adel, der sich nach den anarchischen Feudalzuständen der Ordensherrschaft zurücksehnte, hatte sich des Staates bemächtigt und führte nichts Geringeres im Schilde, als unter polnischer Hoheit eine Art polnischer Adelsrepublik zu gründen.*)

Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg bildeten damals mit dem Kaiser und den meisten deutschen Fürsten eine Art von heiliger Allianz, welche sich um Ruhe und Ordnung und friedliches Gedeihen unleugbare Verdienste erwarb, aber freilich den großen Fehler hatte, daß sie in der Sorge für die Gegenwart die Zukunft aus den Augen verlor, und im starren Lutherthum sich abschließend, aus Scheu vor den Kämpfen der Zeit der lebendigen Fortbildung des Protestantismus sich entgegenstemmte, auf welcher doch im Grunde die Existenz aller protestantischen Staaten beruhte. Im engen Gesichtskreise bloßer Landesinteressen ging der Blick für die großen Angelegenheiten der Gesammtheit verloren; diese deutschen Fürsten waren vortreffliche Landesväter, aber schlechte Staatsmänner: sie ließen sich wohl gar in ge-

*) Vergl. die Landesgeschichten von Stenzel, Voigt, Ranke 2c.

meiner Pfiffigkeit von beiden Theilen ihre Neutralität bezahlen; ruhig und gemüthlich sahen sie zu, wie Spanien die Niederlande — die doch zum deutschen Reiche gehörten — auf himmelschreiende Weise rechtlos machte, in Frankreich die Herrschaft an sich riß, Portugal eroberte, England beinahe erobert hätte, in Oesterreich und in Deutschland immer mächtiger wurde und ganz Europa sich zu unterwerfen suchte.

Neben diesen tonangebenden Kurfürsten nahmen in Nord- und Mitteldeutschland die hessischen Fürsten noch eine bedeutende Stellung ein. Landgraf Philipp der Großmüthige, der einst so mächtig im Reiche gewaltet, wurde in seinen alten Tagen von Fürsten und Völkern im In- und Auslande wie ein Patriarch des Protestantismus geehrt: aeterna memoria dignissimus, fortissimus princeps wurde er vom Kaiser Maximilian genannt. Auch er widmete sich mit großer Thätigkeit und Umsicht der Pflege seines in den Religionskriegen schwer heimgesuchten Landes und der Erhaltung des Friedens im Reiche. Hessen hat ihm sehr viel zu verdanken; die Einrichtung eines blühenden Kirchen- und Schulwesens, eine vortreffliche Verwaltung, die Hebung der Forstcultur, der Salinen und Bergwerke u. s. w. Häufig reiste er, Alles selbst beaufsichtigend, unerkannt im Lande umher: „Denn ein Fürst,“ heißt es noch in seinem Testamente, „an seiner Münze, Reinhaltung der Straßen und Haltung seiner Zusagen erkannt wird.“ Dabei gehörte er zu den Wenigen, welche mit weitschauendem Blicke das ganze protestantische Europa im Auge behielten; er hatte eine Ahnung von den kommenden Dingen und hätte Deutschland gern den dreißigjährigen Krieg erspart; rastlos suchte er zu diesem Zwecke die Protestanten in Deutschland und in ganz Europa zu vereinigen; wiederholt sandte er den Hugenotten ansehnliche Hilfe an Geld und Mannschaften; Tausende von tapfern Hessen haben auf den Schlachtfeldern Frankreichs für den Protestantismus ihr Blut vergossen. Wo er konnte, trat er den Spaniern entgegen; er litt nicht, daß einer seiner Söhne oder seiner Unterthanen spanische Kriegsdienste nahm, — was anderwärts sehr häufig geschah — deshalb nahm er auch zwischen Lutherthum und Calvinismus stets eine mittlere Stellung ein, um beide gegen den gemeinsamen Gegner zu vereinigen; und machte

in seinem Testamente den Nachfolgern neben gerechter Regierung das treue Festhalten am evangelischen Glauben und die Freundschaft mit Sachsen, Würtenberg und Pfalz zur obersten Pflicht. Als Philipp — ohne Frage einer der größten Fürsten des 16. Jahrhunderts — im Jahre 1567 starb, wurde sein Land nach der Unsitte der Zeit, welche zwischen dem Staatsrechte und dem Familienrechte der Fürsten noch immer nicht scharf zu unterscheiden wußte, unter die vier Söhne getheilt. Wilhelm als der Erstgeborne erhielt die Hälfte, das Niederfürstenthum Hessen mit der Hauptstadt Kassel, der zweite Sohn, Ludwig, ein Viertheil, das Oberfürstenthum mit der Hauptstadt Marburg, die beiden anderen Söhne jeder ein Achttheil, nämlich Philipp die niedere Grafschaft Katzenellenbogen mit Rheinfels und Georg die obere Grafschaft mit Darmstadt. Da Philipp im Jahre 1583 und Ludwig im Jahre 1604 ohne Nachkommen starben, so blieben nur die Linien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt bestehen, deren Besitzungen sich durch Erwerbungen (die Herrschaften Plessen, Diepholz, Schmalkalden, Limburg ꝛc.) ansehnlich erweiterten. Auch diese nächsten Nachfolger regierten noch im Geiste des Vaters. Wilhelm IV. der Weise erwarb sich diesen Beinamen eben so sehr durch seine vortreffliche Regierung, als durch seine Haltung in den großen Staats- und Kirchenhändeln der Zeit. Er hat sich eigenhändig ein statistisches Handbuch angelegt, welches die genaueste Kenntniß von Land und Leuten, ihren verfassungsmäßigen Rechten und den Quellen des Nationalwohlstandes verräth, den er rastlos zu heben suchte; er selbst war ein großer Landwirth und Industrieller und erwarb sich um die Rechtspflege, welche Hessen damals berühmt machte, große Verdienste; seine astronomische Gelehrsamkeit und der Verkehr mit den Männern der Wissenschaft that seinen praktischen Regententugenden keinen Abbruch. In der Kirchenfrage und der auswärtigen Politik, welche damals eng zusammenhingen, folgte er durchaus den Traditionen seines Vaters; innig befreundet mit dem großen Oranier, mit Heinrich von Navarra und Elisabeth von England, die ihn vor allen anderen Fürsten ehrte, half er nach Kräften mit Geld und Truppen, so weit es ohne Bruch des Reichsfriedens nur immer geschehen konnte. Er starb im Jahre 1592 und hinterließ in seinem Sohne und Nach-

folger Moriz einen Fürsten, wie das protestantische Deutschland in jener verhängnißvollen Zeit leider keinen zweiten besessen hat. — Auch Georg I. der Fromme, ein kluger und sparsamer Haushälter, steht bei seinem Lande in gutem Andenken: trotz großer Wohlthätigkeit und zahlreicher Bauten hinterließ er bei seinem Tode (1596) ein großes Capitalvermögen. Er war ein eifriger Lutheraner (Luther's Bibelübersetzung hat er neun Mal durchgelesen) und Gegner des Calvinismus, schloß sich aber gleichwohl der vermittelnden Politik der Brüder an. — Nach dem Willen Philipp's des Großmüthigen sollte die Einheit des Landes Hessen durch die Theilung nicht gestört werden; es behielt seine Sammtuniversität, erhielt ein gemeinsames Oberappellationsgericht (der Versuch, ein Landrecht zu schaffen, scheiterte am Widerstand des Volkes) und behielt bis zum Jahre 1628 gemeinschaftliche Landtage; aber der Marburgische Erbfolgestreit erzeugte im folgenden Jahrhundert einen Zwiespalt der beiden Linien, welcher endlich bis zum Nationalhaß führte und auch für das übrige Deutschland verderblich wurde.*)

Von den vier Linien des braunschweigischen Fürstenhauses, deren Länder theils unter Theilnahme ihrer Herzöge, theils trotz deren Widerstandes evangelisch geworden waren, starb die Grubenhagensche, in welcher auf Philipp I. († 1551) dessen Söhne Ernst († 1567), Wolfgang († 1595) und Philipp II. († 1596) folgten, mit diesem letztern aus; Vater und Söhne waren eifrige Protestanten und kämpften sämmtlich im schmalkaldischen Kriege gegen den Kaiser; Ernst, der Sieger von Rochlitz, ward mit Johann Friedrich bei Mühlberg gefangen; im Dienste Philipp's siegte er über die Franzosen bei St. Quentin; aber gegen die niederländischen Glaubensgenossen wollte er nicht streiten. Wolfgang gab dem Lande seine Kirchenordnung. Die Linie Kalenberg starb mit Erich II. schon 1584 aus. Dieser berüchtigte Abenteurer hatte von dem Vater den kriegerischen Geist, aber nicht den Biedersinn geerbt. Von der frommen Mutter zum Evangelium auferzogen, von Luther als Knabe hoch belobt, fiel er zur Zeit des schmalkaldischen Krieges durch die Verführungen des

---

*) Vergl. die hessischen Landesgeschichten von Rommel und Rehm.

spanischen Hofes schmählich ab und führte mit roher Gewaltsamkeit den Papismus wieder ein; bekehrte sich als Bundesgenosse des Albrecht Alcibiades, gab aber das Evangelium wieder Preis, um nach Albrecht's Niederlage auf's Neue abzufallen. Dann zog er in fremde Kriegsdienste und mit König Philipp nach Spanien, brachte nach seiner Rückkehr durch einen Raubzug bis nach Danzig im Jahre 1563 ganz Norddeutschland in Alarm und trieb sich in der weiten Welt umher, führte in Venedig ein verschwenderisches Leben und kam nur, wenn er Geld brauchte, in das von ihm ausgeplünderte und verpfändete Land. Zu Pavia ist er endlich zur größten Freude seiner Unterthanen gestorben. Sein ganzer Nachlaß bestand in einem Haufen Rechnungen und einer spanischen Kappe. — Und so blieben denn am Ende des Jahrhunderts nur die Linien Lüneburg und Wolfenbüttel. In Lüneburg waren nach der zufolge der Hildesheimischen Stiftsfehde erfolgten Abdankung und Aechtung Heinrich's des Mittlern (1521) dessen Söhne Ernst in Lüneburg, Franz in Gifhorn, Otto in Harburg gefolgt. Diese beiden Nebenlinien starben 1549 und 1642 wieder aus. Das ganze Haus war eifrig evangelisch; Ernst der Fromme starb 1546; von seinen Söhnen blieben nur Wilhelm und Heinrich (welcher Dannenberg erhielt) am Leben. Der fromme Herzog Wilhelm wurde trübsinnig und starb im Jahre 1592; das Land kam unter Regentschaft. Bei Weitem der bedeutendste unter den Welfischen Herzögen war Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher im Jahre 1568 seinem berüchtigten Vater Heinrich folgte. Als verkrüppelter Knabe zum Geistlichen bestimmt, hatte er in Cöln und Löwen studirt und war trotz aller katholischen Lehrer ein eifriger Protestant geworden. Alle seine Söhne bis auf diesen, den er haßte, hatte der Vater verloren, aber das hatte den alten Wüthrich nicht gebeugt; Julius hatte um seines Glaubens willen die rohesten Mißhandlungen auszustehen, in denen sich sein milder und doch fester Charakter stählte. Er entfloh endlich, da, wie man sagt, sein Tod beschlossen war, auf die von einem treuen Diener in die Asche des Kamins geschriebene Warnung zu seinen Verwandten nach Berlin. Um ihn zu enterben, vermählte sich der Vater noch als 70jähriger Greis; aber es half Alles nichts. Da nahm er endlich den Sohn zu Gnaden auf; ja

auf dem Sterbebette hat sich der alte Sünder noch selbst zum evangelischen Glauben seines Landes bekannt. Julius, der Freund Wilhelm's des Weisen, dem er als Regent und Gelehrter in vielen Stücken glich, gehörte zu den edelsten Menschen jener Zeit. Seine Regierung war für Braunschweig nach so langen Wirren eine Zeit des Friedens und des Glückes. Das Land erhielt endlich eine evangelische Kirchenordnung, ein Hofgericht u. s. w. und im Jahre 1576 eine evangelische Universität zu Helmstedt. Julius starb im Jahre 1589; ihm folgte sein Sohn Heinrich Julius († 1615). Durch das Eingehen der beiden Nebenlinien Kalenberg und Grubenhagen und den Anfall der Grafschaften Diepholz und Hoya gelangte das braunschweigische Fürstenhaus am Anfange des 17. Jahrhunderts wieder zu größerer Macht und Bedeutung.*)

Von den übrigen norddeutschen Fürsten- und Grafenhäusern können die von Anhalt, von Pommern, von Mecklenburg, von Lauenburg, von Oldenburg, von Friesland und die kleineren als minder eingreifend in die Reichsgeschichte hier füglich übergangen werden. Nur so viel sei bemerkt, daß sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sammt und sonders protestantisch waren und ihre Länder demgemäß reformirten. Besondere Aufmerksamkeit erfordert wegen seiner Macht und Wichtigkeit für das nördliche Europa das Haus der Oldenburger, welches in Dänemark und Schleswig-Holstein herrschte. Nicht ohne Widerstreben eines Theiles der zähe am Alten hängenden Ritterschaft führte Christian III. in Schleswig-Holstein wie in Dänemark die Reformation durch; sie ward eine Stütze für die Ausbreitung deutscher Sprache und Bildung in Schleswig und in Dänemark; am dänischen Hofe ward die deutsche Sprache herrschend. In Dänemark (auch in Schweden und Norwegen) nahm man seit der Reformation an deutscher Wissenschaft regen Antheil, auf deutscher Grundlage entwickelte sich das Schriftenthum. König Christian, obwohl im Grunde ein gutes deutsches Herz, machte es indeß wie alle Dänenkönige vor und nach ihm, er suchte Holstein vom Reiche zu trennen, was jedoch nicht gelang. Aber die uralte staatsrechtliche Verbindung der beiden Herzog-

*) Vergl. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg.

thümer Schleswig-Holstein aufzulösen — ein ganz modernes und bösartig revolutionäres Streben — lag ihm und seinen Nachfolgern so fern, daß sie im Gegentheil bei ihren zahlreichen Erbtheilungen von dieser Verbindung ausgingen und dafür sorgten, daß jeder Erbtheil stets in beide Herzogthümer zu liegen kam. Diese sehr durch einander liegenden Theile führten ihre Namen nach dazu gehörigen Schlössern. Bei der ersten Theilung im Jahre 1544 erhielt Christian auf seinen, den sogenannten „königlichen" Antheil Sonderburg; seine Brüder Johann Hadersleben und Adolf Gottorf. Aber mehr als anderwärts wurden eben nur die fürstlichen Einkünfte getheilt; die politische Einheit des Landes, Stände, Kirche und Schule, Universität, Gerichtswesen, blieben von der Theilung im Wesentlichen unberührt; sogar die fürstlichen Räthe bildeten in allgemeinen Landesfragen ein Collegium. Der milde und friedliebende Christian starb, von der ganzen Welt mit Recht verehrt, im Jahre 1559 und sein Tod wurde für die minder friedliebenden Brüder, namentlich den hochfahrenden Adolf von Gottorf, — welcher am Hofe des Kaisers, dessen Dienstmann er geworden, seine Schule gemacht hatte — das Signal zu dem längst beabsichtigten Eroberungs- und Rachekriege gegen die freien Ditmarschen. Dieses noch immer in altgermanischer Freiheit dahinlebende Völkchen war dem holsteinischen Adel, den es so oft mit blutigen Köpfen heimgeschickt, ein Dorn im Auge und hatte die Holsten zum Ueberflusse noch mit Gewaltsamkeiten (vielleicht nur Repressalien für so viel erlittene Unbill) und mit höhnischen Reden gereizt. Sie seien muthwillig geworden gegen Gott und Menschen, sagt der Chronist Reimer Kock, so daß kein Recht bei ihnen gefunden werde. Kein Fremder habe Recht im Lande bekommen können. Wenn die Prediger ihr Treiben straften, jagten sie dieselben aus dem Lande oder schlügen ihnen die Köpfe ein; sie achteten ihre eigene Obrigkeit nicht; diese sei keinen Tag ihres Lebens sicher gewesen. Wie dem auch sei, ihr größtes Verbrechen bestand jedenfalls darin, daß sie weder Fürsten noch Adel unter sich dulden, auch von Pflichten gegen das Reich Nichts wissen wollten, aber vom Reiche in ihrer Freiheit nicht anerkannt, sondern willkürlich genug zu Holstein gezählt wurden. Hätten sie in den Alpen neben gleichartigen Gemeinden gelebt, so würden sie sich behauptet

haben wie die Schweizer. Aber sie waren vereinzelt, die benachbarten Friesen längst unterworfen, sie selbst nur ein Trümmer vergangener Zeit und in innerm Verfalle begriffen. Ihre alte Geschlechterverfassung, ihr altes germanisches Recht mit den Geschlechtseiden, dem System bloßer Geldbußen für Todschlag u. s. w. — wodurch dem rohen Uebermuth reicher Geschlechter Thor und Thür geöffnet wurde — war auf Betreiben der reformirten Prediger als heidnisch und schriftwidrig abgeschafft und ein neues Recht eingeführt worden. Lange hatten die Gemeinden widerstanden; da aber vier Superintendenten und 39 Geistliche erklärten, sie würden das Land verlassen, falls die Todesstrafe, die in der Bibel geboten sei, nicht eingeführt werde, so gab das Volk endlich nach. Schon zweifelte auch die benachbarte Geistlichkeit, ob evangelische Prediger mit gutem Gewissen einem Lande dienen könnten, welches keine rechtmäßige, d. i. fürstliche, Obrigkeit habe? Und in der That behauptet der lübische Chronist, daß die Vornehmen des Landes mit den Fürsten im Einverständniß gewesen; sie hätten die Hand geboten, damit der Muthwille des gemeinen Mannes gezüchtigt werde. Doch das Volk war kriegslustig und bauete so sehr auf die in frühern Siegen bewährte Kraft, daß es weder Bundesgenossen warb, noch genügende Rüstungen machte. Auch prahlten Viele, die nachher Nichts leisteten und nur an sich selbst dachten; das Vertrauen zur Freiheit war in der Stunde der Noth von Manchem gewichen. Als nun Herzog Adolf, damals Obrister des niedersächsischen Kreises, im Frühling 1560 mit großer Heeresmacht herbeizog, um „die ihren rechten erblichen Landesfürsten und von Gott verordneter Obrigkeit vorsätzlich ungehorsamen Rebellen" zu strafen, wehrte sich zwar das Volk an vielen Punkten mit verzweifelter Tapferkeit; aber es fehlte der Vertheidigung an allem Plan und Zusammenhang, Meldorf, Haide, Henningstedt wurden vom Feinde gestürmt. Die Tapfersten des Volkes, mehrere tausend Männer und Frauen fielen, die Uebrigen unterwarfen sich und leisteten wegen ihrer bisherigen uralten Freiheit, welche sie selbst jetzt als „langwierige Rebellion, Ungehorsam und Widerspenstigkeit" bezeichnen mußten, fußfällige Abbitte. Vier Wochen nur hatte der Kampf gedauert, welchen vorher vier Jahrhunderte vergebens versucht hatten; Schmeichler priesen ihn als die g r ö ß t e T h a t des

Jahrhunderts! Das überwältigte Land ward unter die Herzöge von Schleswig-Holstein vertheilt (etwas später in Norder- und Süderditmarschen), bildete aber auch später noch ein selbständiges, kräftiges, die alte Sitte und den freien, mannhaften Charakter bewahrendes Glied in dem reich gegliederten Körper Schleswig-Holsteins.

Friedrich II. von Dänemark, der Sohn und Nachfolger Christian's III., theilte seinen Antheil an Schleswig-Holstein abermals mit dem jüngern Bruder Johann, welcher die Linie Sonderburg stiftete; aber die Stände haben demselben standhaft die Huldigung verweigert, da sie in keine weitere Erbtheilung willigen wollten. Eben so wenig konnte Friedrich einen neuen Lehenseid für Schleswig durchsetzen; es kam darüber zu einem lange dauernden Streite, den die vermittelnden deutschen Fürsten erst im Jahre 1579 beilegten. Schleswig stand seitdem zum dänischen Reiche in demselben Lehensverhältniß, wie Holstein zum deutschen; beide blieben zugleich eng verbunden. Bei dem 1579 erfolgten Tode des kinderlosen Johann des Aelteren (von Hadersleben) brach wegen der Erbschaft ein neuer Streit zwischen Friedrich II. und Adolf von Gottorf aus; dieser Streit, bei welchem grade von dänischer Seite auf die von jeher bestehende enge Vereinigung der beiden Herzogthümer „in ein Corpus" hingewiesen wurde, endete 1581 mit einer neuen Landestheilung. Nun erhielten die Besitzverhältnisse eine länger dauernde Gestalt; fortan bestand Schleswig-Holstein aus dem herzoglichen Theile Gottorf, der die Hälfte umfaßte, aus dem etwas kleinern königlichen Theile Hadersleben und aus dem kleinsten Theile Sonderburg; die Regierung von Schleswig-Holstein blieb gemeinsam. Adolf, der letzte von den Söhnen Friedrich's I., starb 1586, im Jahre 1588 König Friedrich II. In Dänemark und Holstein folgten Regentschaften für die unmündigen Nachfolger (Christian IV. in Dänemark, Philipp und Johann Adolf in Gottorf), deren Regierung einer folgenden Zeit angehört.

Auch für Schleswig-Holstein wie für Dänemark gehört die Zeit der eben genannten Fürsten zu den blühenden. Unterstützt von großen Ministern (in Dänemark Peter Oxe, in Schleswig-Holstein der durch ganz Europa berühmte Johann von Ranzau und dessen Sohn Heinrich) wetteiferten sie in Hebung der Landeswohlfahrt.

In Schleswig-Holstein waren die Finanzen in vortrefflichem Zustande; das Land erhielt neue Deiche und Koogen; dem Meere ward viel fruchtbarer Boden abgerungen; Johann von Ranzau war auf seinen zahlreichen Gütern ein großer Industrieller, und ein gefeierter Mäcen der Kunst und Wissenschaft. Auch im innern Leben des Volkes trat hier wie überall — zumal im nordischen Europa — ein gewaltiger Umschwung ein; das alte, starre, noch fast heidnische Recht ward zeitgemäß umgebildet, vor Allem aber durch zahlreiche höhere und niedere Schulanstalten der Grund gelegt zu der edeln protestantischen Geistesbildung, welche Schleswig-Holstein noch heute auszeichnet. Die politische Verfassung des Landes lief freilich mehr noch als in Dänemark auf eine Adelsherrschaft hinaus; der Adel führte das große Wort bei den Ständen, saß in der Regierung, hatte alle großen und einträglichen Aemter; Schleswig-Holstein galt für das Eldorado der Junker, welche hier besonders zahlreich und starkbegütert waren; doch behauptete sich neben ihnen ein freier und kräftiger Bauernstand und ein wohlhabendes Bürgerthum. War auch das tägliche Thun und Treiben der meisten Junker wie überall in der Welt ein für unsere Zeiten erstaunlich wüstes und rohes, so standen doch bedeutende Männer an ihrer Spitze, welche desto gebildeter waren und im allgemeinen Landeswohl das eigene Wohl erkannten. Einen Fehler hatten freilich auch diese nordischen Regenten mit den meisten protestantischen Regierungen Deutschlands gemein; den Blick ganz auf ihre heimischen Interessen gewendet, hatten sie keinen Sinn für die großen Angelegenheiten des Auslandes. Weder die Gesandten Heinrich's von Navarra, noch die der Königin Elisabeth vermochten in Kopenhagen und Gottorf mehr als bloße Sympathien für ihre Kämpfe gegen Spanien zu erlangen. Adolf ließ sich gleich andern deutschen Fürsten und Ministern zugleich von England und Spanien Pension bezahlen.

Den größten Schaden vom Aufblühen des protestantischen Nordens hatte die Hansa. Zwar hat sich Friedrich II. noch einmal in einem Vertrag zu Odense im Jahre 1560 zu einer beschränkten Bestätigung hanseatischer Privilegien verstanden. Dafür wurde Lübeck gleich Schleswig-Holstein in den 1563 ausgebrochenen siebenjährigen nordischen Krieg gegen Schweden verwickelt, in welchem Lübeck zum letzten Male

für die Vertheidigung seiner Vorrechte rühmlich mit den Waffen gekämpft und den Stettiner Frieden (1570) errungen hat, der ihm seine Privilegien auch in Schweden nochmals bestätigte. Aber sie wurden nicht gehalten; durch die ungeheuern Kosten dieses Krieges, den Verlust seiner Handelsflotte, welche von den Schweden gekapert ward, und seiner Handelsverbindungen war der Wohlstand Lübecks, das sich auch während dieses Krieges von allen Hansastädten verlassen sah, für immer dahin; es mußte sich fortan Alles gefallen lassen, und trotz aller Privilegien und Verträge immer neue Abgaben, auch den vertragswidrigen, nun sogar verdoppelten Sundzoll bezahlen. Das Reich hatte nur ohnmächtige Empfehlungen und Botschaften, mit denen es nicht einmal rechter Ernst war, da die fürstlichen Reichsstände, auch wenn sie etwas von diesen Dingen verstanden hätten, sich mehr zu den nordischen Fürsten als zu den republikanischen Seestädten hinneigten. Während die Spanier und Holländer den Niederrhein sperrten, die Königin von England die hanseatischen Privilegien in London aufhob, schlossen die Dänen den Sund, die Schweden und Russen nahmen die Ostsee für sich in Beschlag. Nur gegen diese letztern hat man auf einigen Reichstagen energische Beschlüsse gefaßt und sogar Beisteuern für Livland ausgeschrieben, die aber nicht bezahlt wurden. Lübeck selbst verweigerte den Livländern die Hilfe, um es mit den Moscowitern nicht zu verderben. Die Folge war, daß sich der Hochmeister des Schwertordens als Herzog von Curland 1561 unter polnische Hoheit begab, welchem Beispiel die Stadt Riga im Jahre 1581 gefolgt ist. Reval unterwarf sich 1562 dem schwedischen Reiche. Danzig und ganz Westpreußen war schon vorlängst polnisch geworden; Ostpreußen war zwar ein deutsches Herzogthum, aber unter polnischer Lehenshoheit.

So ging die Ostsee für Deutschland verloren,*) aber nicht in Folge der Reformation, sondern durch Verhältnisse, welche längst vor der Reformation sich entwickelt hatten, und an denen Luther sehr unschuldig ist. Es war der Zerfall des mittelalterlichen Reiches und

*) Vergl. Schleswig-Holsteins Geschichte von Georg Waitz. 2. Bd. Göttingen 1854. Barthold, Geschichte der Hansa. 3. Bd. Leipzig 1854.

seiner unhaltbar gewordenen Bildungen, das allenthalbige Aufblühen nationaler Staaten im Norden, zwischen denen die Hansa und die Ordensländer allmälig verschwanden oder in welchen sie als ein neues Element aufgingen, auch in dieser Form einen deutschen Beruf erfüllend. Denn die Hansastädte an der Ostsee und im nordöstlichen Deutschland — unter denen Lübeck die einzige freie Reichsstadt gewesen, — sowie die ehemaligen Ordensgebiete wurden jetzt theils rüstige Glieder in den protestantischen deutschen Staaten, theils die Bewahrer des deutschen Volkthums in den Ostseeprovinzen, die Vorkämpfer der geistigen und bürgerlichen Freiheit, welche vor Allen Danzig gegen alle polnischen Unterdrückungsversuche mannhaft behauptete.

Und so hatte denn schon frühe in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Protestantismus in Norddeutschland so vollkommen und dauerhaft, wie vielleicht nirgends in der damaligen Welt, gesiegt und das staatliche Leben durchdrungen. Diese Erscheinung erklärt sich theils durch die Natur des nordischen Gemüthes, welches, Neuerungen abhold, die einmal erkannte Wahrheit desto treuer festhält, theils durch die politischen Verhältnisse Norddeutschlands, welches von den römisch-katholischen Einflüssen und den Wandlungen der Reichspolitik weniger berührt wurde. Das unruhige Element eines zahlreichen weltlichen und geistlichen Reichsadels fehlte in Norddeutschland, der Adel nahm an den neuen Ordnungen Theil, die Bisthümer, an ihrer Spitze die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, gingen sammt und sonders in evangelische Hände — meist in den Besitz benachbarter evangelischer Fürsten über, und der geistliche Vorbehalt vermochte dies schon um deswillen nicht zu verhindern, weil darin, wie man mit Recht ausführte, nur dem etwaigen Uebertritte der von Katholischen gewählten katholischen Prälaten, nicht aber der Wahl evangelischer Plälaten durch evangelische Capitel vorgebeugt war.

Werfen wir einen Blick auf diese ganze Entwicklung zurück, so zeigt sich, daß einige wenige Glieder an ihrer Freiheit und Wohlhabenheit verloren, aber die große Masse des Volkes leiblich und geistig gewonnen hatte; dieser Fortschritt wurde zwar durch eine enge und selbstgenügsame Politik, durch sprödes Abschließen gegen die großen Kämpfe der Zeit, im politischen wie im geistigen Leben, und

namentlich durch eine starre Orthodoxie des Lutherthums beeinträchtigt, bleibt aber selbst in dieser Beschränkung noch so groß und in die Augen springend, daß ein nicht geringes Maß von Unkenntniß dazu gehört, um ihn ganz in Abrede zu stellen.

Ganz anders freilich als in Norddeutschland lagen die Dinge am Rheine und in Süddeutschland. Die Zersplitterung und Verwirrung des Reiches, die hier bestanden, ist durch die Reformation nicht geheilt, sondern in jeder Hinsicht vermehrt worden, nachdem Kaiser und Reich es nicht verstanden hatten, die Reformation zur Reichssache zu erheben.

Zwar in den Zeiten des Kaisers Ferdinand, als neun Zehntheile der Deutschen protestantisch geworden, durfte man auch hier eine gleichartige Entwicklung erwarten. Daß diese gleichwohl nicht eingetreten, beruhte vornämlich auf der großen politischen Verschiedenheit und den mannigfachen fremdartigen und widersprechenden Beziehungen dieser Länder. Nur einige derselben waren im Besitze des weltlichen Fürstenthums und auch diese waren von sehr verschiedener Art. Am Niederrhein war nur ein großes Fürstenthum, Jülich-Cleve, um welches sich wegen seiner Wichtigkeit für die Niederlande, schon zur Reformationszeit und noch mehr nach derselben, spanische und deutsche, katholische und protestantische Einflüsse, wie um kein anderes gerissen haben. Von den Herzögen Wilhelm IV. (1539 — 1592) und Johann Wilhelm (1592 — 1609) wissen die gelehrtesten Zeitgenossen nicht zu sagen, welche Religion sie eigentlich gehabt haben. Nach dem Vertrage von Venlo (1543) und als Schwiegersohn Ferdinand's sollte der Herzog Wilhelm wieder katholisch sein und mußte die „Religion des Kaisers" wieder einführen; der Gottesdienst ward nun katholisch, aber die Geistlichen, auch der Hofprediger, waren verheirathet, und die Lehrer waren erasmisch; ein großer Theil des Volkes, besonders Adel und Städte, war augsburgisch; daneben wurden calvinistische Fremdengemeinden geduldet; schon wollte Wilhelm eine allgemeine evangelische Landesreformation einführen, da schreckte ihn Alba's Auftreten zurück (1568); als er blödsinnig geworden, regierten Räthe, welche sich auf die katholische Seite schlugen; von unten herauf, aber nur in einem Theile des Landes,

ward die Reformation durchgeführt; die evangelische Partei setzte erst im Jahre 1591 auf dem Landtage zu Düsseldorf die förmliche Duldung der Augsburgischen Confession durch; aber eine mächtige katholische Partei, gestützt auf die Cölnischen und spanisch-niederländischen Nachbarn, blieb immer im Lande. Herzog Johann Wilhelm war katholisch erzogen; unter diesem erst wahnsinnigen, dann blödsinnigen Fürsten stritten zwei Parteien, an ihrer Spitze zwei Fürstinnen, die Gemahlin und die Schwester des Herzogs, beide waren katholisch, unter den schrecklichsten Gräueln um die Regierung, zuletzt herrschte die zweite Gemahlin, eine eifrig katholische Prinzessin von Lothringen; während dieser ganzen Regierung war das Land ein Tummelplatz der Spanier und der Niederländer, der Katholischen und der Protestanten, und wurde furchtbar zerrüttet; von einer organischen Landesentwicklung konnte hier nicht die Rede sein. Der Herzog starb endlich 1609, und abermals sollte dann dieser Boden für die deutsche Geschichte verhängnißvoll werden.

So wie in Jülich und Cleve verhielt es sich in dem benachbarten Erzstift Cöln und in den westphälischen Bisthümern. Der Adel und die Städte — und endlich im Jahre 1580 nach langem Widerstande des altgläubigen Rathes auch die Reichs- und Krönungsstadt Aachen — waren meist protestantisch geworden; aber doch behauptete sich, weil eine protestantische Macht an der Spitze fehlte, eine starke, von Außen her unterstützte katholische Partei, welche in dem Maße stärker wurde, als der Katholicismus im übrigen Europa frische Kräfte gewann, und durch die theologischen Mitglieder in den Capiteln herrschend blieb, bis es ihm endlich mit fremder Hilfe gelang, den Katholicismus herzustellen. Die Hauptstütze ihrer Macht hatte sie an dem heiligen Cöln selbst. Aber selbst in dieser Stadt konnte der Rath die Bürgerschaft nicht verhindern, daß sie zu Tausenden den evangelischen Gottesdienst besuchte, welchen der benachbarte Graf von Nüenar (Mörs) dicht vor Cöln halten ließ, und als endlich im Jahre 1583 der schon längst den Evangelischen zugeneigte Kurfürst, Gebhard von Truchseß, um seine Geliebte, die Gräfin Agnes von Mansfeld, zu ehelichen, zur evangelischen Kirche übertrat und den Versuch Hermann's von Wied erneuerte, konnte er sich dabei der Wahrheit gemäß „auf die Bitten der evangelischen Ritter-

schaft und fast aller Städte (Bonn, Linz, Neuß, Rheinberg, Kempen, Uerdingen, Linn, Medebach und Geseke) berufen. Die Geschichte dieses Versuches ist gleich dem Versuche des Hermann von Wied für die ganze Reichsgeschichte wichtig geworden und greift wie die Jülich'schen Händel tief in den Gang derselben ein. Von dessen Ausgang hing insbesondere die Geschichte der niederrheinisch-westphälischen Reformation ab und auch die Stellung, welche der Adel in der Folgezeit einnahm. Der Kampf war heiß und erbittert, er wurde auf der einen Seite von den Spaniern, den Dominicanern und Jesuiten, welche die Wichtigkeit dieses Schlachtfeldes erkannten, auf der andern Seite von den benachbarten protestantischen Mächten geschürt, von den Niederländern, den Hessen, den Pfälzern und den rheinischen Grafen.

In diesen Kämpfen, unter fortwährendem Druck und vielen Verfolgungen hat sich das protestantische Kirchenwesen entwickelt und in den Flüchtlingsgemeinden aus den Niederlanden ein thatkräftiges Element erhalten. Zu ihrer Entstehung haben schon vor den niederländischen Calvinisten vornämlich zwei Männer den Anstoß gegeben, welche in einer deutschen Geschichte nicht fehlen dürfen: Menno Symons, der Stifter der Mennoniten, und Johannes von Lasky, der Reformator Polens, den man den deutschen Calvin nennen kann.

Menno, der Sohn Symons', geboren in Friesland 1505, ward im Jahre 1535 als katholischer Caplan von den Wiedertäufern bekehrt, und ließ sich nochmals taufen, trat aber den wiedertäuferischen Verirrungen, namentlich den Gräueln zu Münster, sogleich entschieden entgegen und wurde ein Lehrer derjenigen Taufgesinnten, welche, „im Glauben und Leben unsträflich, dem Kreuz unterworfen" blieben. „Achtzehn Jahre hindurch wanderte er als ihr Aeltester oder Bischof von Cöln und Friesland durch ganz Niederdeutschland bis nach Holstein, Mecklenburg und Livland, und stiftete überall kleine wohleingerichtete Gemeinden, welche unter sich enge und treu zusammenhielten und in ihren heimlichen Versammlungen, des Nachts, in Scheunen, oder auf freiem Felde und in den Wäldern die Lieder sangen, welche die Märtyrer in ihren Banden gedichtet oder auf dem Wege zum Richtplatz gesungen hatten, dann eine kräftige Ansprache eines Vorstehers oder

Bruders oder die Schrift vorlesen hörten, gemeinsam Taufe und Abendmahl feierten und sich endlich, für neue Verfolgungen gestärkt, in der Stille wieder trennten." — So zog Menno unter steter Lebensgefahr — auf seinen Kopf war ein hoher Preis gesetzt — mit Weib und Kindern von Ort zu Ort, von Katholischen und Lutheranern mit gleicher Wuth verfolgt. „Ja," so klagte er einst, „wenn die Prediger auf weichen Betten und Kissen liegen, müssen wir uns in verborgenen Winkeln verkriechen. Wenn sie auf Hochzeiten und Kindtaufen sich lustig machen, müssen wir uns bei jedem Hundebellen umsehen, ob auch irgend die Häscher da seien. Statt daß sie von Jedermann Doctores, Magistri gegrüßet werden, müssen wir uns nennen lassen Wiedertäufer, Winkelprediger, Verführer und Ketzer und müssen in Teufels Namen gegrüßet sein. — In so schlimmem Kreuz und Elend könnte unsere Gemeinde nicht so lange bestehen, wenn es nicht des Allerhöchsten Kraft und Wort wäre." — Zu Emden, der Hauptstadt Ostfrieslands, wo schon seit 1525 eine blühende Täufergemeinde war, fanden bei dem Superintendenten der evangelischen Gemeinden, Johann von Lasky, Menno und seine Anhänger Schutz und Duldung. Menno wurde der Melanchthon unter den Wiedertäufern, und verstand es, aus denselben mit großer Weisheit und glücklichem Erfolge eine harmlose, stille Gemeinde voll christlicher Bruderliebe und Rechtschaffenheit zu gestalten. Später zog er nach Cöln, dann nach Wismar, wo er dem flüchtigen Johann von Lasky und dessen reformirter Gemeinde den Liebesdienst vergalt; auch von hier vertrieben, fand er auf den Gütern des milden Grafen von Ahlefeld in Holstein eine dauernde Stätte und es erblühten hier mehrere Mennonitencolonien; von hier konnte er in einer eigens errichteten Druckerei seine zahlreichen Schriften ausgehen lassen, welche sonst in ganz Deutschland nirgends gedruckt werden durften. Hier ist er auch in seinem eigenen Gehöfte Wüstenfelde im Jahre 1561 gestorben. Seine Gemeinden — die stillen, oder auch die waffen- und rachlosen Wiedertäufer, gewöhnlich die Mennoniten geheißen, mußten noch lange Zeit die Schuld jener wilden revolutionären Täufersecten tragen, welche ihnen selbst feindselig entgegenstanden. Wie schädliche Thiere wurden sie gehetzt, verfolgt, getödtet, namentlich in den katholischen Gebieten; die meiste Schonung fanden

sie bei den Reformirten, welchen sie auch in ihrem Gemeindeleben am nächsten standen, so daß sie sich hier und da zu den reformirten Gemeinden hielten. Duldung und Schutz fanden sie zuerst in Hessen, bei dem edeln Landgrafen Philipp, welcher in seinem Testamente diese harmlosen Gemeinden den Söhnen noch besonders empfahl. „Einigen Menschen aber," so lauten seine goldenen Worte, „um deswillen, daß er unrecht glaubt, zu tödten, haben wir nie gethan, wollen auch unsere Söhne ermahnet haben, Solches nicht zu thun, da wir dafür halten, daß es wider Gott sei." Auch in den Niederlanden und in der Pfalz, wo sich zahlreiche fleißige Täufergemeinden niederließen, später in Altona, Lübeck, Friedrichstadt haben sie förmlichen Schutz gefunden und bis auf den heutigen Tag überall im Lande Segen und Wohlstand verbreitet.

So berührten sich hier im deutschen Nordwesten die äußersten Endpunkte des kirchlichen Lebens, neben einem erbitterten spanischen Katholicismus ein evangelisches Urchristenthum. Als ein für die protestantischen Kirchen höchst wohlthätiges Element sind diese Gemeinden zu betrachten und insbesondere haben sie auf die Bildung der deutsch-reformirten Kirche unmittelbar eingewirkt.

Johannes von Lasky, der erste Gründer der s. g. reformirten Kirche Norddeutschlands, war einem der vornehmsten polnischen Adelsgeschlechter entsprossen. Er war 1499 geboren und wurde ein begeisterter Schüler der schweizerischen Reformatoren. Ein polnisches Bisthum schlug er aus und ging als 40jähriger Mann um seines Glaubens willen freudig in's Exil. Die Gräfin Anna von Oldenburg, als Regentin von Ostfriesland, wo die Reformation am fröhlichsten aufblühte, berief ihn 1542 als Superintendenten nach Emden, wo er das Kirchenwesen ordnete. Indem er zwischen den verfassungslosen Lutheranern und den separatistischen Wiedertäufern eine heilsame Vermittlung machte, schuf er auf deutschem Boden aus deutschen Elementen ein reformirtes Kirchenwesen. Er drang nach Genfer Muster auf Einführung von Presbyterien zur Herstellung strengerer Kirchenzucht, auf wöchentliche Zusammenkünfte der Geistlichen zu gegenseitiger Censur u. s. w. und suchte die Wiedertäufer durch liebreiche Behandlung für diese neue Kirche zu gewinnen. Nach dem Vorbild des Genfer

Katechismus von Calvin verfaßte Lasky den einfachen und schönen Emdener Katechismus, welcher die Grundlage der deutschreformirten Kirche wurde; so wurde Emden die Mutter- und Musterkirche, gleichsam das deutsche Genf, und erhielt den Ehrennamen: die Herberge der bedrückten und vertriebenen Gemeinde Gottes. Bei den durch den Kaiser eingeschüchterten Räthen der Gräfin fand Lasky indeß so große Schwierigkeiten, daß er das Superintendentenamt, und als das Interim den reformirten Gottesdienst verdrängte, auch das Predigtamt niederlegte. Von Hermann von Wied nach Cöln, von König Edward nach England als Kirchenordner berufen, wurde er Superintendent der dortigen niederländischen Flüchtlingsgemeinden und führte hier seine Grundsätze ungehindert und daher reiner noch als in Emden durch. Nach diesem Vorbild richteten dann die Niederlande ihr evangelisches Kirchenwesen ein. Die Lasky'sche Kirchenverfassung und Kirchenzucht war nach dem Vorbild der Genfer, nur in einem noch republikanischern Sinne eingerichtet; da versammelten sich die Prediger, die Aeltesten, die Diakonen, die Doctoren, die Propheten; wöchentlich wurden die Geistlichen vor der Gemeinde geprüft, die Schrift ausgelegt, die Predigten von den Doctoren kritisirt. Das Amt der Aeltesten und der Diener des Wortes war wesentlich eines, d. h. es wurde kein durch besondere Inspiration und Einsetzung wesentlich unterschiedenes Predigtamt statuirt. Bei der Wahl der Prediger hatte Jeder in der Gemeinde ein Vorschlagsrecht, nicht bloß ein Veto wie in Genf. Die Wahl der Prediger und Presbyter selbst geschah wie in Genf durch Cooptation. Wie Calvin so übte Lasky die Kirchenzucht mit unbeugsamer Strenge. Nachdem er mit seiner Gemeinde durch die blutige Maria aus England vertrieben worden, suchte er bei den lutherischen Zeloten in Dänemark und den norddeutschen Städten vergebens eine Zuflucht, welche ihm erst in Emden (wo die Wiedertäufer seine Gemeinde liebreich aufnahmen), in Wesel, Frankfurt und Straßburg zu Theil ward; doch ward auch diese Duldung, da die Reformirten den schweizerischen Lehrbegriff hatten, ihnen bald vergällt, in Frankfurt ganz entzogen. Lasky, der in der politischen Welt sehr hohes Ansehen genoß, gab sich gleich Calvin fortwährend vergebliche Mühe, eine Union, mindestens eine Allianz der Confessionen zu Stande zu bringen

und für seine Reformirten die Anerkennung als Augsburgische Religionsgenossen zu erlangen. Endlich nach neunzehnjähriger Pilgerschaft durfte er in sein Vaterland, welches 1556 freie Religionsübung erlangte, zurückkehren und ist im Jahre 1560 als Reformator Polens gestorben. Die 1570 im Vertrag zu Sendomir zu Stande gekommene Union ist zum Theil sein Werk.

Zu den schon von Lasky nach Deutschland geführten Fremdengemeinden gesellten sich später, als Alba's Schreckensherrschaft viele Tausende aus den spanischen Niederlanden verscheuchte, immer neue Flüchtlinge desselben Bekenntnisses. Wesel, unter allen niederrheinischen Städten die erste, welche die Reformation öffentlich einführte, wurde die früheste Zuflucht dieser, zum Theil wohlhabenden, gebildeten und vornehmen Flüchtlinge, welche durch ihren Handel und Gewerbfleiß, namentlich durch ihre Tuch- und Seidenfabriken so viel Wohlstand verbreiteten, daß auch eifrig katholische Städte, wie Aachen und Cöln, sie gern aufnahmen. Wesel blühte durch sie so auf, daß es den Namen Klein-Antwerpen erhielt und das katholische Sprichwort entstand

Genf, Wesel und Rochelle
Sind des Teufels zweite Höll.

Von hier aus verbreitete sich nun durch immer neue Schaaren von Auswanderern der Calvinismus längs des ganzen Rheinstromes und wurde ein Sauerteig deutschen Lebens und Geistes. Sie gründeten zahlreiche Gemeinden, welche sich auf dem „ersten Nationalconvente zu Wesel" 1568 und dann zu Emden 1571 auf „der Synode der niederländischen Kirchen, die unter dem Kreuze sitzen und durch Deutschland und Ostfriesland verspreiet sind," ihre Verfassung gaben. Diese ersten Synoden waren nur von Niederländern besucht, aber bald schlossen sich auch die deutschen reformirten (d. i. calvinistischen) Gemeinden dieser niederländischen Kirche an, und schon 1578 konnte zu Dortrecht eine „Nationalsynode der niederländischen, deutschen und wallonischen sowohl inländischen als ausländischen Kirchen" gehalten werden. Die Jülich'sche Synode, welche 1573 „aus den einheimischen und fremden Gemeinden zu Cöln, Neuß, Düsseldorf, Bonn, Bedburg und den umliegenden Oertern (Aachen, Wesel rc.), die im Fürstenthum

Jülich und Stift Cöln zwischen Rhein und Maas gelegen," bestand, hielt jährlich drei Versammlungen. Sie hatte den inzwischen entstandenen Heidelberger Katechismus, die Emdener Artikel und die belgische Confession angenommen und bildete somit zwar einerseits ein Glied der niederländischen reformirten Kirche, stand aber zugleich in der engsten Verbindung mit der pfälzischen Kirche, in Heidelberg wurden ihre Prediger und Lehrer gebildet. Aber in allen diesen Gemeinden, die sich zum größten Theile ganz von unten herauf gebildet und gegen fortwährenden äußern Druck zu kämpfen hatten, erhielt sich, wie überall, wo die Kirche „unter dem Kreuze stand," ein viel regeres, energisches kirchliches Leben, ein unabhängiges freies republikanisches Wesen, welches durch strenge Kirchenzucht und Kirchenverfassung im Sinne Calvins zugleich angespornt und gezügelt ward. In diesen Gemeinden wehte der strenge Geist der Hugenotten, deren Kämpfe und Leiden sie theilten. Schroff und herbe traten sie der katholischen Umgebung, von der sie so viel zu dulden hatten, gegenüber und wandten sich als die „wahren Gläubigen" und „Christen" von dem heidnischen Pomp und Aberglauben und dem weltlichen Treiben der Papisten mit Abscheu hinweg. Diese Gemeinden zeichneten sich durch Ehrbarkeit und strenge Sitte bis auf den heutigen Tag aus. Sie brachten einen ernsten deutschen Ton in das gehaltlose wälsche Treiben, womit die römische Kirche das Volk der Rheinlande umstrickt hatte. Sie allein mit ihrer republikanischen Zucht und Thatkraft und ihrer Entschiedenheit und Einfachheit waren im Stande, sich unter dem schweren Kreuze zu behaupten. Für das gemüthliche, vermittelnde und Alles von Oben erwartende Lutherthum war hier kein Raum. Die lutherische Kirche verschwand aus diesen Rheinlanden, welche nur von reformirten Ländern umgeben waren und unterstützt wurden, und zog sich nach Westphalen zurück, wo das Lutherthum in der Natur und Art des Volkes und in der engen Verbindung mit dem stammverwandten strenglutherischen Niedersachsen einen Rückhalt fand. Entscheidend war hier, daß die Magistrate der Städte die Reformation von oben her einführten nach den von Wittenberg, Leipzig und Rostock empfangenen Lehren und Schriften. Während daher vom Rhein und Ostfriesland her der Calvinismus nur in den Ländern Berg, Sayn,

Wittgenstein, Siegen, Lippe, Bremen, Teklenburg die Oberhand erlangte, behauptete sich in den westphälischen Städten Soest, Lippstadt, Osnabrück, Herford, Bielefeld, Lemgo, Dortmund und Essen die lutherische Kirche und wurde durch heilsame Ordnungen, Consistorien und Schulen befestigt, welche hier wie in vielen andern Reichs- und Landesstädten die Stelle landesherrlicher Consistorien und Universitäten einnahmen. *)

Am Mittel- und Oberrhein und in Franken haben wir ein ähnliches Verhältniß wie am Niederrhein und in Westphalen vor uns: ein großer Theil jener Länder gehörte zu geistlichen Fürstenthümern. Was zunächst Franken betrifft, so waren die Markgrafschaften Brandenburg, nach dem Tod des Albrecht Alcibiades 1557 in der Hand seines Vetters Georg Friedrich, des Sohnes und Nachfolgers des frommen, 1543 gestorbenen Markgrafen Georg, wieder vereint, gleich den dortigen Reichsstädten längst lutherisch geworden; zwar hatte der Kaiser den Versuch gemacht, bei der Aechtung des Albrecht Alcibiades dessen Land für Oesterreich einzuziehen, aber die evangelischen Reichsstände zwangen Ferdinand, auch diesen Raub dem rechtmäßigen Erben wieder herauszugeben. Auch in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichstädt und in der großen Abtei Fulda bildeten die Augsburgischen Confessionsverwandten die große Mehrzahl; die Verwaltung, die Gerichte lagen in den Händen der evangelischen Stände; durch den Religionsfrieden war auch ihre Religionsfreiheit vom Reichsoberhaupt in besonderer Erklärung garantirt; man hatte hier das seltsame Schauspiel: römisch-katholische Bischöfe, welche evangelische Länder regierten, wohl selbst evangelisch gesinnt und von evangelischen Capiteln gewählt, aber nach römischen Satzungen eingesetzt waren und vom Papste die Bestätigung eingeholt hatten. Wären diese Stifter wie in Norddeutschland in die Hände der benachbarten Fürsten gekommen, so wäre an eine Rückkehr zur römischen Kirche nie mehr zu denken gewesen. Aber sie blieben in den Händen des fränkischen und rheinischen Adels, welcher sich diese Zuflucht und Versorgung nicht entgehen lassen wollte und in seiner

---

*) Vergl. Geschichte der rheinisch-westphälischen Kirche, von Max Göbel, Coblenz 1849, und die dort weiter angeführten Schriften.

Opposition gegen die Fürsten leicht auf die Seite des Kaisers und Papstes getrieben werden konnte, wie das bei Gelegenheit des schmalkaldischen Krieges bereits erlebt worden war. Bei der durch die Reformation so gewaltig angewachsenen Macht der Fürsten hatte sich in der fränkischen und schwäbischen Reichsritterschaft die Unzufriedenheit noch vermehrt; sie weigerten sich auch jetzt, an der Reichsexecutionsordnung theilzunehmen, welche die Leitung den Fürsten übertrug, und wollten einen Kreis für sich bilden. Sie schlossen 1559 einen eigenen Bund, welchen der Kaiser 1560 bestätigte. Man sprach schon in ganz Deutschland vom nahen Ausbruch eines neuen Adelskrieges und im Januar 1564 schlossen die Fürsten von Hessen, Pfalz, Baden, Wirttemberg, Baiern zu Maulbronn einen Bund gegen das Umsichgreifen des Adels, und erließen auf dem Reichstage eine gemeinsame energische Erklärung gegen die Ritterschaft, deren besondere Verfassung dem Landfrieden und den Reichsordnungen nicht entgegenstehen dürfe. Der Reichstag entschied ganz im Sinne der Fürsten, die Ritter sollten sich den Reichslasten unterziehen. Dadurch wurde die Erbitterung noch gesteigert und die Ritter erwirkten beim Kaiser eine neue Bestätigung ihrer Freiheiten (1566). Aber bald darauf trat ein Ereigniß ein, in welchem die Ritterschaft einen eben so schweren Schaden litt, als einst im Sickingenschen Kriege. Dieser Vorfall zeigt uns zugleich, wie es mit der Reichsjustiz damals bestellt war.

Der Reichsritter Wilhelm von Grumbach, aus einem der angesehensten fränkischen Geschlechter, war als Dienstmann des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Culmbach in dessen Unglück verwickelt worden, nicht durch eigenes Verschulden — an dem Markgräflichen Kriege hatte er nicht einmal Theil genommen — sondern lediglich durch die Rachsucht des Bischofs von Würzburg, Melchior Zobel von Guttenburg. Er hatte nämlich schon bei einer frühern Gelegenheit — da er die Wahl des Conrad von Bibra, des Vorgängers Melchiors, gegen des letztern Bewerbung durch seinen Einfluß im Stifte durchgesetzt hatte, den Haß Melchiors auf sich gezogen und ihn selbst durch die größten Dienstleistungen nicht wieder versöhnen können. Im Einverständniß mit der Grumbachischen Partei war Melchior nach Conrad's Tode gewählt worden und hatte dafür Alles bestätigt, ja noch

vermehrt, was der Vorgänger an Grumbach verliehen, freilich nur um den Vertrag alsbald nach seiner Einsetzung zu brechen. Beim Ausbruch des Religionskrieges von 1552 und später im Markgräflichen Kriege hatte Grumbach trotz der vielfach erlittenen Unbill durch seinen Einfluß beim Markgrafen als fränkischer Statthalter dem Bischof sein Land gerettet und von demselben abermals die größten Versprechungen erhalten, die aber, als die Gefahr vorbei war, nicht bloß unerfüllt blieben, sondern ihn nicht einmal vor den gröbsten Mißhandlungen schützen konnten. Der Bischof ließ Grumbach's sämmtliche Güter besetzen und ausplündern, seine Häuser niederreißen, sogar die Bäume in den Forsten umhauen und brachte die Familie Grumbach's an den Bettelstab. Grumbach klagte beim Reichsgericht, erhielt Restitutionsmandate, der Kaiser erließ eine Mahnung nach der andern an den Bischof, aber dieser lachte ihn aus. Da beschloß Grumbach, sich selbst zu helfen. Das Einfachste war, sich der Person des Bischofs zu bemächtigen, um ihn zum Rechte zu zwingen. Grumbachische Reiter lauerten am 15. April 1558 dem Bischof vor seinem Schlosse auf, jedoch statt ihn festzunehmen, hat ihn einer der Reiter, dem er die Auszahlung eines Legates verweigert hatte, aus Rache erschossen. Als ein Meuchelmörder, wofür ihn später erst die Parteiwuth erklärt hat, ist Grumbach gar nicht gerichtlich angeklagt, geschweige überführt worden. Er ging nach Frankreich und kehrte dann 1559 zurück, um sich mit geworbenem Kriegsvolk in den Besitz seines Rechtes zu setzen. Auf Ersuchen der Reichsfürsten entließ er jedoch sein Kriegsvolk und begab sich, um nochmals die Güte zu versuchen, auf den Reichstag zu Augsburg, wo ihm Alle, Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Recht gaben und den Nachfolger Melchiors, Friedrich von Wirsbach, zur Ausgleichung ermahnten. Aber dieser Bischof war eben so halsstarrig als sein Vorgänger. „Haben wir uns," sagten seine Abgeordneten, „der großen Vögel erwehrt, so wollen wir auch mit den kleinen fertig werden." Statt nun dem Verletzten zu helfen, hielt ihn das Reich noch fünf Jahre mit fruchtlosen Intercessionen hin. Da endlich, als er sah, daß es einem großen Fürsten gegenüber für kleine Reichsritter keine wirksame Hilfe beim Reiche gebe, griff Grumbach abermals zu den Waffen. In Verbindung mit andern fränkischen Rittern — Grumbach war

nicht der einzige, welchen der Bischof von Würzburg beraubt hatte — bemächtigte sich Grumbach am 4. October 1563 durch Ueberfall der Stadt Würzburg. Nun endlich verstanden sich Domcapitel und Bischof in einem förmlichen Vertrage zur Restitution der Grumbachischen Güter und Ersatz der Kriegskosten. Aber dieser mit allen möglichen Garantien umgebene Vertrag wurde vom Kaiser wieder aufgehoben, Grumbach nebst Genossen wegen Landfriedensbruches geächtet, und auf den Grund der Acht von Seiten des Bischofs nicht bloß gegen die Familie Grumbach's, sondern auch gegen seine Freunde und Genossen schändlich und unmenschlich vorgegangen; der Bischof vertrieb sie nun ebenfalls aus Franken und bemächtigte sich auch ihrer Güter. Dieses Verfahren erregte weit und breit die gerechteste Entrüstung; Grumbach's Sache fand überall in Deutschland, natürlich am meisten unter den Standesgenossen, die größte Theilnahme; der Adelsaufstand, welchen Ferdinand durch die Acht hatte zurückschrecken wollen, schien durch dies Verfahren erst recht gefährlich zu werden; wir finden, daß man sich an allen Höfen deshalb beunruhigt fühlte. Man machte dem Kaiser und dem Bischof von allen Seiten lebhafte Vorstellungen. Aber der Bischof berief sich auf die Acht und der kaiserliche Hof ließ es bei seinem Achtspruch bewenden. Da jedoch der Adel sich überall gegen die Landeshoheit der Fürsten mehr oder weniger auflehnte, so erschien die Sache des Bischofs trotz ihrer Ungerechtigkeit als eine gemeine Sache aller Reichsstände, und der Kaiser hütete sich wohl, es mit den mächtigen Fürsten zu verderben: das allgemeine Friedensbedürfniß war so groß, daß Grumbach's Selbsthilfe als ein schwerer Frevel gegen die neuen Landfriedensordnungen und seine Sache als eine Gefahr für das ganze Reich betrachtet wurde. Grumbach und seine Freunde hatten inzwischen bei dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen-Gotha ein Asyl gefunden. Dieser fromme und rechtschaffene, aber beschränkte und von ehrgeizigen Gedanken verblendete, leicht zu betrügende Fürst glaubte sich der Ritter bei einem ausbrechenden Kriege gegen den Kurfürsten August bedienen und so gleichsam den Kampf des Albrecht Alcibiades wieder aufnehmen zu können und wurde in diesem Wahne durch die Vorspiegelungen der Flüchtlinge und seines von ihnen gewonnenen Canzlers Brück (des sehr unähnlichen Sohnes

eines edeln Vaters, des berühmten Canzlers aus der Reformationszeit) bestärkt. Selbst durch Zauberspuk wirkten sie auf das Gemüth des schwachen Fürsten, so daß er allen Mahnungen des Reiches zum Trotz, der Hilfe Gottes gewiß, den Aechtern seinen Schutz gewährte und endlich selbst geächtet wurde. Er rüstete beharrlich zur Gegenwehr, und da er selbst so wie Grumbach Verbindungen in Frankreich und den Niederlanden hatte und sich überall eine drohende Stimmung zeigte, so gewann die Sache ein gefährliches Ansehen. Aber für die von August von Sachsen vielleicht geflissentlich verbreitete, auf Uebertreibung beruhende Annahme, welche den guten Kaiser Maximilian so sehr gegen Johann Friedrich in Harnisch brachte, daß nämlich ein allgemeiner Adelsaufstand gegen den Kaiser, die Kurfürsten und alle Landesfürsten beabsichtigt worden und Johann Friedrich das Haupt dieser Rebellion gewesen; ja, daß dieser hyperorthodoxe Lutheraner mit den Calvinisten sich verschworen habe (vor denen man im lutherischen wie im katholischen Deutschland eine an's Lächerliche streifende Angst hatte), dafür haben wir nirgends Beweise gefunden. Wie dem auch sei, auf das Betreiben des im Reiche allmächtigen August war Grumbach's und Johann Friedrich's Loos nun bald entschieden. Mit einer in allen andern Reichssachen ganz unerhörten Schnelligkeit und Energie ward am 12. December 1566 das Achtsmandat gegen den Herzog, am 13. December das Executionsmandat für den Kurfürsten erlassen, worauf noch im nämlichen Monat die von August persönlich geleitete Belagerung von Gotha begann, welche am 13. April 1567, nachdem alle dem verblendeten Herzog vorgespiegelte Hülfe sich als eitel erwiesen, mit der durch die Bürgerschaft und Besatzung selbst erzwungenen Uebergabe des Grimmensteins endete. Der Herzog, der in seiner Verblendung noch während der Belagerung den Kurfürstentitel angenommen, mußte diesen Irrthum mit lebenslänglicher Gefangenschaft büßen, Grumbach, Brück und Genossen wurden nach dem rohen Geiste der Zeit unter furchtbaren Martern hingerichtet, an denen der sonst so gebildete Kurfürst August sich weidete. Ihm und den fränkischen Bischöfen kam dieser Ausgang am meisten zu Statten.'

Das Verfahren der Fürsten erregte damals allenthalben eben so großen als gerechten, aber ohnmächtigen Tadel, welchem ein freiheit-

liebender protestantischer Schweizer in dem berühmten (von Lessing wieder herausgegebenen) Strafgedichte „die Nachtigall" einen flammenden Ausdruck gab. Dieses Gedicht machte solches Aufsehen, daß es bald in zahlreichen Drucken in und außer Deutschland verbreitet ward, rief aber zugleich bei der siegenden Partei große Erbitterung hervor und wurde durch scharfe Mandate unterdrückt, der Frankfurter Drucker verfolgt. *)

Die Grumbachische Fehde wird als der letzte Versuch der Ritterschaft betrachtet, sich der Fürstengewalt mit dem Schwerte in der Faust zu erwehren. Die Erfahrungen, welche sie hierbei machte, haben mit dazu beigetragen, daß sich die Stellung des kleinen Reichsadels auch zur Kirche änderte. War derselbe zu Anfang dieses Zeitabschnitts fast durchaus evangelisch, so finden wir ihn am Ende desselben vor Allem darauf bedacht, die geistlichen Herrschaften zu erhalten, damit nicht auch diese seine Zuflucht in die Hand der Fürsten gerathe. Er wollte die Stifter lieber ohne Erbfürsten katholisch als mit solchen protestantisch sehen, und es mag nicht bloß vom schwäbischen Adel gelten, was Frischlin in seiner Schrift über den Adel bemerkte: „welche die allerfrömmsten sein wollen, die erheben den Bapst, nit darum daß sie die bäpstisch Religion so hoch achten, sondern daß sie vielmehr halten auf Ehre, Dignität, Würde und die feisten Kuchen der Thumbherren."

Und dies ist auch die Hauptursache, weshalb die geistlichen Fürstenthümer am Rheine, in denen dieselben Verhältnisse bestanden wie in den fränkischen, gleich jenen der römischen Kirche erhalten wurden. Aehnlich wie Fulda und Hersfeld und die westphälischen Bisthümer, so stand Kurmainz am Anfang dieses Abschnitts noch unter hessischem

*) Grumbach ist lange Zeit von der Nachwelt verleumdet worden. Fränkische und sächsische Geschichtschreiber haben um die Wette auf ihn gelogen. Zuerst suchte Lessing (Gesch. und Literatur, I) der Wahrheit auch auf diesem Gebiete Bahn zu brechen. Joh. Voigt (Wilh. v. Grumbach und seine Händel, in Raumer's histor. Taschenbuch von 1846 und 1847) gab zuerst eine unparteiische Geschichte des Unglücklichen. Neuen urkundlichen Aufschluß gewähren Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II., Leipzig 1857, und Beck, Johann Friedrich der Mittlere, Weimar 1858, I, S. 404—599.

Einfluß, und die unter diesem Einfluß gewählten Kirchenfürsten haben versprochen, das Evangelium einzuführen, damit auch fast überall den Anfang gemacht; aber schon wenige Jahrzehnte später hat sich hier fast Alles geändert und die geistlichen Fürsten sind die eifrigsten in Annahme des Tridentinums und Begünstigung der Jesuiten; der Stiftsadel, bald auch der Landadel schloß sich ihnen nach einigem Widerstande doch bald zum großen Theile an, nur in den Städten erhielt sich, wo sie nicht unterdrückt werden konnte (wie zum Beispiel in Trier geschah) die evangelische Kirche. Einen um so festern Halt fand sie auch hier an den weltlichen Fürstenthümern und den Reichsstädten; am Oberrhein sind es die Städte des Elsaß, vor Allen das mächtige Straßburg, sowie die Markgrafen von Baden: Markgraf Karl von Baden-Durlach führte 1556 die Kirchenverbesserung durch, nachdem sie vom Markgrafen Bernhard III. von Baden-Baden († 1536) schon längst eingeführt worden. Zwar hat der Herzog von Baiern, als Vormund der unmündigen Kinder Philibert's von Baden-Baden, welcher 1569 bei Moncontour fiel, sie in dessen Landestheil wieder gewaltsam unterdrückt, aber derselbe kam beim Erlöschen dieser Linie aus den Händen des unfähigen letzten Sprößlings Eduard Fortunatus im Jahre 1594 wieder an die eifrig evangelische Linie Baden-Durlach, in welcher der dritte Sohn Karl's II. († 1577), der berühmte Georg Friedrich, die beiden ältern Brüder beerbte und die in seinen Händen vereinigte Markgrafschaft zu einem Bollwerk des Protestantismus gemacht hat. Unter den Fürsten und Herren am Mittelrhein bis nach Westphalen, welche die Reformation einführten, ragen die Grafen von Nassau hervor, deren ältere Linie, in die Zweige Idstein-Wiesbaden, Weilburg, Saarbrücken getheilt, sich unter Ludwig II. (1582 – 1625) in der Weilburgischen Linie wieder vereinigte, während die jüngere Linie Dillenburg in dem Grafen Wilhelm dem Schweigsamen, welcher die niederländischen Besitzungen und das südfranzösische Fürstenthum Oranien erbte, der protestantischen Welt ihren größten und berühmtesten Helden, den Niederländern ihren Erretter schenkte. Durch diesen Fürsten trat das Nassauische Fürstenhaus in die Reihe der edelsten Dynastien von Europa ein. Er und seine Brüder, deren ältestem, Johann, Nassau-Dillen-

burg abgetreten wurde, erscheinen an der Spitze der protestantischen Bewegung, und wie sie selbst auf den Schlachtfeldern von Frankreich und den Niederlanden für die gemeinsame Sache ihr Blut vergossen, so waren sie unablässig bemüht, auch die übrigen durch die Bande des Glaubens und der Blutsverwandtschaft mit ihnen verbundenen Fürsten Deutschlands — lutherische und calvinistische — in den gemeinsamen Kampf zu ziehen. *)

Zu nicht geringerer weltgeschichtlicher Bedeutung als das Haus Nassau-Oranien gelangte in Folge der Reformation das kurpfälzische Fürstengeschlecht. Zwar unter dem guten und wohlmeinenden, aber charakterschwachen, verschwenderischen und ökonomisch tief zerrütteten Kurfürsten Friedrich II. (1544—1556) spielte die Pfalz eine wenig ehrenvolle Rolle im Reiche. Friedrich blieb nach seinem Uebertritte zur Reformation noch in den Banden des habsburgischen Hauses, dem er sein Leben lang umsonst gedient hatte. Für seine geringe Theilnahme am schmalkaldischen Kriege mußte er sich tief demüthigen, rettete aber doch hierdurch seine dem Herzog von Baiern vom Kaiser schon versprochene Kurwürde; dagegen mußte er das Interim einführen, welches aber hier wie überall den größten Widerstand im Volk erfuhr. Friedrich starb 1556 ohne Nachkommen, und die Pfalz mit der Kurwürde — welche Baiern, wiederum ohne Erfolg, an sich zu bringen suchte — gelangte an seinen Neffen, Otto Heinrich von Neuburg (1556—59), der als eifriger Lutheraner am schmalkaldischen Kriege betheiligt, vom Kaiser aus seinem Lande vertrieben und erst durch den Passauer Vertrag wieder eingesetzt worden war. Durch seine Thronbesteigung erlangten die evangelischen Kurfürsten eine Zeit lang das Uebergewicht im Reiche, und wie schon vorher im Neuburgischen, so wurde jetzt im ganzen Kurfürstenthum die Reformation, welcher das Volk schon längst huldigte und die an den pfälzischen Nebenlinien Simmern und Zweibrücken eifrige Gönner hatte, ohne Mühe vollständig durchgeführt. Obwohl ein rechtgläubiger Lutheraner, gehörte Otto Heinrich zu jenen gemäßigten und freisinnigen Fürsten, welche in der Schule des Lebens gebildet, von Melanchthon's mildem Geiste erfüllt, noch

*) Vergl. Groen van Prinsterer Archives de la maison d'Orange Nassau. Leide 1841 ff.

nicht in der starren Einseitigkeit des Lutherthums versunken waren und schon um der gemeinen Klugheit willen eine friedliche Verständigung aller Protestanten erstrebten. Auch er konnte sich zur Verfolgung der abweichenden Richtungen nicht entschließen, auf den theologischen Conventen widersetzte er sich mit Energie der Verdammungswuth sächsischer Zeloten. Unter seiner duldsamen Regierung breitete sich der Calvinismus im Volke aus, und die Pfalz wurde eine Zuflucht der allenthalben gehetzten Wiedertäufer, selbst nachdem der Versuch des frommen Fürsten, sie durch Religionsgespräche zu bekehren, gescheitert war. Ottheinrichs Hauptthätigkeit war dem Volksunterricht und seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen gewidmet; er brachte die in Verfall gerathene Universität Heidelberg wieder in Flor und ist als der Stifter der berühmten Heidelberger Bibliothek zu betrachten. Einfache Lebensweise und sparsamer Sinn verschafften ihm die Mittel zu solchen Ausgaben. Mit diesem edeln Fürsten, der schon im Jahre 1559 ohne Kinder starb, ging die pfälzische Hauptlinie zu Ende, und die Nachfolge gelangte jetzt an Friedrich III. den Frommen (1559—bis 1576), aus der ältern Simmern'schen Nebenlinie. Hatte die Pfalz unter den frühern Kurfürsten mit seltenen Unterbrechungen eines friedlichen Daseins genossen, so erhob sie sich unter Friedrich III. und seinen Nachfolgern zu hohem geschichtlichem Glanze und trat an die Spitze der Fortschrittspartei in ganz Europa. An dem kleinen Simmern'schen Hofe hatte schon längst ein reges geistiges Leben geherrscht, Friedrich III. brachte eine Neigung zu den freien schweizerischen Religionsansichten und zugleich eine sehr energische Frömmigkeit, welche sich bei seinem frühern Aufenthalte an katholischen Höfen durch den Anblick der Lasterhaftigkeit, welche dort herrschte, dann durch schwere Lebensschicksale zu calvinischer Strenge gesteigert hatte, von Hause mit; da ekelte ihn dann das gehässige Treiben der bornirten lutherischen Zeloten, welche sich selbst unter einander, um wie viel mehr jede freiere Regung verketzerten, bald so sehr an, daß er nach vergeblichen Versuchen, sie für Melanchthon's mildere Abendmahlsformel und für eine gedeihlichere Thätigkeit zu gewinnen, sich ganz von ihnen abwandte. Mit Hilfe calvinistischer Rathgeber, vor Allen seines Hofpredigers, des von der katholischen Reaction aus Trier ver-

triebenen Caspar Olevianus (aus Olewig bei Trier) und des von den lutherischen Orthodoxen aus Breslau verdrängten Zacharias Ursinus (aus Breslau) führte er jetzt den calvinistischen Lehrbegriff und Gottesdienst mit aller Entschiedenheit, nicht ohne manche Härte ein. Die Kirchen wurden alles noch übrig gebliebenen papistischen und lutherischen Schmuckes entkleidet, die Geistlichen, welche sich nicht fügen wollten, abgesetzt, an ihre Stelle niederländische und französische Flüchtlinge berufen, eine nach Genferischem Muster verfaßte Agende und Kirchenordnung (mit Presbyterien, strengem Kirchenbann u. s. w.) erlassen und im Jahre 1562 der von Olevian und Ursinus entworfene, von den angesehensten Theologen des Landes sorgfältig geprüfte und von dem Kurfürsten selbst revidirte Heidelberger Katechismus eingeführt, welcher der deutsch-reformirten Kirche zugleich als Bekenntnißschrift, Glaubenslehre und Katechismus dienen sollte, aber auch in andern Ländern, namentlich in der Schweiz Geltung erlangt hat. Wie alle bedeutenden protestantischen Fürsten jener Zeit, war Friedrich III. in der Theologie wohl bewandert, außerordentlich bibelfest und von seinen Theologen durchaus nicht so abhängig, wie manche Schriftsteller behaupten. In seinem antipapistischen, alttestamentlichen Eifer schaltete er, gegen den Rath und Willen der Verfasser, bei der achtzigsten Frage den polemischen Zusatz ein: „und ist also die Messe im Grunde nichts anderes, als eine Verleugnung des einigen Opfers und Leidens Jesu Christi und eine vermaledeiete Abgötterei,“ welcher bei den Katholischen, die das Verfluchen und Verdammen für ihr Privilegium hielten, das lauteste Geschrei erregte, aber trotz der heftigsten Anfechtung vor Kaiser und Reich von Friedrich aufrecht erhalten wurde. Dieses Geschrei wurde noch größer, als Friedrich ohne weitere Schonung alle zum Theil sehr reichen Klöster und Stiftungen in seinem Bereiche einzog, den Mönchen und Nonnen zwar unter der Bedingung „das Evangelium predigen zu hören“ ihren Lebensunterhalt sicherte, aber aus dem Ueberschuß einen Fond für Kirchen, Schulen und Hospitäler bildete und sie hierdurch ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgab. Die Zahl dieser zu den Diöcesen von Mainz, Worms und Speier gehörigen Klöster wurde später auf 300 angegeben. Man kann sich denken, welchen Lärm dies im Reiche erregte und wie sehr der Uebertritt des vornehmsten

unter den weltlichen Kurfürsten zu einem Glauben, welcher im Augsburger Religionsfrieden nicht begriffen war, verbunden mit der politischen Haltung des Kurfürsten, welcher sich lange weigerte, zur Königswahl eines Habsburgers zu stimmen, und eine entschiedene Parteinahme für die Sache der Hugenotten verlangte, die friedenssüchtigen Reichsstände beunruhigte. Die Erbitterung der Katholischen konnte nicht größer sein, als die der lutherischen Eiferer; die Härte, womit Friedrich verfuhr, erregte im eignen Lande, ja in seiner Familie laute Klagen. Zwar im rheinischen Stammland, wo es keine ständische Verfassung gab und die Masse des Volkes den Calvinisten geneigt war, ging die Reformation leichter von Statten; aber in der ständisch regierten, lutherisch gesinnten, und auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Oberpfalz ward ein erfolgreicher Widerstand geleistet, welcher an dem lutherisch gesinnten Kurprinzen, der dort als Statthalter regierte, einen Halt fand. Zwei reformirte Prediger, welche der Kurfürst nach Amberg geschickt hatte, wurden vom Volke wieder vertrieben; die reformirte Schule, die er errichtet, blieb leer. Die katholischen Geschichtschreiber verweilen mit großer Breite bei diesen Berichten; aber wenn wir das Verfahren dieses eifrigsten unter allen protestantischen Fürsten mit demjenigen einiger katholischer Zeitgenossen, z. B. des Baiernherzogs vergleichen, so erscheint es immer noch als ein glimpfliches. Wie auf Calvin, so lastet auf Friedrich der Vorwurf einer Ketzerhinrichtung; unter jenen Liberalen nämlich, denen seine Lehre und Kirchenzucht zu streng war, und welche von der Freiheit einen Gebrauch machten, der nicht bloß dem herrschenden Zeitgeiste und dem strengen Sinne des Fürsten und seiner Theologen widerstrebte, sondern auch die ganze Reformation in Gefahr stürzte und den katholischen und lutherischen Zeloten in die Hände arbeitete, tauchten hier wie anderwärts rationalistische Ideen auf und zwei Pfarrer, Adam Neuser und Johann Sylvan, waren darin so weit gegangen, den Islam für die vernünftigste Religion zu halten; der Neuser hatte dies dem Sultan Selim in einem Briefe angezeigt. Heut zu Tage würde man ihn bloß absetzen, aber so duldsam waren jene Zeiten nicht und konnten es nicht sein; die Sache ward bekannt und erregte ein ungeheures Aufsehen; der tief erschütterte Fürst, in dessen Hände der Brief nebst andern Schmäh-

schriften auf das Christenthum gerieth, war lange unschlüssig, was zu thun sei? Er holte das Urtheil seiner Theologen ein, und alle diese Männer, die zu den frömmsten und gebildetsten, ja sonst in allen Stücken zu den freisinnigsten der Zeit gehörten, sie forderten einstimmig den Tod der Ketzer, welche das doppelte Verbrechen der Gotteslästerung und der Verschwörung mit dem Sultan gegen die Christenheit begangen hätten. Der gewissenhafte Kurfürst legte dieses Urtheil zwar auch seinen Juristen vor, welche wie immer in diesen Dingen viel liberaler als die Theologen, mit einer für jene Zeiten gleichwohl höchst seltenen Humanität ein milderes Urtheil fällten, aber nach langem Hin- und Herschreiben entschied sich Friedrich endlich für das herrschende Vorurtheil: Sylvan ward am 23. December 1572 auf dem Marktplatze zu Heidelberg enthauptet; Neuser war entflohen und ist dann in der Türkei wirklich zum Islam übergetreten und nach einem liederlichen Leben elend gestorben. Die Zeitgenossen glaubten, der Teufel habe ihn geholt.

Ferne sei es von uns, irgend eine Ketzerhinrichtung loben zu wollen; aber einseitig und übertrieben, auch im Thatsächlichen ungenau, hat Lessing in den Wolfenbüttler Nachrichten über diese Sache ein Verdammungsurtheil gefällt, gleichsam als wäre sie im 18. statt im 16. Jahrhundert geschehen. Friedrich's edler Charakter zeichnet sich grade in dieser Sache am deutlichsten; er hat lange mit sich gekämpft, ehe er dem finstern Spruche des Zeitgeistes gefolgt ist; dann sorgte er väterlich für die Familien der Unglücklichen und ließ sich nicht wie so viele Andere durch diese schmerzliche Erfahrung dazu hinreißen, die harmlosen Wiedertäufer zu verfolgen, die sich in der Pfalz anbauen durften.

Inmitten der überhand nehmenden Erschlaffung und Thatlosigkeit gewährte Friedrich III. vor Allem den erquickenden Anblick eines ganzen Mannes, eines echt protestantischen, zugleich religiösen, thatkräftigen, und weitblickenden Fürsten. Alle Versuche der lutherischen Fürsten, ihn erst durch Religionsgespräche, dann durch Drohungen von seiner Religion zu drängen, scheiterten an seiner Festigkeit. Von den Lutheranern angefeindet, ward er von den Katholischen mit Absetzung bedroht, da der nur für die Augsburgischen Religionsverwandten

gewährte Religionsfriede auf ihn keine Anwendung finden könne. Der Kaiser war ihm ohnedies entgegen, da er der Wahl Maximilian's, als eines Habsburgers, sich widersetzt hatte. Auf dem Augsburger Reichstag von 1566 zogen sich die Gewitter von allen Seiten über seinem Haupte zusammen; dieser Reichstag wurde für die reformirte Kirche das, was der 36 Jahre zuvor gehaltene Augsburger Reichstag für die Lutherischen war. Unbeirrt durch schreckende Gerüchte und die Warnungen besorgter Freunde, trat Friedrich im Vertrauen auf Gott vor Kaiser und Reich, und vertheidigte seinen Glauben aus der Bibel, die er sich durch seinen Sohn Johann Casimir — den er seinen geistlichen Waffenträger nannte — nachtragen ließ. Wie Luther einst zu Worms, so sprach der begeisterte Fürst mit solcher Innigkeit und Kraft, daß die ganze Versammlung davon ergriffen wurde. „Fritze, Du bist frömmer als wir Alle" rief der Kurfürst August von Sachsen, das Haupt der Lutheraner aus, und selbst der Kaiser Maximilian, obwohl dem Calvinismus abgeneigt, konnte dem frommen Fürsten seine Achtung und Theilnahme nicht versagen; Beide blieben fortan in freundlichen Verhältnissen; die Folge war, daß man den Kurfürsten nicht weiter bedrängte; das kaiserliche Decret, welches schon die Abschaffung des Calvinismus in der Pfalz befohlen, hatte das Schicksal der früheren Wormser und Augsburger Edicte gegen die Lutheraner, d. h. es wurde nicht befolgt.

Die Einführung des Calvinismus hatte für die Pfalz, wie für alle Staaten, wo derselbe herrschend wurde, zufolge des praktischen, energischen Charakters dieser Kirche auch eine hohe staatliche Bedeutung. Friedrich wurde auch in diesem Sinne ein deutscher Calvin; er war ein tüchtiger und eifriger Regent, das Hof- und Beamtenwesen wurde neu geordnet, Alles erhielt einen einfachern, aber strengen und sittlichen Charakter; durch Reformen und wohlthätige Schöpfungen ward durch diesen einen Kurfürsten mehr geleistet, als durch die sämmtlichen Vorgänger seit hundert Jahren. Die Pfalz nennt diese Epoche die gesegnetste ihrer ganzen Geschichte; Ackerbau und Gewerbe, durch zahlreiche neue Ansiedlungen und Fabriken, fleißige Flüchtlinge, Calvinisten und Wiedertäufer belebt, brachten das Land in einen Wohlstand, welchen selbst die furchtbaren Verwüstungen des folgenden Jahrhunderts

nicht ganz zu zerstören vermochten. — Nicht weniger folgenreich ward der Calvinismus für die Stellung und Politik der Pfalz nach außen. Unablässig drängte Friedrich auf Erweiterung, mindestens kräftige Vertheidigung des Religionsfriedens und der geheimen Declarationen Ferdinand's. Aber seine Mahnungen verhallten nutzlos auf Reichstagen und Conventen. Die Schlaffheit und lutherische Engherzigkeit der meisten Reichsstände ließ es zu keinem kräftigen Entschlusse kommen. Doch nicht bloß auf das Reich war Friedrich's Thätigkeit beschränkt. Er hielt sich für verpflichtet, auch seiner ausländischen Glaubensgenossen sich anzunehmen, zu ihrer Vertheidigung war ihm kein Opfer zu groß. Er wurde als das wahre Haupt der französischen Hugenotten betrachtet, mit denen er in der innigsten Verbindung stand. Sein liebster Sohn, jener Johann Casimir, führte denselben im Jahre 1568 etwa 11,000 Mann, Pfälzer und Hessen, zu Hilfe, welche den Religionsfrieden von Longjumeau erkämpften. Auch die Niederländer fanden an Friedrich einen thätigen Helfer gegen Spanien; als sein dritter Sohn, der 23jährige Christoph, in der Schlacht auf der Mookerhaide (April 1574) neben zwei nassauischen Fürsten den Heldentod gefunden hatte, da tröstete der greise Vater sich und die Seinigen mit den schönen Worten: „Es ist mir lieber, daß er um der gerechten Sache willen in fremdem Lande umgekommen, als daß er daheim seine Zeit mit Müssiggang, welcher des Teufels Hauptkissen ist, zugebracht hätte.“ — In Friedrich lebte jener frische siegesfreudige Geist aus der Jugendperiode der Reformationszeit fort; die Bekämpfung der steigenden Uebermacht der Spanier und Papisten war das Ziel, für welches er Calvin's Lieblingsgedanken einer evangelischen Allianz aller Protestanten verschiedenen Bekenntnisses durchzuführen suchte, und durch dieses Streben, welches auf seine Nachfolger überging, ward das pfälzische Fürstenhaus an die Spitze des protestantischen Europa erhoben und Heidelberg wurde die hohe Schule des Calvinismus, der geistige Mittelpunkt für Schweizer und Niederländer, für Franzosen und Deutsche.

Nach dem Tode dieses großen Fürsten trat zunächst unter seinem Sohne, Ludwig VI. (1576 — 1583), eine siebenjährige Periode gewaltsamer Reaction ein. Ludwig VI. hatte zwar manche gute Eigenschaft seines Vaters geerbt, und die Pfalz verdankt ihm unter Anderm

ihr Landrecht; aber es fehlte ihm der unabhängige feste Wille des Vaters und seine religiöse Begeisterung nahm eine ganz entgegengesetzte Richtung. Er war nämlich lutherisch geblieben und wurde von lutherischen Theologen beherrscht. Alles was der Vater geschaffen, ward eilig wieder umgestürzt, der lutherische Gottesdienst wieder eingeführt, die calvinistischen Prediger und Lehrer wurden vertrieben; über 700 Familien, welche Ludwig in's Elend stieß, wurden durch die großmüthige Unterstützung der Schweizer dem Hungertod entrissen. Endlich, nicht ohne langes Widerstreben seiner bessern Natur, ließ sich Ludwig zur Annahme der berüchtigten Concordienformel und zur gewaltsamen Einführung dieses neuen orthodoxen Glaubensbekenntnisses hinreißen. Auch die Universität Heidelberg wurde dieser Concordienformel geopfert. Sie verlor alle bedeutenden Männer, welche sich diesem schnöden Zwange nicht unterwerfen wollten und lieber die Hochschule verließen. Man kann diese lutherische Gegenreformation mit der vorhergegangenen calvinistischen durchaus nicht vergleichen. Denn diese war zwar nicht ohne einzelne Härten, aber doch im Ganzen, da sie den Volksüberzeugungen entsprach, ohne erheblichen Widerstand geschehen und hatte deshalb schöpferisch und segensreich gewirkt. Dagegen die lutherische Gegenreformation war dem ganzen Volke verhaßt; deshalb war Ludwig's Richtung eine zerstörende, in welcher seine Kraft nutzlos vergeudet wurde. Trotz aller Maßregelungen war und blieb das Volk calvinistisch, und als endlich im Jahre 1580 auf Betreiben der lutherischen Zeloten eine allgemeine Visitation, eine Art Glaubensinquisition von Haus zu Haus im ganzen Lande angeordnet worden, da zeigte sich, daß das ganze Volk von der Concordienformel Nichts wissen wollte und selbst die vornehmsten Hofherren heimliche Calvinisten waren. Nun drängten die lutherischen Inquisitoren auf stärkere Gewaltmittel. Aber der Kurfürst, dessen eifrig lutherische Gemahlin indeß gestorben war, erkannte jetzt mit Schrecken, wohin man ihn treiben wollte. Er bereute jetzt das ganze Concordienwerk und fortan blieben die Calvinisten unbehelligt. Auch in der äußeren Politik kehrte er nun in die Bahnen des Vaters zurück. Nachdem er sich anfangs der kaiserlichen und lutherischen Partei angeschlossen hatte, trat er schließlich als Wortführer gegen die immer frecher werdenden Uebergriffe der Papisten

und für die gerechten Forderungen des Protestantismus im Reiche auf; aber er scheiterte wie einst sein Vater an der Engherzigkeit der meisten Lutheraner; als endlich in der Cölnischen Sache die große Frage zu einer Entscheidung kommen sollte, war Ludwig der einzige lutherische Kurfürst, welcher dem Papst und den Spaniern nicht bloß mit Worten und unnützen Botschaften an den Kaiser entgegen trat, sondern Truppen schickte.

Während dieses Krieges starb Ludwig, und die Regierung der Pfalz kam mit der Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn Friedrich IV. jetzt in die Hände seines jüngeren Bruders, des calvinistischen Johann Casimir (1583 — 1592). Ein herrlicher ritterlicher Held, fromm, frei und tapfer, an welchem selbst die Feinde keinen Makel wußten, und in jedem Sinne „der geistliche Waffenträger seines frommen Vaters," der unermüdliche Streiter für das Evangelium. Nach des Vaters Tode war sein kleines Erbtheil (in Lautern und Neustadt an der Haardt) ein Asyl für die vom Lutherthume vertriebenen Pfälzer geworden, für die Heidelberger Gelehrten stiftete er damals das Casimirianum in Neustadt und diese kleine Stadt ward eine Zeit lang die angesehenste Pflanzstätte des reformirten Glaubens, ein Mittelpunkt der Calvinisten, und manche wichtige Angelegenheit der großen Politik ist dort berathen worden. Denn im Ausland war Johann Casimir noch berühmter, als in Deutschland; große Heere hat er für die Hugenotten und die Niederländer geworben und in's Feld geführt, in ganz Europa ward er als der rüstigste Vorkämpfer des Calvinismus verehrt oder angefeindet. Als er nun die Regierung der Kurpfalz angetreten hatte, da erhob er sich zu dem Gedanken einer Toleranz der verschiedenen Bekenntnisse, d. h. er gestattete den Calvinisten und den Lutheranern, seinen Gegnern, gleiche Rechte. Aber er wurde dafür von den letztern so furchtbar auf den Canzeln und in Schriften ausgeschimpft, es entstanden so scandalöse Streitigkeiten zwischen beiden Parteien, daß er sich endlich gezwungen sah, das Lutherthum ganz abzuschaffen. Es trat nun eine vollständige calvinistische Reaction ein, die aber viel leichter von Statten ging und viel glimpflicher ausgeführt wurde, als vorher die lutherische Gegenreformation. Die weitere Geschichte dieses Hauses und Landes ist mit der allgemeinen Geschichte

so enge verflochten, daß wir sie besser im Zusammenhange mit der Reichsgeschichte betrachten.

Was die pfälzischen Nebenlinien betrifft, so gehörten sie sämmtlich theils dem Calvinismus, theils einem gemäßigten Lutherthum an; Friedrich III. hatte sein Erbe Simmern den Brüdern Georg und Richard überlassen, welcher, obwohl ein Lutheraner, die Concordienformel zurückwies; in der Zweibrücken'schen Nebenlinie war Ludwig II. (1514 — 1532) einer der frühesten Beschützer der Reformation. Sein Bruder Ruprecht ist der Stifter der, später noch weiter getheilten, Linie Veldenz-Lauterecken-Lützelstein, die erst 1694 ausstarb. In der Zweibrücken'schen Hauptlinie folgte Ludwig's Sohn Pfalzgraf Wolfgang, (1532 — 1569), der berühmte glaubenstreue Schwiegersohn Philipp's von Hessen; zwar blieb er lutherisch, trat aber gleichwohl mit den Hugenotten in die engste Verbindung und zog trotz der Abmahnungen des Kaisers und seiner eignen Theologen im Jahre 1569 mit einem 17,000 Mann starken Heere nach Frankreich. Dieser Feldzug kostete ihm das Leben; sein durch Otto Heinrich's Abtretung von Neuburg ansehnlich erweitertes Erbe ging an fünf Söhne über, von denen drei Nachkommen hinterließen, so daß drei weitere Nebenlinien, eine Neuburgische, eine jüngere Zweibrücken'sche, eine Birkenfeldische entstanden; alle drei sind für die allgemeine Geschichte bedeutend geworden; Philipp Ludwig von Neuburg (1569 — 1614), berühmt als trefflicher Regent und biedrer, redlicher Charakter, war ein frommer bibelfester Lutheraner, hielt sich aber oft zur calvinistischen Partei und suchte beide Parteien zu bekehren; seine Söhne stifteten die Linien Neuburg und Sulzbach; Johann I. von Zweibrücken (1569 — 1604) führte den Calvinismus ein und hielt sich enge an Kurpfalz. Seine Söhne stifteten die Linien Zweibrücken, Landsberg und Kleeburg; und aus der letztern sind die Könige von Schweden hervorgegangen. Pfalzgraf Karl, der Stifter der birkenfeldischen Linie ist der Ahnherr des jetzigen baierischen Königshauses.*)

Eine von den übrigen deutschen Ländern wesentlich verschiedene Stellung nahmen die schwäbischen Gebiete zu den großen Zeitfragen ein. Hier hatte zwar die Reformation schon frühzeitig den lebendigsten

*) Vergl. Häußer, Gesch. der rhein. Pfalz, Bd. I. und II.

Anklang gefunden und in den großen Reichsstädten, dann in Wirttemberg den Sieg erlangt; aber nur um so zäher und hartnäckiger erhielt sich die alte Kirche in vielen kleinen, meist geistlichen Gebieten, auch in einigen kleineren Reichsstädten, wie Rottweil, Gmünd, Ueberlingen u. a. m., wo die neue Lehre theils im Blute der Ketzer erstickt, theils schon im Bauernkriege zu Grunde gegangen war und zu der angebornen Zähigkeit und Rechthaberei des Volkes die Erbitterung über die wirttembergische Machtvermehrung und Klöstereinziehungen sich gesellte. Auch die österreichischen Gebiete im Schwarzwald und Breisgau mit der großen Stadt Freiburg, sowie die Gebiete der Landgrafen von Fürstenberg, welche sich enge zu Oesterreich hielten, wurden der alten Kirche mit Gewalt erhalten. In Schwaben hat die katholische Gegenreformation am frühesten begonnen, schon längst ehe man von Jesuiten wußte, und aus Schwaben sind die eifrigsten Gegenreformatoren auch der spätern Zeit hervorgegangen. Schon der Ausgang des Bauernkrieges, dann der des schmalkaldischen hat diese Reactionen begünstigt, der Augsburger Religionsfriede hat ihnen freies Spiel gewährt. So konnte es geschehen, daß selbst in den größern protestantisch gewordenen Reichsstädten eine mächtige katholische Partei blieb, welche später Gegenreformation betrieb: das wichtige Constanz war bereits eine österreichische katholische Stadt geworden. Auch hier wie in Franken und am Rheine hat der Adel, obwohl anfangs fast ganz evangelisch, doch aus Angst vor Wirttemberg je länger je mehr zu Oesterreich und dem Katholicismus gehalten. Die vielen kleinen katholischen Reichsstände in Schwaben bildeten auf den Reichstagen den Kern der katholischen Partei, welche einen Lärm machte, der zwar zu ihrer wirklichen Macht in keinem Verhältnisse stand, aber doch den vollen Sieg des Protestantismus verhindert und der katholischen Reaction Zeit verschafft hat, sich zu sammeln. Die Seele dieser Partei war Otto Truchseß von Waldburg, der in den entscheidenden Jahrzehnten von 1543—73 auf dem bischöflichen Stuhle von Augsburg saß: ein tüchtiger energischer Mann, dem es um die Sittenreform des verwilderten Klerus hoher Ernst war, aber zugleich ein leidenschaftlicher Feind aller Protestanten: lieber zehn Bisthümer, sein Vermögen, ja sein Leben wollte er opfern, als die Lutheraner, die ihm seine Klöster

in Wirttemberg sämmtlich entzogen hatten, auch nur einer Disputation würdigen.

Unter diesen Umständen hatte der Herzog Christoph von Wirttemberg (1550—68), welcher mitten in den Stürmen des Interim seinem Vater Ulrich folgte, keinen leichten Stand. Dieser im In- und Ausland mit Recht hochgeachtete Fürst war in der Schule der Leiden aufgewachsen, in Frankreich unter wälschen Intriguen hatte er sein deutsches Gemüth bewahrt und zum edelsten Patriotismus entwickelt: ein Mann von echtem Schrot und Korn und lauterer Gottesfurcht, an welchem kein falsches Haar war; nie hat er eine Zusage gebrochen, nie eine Meinung verhehlt; dabei von großen Regentengaben, tapfer und ausdauernd, scharfblickend und verständig, von hohem Geiste und reicher Lebenserfahrung, vielseitiger Gelehrsamkeit, ganz erstaunlichem Fleiße und Arbeitsvermögen und makelloser Sittlichkeit. So schildern ihn nicht etwa die Schmeichler, sondern einstimmig alle Beurtheiler, Lutheraner und Calvinisten, und selbst die Katholischen. Die Lutherischen konnten auf diesen ergebensten Bekenner ihres Glaubens stolz sein und es ist nur zu beklagen, daß sie ihm nicht besser nachfolgten. Christoph war ihr beredtester und aufgeklärtester Wortführer und versuchte von seinem lutherischen Standpunkte aus dasselbe, was die gebildeten Calvinisten von dem ihrigen aus erstrebten, nämlich verträgliches Zusammenwirken der Protestanten gegen die Uebergriffe des Katholicismus und Erweiterung der Religionsfreiheit. Weniger aus orthodoxem Fanatismus als um einer verhängnißvollen Spaltung vorzubeugen, widersetzte sich Christoph und mit ihm die freisinnigsten Fürsten, Maximilian, Philipp von Hessen und Andere, mit denen er in vertrautem Verkehr stand, anfangs dem pfälzischen Calvinismus; ja, Christoph selbst trat als Ankläger Friedrich's auf. Er sah eben das Unglück voraus, welches die Zwietracht seiner Glaubensgenossen einst über das Vaterland heraufführen werde. Es ist ergreifend, zu sehen, wie er unablässig diesem Unheil vorzubeugen suchte und in diesem Bemühen mit gleichartigen Fürsten eine Freundschaft pflegte, die zu den schönsten Zügen der Zeitgeschichte gehört.

Auch an den Schicksalen Frankreichs, seines zweiten Vaterlandes, nahm Christoph innigen Antheil. Er verwandte sich unablässig für

die verfolgten Protestanten; das Ansehen, welches er dort bei allen Parteien, auch bei der königlichen Familie und den Guisen genoß, ließ ihn eine Zeit lang die Hoffnung hegen, Frankreich evangelisch zu machen, und diese Hoffnung erschien in jener kritischen Zeit, wo zu Pontoise protestantische Reichsstände tagten und Frankreich in Trident abzufallen drohte, keineswegs zu kühn. Ja, die Guisen haben dem frommen deutschen Fürsten gradezu versprochen, die Augsburgische Confession anzunehmen, und wenn er auch keineswegs so einfältig war, dem verlogenen Cardinal zu glauben, so wollte er doch dessen Anträge auf ein Religionsgespräch und Theilnahme lutherischer Theologen am Gespräche zu Poissy nicht zurückweisen, weil „doch vielleicht einige Gutgesinnte am Hofe seien.“ Es war dem Cardinal natürlich nur darum zu thun, den Reformirten gegenüber sich auf die Augsburgischen zu berufen und an den letztern eine Stütze zu gewinnen, was er auch wirklich zu Poissy mit der Augsburgischen Confession in der Hand versucht hat. Die wirttembergischen und pfälzischen Theologen trafen klüglich erst nach Beendigung des Religionsgespräches, dessen Vergeblichkeit ihnen folglich nicht zur Last fällt, in Poissy ein; es zeigte sich bald, daß es mit ihrer Sendung und mit der Zusammenkunft der Guisen und des Herzogs Christoph in Elsaß-Zabern nur auf Lug und Trug abgesehen war. Christoph, der sich so „böslich betrogen“ sah und von den papistisch-spanischen Umtrieben der Guisen gegen das ganze protestantische Europa sich bald überzeugte, unterstützte fortan nach Kräften die Hugenotten und ließ sich durch die Verlockungen des Hofes, der ihm — um ihn mit den Bourbons zu verfeinden — die Würde eines Generalstatthalters von Frankreich anbot, nicht verlocken. Christoph entschuldigte sich mit seinen „zu geringen Fähigkeiten.“ Dagegen suchte er auch jetzt noch den Hof zu einem festen Religionsfrieden zu bewegen, als dem einzigen Mittel, Frankreich und die Welt zu beruhigen. In dieser Absicht warb er bei seinem Freund Maximilian von Oesterreich schon seit 1564 um die Hand der ältesten Tochter für Karl IX. Diese Verbindung stand im Zusammenhange mit umfassenden Bestrebungen der beiden Freunde: sie wollten einen allgemeinen Religionsfrieden stiften und den jungen, nicht unbegabten König von Frankreich für diesen Plan gewinnen. Aber auch

dieser schöne Traum wurde von der grausamen Wirklichkeit der Dinge bald zerstört; noch oft haben dann französische Botschaften den gutmüthigen Fürsten mit Vorspiegelungen heimgesucht; aber Christoph wollte Nichts mehr von den Franzosen wissen.

Christoph's Hauptthätigkeit war der dankbareren Aufgabe gewidmet, die Angelegenheiten des eigenen Landes zu ordnen, und hier hat er Dauerndes geschaffen. In den Religionskriegen waren die wirttembergischen Verhältnisse wieder in die größte Zerrüttung gerathen; es drohte das Land zum zweiten Male und dann vielleicht für immer in die Hände Oesterreichs und des Papstthums zu fallen. Es gerettet und dem Protestantismus ein Bollwerk in Süddeutschland, zugleich ein Musterland guter Einrichtungen und gegenseitiger Rechtsachtung zwischen Fürst und Volk geschaffen zu haben, ist Christoph's unsterbliches Verdienst. Und „wie ein Mann durch Geisteskraft und redlichen Willen auch ein kleines Land emporbringen könne, das hat Christoph gezeigt. Unter ihm erhob sich Wirttemberg aus dem tiefsten Elend binnen achtzehn Jahren zu einem der glücklichsten Staaten Deutschlands.“ In Folge der Verhandlungen mit seiner Landschaft, welche dafür einen großen Theil der Schulden übernahm, hat Christoph den Tübinger Vertrag von 1514, der durch die Huldigung unter Oesterreich als aufgehoben betrachtet und von Ulrich nicht wieder hergestellt worden war, endgiltig bestätigt und erweitert, und der ständischen Verfassung Wirttembergs die Gestalt gegeben, welche sich nebst den übrigen weisen Anordnungen dieser Regierung, der Kirchenordnung, den Polizeiordnungen, dem nach langer und sorgfältiger Berathung mit den Ständen zusammengestellten Landrecht ꝛc., im Wesentlichen bis auf unsere Tage ununterbrochen behauptet hat. Hiernach erhielt Wirttemberg neben den allgemeinen Landtagen einen bleibenden landständischen Ausschuß, welcher aus zwei Prälaten und sechs Städteabgeordneten bestand, die zum ersten Male 1554 vom Landtag gewählt, ihre erledigten Stellen später (zufolge eines erschlichenen Herkommens) selbst besetzten, aber vom Landtag durch andere ersetzt werden konnten und in wichtigen Fällen entweder einen großen Ausschuß (aus der doppelten Mitgliederzahl bestehend) oder den allgemeinen Landtag beriefen. Die Verrichtungen dieses Ausschusses bestanden in

der Verwaltung der Landescasse (und später des ganzen Steuerwesens), Ueberwachung der richtigen Verwendung, der Schuldentilgung, der Rechnungsabhörung, in der Aufnahme nöthig befundener Anlehen, Aufsicht über den Fruchtvorrath im Lande; sodann in der Erhaltung und Verwahrung der Landesrechte und Freiheiten, für welche dem kleinen Ausschuß wichtige Vollmachten gegeben waren. Hiermit war auch eine wesentliche Theilnahme an der Gesetzgebung verbunden. Durch diese Verfassung ist es trotz ihrer Mängel und obgleich sie der oligarchischen Verderbniß nicht entging, dennoch möglich geworden, daß Wirttemberg selbst in den Zeiten des heillosesten Absolutismus und der nichtswürdigsten Fürsten ein deutsches Kernland blieb, in welchem deutsches Wesen, deutsche Freiheit und Bildung sich mehr als anderwärts behauptete. Es gab eine Zeit, wo Fox im englischen Parlamente sagen konnte, er kenne nur zwei Verfassungen: die englische und die wirttembergische. Nur war zwischen diesen beiden Verfassungen unter Anderm der große Unterschied, daß der Adel — der sich überhaupt in Deutschland zu seinem eigenen und des Vaterlandes Schaden vom englischen Adel darin unterschied, daß er sein Standesinteresse mit dem allgemeinen Staatsinteresse nicht zu vereinigen gewußt hat — an der Verfassung nicht Theil nahm, und um an den Lasten nicht mit tragen zu müssen, theils auch aus Hochmuth, nur zu den fürstlichen Vasallen und Dienstleuten, aber nicht zur Landschaft gerechnet werden wollte. Zwar hatte der Herzog die Heranziehung des Adels dem Lande versprochen, aber in seiner schwierigen Lage, da hier wie anderwärts der ganze Landadel sich dem Reichsadel und dem Kaiser anzuschließen drohte, durfte er keine Gewaltschritte wagen, die seinem milden Sinne ohnedies widerstrebten. Andererseits hatte das Fernbleiben des Adels den Vortheil, daß die bloß aus den Prälaten und Städten bestehende Landschaft das Volk, namentlich auch die Bauern, viel wahrhafter als anderwärts vertrat, wo die Landtage oft zu bloßen Tummelplätzen der Volksbedrückung und Bauernschinderei wurden. Das Bild, welches uns der Dichter Nicodemus Frischlin vom schwäbischen Adel jener Zeit, den „Cyclopen und Scharrhansen, Centauren und Onmenschen, Rottirern und Aufwieglern," den „schwitzenden, rülpsenden, wie Mastochsen ausgestopften Hofleuten" entwirft, und die rohe Art, wie sie

ihm diese Porträtzeichnung vergolten haben, würde uns zu den ungünstigsten Urtheilen berechtigen, wenn wir nicht die derbe Natur des ganzen Zeitalters und auch des Kritikers in Anschlag bringen müßten, welcher keinen Stand mit seinen Spöttereien verschont hat. — Auch die Kirche erhielt durch Christoph in Wirttemberg eine äußere Selbständigkeit und Würde, deren sie sich sonst in lutherischen Landen nirgends erfreute. Er ließ nämlich die Klöster und Stifter bestehen und gab ihnen nur eine würdige Bestimmung, d. h. er verwandelte sie in evangelische Schulen und Convicte und bestellte evangelische Theologen zu Aebten und Pröpsten, welche als Prälaten an der Landesvertretung Theil nahmen. Trotz der größten Noth vergriff sich Christoph nicht an dem Kirchengut, ja er stellte es wieder her und verordnete es auf immer und ewig zur Erhaltung der Kirchen, Pfarranstalten und Schulen. Die wirttembergische Kirche, mit ihrer wohlgefügten Verfassung, ihren Superintendenten, Generalsuperintendenten, Prälaten und Consistorien, mit ihren Kassen-, Kirchen-, Ehe-, Visitations- und Klosterordnungen, die in einem Codex, der „großen Kirchenordnung,“ in ähnlicher Weise wie die „Landesordnung“ vereinigt wurden, galt als ein Muster für andere Länder und wurde ein Bollwerk des Lutherthums, freilich auch der starren Orthodoxie und hierarchischer Unduldsamkeit; es bildete sich eine theologische Oligarchie, welche dem Staate ihren Stempel aufgedrückt hat; aber sie blieb doch im organischen Zusammenhange mit dem Volksthum, aus dem sie sich fortwährend ergänzte und mit dem geistigen Leben der Nation, mit dem sie in lebendigem Verkehr war. Wirttemberg ward ein Musterland des evangelischen Schulwesens: außer der gutdotirten Hochschule mit ihrem berühmten Convicte wurden in den größern Städten damals dreizehn lateinische Schulen und nach und nach überall deutsche Schulen gegründet.

Vielleicht die schwierigste und undankbarste Aufgabe, welche Christoph gelöst hat, war die Anordnung einer bessern Kreisverfassung; denn da der schwäbische Kreis, in welchem der Herzog von Wirttemberg Kreisobrister war, das vollkommenste Bild der im Reiche herrschenden Vielheit darstellte, in welcher sich so viele feindselige Interessen durchkreuzten, so schien es unmöglich, eine Executionsordnung jemals zur Geltung zu bringen und insbesondere widersetzten sich die

schwäbischen Reichsritter jeder Einkreisung und wollten mit ihren fränkischen Standesgenossen einen besondern Kreis bilden; wirklich setzten sie ihr Vorhaben beim Kaiser durch, und ohne sie kam im Jahre 1563 Christoph's neue Kreisverfassung zu Stande; die Kreisstände bildeten fünf Bänke: die geistlichen Fürsten und Stifter; die weltlichen Fürsten und Stifter; die Prälaten; die Grafen und Herren; die Reichsstädte. Der Kreis ward in vier Theile getheilt: Wirttemberg, Baden, Constanz und Augsburg.

Vom In- und Ausland betrauert, starb Christoph allzufrühe am 28. December 1568 und hinterließ als Nachfolger einen unmündigen, anfangs unter der Vormundschaft der Fürsten von Zweibrücken, Baden und Anspach stehenden Sohn, den gutmüthigen, aber schwachen, der Jagd und dem Trunke übermäßig ergebenen Herzog Ludwig (1569—93), der ganz unter dem Einfluß seiner Theologen und Räthe, besonders des allmächtigen Secretärs Melchior Jäger stand. Es war keine schlechte Regierung, das Land erfreute sich der Ordnung und Gerechtigkeit, Ludwig hatte treffliche Eigenschaften und die Geschichtschreiber nennen ihn den Frommen; eines der schönsten lutherischen Lieder jener Zeit wird ihm zugeschrieben. Aber es fehlte der hohe politische Geist, die Klugheit und Kraft des Vaters, und statt fortzuarbeiten an dessen Vermittlungsbemühen, ließ sich Ludwig durch seine Theologen von jeder Theilnahme an der Sache der Reformirten zurückhalten und in den entscheidendsten Augenblicken die engherzigste Politik befolgen. Da er weder Söhne noch Brüder hinterließ, so gelangte die Nachfolge an seinen Vetter, Friedrich, des Grafen Georg von Wirttemberg und Mömpelgard Sohn, nicht ohne daß Oesterreich, ja sogar die unersättlichen Spanier den glücklicherweise abermals mißlungenen Versuch machten, sich Wirttembergs zu bemächtigen. *)

Im vollständigsten Gegensatze gegen den Gang, welchen die Geschichte Wirttembergs einschlug, hat sich die baierische Geschichte seit der Reformation entwickelt. Die Herzöge von Baiern waren die ein-

*) Vergl. die Wirttembergischen Geschichten von Sattler und Pfaff. Pfister's Herzog Christoph und desselben Verfassers Geschichte der Verfassung des Wirttembergischen Hauses und Landes, bearbeitet von Jäger. Heilbronn 1838.

zigen unter den größern weltlichen Fürsten Deutschlands, welche damals dem Papstthum treu geblieben sind und sich den traurigen, aber unzweifelhaften Ruhm erwarben, der römischen Kirche einen großen Theil Deutschlands zurückerobert zu haben. Zwar hatten Wilhelm IV. und sein Canzler von Eck trotz aller das Volk schwer bedrückenden Maßregeln, Verfolgungen, Absperrungen rc. dem Eindringen des Zeitgeistes nicht wehren können und nachdem Beide im März 1550 gestorben waren, schien unter Wilhelm's Sohne, dem zweiundzwanzigjährigen Albrecht V. ein neuer, protestantischerer Geist in die baierische Regierung einzuziehen. Dieser Fürst ward nämlich, wie wir sahen, durch die spanischen Successionspläne Karl's V. ganz auf die Seite der Protestanten getrieben; der Heidelberger Bund, dem er und Christoph von Wirttemberg als Hauptleute vorstanden, sicherte den Unterthanen jedes Bundesgliedes die ungehinderte Religionsübung zu; und als die baierischen Landtage von 1553 und 1556 eine Reihe von Forderungen stellten, vor deren Genehmigung sie zu keiner Geldhilfe zu bewegen waren, gab er das Abendmahl in beiden Gestalten und das Fleischessen in den Fasten frei; nur die Priesterehe wollte er noch nicht gestatten, gewährte aber bald nachher dem Adel die Ermächtigung zur Anstellung evangelischer Prediger. Er genehmigte hiermit nur, was ohnedies bereits geschah; selbst die vornehmsten Hofherren und die Stadträthe der Hauptstädte bekannten sich zur evangelischen Kirche, die Bauern zwangen an vielen Orten ihre Priester, ihnen auch den Kelch im Abendmahl zu reichen. Eine große Visitation vom Jahre 1558 stellte heraus, daß weder das Volk noch die Priester den Dogmen und Gebräuchen der alten Kirche treu geblieben waren. Diese Thatsachen waren es, welche der baierische Gesandte Baumgartner dem Concilium zu Trident freimüthig enthüllte und auf deren Grund er gründliche Reformation begehrte. Wie sein Schwiegervater Ferdinand war Albrecht überzeugt, daß ohne Gestattung des Laienkelches und der Priesterehe das Volk ganz von der römischen Kirche abfallen werde. In der That wiederholten die Landtage von 1558 und 1563 mit großem Ungestüm die Forderung der Priesterehe, und schon stellte eine starke Partei von Adel und Städten den Antrag auf völlige Einführung der Augsburger Confession im ganzen Lande. Damals hing

Baierns und Deutschlands Zukunft von dem Entschlusse des Herzogs ab, der zwischen dem anerzogenen Glauben und dem Willen des Volkes sich zu entscheiden hatte. Man hoffte schon, ihn ganz zu gewinnen; im Jahre 1561 wohnte er mit seinem ganzen Hofe dem evangelischen Gottesdienste in Neuburg bei. In diesem kritischen Augenblicke setzte der römische Hof wie einst vor vierzig Jahren alle Hebel in Bewegung, um Baiern festzuhalten, und zum zweiten Male ist es ihm da gelungen. Albrecht wies die Forderungen der Stände beharrlich zurück; aber zugleich forderte er vom Papste immer dringender die begehrten Zugeständnisse. Albrecht und Ferdinand und auch einige ihrer Bischöfe sahen nämlich ein, daß Nichts in der Welt im Stande sein werde, den Priestern ihre Concubinen zu entreißen, welche so sehr zur Sitte geworden, daß das Volk an manchen Orten aus triftigen Gründen keine Priester dulden wollte, die nicht eine Concubine hatten. Der Papst bewilligte endlich 1564 wie in Oesterreich zwar nicht die Priesterehe, aber den Nachtmahlskelch. Ein Theil der Bischöfe ließ ihn reichen, aber die eifrigsten, an ihrer Spitze Otto Truchseß von Augsburg, widersetzten sich, und auf ihr Betreiben nahm Pius V. schon 1568 die Erlaubniß wieder zurück; im Jahre 1571 hatten ihn alle Bischöfe Baierns wieder abgeschafft.

Inzwischen war auch in den Gesinnungen des Herzogs eine große Veränderung vorgegangen. Mancherlei Ursachen, der Einfluß seiner strengkatholischen Gemahlin Anna und der bei Hofe allmächtig gewordenen Jesuiten, so wie politische Verhältnisse, z. B. die päpstliche Verwilligung eines Zehntens von den geistlichen Gütern, haben im entscheidenden Augenblicke zusammen gewirkt. Der Widerstand, den der baierische Adel, zumal der reichsfreie, den Anordnungen und Gesetzen des Herzogs entgegensetzte, verwickelte ihn in einen Kampf, zu welchem die kirchlichen Angelegenheiten ihm den schicklichsten Vorwand zu geben schienen. So ließ er unter Berufung auf sein Gewissen, welches ihm nicht erlaube, zwei Religionen in seinem Lande zu dulden, die evangelisch gewordene Grafschaft Ortenburg – welche durch ihr Beispiel dem baierischen Katholicismus sehr lästig war, weil das Volk rings umher in's Ortenburgische zum Gottesdienst ging — wiederholt besetzen, den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder einführen, und

obwohl die Grafen den Kampf lange und mannhaft bestanden, obgleich vom Reichskammergericht, dem Kaiser und allen Fürsten ihr gutes Recht anerkannt wurde, obgleich sogar dem Herzog Albrecht der Reichskrieg drohte und er die Grafschaft wiederholt herausgeben mußte, so ließen doch er und seine Nachfolger nicht eher nach, als bis endlich die Ortenburger, des ungleichen Kampfes müde, im Jahre 1602 zugleich der Reichsunmittelbarkeit und dem evangelischen Glauben entsagten und katholische Unterthanen von Baiern wurden. Schon in den Anfängen dieses Kampfes hatte Albrecht aus den in der Ortenburger Canzlei gefundenen Papieren ersehen, daß fast der ganze baierische Adel es mit dem Grafen halte; sofort ward ein außerordentlicher Gerichtshof niedergesetzt, und obwohl kein Verbrechen, auch noch keine förmliche Verbindung vorlag, so ließen sich die Angeklagten doch so einschüchtern, daß sie, um straflos zu bleiben, das Versprechen ablegten, nicht ferner ohne Geheiß des Herzogs auf den Landtagen zu erscheinen. Für ihre Personen erhielten sie auch jetzt noch freie Religionsübung, aber auf den Landtagen war die evangelische Partei der Wortführer beraubt. Bald wagte auf dem Landtag Niemand mehr von der Religionssache zu reden, und ungehindert nahm die Gegenreformation ihren Fortgang. Dem Beispiel der Ortenburger folgte nach und nach der ganze baierische Adel, so weit er sich nicht bereits unterworfen hatte. Was die Städte betrifft, so hatten sie in Baiern überhaupt weniger zu bedeuten als anderwärts und waren weniger als anderwärts in der Lage, der fürstlichen Gewalt erfolgreichen Widerstand zu leisten. Dennoch war dieser Widerstand nicht unbedeutend und reizte den von Natur liberalen, aber durch die Jesuiten mehr und mehr fanatisirten Fürsten zu immer härteren, tyrannischen Mitteln. Wie man den protestantischen Geist des deutschen Volkes mit Gewalt zerbrechen und im Sinne des Jesuitenordens dressiren müsse, dafür hat Baiern damals den übrigen wieder katholisch gemachten deutschen Ländern ein verhängnißvolles Vorbild aufgestellt. Von anfänglicher Milde wurde zur Strenge, von Strenge zur Härte und Grausamkeit fortgeschritten. Alle, die seit 1568 noch den Kelch verlangten, wurden aus dem Lande getrieben und heimathlos gemacht. Die baierischen Städte wurden ihrer fleißigsten Bürger beraubt, an

ihre Stelle trat Proletariat, und während in den evangelischen Ländern die Reformation auch von materiellem Aufschwunge, reger Volksthätigkeit und bürgerlichem Gedeihen begleitet war, wurden hier die Lobsprüche des Papstes mit der Verarmung und Verkommenheit des Volkes erkauft. Bei alledem ging die entsetzliche Arbeit nur langsam und schwer von Statten, noch im Jahre 1570 meldete in Folge einer allgemeinen Landesvisitation Albrecht dem Papste, daß ein großer Theil seines Volkes lieber ohne alle Sacramente leben, als zur römischen Kirche zurückkehren wolle. Die Nachbarschaft der evangelischen Länder und Reichsstädte, sowie Oesterreichs, das sich voller Duldung erfreute, war den Jesuiten sehr hinderlich. Deshalb durfte Niemand im Ausland Arbeit suchen, der sich nicht zuvor über die Festigkeit seines Glaubens ausgewiesen hatte; ward er dennoch angesteckt, so blieb ihm die Rückkehr für immer verboten; die Baiern im Auslande wurden durch Spione überwacht; bei der Inquisition von Haus zu Haus wurden alle in evangelischen Landen gedruckten Bücher, selbst die Grammatiken, confiscirt und die alten Classiker sogar aus den Klosterbibliotheken verbannt; nur in den Jesuitencollegien und einigen besonders bezeichneten katholischen Universitäten durften baierische Jünglinge fortan studiren.

Das religiöse Schreckensregiment Albrecht's wurde unter seinem Nachfolger, dem fanatisch bigotten Jesuitenzögling Wilhelm V. (1579—98), wo möglich noch gesteigert. Noch immer gab es einige Evangelische im Lande; in der oberbaierischen Herrschaft Waldeck hat die Gemeinde Miesbach sogar für den Fortgenuß des Nachtmahlskelches offenen Widerspruch gewagt, der nach förmlichem Kriegszuge in ihrem Blute erstickt ward. Doch auch diese letzten Zuckungen hörten auf, und am Ende des Jahrhunderts war keine Spur von protestantischem Leben mehr in Baiern; dieses Land gehörte jetzt vollständig den Jesuiten.

Es ist eine der geläufigsten Behauptungen moderner Parteischriftsteller, daß der Staatsabsolutismus der neueren Zeiten eine Folge der Reformation gewesen sei. In den protestantischen Ländern jener Zeit suchen wir aber vergebens nach einem Beweis für jene Behauptung; vielmehr zeigt sich, daß überall, wo ständische Verfassungen bestanden, dieselben durch die Reformation gekräftigt worden sind. Dagegen

wiederholt sich in allen Ländern, wo der Protestantismus unterdrückt wurde, von Spanien und dem Kirchenstaat an bis in die kleinsten katholischen Territorien, das öde Schauspiel, wie mit dem Protestantismus auch die Volksfreiheit zu Grabe ging; in Deutschland liefert uns Baiern das traurigste Exempel. Hatten es schon Wilhelm IV. und sein schlauer Canzler verstanden, unter dem Vorwande der Ketzerverfolgung die Befugnisse der Stände zu beschneiden, eigenmächtig Steuern zu erheben, Gesetze zu erlassen, Eingriffe aller Art sich zu erlauben und sich hierbei auf kaiserliche Machtgebote zu berufen, so ging unter Albrecht V. mit der religiösen Verfolgung auch die Mißachtung und Vernichtung der ständischen Rechte Hand in Hand. Die baierische Politik stellte in dieser Beziehung das Gegentheil der wirttembergischen dar. Auch Herzog Christoph hatte ein kaiserliches Privilegium wie Herzog Albrecht erhalten; aber er that freiwillig und ohne Gegenleistung darauf Verzicht, weil es der Landesverfassung widersprach. Nun waren zwar die ständischen Rechte in Baiern viel älter und viel zweifelloser als in Wirttemberg, aber das weite Gewissen der Jesuiten, die jetzt dort herrschten, war von der Gewissenhaftigkeit eines evangelischen Landesfürsten weit entfernt. Zwar hörten die Bitten, Klagen, Vorstellungen und Beschwerden der Stände nicht auf; aber sie wurden nicht beachtet; überdies fehlte es ihnen an der historischen Kenntniß ihrer eigenen Rechte, sie wußten ihre Sache nicht recht zu vertheidigen und ließen sich um so leichter einschüchtern, als die Lasten nicht von ihnen selbst, sondern vom Volke getragen wurden. Nachdem überdies der ständische Widerstand in der Religionssache gebrochen, die muthigsten Wortführer als Ketzer vom Landtag entfernt worden, konnte Albrecht machen was er wollte; unter Wilhelm V., welcher in der Verachtung ständischer Rechte keine Grenzen kannte und sich für von Gott berufen hielt, „das Volk gegen dessen eigenen Unverstand zu schützen und auf die rechte Bahn zu leiten,“ wurde das Land auf die entsetzlichste Weise ausgeplündert, und die Stände waren schon so heruntergekommen, daß sie selbst die unerhörtesten schamlosesten Anforderungen nicht mehr zurückzuweisen wagten, ja auf dem Landtag von 1593 sogar ein ewiges Besteuerungsrecht, vorgeblich für den Fall „unvermeidlicher Nothdurft“ anerkannten.

Auf diese Weise war es freilich kein Wunder, daß der baierische Hof unter Albrecht V. und Wilhelm V. einen Luxus entfalten konnte, der die Welt in Erstaunen versetzte und mit den Hilfsquellen des verarmten Landes im schreiendsten Mißverhältnisse stand. Da sind Millionen verpraßt worden in fast ununterbrochenen großartigen Festlichkeiten, Schauspielen, Prachtbauten, Palästen, Thiergärten und Parkanlagen, Kirchen, Klöstern und Schenkungen an den Jesuitenorden. Ganze Schaaren von reichbezahlten Dichtern, Malern, Musikern, aber auch von Gauklern und Industrierittern aller Art sollten München zu einem „deutschen Palmyra" machen; Albrecht selbst wollte ein deutscher Medicäer sein, wurde aber nur ein deutscher Philipp. Ohne Indiens Reichthümer zu besitzen, wetteiferte der Münchener Hof mit dem Madrider an leerer, katholischer Pracht. Es ist wahr, Albrecht ward von den Schöngeistern gepriesen als ein großer Mäcen der Kunst und Wissenschaft; er hat eine Bibliothek angelegt und die beste Capelle in Europa unterhalten, welche einen Orlando de Lasso zum Capellmeister hatte; er verbreitete einen Glanz um sich, in welchem man das Dunkel und Elend des Volkes nicht bemerkte. Sein mönchischer Sohn übertraf ihn wo möglich noch an Prachtlust, nur nahm sie bei ihm ein ausschließlich frömmelndes Gepräge an. Seine Leidenschaft waren prunkhafte Frohnleichnamsprocessionen, kostbare Geschenke an Kirchen und Klöster; Loretto, wohin er selbst gepilgert ist, ward königlich von ihm beschenkt; an die Paläste der Jesuiten wurden unglaubliche Summen verschwendet; der eine Jesuitenpalast in München, der prächtigste in ganz Europa, an welchem fünfzehn Jahre lang gebaut ward, hat Millionen verschlungen, während doch die gesammten bereits sehr hoch gespannten Jahreseinkünfte des Herzogs nur 450,000 Gulden betrugen.

Wenn wir bedenken, daß Baiern damals nicht eine Million Einwohner hatte, welche überdies auffallend verarmt waren, ferner, daß Adel und Klerus Nichts zahlten, aber doch den größten Theil des Grundeigenthums an sich gebracht hatten, und daß die Zahl der Grundbesitzer nur noch eine kleine Minderheit bildete, während die große Mehrheit zu Grundholden herabgedrückt war, endlich daß das Volk noch überdies auf die mannigfachste Weise mit Abgaben, Zehnten, Frohnden und dem schändlichsten Jagdunfug heimgesucht war — auch

der Unfug der Bettelmönche hatte eher zu- als abgenommen — dann erscheinen die grellen Schilderungen, die wir vom damaligen Volkselend in Baiern besitzen, keineswegs übertrieben, und bewundernswerth ist nur die Geduld und Zähigkeit des Volkes, welches dies Alles aushalten konnte. In den wenigen Jahren von 1577—1593 haben die Unterthanen zwölfmal das Zwanzigstel ihres Vermögens bloß an den Fürsten steuern müssen. Wohl war auch in den protestantischen Ländern das Volk, namentlich der Bauernstand, nicht in Folge des Protestantismus, sondern nach dem allgemeinen Gange der Staatsentwicklung in mancher Hinsicht zurückgekommen und hatte die alte Freiheit, soweit sie noch vorhanden war, eingebüßt. Aber dieser Rückschritt ward durch viele Fortschritte des Lebens in andern Dingen aufgewogen, und es hob sich im Allgemeinen das leibliche und das geistige Wohl. Dagegen dort, wo die katholische Reaction wüthete, sieht man Nichts als die entsetzlichsten Rückschritte im Volke. Entwaffnet, seiner alten Freiheit beraubt, besitzlos geworden, blieb es zugleich eine Beute des adligen Feudaldruckes, an welchem Nichts geändert ward — denn nur nach oben ward der Adel beschnitten, nicht nach unten, hier durfte er sich vielmehr schadlos halten — und des Aberglaubens, der Unwissenheit und sittlichen Verwilderung.

Zwar nicht der Widerstand der Stände, aber die Finanzzerrüttung, der drohende Bankerott des Landes und das Elend des Volkes, die allgemein befürchtete, schon hier und da hervorbrechende Revolution zwangen endlich den eben so schwachen als glaubenseifrigen Jesuitenfürsten Wilhelm zur Umkehr. Er hatte von Natur ein gutes, weiches Herz und jammerte viel über das Elend des Volkes, dessen wahre Ursachen er aber nicht begreifen wollte. Er suchte Hilfe durch Zwangsanlehen, Aemterverkauf, bei Schatzgräbern und Goldmachern, die ihn narrten; im Gefühle seiner Unfähigkeit machte er seinen Sohn, den tüchtigen Maximilian, zum Mitregenten und dankte endlich 1598, um einer drohenden Katastrophe zuvorzukommen, ganz ab, worauf er als Einsiedler im Jesuitenhause zu München mit frommen Uebungen, Almosenspenden, Fußwaschungen u. dgl., leider auch im fortwährenden Anschüren des Religionshasses gegen die Protestanten im Reiche, noch achtundzwanzig Jahre verlebt hat.

Und fragen wir nun, was haben die Baiernherzöge für die religiöse Bildung und Erhebung ihres Volkes erreicht, um derentwillen sie — wie wir gern glauben wollen — die Gegenreformation als den nach ihrer Ansicht allein zum Ziele führenden Weg einschlugen? Das baierische Volk ist ein gutmüthiges, harmloses Volk, zwar derb und sinnlich, aber geistiger Erhebung nicht unzugänglich. Grade hier war aber der Klerus und mit demselben die ganze Volksbildung so furchtbar vernachlässigt, daß es einer tiefen, umfassenden Arbeit, eines Zusammenwirkens aller gesunden Kräfte, einer wahren Wiedergeburt im Sinne des Protestantismus hier mehr als irgendwo bedurft hätte. Statt dessen wurden die besten Kräfte vertrieben. Nur als protestantische Fürsten, nur im Anschlusse an die geistigen Regungen im Volke, nur durch gleichzeitige Hebung der Volksbildung und religiöse Erhebung hätte das schwierige Werk gelingen können. Aber dazu hatten sie durch die absolute Herstellung des römischen Kirchenwesens sich selbst aller Mittel beraubt. Nachdem Albrecht durch tyrannische Unterdrückung des Volkes den Klerus wieder übermächtig gemacht hatte, war er diesem selbst gegenüber vollkommen ohnmächtig und durfte ihm nicht das geringste Opfer zumuthen, nicht einmal das von den Vorfahren geübte Besteuerungsrecht üben und noch weniger reformatorisch eingreifen, aus Furcht, in den Verdacht akatholischer Gesinnung zu gerathen. An dieser Ohnmacht gegenüber der Kirche sind auch alle kirchlichen Verbesserungsversuche der Herzöge gescheitert und führten nur zu einem langen und unnützen Kampfe zwischen der weltlichen Gewalt und den Bischöfen, der endlich im Jahre 1583 unter dem bigotten Wilhelm V. mit einem Concordate endigte, das den Bischöfen in allen Punkten den Sieg überließ. Das Visitationsrecht in Kirchen und Klöstern, die Besteuerung des Klerus, die Leitung der Wahlen, die Bestrafung geistlicher Verbrecher, die Prüfung der Pfarrer, überhaupt alle heilsamen und nothwendigen Rechte der Staatsgewalt wurden preisgegeben. — — Fortan ward die kirchliche Verderbniß noch ärger als zuvor; der höheren Stellen bemächtigte sich jetzt vollends der Adel, das bürgerliche Element ward ganz ausgeschlossen. Der Adel betrachtete die Kapitel als Versorgungsanstalten und suchte in neuen Privilegien und zügellosem Genußleben einen Ersatz für die verlorene politische

Freiheit. Das Regensburger Domcapitel hatte von neu aufzunehmenden Mitgliedern am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Nachweisung von zwei, das Salzburgische von vier Ahnen verlangt; am Ende des Jahrhunderts verlangte man in Regensburg sechzehn, in Salzburg acht Ahnen. An diesen Herren prallten auch die Erziehungsversuche der Jesuiten ab, sie waren am Ende des Jahrhunderts noch eben so roh und unwissend als am Anfange desselben. Da sie die meisten Pfründen verzehrten, so trieben die sehr armen, aber nicht minder lebenslustigen Pfarrvicare allerlei unsaubere Nebengeschäfte, und es war noch ein Glück, wenn sie bloß Roßkämme, Viehhändler u. dgl. waren und in ihren Pfarrwohnungen bloß Schankwirthschaft hielten. Während in dem benachbarten Wirttemberg das Kirchenvermögen der Volksbildung diente und die Geistlichen eine tüchtige Gymnasial- und Universitätsbildung erhielten, waren in Baiern nach wie vor eine Menge Pfarrer, welche weder lesen noch schreiben konnten, ja nicht einmal die Taufformeln kannten. Welche Mühe haben sich die Landesfürsten und die Päpste gegeben, um die Stifter zur Ausstattung der im Tridentinum vorgeschriebenen Seminarien zu bewegen! Aber alle Mühe war vergeblich, nur nach langem Sträuben verstand sich endlich die Regensburger Klerisei, die reichste in Baiern, bestehend aus Bischof, Domcapitel, 2 Stiftern, 28 Abteien, 29 Decanaten und 1400 Pfarreien, zur Gründung von vier, sage vier Stipendiatenstellen für Stiftsangehörige an einer katholischen Hochschule; aber auch dies nur unter der Bedingung, daß alle Kirchenvorsteher zu diesem schweren Opfer einen Beitrag steuerten! Und dabei ist es im Regensburger Sprengel bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts geblieben. Diese Herren hatten Geld, um einen fürstlichen Aufwand zu machen, aber so oft man Schulen von ihnen forderte, waren sie bettelarm. Die Vorschriften des Tridentinums blieben hier eben so wirkungslos, wie die ganze Reformationsbewegung, und von den 132 Abteien in Baiern haben nur 5 etwas für den Unterricht gethan.

Der einzige Gewinn, welchen Baiern von der Gegenreformation hatte, bestand in der glänzenden und wichtigen Rolle, welche die baierischen Herzöge fortan als die Vorkämpfer und Lieblinge des Papstthums im Reiche spielten. Baierische Prinzen wurden durch römischen

Einfluß auf die ersten geistlichen Fürstenstühle oft schon im zartesten Kindesalter befördert; so erhielt Albrecht V. 1579 für seinen erst dreijährigen Enkel das Regensburger Bisthum. Albrecht's zwölfjähriger Sohn Ernst ward 1566 Administrator von Freising, 1573 Bischof von Hildesheim, 1574 suchte ihm der Papst auch noch Halberstadt zu verschaffen, endlich ward er zum Erzbischof von Cöln gemacht. Auf diese Weise erlangten die baierischen Fürsten eine Stellung, die ihnen zwar einen weitreichenden Einfluß verschaffte, aber weder ihnen noch ihrem Volke und am wenigsten dem Gesammtvaterlande Segen gebracht hat.

Aber, so muß man unwillkürlich fragen, haben denn die Jesuiten Nichts geleistet, welche doch hier so große Macht und als Kirchenverbesserer so hohen Ruhm erlangten? Wilhelm IV. lernte sie 1540 auf dem Reichstage zu Regensburg kennen und verehren. Auf sein inständiges Bitten haben Faber, Jajus (le Jay), Bobadilla damals eine Zeit lang zu Ingolstadt docirt und am Münchener Hofe gewirkt, bis sie wegen ihrer heftigen Opposition gegen das Interim vom Kaiser aus dem Reiche verbannt wurden. Aber schon bald kehrten sie wieder zurück, ihre berühmtesten Väter, Jajus, Salmeron, Canisius, eröffneten zum zweiten Male Vorlesungen in Ingolstadt. Ihre Vorlesungen fanden damals noch keinen Anklang; und nach ihrer Gönner Wilhelm und von Eck Tode wichen die gelehrten fremden Väter zum zweiten Male aus dem Lande. Aber auf den Wunsch seines Schwiegervaters und um dem römischen Hofe zu gefallen, berief sie Albrecht nun zum dritten Male und schloß mit dem Ordensprovinzial Peter Canisius, dem „Apostel der Deutschen," Ende 1555 einen Vertrag, durch welchen die Jesuiten, die dem Hofe sehr stolz und selbständig gegenüber traten, ohne alle Bedingung die Mittel zur Gründung eines Collegiums in Ingolstadt erhielten. Wie fast alle katholische Fürsten erblickte Albrecht in dem Jesuitenorden das Mittel, die Kirche zu reformiren, ohne dem Protestantismus anheim zu fallen; doch wollte er es außerdem mit Zugeständnissen an die Protestanten versuchen; die Jesuiten nahmen daher eine höchst seltsame Stellung ein, indem sie Alles vereitelten, was in der letztern Richtung von freisinnigen Räthen des Herzogs geschah, gleichwohl aber bei ihm in Gunst blieben. So be-

gleitete ein Jesuit den Rath Baumgartner als zweiter Gesandte nach Trident und bekämpfte öffentlich mit der größten Erbitterung Alles, was er nach seiner Instruction vertheidigen sollte. Auch gegen die Gewährung des Kelches erhoben sie die heftigste Opposition. Endlich hatten sie vollkommen gesiegt und inzwischen ward ihre vielseitige Thätigkeit auch sonst vom glänzendsten Erfolg belohnt. Ihre lebhaften und rührenden Predigten erhielten ungeheuern Zulauf; der große Haufe ward durch die wunderlichsten Mittel bearbeitet; selbst der Heiland und seine Apostel haben nicht so viele und so erstaunliche Wunder verrichtet, als damals die Jesuiten in Baiern; da wurden Todtkranke geheilt, Gespenster gebannt, Waldbrände gestillt, Heuschrecken verscheucht, wunderthätige Gaben und Kräfte, Reliquien, Ignatiuswasser, Ignatiuspulver u. s. w. unter das Volk vertheilt; geistliche und weltliche Schauspiele, mit Allem ausgestattet, was die Sinne reizt, Musik und Bilderpracht, herrlich geschmückte Kirchen fesselten bald die sinnlich erregbare Menge, welcher auf diese Weise doch wenigstens einiger Ersatz für ihr leibliches und moralisches Elend dargeboten wurde. Viele schon halbvergessene Bräuche, Wallfahrten und Processionen, besonders zu den Marienbildern, welche jetzt wieder ihre wunderthätige Kraft bewährten, kamen auf's Neue in Aufnahme; der ganze Hof nahm daran Theil. Ruralmissionen, Volkspredigten, marianische Bruder- und Schwesterschaften, religiöse Vereine aller Art befestigten den Einfluß des Ordens auf alle Volksclassen. Und dieser Einfluß war ein sehr begreiflicher. Denn neben den rohen Weltpfaffen und schmierigen Mönchen erschienen diese zugleich ernsten und liebreichen, feinen und gewandten, hilfreichen und erfahrenen Väter als Wesen höherer Art! Die Protestanten urtheilen zu hart, wenn sie das Thun und Treiben dieser Männer für bloße Betrügerei erklären. Es war allerdings ein großartiger Schwindel, von dem aber die Urheber selbst bis zu einem gewissen Grade ergriffen waren. Und wenn schon in weltlichen Dingen die Grenzen zwischen dem Schwindel und dem Betrug so schwer zu bestimmen sind, um wie viel mehr im religiösen Fanatismus, der die Phantasie so erhitzt, daß sie sich selbst und Andere betrügt.

Fragen wir nun nach dem Erfolge dieser Thätigkeit, so ist dadurch der römisch-katholische Volks- und Kirchenglaube in Baiern

wieder hergestellt und in einem Maße bis zum Fanatismus gesteigert worden, wovon man vorher unter diesem Volke schwerlich je eine Ahnung gehabt hatte. Aber für die sittliche Hebung des Volkes wurde dadurch nicht das Mindeste gewonnen. Die Jesuiten verfolgten eine der protestantischen Volkserziehung ganz entgegengesetzte Richtung. Sie hatten die Ansicht, daß alles eigene Denken dem Menschen überhaupt und insbesondere dem gemeinen Volke verderblich sei; dieses in einer glücklichen Unschuld, in der Unmündigkeit der Kinder zu erhalten und durch bloße Gewöhnung und Abrichtung und sinnliche Eindrücke zu erziehen, war ihr Plan, der freilich wegen seiner Unnatur nirgends und am wenigsten in Deutschland die gehofften guten Früchte hat hervorbringen können; das Volk ist dadurch hier wie überall, wo er befolgt wurde, nur noch lasterhafter und dümmer geworden.

Allerdings haben die Jesuiten auch Unterrichtsanstalten in Baiern gegründet, ja sie haben sich sogar nach und nach aller Lehrstellen an der Universität zu Ingolstadt und der zum Theil vortrefflichen Gymnasien der baierischen Städte — der Hauptstützen des Protestantismus — bemächtigt. Die bisherigen Lehrer, welche das Tridentinum nicht unterschreiben wollten, wurden abgesetzt, Jesuiten traten an ihre Stelle. Unter Wilhelm V. ward ihnen endlich der gesammte Universitäts- und Gymnasialunterricht zu ewigem Eigenthum eingeräumt, und seitdem hatte Baiern Jahrhunderte lang keinen großen Namen der Wissenschaft mehr aufzuweisen. Denn auch dieser den höhern Ständen gewidmete Unterricht ging nur darauf aus, das Denkvermögen zu unterdrücken und für den Dienst des Papstthums willenlose Werkzeuge heranzubilden; eine Tendenz, welche hier, wo sie das Monopol hatten und keine Concurrenz mehr zu bestehen war, alsbald den engherzigsten Charakter angenommen hat. Wenn man den gelehrten Jesuitenanstalten anderer Länder eine gewisse Liberalität und Wissenschaftlichkeit nachrühmt, so läßt sich das wenigstens von den baierischen keineswegs behaupten. Griechisch und hebräisch wurde hier fast gar nicht, lateinisch nur zum Zweck der Redefertigkeit nach eigenen, im sogenannten Jesuitenlatein geschriebenen Lehrbüchern getrieben. Die lateinische Lecture bestand aus den abscheulich verstümmelten Ausgaben einiger Classiker und aus den Werken katholischer Kirchenschriftsteller. Die deutsche

Muttersprache ward geflissentlich vernachlässigt (ein Vorwurf, den man mit Unrecht bloß den Protestanten macht, die ihn zwar auch, aber doch in viel geringerm Maße, verdienen). Mathematik, Naturkunde, Erdbeschreibung und Profangeschichte wurden gar nicht (die letztere erst seit 1725), desto ausführlicher die Legendenhistorie und die genaueste Kenntniß und Fertigkeit in allen katholischen Andachtsübungen gelehrt. Was man hier Mathematik und Physik nannte, bestand im Auswendiglernen einiger vorgeschriebenen Lehrsätze, z. B. daß der ganze gestirnte Himmel stille stehe — —. Freilich wurden auf der Universität auch Philosophie, Logik, Ethik, Metaphysik betrieben; darunter verstand man aber nur die Kunst, mit sophistischen Formeln und Trugschlüssen die protestantischen Lehren zu widerlegen und den denkenden Geist mit Systemen todtzuschlagen. In dieser Kunst ward Ingolstadt hochberühmt; man nannte es das katholische Wittenberg und Genf.

Wir haben diese Verhältnisse hier ausführlich erörtert, *) weil sie den politischen und Culturzustand des baierischen Volkes, an welchem bis auf die neuesten Zeiten im Wesentlichen Nichts geändert wurde, auf Jahrhunderte bestimmten, sodann weil sie auf die ganze deutsche Geschichte einen verhängnißvollen Einfluß übten; denn abgesehen von der politischen Rolle, welche die baierischen Fürsten fortan im Reiche spielten, wurde ihr Verfahren mustergiltig für die ganze katholische Gegenreformation. Albrecht mißbrauchte sogar seine Vormundschaft über den unmündigen Markgrafen Philipp von Baden, dessen Vater, Philibert, bei Moncontour gefallen war, um dieses Land binnen zwei Jahren (1570 und 1571) wieder katholisch oder, wie es die Jesuiten ausdrückten, „der einfältigen Menge Ohr und Gemüth für die himmlische Lehre frei" zu machen. Hier wurden die evangelischen Unterthanen eines evangelischen Fürstenhauses aus ihrer eigenen Heimath durch einen fremden Fürsten vertrieben, welcher zufällig die Vormundschaft führte. Zwar brachten sie kaiserliche Schirmbefehle aus, aber man achtete nicht darauf und die friedenssüchtigen evangelischen Fürsten hielten sich nicht für berechtigt, die freche Gewalt mit Gewalt zu

*) Vergl. Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert von Sugenheim, Gießen 1842, und die dort weiter angeführten Quellen.

hindern. Nach und nach faßten sich auch die geistlichen Fürsten ein Herz, zumal die Furcht vor den Protestanten verschwand und fast überall in Europa der Katholicismus große Fortschritte machte. Nachdem sie auf dem Reichstage von 1566 die tridentinischen Beschlüsse auf des Canisius Betreiben angenommen hatten, begann man überall im katholischen Deutschland sie auszuführen. Provinzialsynoden wurden gehalten, hier und da Seminarien errichtet, die Lehrstellen an Jesuiten gegeben, dann die Gegenreformation der Unterthanen begonnen. Die Bischöfe von Eichstädt, Jacob von Eltz in Trier (der an Härte mit Baiern wetteiferte und bei dieser Gelegenheit die Stadt Trier unterjochte), Daniel Brendel von Mainz (dem es jedoch nur im Eichsfelde vollkommen gelang), der Abt von Fulda, Balthasar von Dernbach, der mit großer Kühnheit die von sechs Vorgängern geduldete evangelische Religion wieder ausrottete, deshalb vom Adel vertrieben, aber von Papst und Kaiser endlich wieder eingesetzt wurde, sind die bedeutendsten. So rücksichtslos gegen die ständischen Rechte des Landes und ihren durch die Declaration von 1556 verbürgten Religionsfrieden wagten freilich vorerst nur Wenige vorzuschreiten, theils weil es an einer concentrirten Staatsgewalt, wie sie der Herzog von Baiern übte, den geistlichen Fürsten fehlte und die evangelischen Stände noch immer zu mächtig waren, theils weil sich den Jesuiten in der Eifersucht der geistlichen Herren selbst ein Hinderniß in den Weg stellte. Es erhielten sich hier noch längere Zeit viel gemischtere Zustände, und in den größten geistlichen Fürstenthümern, Mainz, Cöln, Würzburg, blieben die Evangelischen selbst bei Hofe noch geduldet und einflußreich.

In noch höherm Grade war dies in den österreichischen Landen der Fall. Auch dort waren zwar die Landesherren, der hohe Klerus und ein Theil der Stände katholisch geblieben; aber ein anderer, und zwar der weit größere Theil war evangelisch geworden und erlangte sogar vertragsmäßige Religionsduldung. Schlesien, unter eigenen Herzögen stehend, war nebst seinen Fürsten fast ganz evangelisch. Die weitere Gestaltung dieser österreichischen Verhältnisse hängt so enge mit der Reichs- und Kirchengeschichte zusammen, daß sie in unserer Erzählung dort ihre passende Stelle finden wird.

Was zum Schlusse die Städte betrifft, so bieten sie im Ganzen ein eben so buntes Bild dar, wie die Fürstenthümer. Der Zustand eines bis dahin unerhörten Friedens im Reiche kam ihrem materiellen Gedeihen am meisten zu Gute und es folgte unter dem gleichzeitigen Einflusse der durch die Reformation gewonnenen innern Einheit und freudigen Regsamkeit ein Aufschwung, welcher die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als eine Blüthezeit des deutschen Städtelebens erscheinen läßt. Freilich hatten sowohl die Reichs- als Landesstädte mit wenigen Ausnahmen ihre politische Kraft und Selbständigkeit nach Außen schon vor der Reformation längst großen Theils an die um so viel mächtiger gewordenen Fürstenthümer eingebüßt und in den Religionskriegen ist sie nicht stärker geworden. Zwar wurden noch immer Städtetage genug gehalten, aber wie die Hansa im Norden, so zerfielen die Städteverbindungen auch im Süden; das Religionsinteresse, welches die Städte jetzt eben so oft trennte als vereinigte, entfremdete sie den katholisch gebliebenen Kaisern und führte sie dafür in desto engere Verbindung mit glaubensverwandten Fürsten. Nur sehr wenige, wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Braunschweig, Lübeck, Magdeburg übten noch einen erheblichen politischen Einfluß aus. Auch versiegten immer mehr die Quellen des Reichthums, welchen früher der Großhandel mit dem Ausland dargeboten hatte, je mehr die Folgen des allgemeinen Umschwungs in den Verkehrsverhältnissen sich geltend machten. Dafür hatte sich die bürgerliche Thätigkeit in dem innern Verkehr, schon allein durch die nützlichere Verwendung der Klostergüter und durch die Aufhebung der vielen Festtage und Klöster gesteigert. Statt endlosen Fehdegetümmels und Bürgerzwistes war es der friedliche Erwerb, der jetzt, wo die bürgerliche und kirchliche Verfassung — jene in patricischem, diese in lutherischem Sinne — auf Jahrhunderte hin ihre feste Ordnung erhielt, die Bürger beschäftigte. In den Städten freilich, wo die katholische Gegenreformation gewaltsam durchgeführt wurde, z. B. in Trier und in Constanz, da ging, wie in den katholischen Ländern, mit der religiösen Freiheit auch die bürgerliche und mit beiden die gewerbliche Rührigkeit und Wohlhabenheit meist schon damals zu Grunde. Aber im Ganzen hatten die deutschen Bürger durch die Reformation unleugbar an Wohlstand und freier Bewegung, vor Allem

an Bildung und Sittlichkeit gewonnen: das rohe, wüste Treiben, die ungeheure Zahl der Frauenhäuser, das entsetzliche Saufen war einem ehrbarern, frömmern Wesen gewichen, überall waren jetzt höhere und niedere evangelische Schulen, größere Städte wie Nürnberg und Straßburg errichteten Universitäten, in Braunschweig hatte jede der vier Gemeinden ein eigenes Gymnasium u. s. w. Dabei blieben die Bürger von Kopfhängerei weit entfernt und der goldnen Mittelstraße getreu. Es herrschte in den deutschen Städten mehr als je ein behagliches, fröhliches Leben, und die gemüthlichen Bilder, welche vom deutschen Städteleben in unserer Erinnerung haften, gehören vorzugsweise dieser Periode an, deren freundliches Gepräge sich auch äußerlich in den mit kunstreichen Bildern, Erkern und Giebeln geschmückten Häusern erhielt. Es war die Blüthezeit der deutschen Steinmetzen, der Goldschmiede und Schilderer, der Buchdrucker-, Kupferstecher- und Holzschneidekünste, welche zwar keine hohen, gewaltigen Dome schufen, aber das Leben heiter und sinnig gestalteten.

Mit einem Worte, der fröhliche, belebende Geist der Reformation hat in den Kreisen unsers Bürgerthums auch dann noch nachgewirkt, als er aus der Theologie und Literatur längst wieder entflohen oder zu dogmatischer Härte erstarrt war.

Und hiermit sind wir an dem Punkte angelangt, wo der wundeste, böseste Fleck unserer damaligen Geschichte, die Hauptquelle unzähliger Leiden der Folgezeit zu suchen ist. Jener mächtige Geistesschwung, jener belebende Hauch, welcher wie Frühlingswehen, zur Zeit da Luther seine welterschütternde Stimme erhob, das deutsche Volk in seiner tiefsten Seelentiefe bewegte, Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte in einem Gefühl vereinte, jene Bewegung, in welcher das religiöse Gefühl und die wissenschaftliche Erkenntniß des Geistes zusammenflossen, sie war wieder zusammengebrochen. Viele Ursachen haben dabei mitgewirkt: vor Allem der Mangel eines großen Nationallebens, großer und würdiger, die Nation bewegender Thaten und Kämpfe; ein langer im behaglichen Genießen materieller Besitzthümer versinkender, der starken geistigen Antriebe entbehrender, gegen die großen Weltkämpfe sich engherzig abschließender Friedenszustand. Während der Volksgeist aus Mangel an eigenem Inhalt verkümmerte, mußte er um so mehr

dem überwältigenden Eindringen einer fremden, dem Volke unverständlichen Gelehrsamkeit erliegen, von welcher alles geistige Leben und folglich auch das religiöse ergriffen ward. Es entstand eine tiefe Kluft im Volke zwischen den Gelehrten und Ungelehrten; Alles, was, um bestehen und gedeihen zu können, im Volksleben wurzeln muß, vor Allem die Religion, wurde diesem Boden entfremdet und erstarrte zu einem Gegenstande der gelehrten dogmatischen Bücherweisheit.

Bei Weitem am stärksten zeigte sich diese Erstarrung des innersten geistigen Lebens in den katholischen Ländern, wo ein der Nation ganz fremd gewordenes Dogma und Kirchenwesen ihr wieder aufgenöthigt wurde von fremden spanischen und italienischen Aposteln, welche nicht einmal die Sprache des Volkes verstanden. Da wurden der Glaube und das Wissen vollends zu einer todten Dressur, das Volk ward in Dummheit und Aberglauben zurückgestoßen. Gegen diese starre, abstracte, dem Volksbewußtsein fremde, in ein für immer abgeschlossenes Dogmensystem gekleidete Gestalt des römischen Christenthums bildete freilich die protestantische Kirche, wie sie sich in jedem Territorium individuell entwickelte, selbst in ihren schlechtesten Zeiten noch immer einen wohlthuenden Gegensatz. Dennoch konnte sich auch die protestantische Kirche den oben bemerkten erstarrenden Einflüssen dieser absinkenden Epoche nicht entziehen, wozu die äußern politischen Verhältnisse Vieles beitrugen. Nur unter dem Schutze der Staatsgewalten hatte sich die neue Kirche in Deutschland begründen und behaupten können; sie blieb daher — die reformirte wie die lutherische — von der Staatsgewalt abhängig. Unter den frommen Fürsten dieser Epoche tritt das Mißverhältniß noch nicht so augenscheinlich hervor; im Gegentheil übten einzelne Geistliche in den evangelischen Ländern eine nur allzu große Herrschaft aus und traten der Landesherrschaft mit derselben geistlichen Tapferkeit entgegen, wie vorher dem Kaiser. Aber das waren doch nur die hierarchischen Häupter, die neuen lutherischen Päpste, welche sich grade der Staatsgewalt bedienten, um die große Menge der Geistlichen und der Gemeinden willenlos unter ihr Joch zu beugen. Nur in Wirttemberg erhielt die Kirche eine politische Stellung und unabhängige, gesicherte Existenz, nur hier und da, in Pommern, Hessen und etlichen Reichsstädten, ward durch regelmäßige Synoden

und weitgehende Befugnisse den Geistlichen Ansehen und Würde gegeben. Aber in den meisten Gebieten kam es überhaupt zu keiner festen Synodalverfassung, alles Kirchenregiment kam in die Hände landesherrlicher Consistorien, in welchen Juristen oft nach ganz andern als kirchlichen Gesichtspunkten regierten. Diese Juristen waren zwar häufig gebildeter, humaner und freisinniger, nicht selten auch frömmer und christlicher als ihre intoleranten zankfüchtigen theologischen Collegen; aber nur um so leichter geschah es, daß die Kirche zu einem bloßen Verwaltungszweig des Beamtenthums herabsank.

Was nun vollends das kirchliche Gemeindeleben betrifft, so war es von den größern protestantischen Ländern nur Hessen, wo die Gemeinde einigen Theil an der Kirchenverfassung hatte und in den Presbyterien vertreten war. In den noch freien Städten freilich behauptete zufolge ihrer republikanischen Einrichtungen zwar nicht die kirchliche, aber doch die politische Gemeinde einen gewissen Einfluß auf's Kirchenwesen. Diese Verkümmerung des Gemeindelebens, besonders in der lutherischen Kirche, ward die Hauptursache ihres Verfalles. Denn die theologische Bildung trennte sich hochmüthig von der Volksbildung und artete bald in gelehrte Grübelei und Spitzfindigkeit und in dogmatische Unduldsamkeit aus. Sie verlor sich in Streitigkeiten, welche keinen andern Inhalt hatten, als die Rechthaberei und den Eigensinn ihrer Urheber. Statt das Volk sittlich zu heben und zu bilden, dienten diese Streitigkeiten nur, es zu verdummen und statt zu einer gesunden Religiosität zu einem ungesunden Fanatismus zu erziehen, indem sie das religiöse Gefühl für Worte und Formeln erhitzten, mit denen die Theologen selbst, geschweige das Volk, keinen vernünftigen Sinn verbinden konnten und welche deshalb für die religiöse, sittliche und geistige Bildung ganz werthlos waren. — Die calvinistische Kirche war ihrer ursprünglichen Anlage und Grundidee nach viel starrer, unfreier und geistig ärmer als jene Kirche, welche Luther's tiefer und freier Anschauung einst vorgeschwebt hatte. Aber wenn irgend wo, so zeigte sich hier, daß es im Leben weniger auf die Theorie als auf die Praxis ankommt. In der Praxis wurde die calvinistische Kirche viel freier, reicher und geistiger als die lutherische und auch viel sittlicher, weil sie nämlich die Gemeinde in den meisten Ländern am kirchlichen

Leben Theil nehmen ließ, alle Kräfte des Volkes in Thätigkeit setzte und die Augen und Ohren offen hatte für die Außenwelt. Der Calvinismus litt es nicht, daß sich die Theologie hochmüthig vom Leben trenne. Indem das Dogma fast in jedem Lande sich anders gestaltete, ohne deshalb den Zusammenhang der Calvinisten aufzuheben, wurde es duldsamer; so gewann der Calvinismus eine größere Mannigfaltigkeit und Freiheit der Lehre. Im Gegensatze gegen die engherzige exclusive Haltung des Lutherthums war der Calvinismus durch seine Bedrängnisse genöthigt, fortwährend nach äußerer Einheit, nach Allianz und thatkräftigem Zusammenhalten mit allen evangelischen Glaubensgenossen gegen gemeinsame Widersacher zu streben.

Die innere Geschichte der Lutherthums nach Luther's Tode besteht in dem Kampf einiger freieren, gebildeteren, nach Verständigung mit dem Calvinismus und Herstellung einer großen evangelischen Gemeinschaft ringenden Männer gegen den beschränkten und verfolgungssüchtigen Sinn Derjenigen, welche an den Worten des Meisters, dessen Geist von ihnen gewichen war, herumklaubten und daraus einen neuen Götzendienst machten. Diese Buchstabenknechte hatten bald eine ganze Menge von Ketzereien ihrer Amtsbrüder gewittert, deren Zahl sie dann ihrerseits durch eine Reihe neuer Aufstellungen vermehrten, von denen sich jede für die allein richtige Lehre Luther's ausgab. Auf ihren Canzeln und Lehrstühlen wie in ihren Schriften war fast von Nichts weiter als Synergisten, Majoristen, Antinomisten, Adiaphoristen, Philippisten, Calvinisten, Schwenkfeldisten, Schwegisten, Osiandristen, Flacianern, Ubiquitisten, Stankaristen 2c. die Rede.*) Das Wort stänkern soll, wie man sagt, diesem letztern Namen seinen Ursprung verdanken. Der Eifer der Zeloten, welche noch lutherischer sein wollten, als Luther, ging so weit, daß sie der menschlichen Freiheit sogar alle Fähigkeit zum Glauben absprachen und den Menschen für absolut böse, für ein

*) Die Synergisten behaupteten die mitwirkende, die Majoristen (d. h. des Theologen Major Anhänger) die nachfolgende Kraft guter Werke, die Adiaphoristen die Zulässigkeit unwesentlicher katholischer Bräuche, Osiander's in Königsberg Lehre von der Heiligung aller Christen durch Christi Opfertod näherte sich der Schwenkfeldischen Mystik, der Antinomistische Streit bezog sich auf das Verhältniß zwischen Gesetz und Evangelium u. s. w.

Kind des Satans erklärten, der mit Gewalt begnadigt werde. Die grob sinnliche Richtung dieser Zeloten zeigte sich in ihrer Auffassung des Sacramentes. Statt wie Luther sich mit den schlichten Einsetzungsworten zu begnügen, ohne weiter darüber zu grübeln, stellten sie im Ubiquitismus die monströse Lehre auf, daß Christus auch mit seinem Leibe allgegenwärtig und daß seine Himmelfahrt nur als ein sichtbares Verschwinden aufzufassen sei. Diese Lehre wurde die Hauptlehre des orthodoxen Lutherthums. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Richtung auf rohe sinnliche Auffassung den Bedürfnissen des noch ungebildeten und denkfaulen großen Haufens entgegenkam, es war eine natürliche Reaction gegen die geistige Ueberspannung, welche vorausgegangen. So roh und buchstäblich hielt man im Nachtmahl an dem Leib und dem Blut des Herrn, daß z. B. in Frankfurt an der Oder ein Pfarrer peinlich behandelt wurde, weil er Christi Blut mit Füßen getreten, d. h. einen Tropfen Weines auf den Boden verschüttet hatte; in Hessen wurde, um gleiches Unheil zu verhüten, der Wein mit Trinkröhrchen gereicht; in Hildesheim wurden die Barthaare, in denen ein Tropfen hängen geblieben, ausgerupft und als Reliquien aufbewahrt. So zogen im Jahre 1562 vierzig Geistliche aus dem Herzogthum Sachsen mit Weib und Kindern bloß deshalb freiwillig in's Elend, weil gegen die Behauptung, daß der Mensch eben so wenig freien Willen hätte „wie ein Klotz oder Stein," der Theologe Strigel, welcher wenigstens in der Fähigkeit zum Guten einen Unterschied statuirte, hierin nach dem Spruche der vom Herzog als Schiedsrichter berufenen Wittenberger Theologen Recht behalten hatte.

An der Spitze der freieren lutherischen Richtung stand schon bei Luther's Lebzeiten Philipp Melanchthon, dessen Lehre von beiden Bekenntnissen den besseren Theil, von dem lutherischen die Pietät für die alte Kirche, die Duldsamkeit gegen unwesentliche Bräuche, die Nachsicht mit den Schwachen, den Glauben an die Kraft des Mysteriums, von dem schweizerischen die Anerkennung der sittlichen Freiheit und Selbstthätigkeit des Menschen und die geistigere Auffassung des Sacramentes sich angeeignet hatte. Nicht das Dogma als solches, sondern dessen praktischer Werth für die heilsbedürftige Seele war ihm die Hauptsache. Melanchthon schien berufen, eine

deutsche Kirche zu gründen, welche von der Einseitigkeit Luther's und Calvin's gleich weit entfernt, beide Bekenntnisse verschmelzen, alle Protestanten vereinigen werde. Calvin und dessen nächste Anhänger kamen ihm bereitwillig entgegen und um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens hatte sich der Calvinismus in dogmatischer Hinsicht dem Philippismus — so ward Melanchthon's Richtung bezeichnet — fast vollständig angeschlossen. Bei Luther's Tode galt Melanchthon als das Haupt der deutschen Theologie, seine Stimme war für die evangelischen Reichsstände entscheidend, und schon seit dem Jahre 1540 hatte er in den neuen Ausgaben der Augsburger Confession, ohne daß selbst Luther widersprochen, die Rechtfertigungslehre milder gefaßt. Aber kaum hatte Luther die Augen geschlossen, so erhoben sich eifrige Jünger des todten Meisters als Zionswächter gegen den praeceptor Germaniae, den sie offen des Abfalls zum Papismus und Calvinismus beschuldigten: ein Brenz in Schwaben, Westphal in Niedersachsen, vor Allen Flacius Illyricus in Obersachsen, ein Mann, der durch seine Tapferkeit in Bekämpfung des Interim und durch seine ausgebreitete Thätigkeit — er verfaßte die erste große Kirchengeschichte im protestantischen Sinne — sich einen bedeutenden Namen machte. Es muß leider zugestanden werden, daß Melanchthon's Verhalten in der Interimsfrage seinen Gegnern eine gewisse Berechtigung gab und das Volk gegen ihn mißtrauisch machte; jenes sittliche Verschulden Melanchthon's hat sich an der ganzen Nation bitter gerächt. Dennoch blieb das Ansehen Melanchthon's wenigstens bei den Reichsständen bis jetzt noch das weitaus überwiegende, und im Augsburger Religionsfrieden ward der Versuch der Katholischen, die „Verwandten der Augsburger Confession“ bloß als „Verwandte der im Jahre 1530 übergebenen Confession“ zu bezeichnen, durch die Letztern entschieden zurückgewiesen.

Inzwischen hatten die Söhne Johann Friedrich's, die sich für berufen hielten, die Verdienste ihres Vaters als Wächter des Glaubens fortzusetzen, dem reinen Lutherthum in der Universität Jena ein Bollwerk errichtet, aus welchem die Nebenbuhlerin Wittenberg, der Sitz des verhaßten Philippismus, mit immer neuen Streitschriften und Predigten angegriffen wurde. Der Streit gereichte natürlich den Papisten

zur größten Schadenfreude; sie sagten, daß nicht zwei protestantische Theologen seien, die in allen Artikeln der Augsburger Confession übereinstimmten; einige protestantische Fürsten, besonders Christoph von Wirttemberg, gaben sich die größte Mühe, diesem Unwesen ein Ende zu machen, irgend eine gemeinsame Lehrnorm, gemeinschaftliche Maßregeln gegen ärgerliche Streitschriften, eine gewisse Gleichförmigkeit im äußern Kirchenwesen, ein einträchtiges Auftreten vor Kaiser und Reich zu erzielen; eine ganze Reihe von Conferenzen, Colloquien und sonstigen Verhandlungen waren diesem Zweck gewidmet; aber Alles scheiterte theils am zähen Widerstande der Orthodoxen, theils an der Lauheit der Fürsten und Städte, welche eine Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit fürchteten. Die nächste verhängnißvollste Folge dieser Zwietracht war der scandalöse Ausgang, welchen das von evangelischen und katholischen Ständen mit großer Anstrengung im Jahre 1557 nochmals zu Stande gebrachte Religionsgespräch zu Worms genommen hat. Man darf zwar aus tausend Gründen annehmen, daß dieses Religionsgespräch in keinem Falle zur gewünschten Wiedervereinigung der Kirchen dauernd geführt haben würde. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß die Sachen damals auf Seiten der Evangelischen hoffnungsvoller standen als je, und daß trotz der Anwesenheit der Jesuiten (ihr Wortführer war Canisius, Wortführer der Evangelischen war Melanchthon) sich auf Seiten der größern katholischen Stände, Ferdinand's und Albrecht's von Baiern, großes Verlangen nach Vereinigung zeigte; der gemäßigte, vermittelnde Julius von Pflugk hat hier nochmals präsidirt. Die Absicht der ultramontanen Wortführer war, den Zwiespalt zwischen den Evangelischen auszubeuten, und obwohl die evangelischen Stände sich zuvor auf dem Frankfurter Convente verabredet hatten, sich durchaus nicht entzweien zu lassen, lediglich auf die Bibel, die Augsburger Confession und die Augsburger Apologie sich zu berufen, die bevorstehende Einrichtung eines gemeinsamen Kirchenwesens anzukündigen, die Secten und Irrthümer nur im Allgemeinen zu verwerfen, sich aber auf keine namentliche Aufführung derselben einzulassen — so gelang dennoch den Jesuiten ihre Kriegslist vollkommen. Denn obgleich man Johann Friedrich endlich bewogen hatte, von der geforderten Verdammung zahlreicher Irrlehrer abzustehen und

sich vorläufig auf einen geheimen Protest zu beschränken, so waren doch seine Theologen nicht länger zurückzuhalten, als nach der sechsten Sitzung die Katholischen eine entschiedene und namentliche Verwerfung aller innerhalb des Protestantismus entstandenen Irrlehren forderten. Es kam nun zwischen den Evangelischen selbst zum offenen Bruche; da die übrigen Theologen den Sachsen die Namhaftmachung der Irrlehren abschlugen und sie von der fernern Theilnahme am Gespräche eigenmächtig ausschlossen, so überreichten Jene das Verzeichniß auf eigene Hand und reisten ab. Die Gegner hatten nun leichtes Spiel. Sie fragten, welches denn nun eigentlich die wahren Protestanten seien? und erklärten das Religionsgespräch für aufgehoben.

Es war der letzte Versuch dieser Art. Fortan war der Bruch und die Feindschaft der Kirchenparteien unversöhnlich, nicht bloß zwischen Katholischen und Protestanten, sondern ganz besonders zwischen diesen letztern. Es konnte nichts Gemeinsames von einiger Bedeutung zwischen ihnen mehr zu Stande kommen, weder dem Inlande noch dem Auslande gegenüber, und an eine evangelische Kirche Deutschlands war fürder nicht zu denken. Der deutsche Protestantismus, zur Zeit des schmalkaldischen Bundes so geachtet und einflußreich in Europa, verlor Macht und Ansehen; er ward der katholischen Welt wegen seiner Zwietracht zum Gespötte; und dies war der Hauptgrund, weshalb seine weiteren Fortschritte allmälig erlahmten; noch immer zwar versuchten treffliche Fürsten fort und fort Eintracht zu stiften; noch viele Conferenzen wurden gehalten; im Frankfurter Receß von 1558, in welchem eine Anzahl Fürsten eine Melanchthon'sche Einigungsformel in gewissen Streitfragen zu Stande brachten, glaubte man Etwas erreicht zu haben; aber auch dieser Versuch scheiterte am heftigen Widerspruche der Lutherischen in Norddeutschland, und zuletzt blieb keinem der Vermittler die schmerzliche Gewißheit erspart, daß alle Verständigungsversuche nur dazu dienten, die Blöße der Evangelischen immer weiter aufzudecken. Mit diesem Schmerze, düstere Zukunftsahnungen im Herzen, legte Melanchthon am 19. April 1560 sein müdes Haupt zur Ruhe, „gehaßt und verfolgt von Vielen, die nicht wußten, was sie thaten, aber tief betrauert und gesegnet von vielen Tausenden, die ihn und das Evangelium kannten. Eine klare, lichte

Erscheinung war er durch die evangelische Kirche hindurchgegangen, lange Zeit als ihr Führer und Helfer und noch im Tode als eine helle Weissagung auf ihre Zukunft."

Mit Melanchthon war dem deutschen Protestantismus seine letzte Leuchte genommen, die orthodoxe Rohheit errang einen Sieg nach dem andern über die Geistesbildung, ohne daß deshalb der Streit aufhörte; im Gegentheil, er fing jetzt erst recht an, denn in Ermangelung anderer Gegner suchten die Orthodoxen sich unter einander zu verketzern. Ja im Herzogthum Sachsen trieben sie es so arg, daß selbst der fromme Johann Friedrich die Geduld verlor und das von diesen Eiferern schmählich gemißbrauchte Bannrecht einem Consistorium übertrug, dem sie sich mit solcher Frechheit widersetzten, daß sie endlich des Landes verwiesen wurden. Noch viel folgenreicher war der von den Zeloten selbst herbeigeführte Umschwung in der Pfalz. Hier zu Heidelberg schrie und schimpfte, bannte und verfluchte seit 1557 der noch sehr junge Generalsuperintendent, Professor und Präsident des Kirchenraths Dr. Tileman Heßhus, das Zerrbild eines lutherischen Pfaffen jener Zeit. In dem Leben dieses Mannes und so Vieler seines Gleichen bricht die wilde Fehdelust des Zeitalters, wenn auch in anderer Form, wieder hervor. Wegen seines wüthenden Charakters war er schon aus mehreren Städten vertrieben worden und hat auch später noch manchen Sturm erregt, bis er endlich nach weiten Fahrten als Helmstedter Professor zahm geworden ist. Diesen Mann nun hatte der fromme Kurfürst Friedrich III. zu Heidelberg unter Thränen beschworen, die öffentlichen Zänkereien mit seinen Amtsbrüdern einzustellen und ihm, da Alles nichts half, den Abschied gegeben. Bei dieser Gelegenheit empfing der Kurfürst ein Gutachten Melanchthon's, welches für seine kirchliche Richtung entscheidend wurde.

Ueberhaupt gehört es, wie der neueste Geschichtschreiber des Protestantismus *) versichert, zu den sichersten Resultaten historischer Forschung, daß die reformirte Kirche, wie sie in der Pfalz begründet wurde, ihre Wurzeln nicht im Calvinismus, sondern im deutschen

*) Vergl. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus von 1555 bis 1581. 4 Bde. Marburg 1852—1859.

Protestantismus hatte und eigentlich nur die Aufrechthaltung des aus der lutherischen Kirche verdrängten Melanchthonischen Geistes bezweckte. Vielleicht am meisten haben dazu die Erfahrungen nach dem wichtigen Naumburger Fürstentage beigetragen. Dort war es im Februar 1562 einer ziemlich großen Anzahl von Fürsten gelungen, sich zur Anerkennung der von Melanchthon veränderten Augsburger Confession, sowie zu Maßregeln gegen die Veröffentlichung theologischer Streitschriften, ja sogar zu gemeinsamen politischen Schritten dem Auslande gegenüber zu vereinigen. Allein nun erhoben die orthodoxen Theologen in den schwäbischen und niedersächsischen Städten, welche letztere einen großen Kirchentag zu Lüneburg hielten, einen so furchtbaren Lärm, daß die Naumburger Präfation von den meisten süddeutschen Städten — zum Theil aus Eifersucht gegen die Fürsten, von denen man sich keine neue Religion machen lassen wolle — und von den niedersächsischen Ständen verworfen wurde. Nichts ist bezeichnender für die Macht und Stellung dieser Theologen als die üble Aufnahme, die sie in Niedersachsen dem Lüneburger Mandate bereiteten, in welchem ihre Obrigkeiten, Fürsten und Städte das Schimpfen auf der Canzel verboten hatten. Dieses Mandat rief wilde Volksbewegungen hervor, Tileman Heßhus, den wir hier in Magdeburg wiederfinden, that die ganze Obrigkeit in den Bann und wurde erst nach heftigem Tumulte — denn die Masse stand auf seiner Seite — auch von hier vertrieben; der Superintendent Mörlin zu Braunschweig wollte lieber hundertfachen Tod leiden, als das Mandat annehmen, welches nur „eine Räuberei und Ketzerei der Fürsten" sei.

Die Erfahrungen, welche der Kurfürst von der Pfalz bei dieser Gelegenheit machte, haben ihn dem Lutherthum vollends entfremdet und wesentlich mitgewirkt zur Einführung des Calvinismus, welcher fortan in Westdeutschland sich siegreich verbreitete. Aber die lutherische Kirche ward jetzt noch unduldsamer als zuvor und schien es darauf angelegt zu haben, alle freiern Elemente von sich hinweg in das calvinistische Lager zu drängen. Es kam zu kleinen Bürgerkriegen, so z. B. wurde der Melanchthonische Pfarrer Hardenberg in Bremen, welchem ein Theil der Stadt anhing, nach langem Kampfe auf Andrängen der niedersächsischen Stände aus der Stadt vertrieben. Es

war ein verhängnißvolles Zusammentreffen, daß in denselben Tagen, wo die katholische Kirche im Tridentinum ihre Kräfte wieder concentrirte, der Protestantismus in Deutschland in offenem, leidenschaftlichem Bruche aus einander ging. Der Schrecken vor den radicalen Neuerungen in der Pfalz, die Angst vor den als aufrührerisch verschrieenen Calvinisten trieb selbst freisinnigere Fürsten wie Christoph von Wirttemberg dem orthodoxen Lutherthum in die Arme. Nur der alte Landgraf Philipp überzeugte sich schon bald von der Christlichkeit des frommen Kurfürsten und blieb ihm treu zur Seite; der Philippismus behauptete sich in Hessen, wo er durch die Kirchenordnung von 1566 befestigt wurde, und in einigen andern Territorien. Man gab sich nun zwar die größte Mühe, um den verirrten Kurfürsten zu bekehren; zu Maulbronn wurde im April 1564 ein großes Religionsgespräch gehalten, welches zehn Sitzungen ausfüllte, aber wie alle frühern nur den Erfolg hatte, den Bruch zu erweitern. Es ist traurig zu sagen, daß treffliche evangelische Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg von 1566 zum Jubel der Papisten als Ankläger des Kurfürsten auftraten und ihn aus dem Religionsfrieden setzen wollten. Nur seinem glaubensfreudigen Auftreten und dem mächtigen Fürwort des Kurfürsten August hatte man es zu danken, daß der evangelischen Kirche wenigstens dieses Scandal erspart blieb. Dagegen waren diese Streitigkeiten eine Hauptursache, weshalb sich die Evangelischen, wegen der den unterdrückten Niederländern und den französischen Hugenotten zu leistenden Hilfe, so viele Verhandlungen auch darüber in den Jahren 1567, 1568 und 1569 stattgefunden haben, doch nie recht vereinigen konnten. Es fehlte nicht am Bewußtsein der von Spanien drohenden Gefahren. Aber alle Mühe des Kurfürsten von der Pfalz und des Landgrafen Wilhelm von Hessen, einen evangelischen Bund zu Stande zu bringen, welchem die Königin Elisabeth von England beitreten wollte, scheiterten größtentheils am Haß der Confessionen. Hatten doch eben damals einige geldbedürftige evangelische Fürsten und Herren dem König von Frankreich Söldnerdienste zur Unterdrückung des Protestantismus geleistet und dieses schmähliche Verhalten in einem Manifeste damit entschuldigt, daß die französischen Protestanten keine Glaubensbrüder seien.

Der Streit zwischen den Reformirten und den Lutheranern wurde aber bald an Wuth und Heftigkeit weit überboten durch den auf's Neue ausbrechenden Kampf zwischen den Flacianern, die nach der Katastrophe Johann Friedrich's von dessen Bruder Johann Wilhelm zurückgerufen waren und ihre Gegner wieder vertrieben hatten, und den kursächsischen, noch immer dem Philippismus huldigenden Theologen. Die Kursachsen behaupteten, daß Melanchthon eben so viel Autorität habe, als Luther, was von den Flacianern für eine Gotteslästerung gehalten wurde; diese stellten jetzt den Glauben an die invariata und den Ubiquitismus als die Kennzeichen echter Christlichkeit auf. Das Altenburger Colloquium verbitterte auch hier den Streit, statt ihn zu schlichten. Zwar errang der Philippismus bei dieser Gelegenheit in Kursachsen und bald nachher in Nassau, Ansbach und Baireuth und in Nürnberg nochmals den Sieg, aber derselbe wurde mehr als aufgewogen durch die Triumphe, welche das Lutherthum in andern Territorien feierte; in Preußen war der Sieg des Adels über den altersschwachen Herzog Albrecht von einer rohen Reaction des Lutherthums gegen den vom Hofe bisher begünstigten Osiandrismus begleitet; bald nachher zog Heßhus ein, bis ihn seine eigene Creatur Wigand wieder von seinem Platze verdrängte; in Brandenburg und Pommern, im Magdeburgischen, in Mecklenburg und Braunschweig, in Niedersachsen (außer Holstein) triumphirten lutherische Superintendenten mit ihrer confessio invariata; nur in Bremen wurden die Flacianer in ihrer Verfolgungswuth — schon wollten sie die gegen die Münsterschen Wiedertäufer einst erlassenen Edicte auch gegen die Philippisten in Anwendung bringen — gehemmt und von der Bürgerschaft unter dem kühnen Bürgermeister von Büren ausgetrieben. Aber die Stadt Bremen ward nun als ein zweites Münster verschrien, von den Hansestädten verhanset, ihre Habe in Beschlag genommen, ihr Gebiet abgesperrt; man redete von einem lutherischen Kreuzzug. Noch viele Jahre dauerte der Streit vor Kaiser und Reich; doch behauptete sich in Bremen der Philippismus.

Um diesen heillosen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, faßte, noch kurz vor seinem Tode, Christoph von Wirttemberg in Gemeinschaft mit Wilhelm von Hessen nochmals den Entschluß, die Vereinigung

aller Evangelischen in einem Bekenntniß zu versuchen, welches mit Umgehung der unwesentlichen Frage nach dem Modus der Gegenwart Christi nur den einfachen Schriftglauben an die Gegenwart im Abendmahl festhalten sollte. Die Aufstellung einer solchen Formel übernahm der Tübinger Propst und Canzler Dr. Jakob Andreä, welcher diesem Vereinigungswerke fortan eine außerordentliche Beharrlichkeit und Energie widmete, an allen Höfen herumreiste und nicht ruhte, bis er Etwas zu Stande brachte. An eine wirkliche Vereinigung der Gegensätze, die sich bereits zu Dogmen verhärtet hatten, war aber nicht mehr zu denken, sie konnte nur äußerlich durch gewaltsame Unterwerfung der einen oder der andern Ansicht geschehen. Aber Andreä war ein theologischer Diplomat, dem es eben nur um äußere Erfolge zu thun war. Deshalb bequemte er sich, obwohl ursprünglich selbst Philippist, immer mehr der Orthodoxie an und wurde zuletzt der unduldsamste lutherische Hierarch. Sein erster Entwurf war im Sinne der ersten Auftraggeber noch ziemlich liberal; er fand damit bei den Fürsten, zuerst bei Julius von Braunschweig, dessen Land er reformirte, dann bei Wilhelm von Hessen, August von Sachsen, Joachim von Brandenburg die beste Aufnahme. Allein desto schlimmer erging es ihm bei den Theologen, zuerst bei den Flacianern, und als er sich diesen mehr anbequemte, bei den Philippisten. Besonders in den Städten wollte man von dem „Fürstenlecker" Nichts wissen. Doch auch im herzoglichen Sachsen, wo damals Heßhus und Flacius dominirten, wurden er und die andern Vermittlungsgesandten auf den Canzeln und vom Volke so arg beschimpft, daß wegen dieser Beleidigung von Gesandten dem Herzog schon ein neuer Reichskrieg drohte. Andreä machte nun, wie bemerkt, dem Lutherthum immer größere Concessionen: er brachte wirklich einen Convent in Zerbst (1570) zusammen, dessen Beschlüsse aber nun von den philippistischen Theologen anderer Stände, an ihrer Spitze Kursachsen, verworfen wurden. Landgraf Wilhelm sah, daß mit der versuchten Concordie nur dem orthodoxen Lutherthum in die Hände gearbeitet werde und zog sich von dem Unternehmen ganz zurück; im Jahre 1571 war dieser erste Andreä'sche Concordienversuch vollkommen gescheitert.

Indeß hatte sich zwischen den Häuptern des Lutherthums, Flacius

und Heßhus, ein großer Streit über den Grad der menschlichen Schlechtigkeit erhoben. Flacius behauptete, die Sünde sei eine Substanz, der Mensch sei durch den Sündenfall ganz verteufelt und müsse mit Gewalt zur Annahme der Gnade gezwungen werden. Dies war selbst dem Heßhus zu stark; nach einer Fluth von Schmähschriften, Colloquien und Disputationen galt Flacius für besiegt und ist, verlassen und verachtet, im Jahre 1575 zu Frankfurt am Main gestorben. Bald nach ihm wurde freilich auch Heßhus und dessen Anhang aus dem Herzogthum Sachsen vertrieben, als nach Johann Wilhelm's Tode Kurfürst August die vormundschaftliche Regierung führte. Das Lutherthum war in seiner Heimath unterlegen; es hoben sich die Hoffnungen für den Philippismus, da erfolgte dessen unerwartete Katastrophe in Kursachsen.

Es war den Flacianern nämlich gelungen, den Kurfürsten August aus aufgefangenen Briefen zu überzeugen, daß seine Theologen und Rathgeber nicht bloß Philippisten, sondern heimliche Calvinisten seien. Der Hauptbeweis für dieses Verbrechen bestand darin, daß sie ein Buch, in welchem die Hugenotten gelobt wurden, in Wittenberg verbreitet und sich mit geringschätzigen Bemerkungen über den kursächsischen Hof darüber besprochen hatten, wie Kursachsen vom orthodoxen Lutherthum für immer los zu machen und der freiern Lehre zu sichern sei. Auf den von Natur orthodoxen und höchst conservativen, die Calvinisten als angebliche Aufrührer und Republikaner tief verabscheuenden Fürsten, der nur aus Pietät für Melanchthon und aus Widerwillen gegen die theologischen Demagogen in Wittenberg die Philippisten beschirmt hatte, machte diese Entdeckung ihres schwarzen Verrathes einen erschütternden Eindruck. Die Schuldigsten, nämlich der Geheimerath Cracov, die Leibärzte Hermann und Peucer, der Kirchenrath Stößel und der Hofprediger Schütz wurden verhaftet und processirt, Hermann wurde des Landes verwiesen, Cracov und Stößel starben im Kerker, Peucer und Schütz haben bis 1586 und 1589 darin geschmachtet. Ein außerordentlich berufener Landtag verordnete Gebete im ganzen Lande, eine sächsische Kirchenversammlung verfaßte jetzt zur Abwehr des Calvinismus die Torgauer Artikel; die Wenigen, welche sie zu unterschreiben verweigerten, wurden ebenfalls

erst eingesperrt, dann des Landes verwiesen. Die calvinistischen Bücher wurden eingezogen, die verwaisten Lehrstühle neu besetzt.

Diese Katastrophe wurde für die weitern Siege der Orthodoxie deshalb entscheidend, weil dieselbe nunmehr in der Person des einflußreichsten unter den Reichsfürsten ein natürliches Oberhaupt erhielt. Zunächst freilich fühlte sich Kurfürst August nicht wenig befremdet und geängstigt, da die Orthodoxen, welche der kursächsischen, in Melanchthon's Schule aufgewachsenen Geistlichkeit noch immer nicht trauten, auch in den torgauischen Artikeln noch Philippismus witterten. In dieser Noth borgte er sich vom Herzog Ludwig von Wirttemberg den Canzler Andreä, welcher von ihm den Auftrag erhielt, Kursachsen und wo möglich das ganze protestantische Deutschland orthodox zu machen. Andreä hatte mittlerweile seine Zeit begriffen und sich durch gesinnungstüchtige Predigten und Schriften das Vertrauen der lutherischen Wortführer zu gewinnen gesucht; es war ihm auch gelungen, erst die „schwäbische Concordie“ und sodann mit Hilfe des Herzogs Julius von Braunschweig, der so eben in der Universität Helmstedt dem reinen Lutherthum ein neues Bollwerk gegründet und im Corpus Julium seinem Lande ein Gesetzbuch des streng lutherischen Glaubens gegeben hatte, auch die „schwäbisch-sächsische Concordie“ zu Stande zu bringen. Als Dictator und Gesetzgeber des Glaubens zog Andreä jetzt in Sachsen ein; Jahre lang hat er im Schlosse zu Wittenberg gewohnt; mit Haß und Verachtung sahen Volk und Geistlichkeit auf den „schwäbischen Planeten,“ den „sächsischen Papst;“ aber die Geistlichkeit war so eingeschüchtert, daß sie keinen Widerstand wagte; im Sommer 1576 kam das „Torgische Buch“ zu Stande, von welchem die Urheber selbst rühmten, daß Melanchthon's Andenken darin vollständig ausgelöscht sei.

Es galt nun, dieses Symbolum nicht bloß in Sachsen, sondern im ganzen evangelischen Deutschland zum Gesetzbuch des Glaubens zu erheben. Allenthalben wurden Convente gehalten, ganz Deutschland wurde von dieser Frage ergriffen, welche über die Zukunft der Kirche entscheiden sollte. Zuerst traten die Theologen in Niedersachsen — mit Ausnahme von Bremen — und in Westphalen bei, dann die in Brandenburg, Mecklenburg, Preußen; — Heßhus und sein Anhang

hatten nur noch die namentliche Verdammung Melanchthon's gewünscht; aber in einigen andern Ländern, am entschiedensten in Hessen, wo der edle Landgraf Wilhelm mit Ekel und Entrüstung auf dies verdammungssüchtige Treiben hinblickte, und in Anhalt, dessen Fürst Joachim Ernst von den gleichen Gesinnungen beseelt war, wurde das torgische Buch entschieden zurückgewiesen, und noch übler erging es ihm natürlich in der Pfalz bei Friedrich III.; sogar dessen lutherischer Nachfolger Ludwig konnte sich nicht entschließen, einer Confession beizutreten, in welcher er selbst einen Abfall von Allem, was bisher unbestritten gegolten habe, rügte. Angeblich um diesen Ausstellungen abzuhelfen und eine Verständigung zu erzielen, wurde dann auf den Conferenzen im Kloster Bergen bei Magdeburg 1577 das torgische Buch etwas verändert, aber keineswegs im freiern Sinne, und führte seitdem den Namen das Bergische Buch. Die Urheber hofften unter dem Scheine von Concessionen die gegnerischen Stände noch herüberziehen zu können; Jeder wurde einzeln bearbeitet; aber man hütete sich wohl, dem Antrag auf eine allgemeine evangelische Synode zu folgen, weil sich hier die zahlreichen Gegner des Concordienwerkes zusammengefunden und das Ganze vereitelt haben würden.

Inzwischen gingen die Urheber mit der Einführung des Bergischen Buches in ihren Territorien an's Werk. Diese lutherische Gegenreformation hatte große Aehnlichkeit mit der katholischen; sie bestand darin, daß alle Pfarrer und Lehrer — erst etwas später ging man auch an die Professoren — genöthigt wurden, das neue Glaubensbuch zu unterschreiben oder ihre Stellen, wohl gar das Land zu verlassen. Wir sind über dieses Verfahren nur aus den officiellen Commissionsberichten unterrichtet, und da heißt es freilich, daß in Sachsen, wo Andreä dies Geschäft persönlich leitete, nur wenig oder kein Widerspruch erfolgt, nur von einem Geistlichen und einem betrunkenen Cantor die Unterschrift verweigert worden sei. Nun mag es wohl sein, daß Viele aus Ueberzeugung oder um nur endlich Ruhe zu haben oder endlich aus Unwissenheit unterschrieben; aber Andreä hat in einem Briefe selbst eingestanden, daß er mit Schrecken an die grausame Mißhandlung der Gewissen denke, mit der man die Unterschriften zusammengebracht habe; es hieß allgemein, daß die Pfarrersfrauen

ihren Männern, wenn sie zur Unterzeichnung auf das Rathhaus citirt waren, aus den Fenstern noch nachgerufen hätten: „Schreibt, lieber Herre, schreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt." Viele schrieben offenbar aus Furcht und Zwang, um nicht Aufrührer gescholten zu werden; sie wurden zum Formelglauben, zur Heuchelei gezwungen. Im Brandenburgischen waren die Geistlichen entweder aufgeklärter und ihrem noch im Grabe beschimpften Lehrer getreuer oder die Commissäre waren ehrlicher: denn hier wird von zahlreichem Widerspruche berichtet; doch haben auch sie endlich zeichnen müssen, „nicht Wenige, ohne das Buch gelesen zu haben, weil sie grade mit der Ernte beschäftigt waren." Ohne Widerstand soll die Unterzeichnung in Baden, Wirttemberg und den schwäbischen Städten, in Braunschweig und den niedersächsischen Städten und in Preußen geschehen sein; in Oldenburg und Ansbach unterzeichnete man auf Befehl des Fürsten; dagegen gab es im Magdeburgischen stürmische Auftritte, und die Geistlichen unterzeichneten endlich mit dem Vorbehalte, die Artikel nach der Lehre Melanchthon's zu deuten.

Und so hatte denn jetzt ein großer Theil des evangelischen Deutschland ein weitläufiges Gesetzbuch des Glaubens,*) welches in ähnlicher Weise wie für die Katholischen das Tridentinum die Lehre nicht bloß abschloß, sondern jede abweichende Ansicht verdammte und von dessen „Condemnamus" das „Anathema sit" des Katholicismus sich nicht wesentlich unterschied, nur daß das letztere im Tridentinum viel häufiger vorkommt und grausamer klingt. Eine Scheidewand war jetzt zwischen den Protestanten aufgerichtet und eine Saat ausgestreut, aus welcher namenloses Unheil erwachsen ist; vergebens sandte Elisabeth von England Boten auf Boten mit ihrem Kassandrarufe in's Reich, um das Zustandekommen dieses Unheilwerkes zu verhindern; vergebens waren die unablässigen Warnungen und Protestationen treuer Seelen, des Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Fürsten Joachim Ernst von

*) Es enthielt 1) die drei Hauptsymbola; 2) die Augsburger Confession, die Apologie, die schmalkalder Artikel und die beiden lutherischen Katechismen; 3) die eigentliche Concordienformel, bestehend aus zwölf Artikeln, in denen eine noch größere Zahl angeblicher Irrlehren verdammt wurden. Als wesentlicher dogmatischer Bestandtheil wurde auch die Präfation oder Vorrede betrachtet.

Anhalt; sie konnten nicht verhindern, daß endlich auch der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, nachdem man seine Gewissensscrupel durch eine bedeutungslose Präfation beschwichtigt hatte, der Concordienformel beitrat und sie mit rücksichtsloser Härte einführte. Damals verlor die Universität Heidelberg ihre berühmtesten Lehrer und gerieth in tiefen Verfall. Auch der Landgraf Ludwig von Hessen hatte sich für die Formel gewinnen lassen; aber Wilhelm's vorwaltender Einfluß bewirkte, daß auf dem stürmischen Kirchentage zu Treysa die Formel von der hessischen Gesammtkirche verworfen wurde.

Ueberhaupt hat es Deutschland vornämlich diesem Fürsten zu danken, daß ein beträchtlicher Theil des Vaterlandes, Hessen, Anhalt, Schleswig-Holstein, die pfälzischen Nebenlande, anfangs auch Pommern und Mecklenburg, Nassau, Hanau, die wetterauischen Grafen, die Städte Bremen, Nürnberg, Frankfurt, Speier, Worms, Magdeburg, Nordhausen, Danzig, so wie alle die evangelischen Territorien unter katholischer Herrschaft den Grundsätzen des Protestantismus doch einigermaßen erhalten wurden. Die Lehre der reformirten Gemeinden war übrigens nicht bloß freier, sondern auch das Leben war christlicher als in der lutherischen Kirche, denn diesem fehlte die Wahrhaftigkeit, der lebendige Quell aller Sittlichkeit; es erstarrte in der Heuchelei und Dummheit eines todten, auswendig gelernten Buchstabenglaubens; die Concordienformel war der Leichenstein der lutherischen Kirche; das Lutherthum, welches bisher nur eine theologische Richtung gewesen, wurde jetzt zu einer abgeschlossenen Confession; das theologische Studium, vom Geiste der Wissenschaft verlassen, versank in Barbarei und ist erst in viel spätern Zeiten wieder erwacht, „da man wieder erkannte, daß das Reich Gottes nicht mit der äußerlichen Geberde des Dogmas komme, sondern inwendig in der wiedergebornen Seele."

Es zeigte sich übrigens bald, daß der eigentliche Zweck der Concordienformel, nämlich eine äußerliche Einheit herzustellen, doch nur ein leerer Wahn sei. Es fehlte eben ein lutherischer Papst, es fehlte die katholische Organisation, es fehlte ein Jesuitenorden und es fehlten alle die gewaltigen Mittel, welche der römischen Kirche zu Gebote standen. Der protestantische Geist des Volkes machte sich auch in Zwang und Verdummung gegen den neuen Dogmenzwang geltend.

Erscheinungen und Wunder verkündeten ihm allenthalben das Unheil, welches diesem Concordienwerk entsprießen werde; es wurde von einer Fluth von Pasquillen und Spottschriften aller Art begrüßt. Ja, die Concordienformel war noch nicht zu ihrem vollen Abschlusse gelangt, als die Urheber selbst daran zu rütteln anfingen, neue Streitigkeiten erhoben, zum Theil wieder abfielen. Das Buch war kaum gedruckt, als man schon über dessen Druckfehler stritt und auch ihnen dogmatische Bedeutung beilegte. Durch ein Versehen des Druckers war in den ersten, zu eilig ausgegebenen Exemplaren auch Luther's Tauf- und Traubüchlein abgedruckt worden, weshalb sich sofort zwei Parteien bildeten, von denen jede erklärte, sie wolle lieber die Concordienformel und die ganze Concordie preisgeben, als das Tauf- und Traubüchlein mit seinem Exorcismus aufnehmen, resp. fallen lassen. Nach langen Verhandlungen kamen die drei Kurfürsten überein, daß es hiermit Jeder halten dürfe, wie er wolle. Dann stritt man über die von drei Theologen verfaßte Apologie. Zwischen den theologischen Häuptern, Andreä, Chemnitz, Selnecker, brach die bitterste hierarchische Eifersucht aus. Es ward behauptet, daß der durch seine Erfolge zum lächerlichsten Dünkel aufgeblähte Andreä lutherischer Papst werden wolle, und da er durch die Unverschämtheit, womit er den nichtbeitretenden Fürsten, namentlich dem edeln Landgrafen Wilhelm von Hessen, entgegentrat, auch den fürstlichen Stolz des Kurfürsten August beleidigte, über den er sich ebenfalls geringschätzig äußerte, so ward er in Ungnaden heimgeschickt. Das bergische Buch ward bald in manchen Gegenden, im Braunschweigischen schon vom Nachfolger des Herzogs Julius, ganz außer Geltung gesetzt. Auch die Pfalz war, wie wir sahen, schon unter dem Nachfolger des Kurfürsten Ludwig — nachdem dieser selbst noch vor seinem Ende die Unterschrift des bergischen Buches bitter bereut hatte — wieder zur reformirten Kirche zurückgeführt worden.

Mit den bisher geschilderten Verhältnissen hängt der Verfall des sittlichen und des geistigen Lebens unserer Nation, welches in der Reformation einen so herrlichen Aufschwung genommen hatte, auf's Engste zusammen. Beides ging im Gezänke und der Tyrannei der Theologen größtentheils wieder zu Grunde, welche über hierarchischen

und dogmatischen Bestrebungen ihren eigentlichen Zweck als Volksbildner aus den Augen verloren. Es läßt sich statistisch verfolgen, wie mit den Siegen der lutherischen Orthodoxie nicht bloß die Erfolge der Jesuiten, sondern auch die Symptome der Rohheit und des Aberglaubens, namentlich die Zahl der Hexenprocesse, dieser scheußlichsten Frucht aus der unsauberen Verbindung des Aberglaubens mit der Gemeinheit im entsprechenden Verhältniß zugenommen haben und schon in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts zu einer schrecklichen Höhe angewachsen sind. Mit dem sittlichen und geistigen Leben der Nation verkümmerte auch die Literatur, wie ein Baum, dessen Erdreich verdorben wird. Während das calvinistische Ausland auch in der Wissenschaft große Männer hervorbrachte, welche dem menschlichen Geiste neue Bahnen brachen, ward umgekehrt im lutherischen Deutschland die „Umkehr der Wissenschaft" mit solchem Eifer betrieben, daß schon die bloße Liebe zur Wissenschaft den Verdacht der Ketzerei erweckte; der große Astronom Kepler, der bei der katholischen Gegenreformation in Steiermark seinem lutherischen Glauben Alles opferte, Noth und Elend erduldete, ein Mann, auf welchen jede andere Kirche stolz gewesen wäre, wurde gleichwohl, weil er nicht orthodox genug war, von den lutherischen Zeloten verworfen und aus dem Vaterlande Wirttemberg verbannt. War es ein Wunder, daß dieser Misère gegenüber die römische Kirche bei vielen Gebildeten als eine Zufluchtsstätte des Geistes wieder zu Ehren kam und die Zahl der Uebertritte grade unter den Gelehrten immer größer ward? In diesem Bankerott des deutschen Geistes ist auch die Kunst und Poesie und das ganze nationale Schriftenthum, das zu Luther's und Hutten's Zeit so herrliche Blüthen getrieben hatte, wieder zu Grunde gegangen; in dem Wüstensande dieser Orthodoxie konnte keine schöpferische Kraft gedeihen. Es sind zwar noch zwei namhafte Dichter zu erwähnen, Hans Sachs und Fischart, aber diese gehören vielmehr noch der frühern schwungreichen, geistvollen Reformationszeit an und sie fanden in der Gegenwart nur noch Stoff zur Satire. Wohl gab es noch immer Dichterlinge und Literaten in Menge; es ward ungeheuer viel geschrieben und gedruckt; die neuen Bildungen in Staat und Kirche ließen dem menschlichen Geiste keine Ruhe mehr; aber es war eine Literatur, bei welcher

Nichts weiter herausgekommen ist, als der dreißigjährige Krieg; die Rohheit ihres Inhalts prägt sich auch in der Sprache aus, welche so entartete, daß man sich ihrer mit Recht schämte und das Lateinische wieder herrschende Büchersprache wurde;*) mit allen den herrlichen Gaben, die Luther der Nation gebracht hatte, ging ihr auch die Sprache Luther's wieder verloren. Nur ein aus dem innersten Volksgemüth quellender Ton drang rein und vernehmlich durch: das evangelische Kirchenlied; in dieser Gattung wurden zwar auch viele rohe und unsaubere Producte geschaffen, welche den trüben Geist der Zeit athmeten; aber andere sind von diesem Geist unberührt geblieben und scheinen einer besseren Welt anzugehören; sie waren ein tröstliches Zeichen, daß unter aller Verderbniß doch für gegenwärtige und zukünftige Zeiten ein unvergänglicher Schatz gerettet war.

III. Ferdinand I. und Maximilian II.**)

Stellung der Kaiser seit Karl V. — Charakter Ferdinand's und Maximilian's. — Ihr religiöser Standpunkt. — Ihre Successionssorgen. — Verhältniß zum Papst und zu Philipp II. — Türkenkriege. — Innere Landesverhältnisse und Kampf mit den Ständen. — Ferdinand's Ende; Erbtheilung. — Zustand des Reiches. — Hoffnungen auf Maximilian; seine Regierung in Oesterreich und dem Reiche. — Sein Verhältniß zu Spanien. — Lage des Reiches bei seinem Tode.

Nachdem der Versuch Karl's V., seine monarchische Gewalt in Deutschland zu verstärken, gescheitert war und durch den Augsburger

*) Den Gelehrten galt die Muttersprache für barbarisch; daß das Lateinische nicht mehr Muttersprache sei, ward als ein allgemeines Unglück aller neuern Völker beklagt; den Schülern ward die Muttersprache verboten, nicht bloß in der Schule, auch beim Spiele; auf jedem deutschen Wort, das einem entfuhr, stand eine Strafe. In diesem Stücke waren die Schulpläne der verschiedenen Confessionen wenig verschieden. Vergl. Leben und Schriften des Nicodemus Frischlin von David Friedr. Strauß. Frankfurt a. M. 1856.

**) Vergl. für diesen und den folgenden Abschnitt von neueren Werken außer den schon angeführten von Häberlin, Buchholtz, Ranke, Mailath u. A. Hurter, Geschichte Ferdinand's II. und seiner Eltern. 9 Bde. Schaffhausen 1850 ff. Groen van Prinsterer, archives de la maison d'Orange-Nassau. 1. Serie. 1.—8. Bd. Leiden. Zahlreiche und wichtige französische Quellen bei: Sugenheim, Frankreichs Einfluß auf Deutschland seit der Reformation. Stuttgart. 1845. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilian's II. Leipzig 1857 u. a. m.

Religionsfrieden die Selbständigkeit der Reichsstände sich auf's Neue befestigt und sogar zu einem religiösen Interesse der Nation erhoben hatte, trat die Kaiser- und Reichsgeschichte noch mehr als früher vor der Geschichte der einzelnen Länder in den Hintergrund zurück. Ueber ein halbes Jahrhundert lang spielten fortan unsere Kaiser eine passive Rolle im Reiche oder machten nur schüchterne Versuche, sich der Führung zu bemächtigen. Zwar ist es ganz richtig, daß die Nachfolger Karl's großes Ansehn im Reiche genossen, und in ihren Türkenkriegen viel Theilnahme und Unterstützung fanden, den Vorwurf, als habe die Reformation das Reich herabgewürdigt und geschwächt, wiederlegt die einfache Vergleichung des sechzehnten mit dem fünfzehnten Jahrhundert; im Gegentheil war mit der Reformation auch die Achtung und Scheu vor der Majestät des Kaisers und des Reiches, als der höchsten Autorität von Gottes Gnaden, so wie das patriotische Gefühl gestiegen, welches in Oesterreich das Bollwerk Deutschlands ehrte; dazu kamen die Parteistellungen im Reiche; die Katholischen erblickten im Kaiser die letzte Stütze ihrer hart bedrohten Existenz; die Lutherischen einen Halt gegen die vorwärts drängenden Reformirten; als oberste Schützer des Religionsfriedens erhielten die Kaiser durch denselben größere Bedeutung. Daher vermochten sie, obwohl sie keineswegs die eigentliche Macht und Leitung im Reiche hatten, — welche vielmehr von den mächtigsten Fürsten geübt wurde, — zwar wenig oder Nichts zu schaffen, aber mit Hilfe der alten unverändert gebliebenen Reichsmaschinerie, an deren Spitze sie standen, desto mehr zu hemmen und zu verhindern. Hierbei waren sie freilich von Verhältnissen abhängig, denen sich selbst der stärkste Wille nur schwer entziehen kann. Am entscheidendsten für sie war ihre katholische Religion, so wie ihre enge Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause und ihre Stellung als römische Kaiser an der Spitze eines Reiches, welches zwar zum allergrößten Theil aus Protestanten bestand, aber dennoch seine hierarchische Verfassung und eine Menge römisch-katholischer Einflüsse beibehalten hatte, an welche der Kaiser, wollte er namentlich dem Papste und den katholischen Mächten gegenüber seine erhabene Stellung behaupten, gefesselt war. Durch diese Umstände geriethen selbst die nächsten, dem Protestantismus mehr

oder weniger zugeneigten Nachfolger Karl's von Anfang an in eine schiefe, parteiische Stellung zu ihrem Lande und zu ganz Deutschland; unter dem steigenden Einflusse des von den Jesuiten genährten Fanatismus, in welchem dann ihre Nachfolger aufwuchsen, sanken diese immer mehr zu Werkzeugen der spanischen und römischen Bestrebungen herab, welche auf den Trümmern deutscher Freiheit und protestantischer Bildung ihre Herrschaft aufzurichten suchten und Deutschland endlich in ein Meer von Blut und Thränen stürzten.

Was zunächst den Kaiser Ferdinand I. betrifft, welcher nach der Abdankung seines Bruders Karl V. von den Kurfürsten zu Frankfurt im Jahre 1558 als Kaiser anerkannt wurde, so begann seine Regierung unter hoffnungsvollen Aussichten. Ferdinand war viel minder begabt als sein Bruder; den Ruhm eines Helden hat er sich nie erworben; desto besser wußte er sich schließlich in die Zeit zu schicken und hatte es sogar verstanden, sich das Zutrauen der Protestanten zu erwerben. Als Fremdling, der deutschen Art und Sprache fast unkundig, war er einst in Deutschland eingezogen, aber, so schwer es ihm anfangs wurde, doch zuletzt ganz deutsch geworden, während umgekehrt sein Bruder immer spanischer wurde; er hatte das vortrefflichste Gemüth, seine Familienbriefe, seine zahlreichen österreichischen, böhmischen und ungarischen Regierungsacten, sowie die Nachrichten von seinem Leben und Treiben zeigen uns das Bild einer tadellosen Sittlichkeit, eines musterhaften Familienlebens und der rastlosen Thätigkeit eines landesväterlich gesinnten Fürsten. Auch seine äußere Erscheinung athmete deutsches Wesen: ein blonder freundlicher Alter, der mit Jedermann wie mit seines Gleichen sprach und sich für Alles, was in Deutschland vorging, lebhaft interessirte; ein freigebiger Gönner der Künstler und Gelehrten und ganz im Gegensatz zu seinem melancholischen Bruder ein Freund der heiteren Geselligkeit: er hatte für seine Gäste stets offenes Haus, reich besetzte Tafeln, Musik und Kurzweil in Fülle. Ferdinand war ein glücklicher Familienvater: seine treffliche Gemahlin, Anna von Ungarn, hatte ihm fünfzehn Kinder geboren, von denen nur zwei in früher Jugend starben. Sie wurden sehr fromm erzogen und zeichneten sich, mit Ausnahme des erstgeborenen Sohnes Maximilian, durch ihre katholische Gesinnung und durch Begei-

sterung für die Jesuiten aus. Von den zwölf Töchtern nahmen drei den Nonnenschleier, die Jesuitenfreundin Margarethe, welche als Aebtissin in Innsbruck lebte, wurde wegen ihrer Tugenden von den Tirolern fast vergöttert; die andern Töchter waren an die Beherrscher von Polen, Baiern, Cleve, Mantua, Ferrara, Toscana verheirathet und wurden eifrige Stützen des Katholicismus und der habsburgischen Interessen. Der zweite Sohn, Ferdinand, vermählte sich aus Neigung mit einer Augsburger Bürgerstochter, der Philippine Welser, und erlangte die Verzeihung und nachträgliche Einwilligung des gutmüthigen Vaters und der Geschwister. *) Großen Kummer hatte die Familie an dem Erstgeborenen, Maximilian, welcher zwar hoch begabt und wacker, doch in vieler Hinsicht aus der Art geschlagen war. Maximilian war durch und durch deutsch, ein protestantischer Kopf, der sich schon früh — man hatte ihn nach Spanien geschickt und mit seinem Vetter Philipp erzogen — gegen das spanische Wesen auflehnte und mit deutschen Protestanten lieber verkehrte. Ja, er betrank sich sogar zuweilen, vielleicht nur aus Opposition und Langeweile, die steifen, ceremoniösen, heimtückischen Spanier waren ihm zuwider, er entzog sich ihnen wie er konnte und verkehrte lieber mit seinem Bären und der Musik, die er leidenschaftlich liebte. Er wagte es, Etwas besser wissen zu wollen als sein Oheim, der Kaiser Karl, redete von diesem geringschätzig und mit der größten Verachtung von seinem Vetter Philipp, den er mit Recht für einen erbärmlichen Tropf hielt. Im schmalkaldischen Kriege hatte er sich den Befehlen des Kaisers offen widersetzt und das Heer eigenmächtig verlassen. Man hatte ihn zum Statthalter in Spanien gemacht und mit der Tochter des Kaisers, Maria, vermählt, was aber seinen Widerwillen gegen die Spanier nicht verminderte, welcher im Gegentheil durch den Versuch, ihm zu Gunsten Philipp's die Krone zu rauben, noch gesteigert wurde. Maximilian war geistreich und gelehrt, er gab sich viel mit Naturforschung ab, seine Capelle galt für die beste in Europa. Er hatte einen leich-

*) Mit diesem humanen Verhalten vergleiche man die unnatürliche empörende Art, wie der Hochmuth des spanischen Königshauses die Mütter von Karl's V. natürlichen Kindern, der Margarethe von Parma und des Don Juan d'Austria behandelte, welche man im Dunkel und Elend verkommen ließ. Juste a. a. O. I, 102 — 110.

ten, sichern Blick in den Geschäften; sein Vater rühmte von ihm vor den Fürsten, „er sei der sechs vornehmsten in der Christenheit üblichen Sprachen kundig." In der deutschen Sprache war er sehr beredt; dabei mit Eigenschaften des Herzens ausgestattet, welche ihm die Liebe der Deutschen im höchsten Grad erwarben: freundlich, human und wohlwollend, Jeden achtend. Voll edeln Thatendranges, hätte er Deutschland gern groß und mächtig gesehen, von allen Nationen wollte er geachtet, von den Spaniern nur gefürchtet sein; sein Vater war ihm zu friedfertig und zu abhängig; wie ganz anders wollte er einst den Türkenkrieg führen und dem Papst entgegentreten, mit dessen Conciliabulum er seinen Spott trieb. Mit jugendlicher Begeisterung sprach er von den Reformatoren; sorgfältig sammelte er ihre Schriften und ließ selbst eine slawische Bibelübersetzung drucken; eifrig correspondirte er mit Protestanten, besonders mit Christoph von Wirttemberg, mit dem bald die innigste Freundschaft ihn verband; er nannte die protestantische Partei die seine, die des Papstes die feindliche und fürchtete Nichts so sehr als den Sieg der Papisten in Frankreich. Unablässig drang er darauf, daß die Protestanten ihre Zwistigkeiten beilegen, als geschlossene Partei mit einem Bekenntnisse auftreten und hierdurch „der andern Partei den Garaus machen" sollten; zu diesem Zwecke schickte er seine Räthe nach Zürich, Tübingen und Heidelberg. In diesen Gesinnungen hatte ihn sein Hofprediger Pfauser bestärkt, ein Geistlicher, der sich verheirathet hatte und wegen evangelischer Predigten aus Wien verbannt war, aber von Maximilian wieder zurückgerufen wurde und nun mitten in einem katholischen Hofe gegen die Messe eiferte. Maximilian ließ sich von ihm sogar an den Hof Karl's V. begleiten, auch seine Kinder ließ er von einem Protestanten unterrichten, aber leider scheint der eifrige Hofprediger nicht die Fähigkeit gehabt zu haben, die protestantischen Neigungen des Fürsten zur Reife zu bringen, sie zu einer tiefen und sichern religiösen Ueberzeugung zu entwickeln. Man kann sich nun denken, welchen Jammer Maximilian's Gesinnung in diese gläubig katholische Familie brachte. Sie erzeugte die bittersten Zerwürfnisse; es kam zu heftigen Scenen zwischen Vater und Sohn, und schon hatte Maximilian bei Pfalz und Hessen angefragt, ob er als Flüchtling bei ihnen Zuflucht finden werde?

Sein Vater soll den Gedanken gehabt haben, ihn zu enterben und einem der jüngern Söhne die Krone zu verschaffen. Aber Familienliebe und politische Klugheit bewahrten ihn vor solchen äußersten Schritten; ja es ist dem Katholicismus in Deutschland wahrscheinlich Nichts so sehr zu Statten gekommen, als die Zuneigung der Protestanten für Maximilian und dessen protestantische Gesinnung, welche dem Hause Habsburg zu jener Zeit die Fortdauer seiner Herrschaft mehr als alles Andere gerettet hat. Während der Vater daher seinem Sohne die Nachfolge am Reiche durch die wärmsten Empfehlungen seiner trefflichen Gesinnung bei den Reichsfürsten zu verschaffen suchte, waren die wetteifernden Bestrebungen der ganzen Familie dahin gerichtet, ihn wenigstens in so weit zu bekehren, daß er dem Papste und dem Könige von Spanien gegenüber bei der römischen Kirche festhalte; sie schickten ihm die feinsten Jesuiten, denen er aufmerksam zuhörte, mit denen er eifrig disputirte und welche, vielleicht nur um sich zu rühmen, seine demnächstige Bekehrung in Aussicht stellten.

Wir sehen, die Persönlichkeit Ferdinand's und noch mehr die seines Sohnes Maximilian, die kluge Nachgiebigkeit des Erstern, die protestantische Gesinnung des Letztern, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die spanischen Successionspläne scheiterten und die deutsche Linie des Hauses auf den Thron gelangte; andererseits hatten Ferdinand und Maximilian es der nationalen und protestantischen Erhebung zu danken, daß ihnen und ihren Nachkommen die deutsche Kaiserkrone gerettet wurde. Hauptsächlich auf Betreiben des Christoph von Wirttemberg und des Philipp von Hessen gab endlich auch der Kurfürst von der Pfalz seinen Widerspruch gegen die Wahl eines Habsburgers auf, und Maximilian wurde auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt im October 1562 zum römischen Könige gewählt. Bei dieser Gelegenheit wie schon bei Ferdinand's Kaiserwahl ist es von Interesse, die Stellung zu betrachten, welche der Papst und der König von Spanien zu diesen Wahlen einnahmen.

Der Papst Paul IV. hatte schon Ferdinand die Anerkennung verweigert, „weil der Kaiser Karl nicht befugt gewesen sei, die Kaiserkrone anders als in die Hände des Papstes niederzulegen, von dem er sie zu Lehen trage,“ und „weil die eine Hälfte der Kurfürsten durch

Ketzerei des Wahlrechtes verlustig geworden sei." Ferner, „weil Ferdinand durch Einwilligung in den Religionsfrieden, durch Duldung ketzerischer Religionslehrer im Lande (woran er in der That sehr unschuldig war) und ketzerischer Gesinnungen am eigenen Sohne sich selbst der Ketzerei verdächtig gemacht habe." Diese hierarchische Ueberhebung hatte aber die Niederlage des Katholicismus im Reiche noch vermehrt; hatten die Kurfürsten schon vorher ihren Kurverein erneuert und als ein Grundgesetz des Reiches festgesetzt, „daß Keiner von ihnen den Andern wegen der Religion auf künftigen Wahl- und Krönungstagen ausschließen und unfähig halten oder sonst anfeinden und gefährden wolle," so gingen sie jetzt über den Widerspruch des Papstes als unerheblich hinweg und riethen dem Kaiser, sich nicht weiter darum zu bekümmern, da er päpstlicher Anerkennung nicht bedürfe; das Gutachten des Reichsvicecanzlers Seld gehört zu dem Schärfsten und Trefflichsten, was aus katholischer Feder über päpstliche Anmaßung je hervorgegangen ist. Darin heißt es: „Christus in seiner Glorie bedürfe keines Stellvertreters; sei aber gleichwohl der Papst Christi Stellvertreter, wie auch er glaube, so gelte das nur in derselben Weise, wie Christus selbst erschienen sei, also ohne zeitliche Gewalt. Der Papst möge nur zum Kreuzzug aufmahnen; er werde sehen, wie viel Anhang er noch in Deutschland habe; treibe er die Sache jetzt auf die Spitze, so werde er ganz Deutschland verlieren." Ferdinand freilich fühlte sich in seinem katholischen Gewissen so beunruhigt, daß er vor Kummer und Sorge wegen des Papstes krank wurde. Er hatte später die Beruhigung, daß ihn Paul's Nachfolger, Pius IV., nicht bloß anerkannte, sondern auch die Wahl Maximilian's nach anfänglichem Widerstreben unterstützte, ohne sich allzu sehr an dessen Ketzerei zu stoßen. Dieser Papst suchte an den deutschen Habsburgern eine Stütze gegen Philipp von Spanien zu gewinnen und das Interesse der beiden Linien zu trennen, und ermuthigte insgeheim die Reformbestrebungen des Kaisers auf dem Concil, welche den Spaniern so verhaßt waren, ja er gab vornämlich aus diesem Grunde den Deutschen die Erlaubniß des Laienkelches. Er behandelte Maximilian als einen Verirrten, welcher noch Hoffnung zur Besserung gewähre, mit großer Nachsicht, und freute sich über dessen Wahl zum römischen

König, „als ob es sein eigener Sohn wäre;“ den Mangel, daß auch Ketzer ihn gewählt hatten, wollte er suppliren; dafür willigte dann Ferdinand in die Auflösung des Concils und leistete Maximilian bei seinen Krönungen zu Prag (20. September 1562), zu Frankfurt (30. November 1562) und zu Preßburg (8. September 1563) die altherkömmlichen Eide, gelobte Treue dem Papste, Schutz und Schirm der Kirche, seine Gesandten schwuren in Rom vor den versammelten Cardinälen Liebe, Ehrfurcht, Widmung und Folgeleistung (Obsequium), nur das Wort Gehorsam (Obedientia) ward vermieden.

So hatte der Papst Pius, dessen Vorgänger durch schroffe Anmaßung den gläubigen Vater von sich gestoßen, durch kluge Nachgiebigkeit den ketzerischen Sohn mit neuen Banden an sich gefesselt. Das Verhältniß zu Spanien hat sich leider in ganz ähnlicher Weise gestaltet. Bis zum letzten Augenblicke hatte Philipp der Abdankung seines Vaters zu Gunsten seines Oheims widerstrebt, und auch nachher, noch im Herbste 1558, bestand er auf der Ausführung jener Verabredung, wonach die Kaiserwürde in beiden Linien des Hauses alterniren solle. Er wollte jetzt mindestens römischer König werden. Sein Gesandter in Wien erhielt den Auftrag, an die frühern Verträge zu erinnern, wozu die ketzerische Gesinnung Maximilian's einen Vorwand mehr bot. Ferdinand machte Ausflüchte, er war bereit, Philipp zum Reichsvicar in Italien zu ernennen, auf die Niederlande hatte Maximilian schon früher zu Gunsten Spaniens verzichtet; aber Philipp's Wahl zum römischen König erklärte Ferdinand beim besten Willen für unausführbar; schon der bloße Versuch werde zum Verderben führen. Und in der That war das Reich nahe daran, der habsburgischen Dynastie ganz verloren zu gehen; wenn Ferdinand, dessen Kräfte sehr abnahmen, starb, so fiel die Leitung an die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, die Häupter des Protestantismus; der Letztere und mit ihm viele Protestanten waren gegen jede Wahl eines Habsburgers; Alle aber, Katholische und Protestanten, hatten einen solchen Widerwillen gegen Philipp von Spanien, daß die Kurfürsten deshalb keinen Reichstag besuchten, um der Wahlsache auszuweichen. Unter diesen Umständen stand Philipp endlich von dem Versuch ab. Sein Gesandter in Wien hatte ihm vorgestellt, es sei

sehr zu besorgen, daß, wenn er nicht zurücktrete, gar kein Habsburger, sondern irgend ein anderer Fürst werde gewählt werden, der sich dann an Frankreich anschließen werde, „wie das ein Jeder thun wird, der nicht aus diesem Hause ist," und dies werde die spanische Herrschaft auch in den Niederlanden und in Italien gefährden. Denn in diesen Ländern könne sich Seine Majestät nur auf sehr Wenige verlassen, „vom Papste bis zum Geringsten." Deshalb gab Philipp seine ehrgeizigen Pläne auf, oder vielmehr er suchte sie auf einem Umwege zu erreichen. Er wollte sich vor Allem die Herrschaft über Italien und den Vatican sichern, um von hier aus die Welt desto sicherer zu beherrschen und Papst und Kaiser zu seinen Werkzeugen zu machen. Dahin waren jetzt alle seine Vorschläge und Instructionen gerichtet. Als Bedingung für seine Einwilligung in Maximilian's Wahl begehrte er, daß ihm das von Karl V. eigenmächtig übertragene Generalvicariat des Reiches über Italien auch von dessen Nachfolgern bestätigt, den Ketzern keine Concession gemacht und die Kinder Maximilian's am spanischen Hof erzogen würden. Diese Unterhandlungen geschahen zur Zeit des Tridentiner Conciliums. Philipp's Forderungen sind im Wesentlichen gewährt, Maximilian's Söhne sind nach Spanien geschickt worden, und die protestantischen Fürsten haben der spanischen Politik nur genützt, indem sie Maximilian ohne Bedingungen, ja ohne nur die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts zu erlangen, gewählt haben. Dafür hat Philipp dann selbst Maximilian's Anerkennung beim Papste betrieben. Doch ohne ihn war die Wahl bereits vom Papste zugestanden worden, und trotz seines Protestes ward den deutschen Katholiken endlich der Kelch bewilligt. Ein Grund mehr für ihn, den glücklichern Nebenbuhler Maximilian zu hassen, dem er auch später feindselig entgegentrat, wo er nur konnte, während er ihn doch bereits umgarnt hatte und durch neue Bande an Spanien fesselte. *)

Um die Stellung Ferdinand's und seiner Nachfolger zu den großen Zeitfragen richtig zu beurtheilen, muß man vor Allem ihre fortwäh-

*) Vergl. „Die Wahl Maximilian's, aus spanischen und portugiesischen Archiven mitgetheilt von Heine in Ad. Schmidt's Allg. Zeitschr. f. Geschichte. Bd. VIII. Berlin 1847.

renden Türkenkriege in's Auge fassen. Diese dauerten auch während der geschlossenen Waffenstillstände, wenn die großen Feldzüge des Sultans ruhten, gleichwohl als verderbliche, Geld und Menschen verschlingende Grenzkriege der räuberischen Paschas und der kriegslustigen ungarischen Magnaten oder der zuchtlosen, schlecht bezahlten Söldnerbanden ununterbrochen fort. Der im Jahre 1551 wieder ausgebrochene Krieg mit Sultan Suleiman zog sich viele Jahre lang hin, und nur der Hilfe, welche Ferdinand in Deutschland, namentlich am Kurfürsten Moritz fand, der sich in diesem Kampfe ausgezeichnet, so wie dem Umstande, daß der alternde, von häuslichen Zerwürfnissen heimgesuchte Sultan keine großen Heereszüge unternahm, hatte Ferdinand die Bewahrung seiner Grenzposten zu danken. Croatien und die windische Mark, Oesterreichs Bollwerke, blieben in seinem Besitze; die wichtige Feste Szigeth wurde in den Jahren 1555 und 1556 von den Osmanen vergeblich belagert. Seitdem der Friede von Câteau-Cambresis und die innern Zerrüttungen, welche bald nachher in Frankreich ausbrachen, diese Macht von der fernern Aufhetzung und Unterstützung der Pforte abhielten, wandte sich auch Suleiman von den Franzosen wieder ab, und es gelang Ferdinand's geschicktem Unterhändler, den Sultan im Jahre 1562 zu einem achtjährigen Waffenstillstande zu bewegen, der freilich durch eine jährliche Tributzahlung erkauft werden mußte und überdies von den Paschas nicht gehalten wurde.

Diese ewigen Türkenkriege waren die offene Wunde, die lähmende Fessel, welche den Kaiser und dessen Nachfolger in steter Abhängigkeit von aller Welt erhielt. Dazu kamen ihre großen finanziellen Bedrängnisse. Die Hilfsmittel ihrer eignen fürstlichen Besitzungen waren zufolge ihrer schlechten Oekonomie bald erschöpft. Ohne die Reichthümer Spaniens zu besitzen, mochten sie sich doch nicht von dem Luxus trennen, der seit den burgundischen Zeiten am Hofe des Kaisers herrschte. Die schimpflichste Finanznoth hat Ferdinand I. nicht abgehalten, für sich und seine Kinder sieben Hofhaltungen zu errichten, von denen jede fast eben so reich ausgestattet war, wie die Karl's V., der doch die reichsten Länder der Welt beherrscht hatte. Man erzählt, daß diejenige Maximilian's allein eine Stadt habe ausfüllen können. Und dazu kamen noch zahllose Pensionen, Ehrengeschenke, Festlichkeiten u. s. w.

Ferdinand's gesammte Jahreseinnahme belief sich, da viele Güter versetzt waren, nur noch auf 870,000 Gulden, wovon der Türkenkrieg etwa die Hälfte verschlang. Die Schuldenlast betrug mehr als zwölf Millionen Gulden; darunter befanden sich Posten von fünfzehn Gulden für kleine Auslagen, Arbeitslöhne u. s. w. Es war eine ganz heillose Finanzwirthschaft. Die ganze Finanzkunst bestand darin, daß man bald bei den Ständen, bald beim Reiche, bald bei allen Potentaten um Beiträge, angeblich zum Türkenkriege, bettelte und bei allen Wucherern der Welt Anleihen aufnahm, Schulden auf Schulden häufend. Es kam vor, daß Privatpersonen von einem Erzherzog um Darleihung kleiner Summen angesprochen wurden, daß Zahlungsanweisungen für gelieferten Wein 2c. von der Landschaft zurückgewiesen wurden. Man kann nicht sagen, daß die Stände karg gewesen seien; zur Vertheidigung des Landes bewilligten sie fortwährend ansehnliche Hilfsmittel an Mannschaft, Mundvorrath und Geld; aber sie wollten sich auch von der richtigen Verwendung überzeugen; sie erhoben die Steuern selbst und haben ein Mal dem Hofe die Schlüssel zur Casse verweigert. War es unter solchen Verhältnissen zu verwundern, daß die Stände, nicht immer zum Vortheil des Volkes, immer größere Macht und Unabhängigkeit erlangten? Unter allen deutschen Fürstenthümern waren die österreichischen damals in der am wenigsten monarchischen Verfassung, und man konnte sie eher als große Adelsrepubliken bezeichnen. Schlesien stand nur zum kleinsten Theil unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers; der größere Theil gehörte Lehnsherzögen, welche sich thatsächlich von den deutschen Reichsfürsten nicht unterschieden; in Böhmen, Mähren, Ungarn und den österreichischen Herzogthümern nahmen die Stände eine Stellung ein, welche sie fortwährend zu dem Versuche reizte, den deutschen Reichsständen ganz gleich zu werden. Die Triumphe Karl's und Ferdinand's im schmalkaldischen Kriege hatten nicht lange genug gedauert, um ihre monarchische Gewalt dauernd zu verstärken, sondern im Gegentheil nur dazu gedient, das Freiheitsgefühl und die Eifersucht der Stände auf ihre politischen Gerechtsame zu steigern. Ferdinand hat es zwar in seinen Erblanden gleich wie im Reiche an Regierungsthätigkeit nicht fehlen lassen, so wenig als sein Vorfahr, Maximilian I.;

mit rühmlichem Eifer nahm er sich der tief gesunkenen Rechtspflege an, namentlich des armen Volkes gegen den übermüthigen Adel, wodurch er sich bei dem Volke viel Liebe erworben haben soll; Monate lang führte er selbst mit unverdrossenem Eifer den Vorsitz im Gericht; schlichtete sorglich die zahlreichen Händel und Späne seiner Stände. Große Gesetzsammlungen hat er hier und da zusammenstellen lassen: in Ungarn hat er zwanzig Reichstage gehalten und nicht weniger als 871 Gesetze zu Stande gebracht; Oesterreich verdankte ihm einen weitläufig organisirten Hofrath, eine lange Landgerichtsordnung, eine sehr ausführliche Zunftordnung, viele Polizeiordnungen, aus denen wir unter Anderem ersehen, daß Oesterreich damals zufolge der ewigen Türkenkriege noch mehr als andere Länder von Vagabunden, entlassenen Söldnern &c. heimgesucht war. Aber man sieht nicht, daß ihn diese Thätigkeit weiter gebracht hätte; er war und blieb seinen Ständen gegenüber machtlos; und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese ihre Beiträge nicht bedingungslos gewährten.

Und da ist es sehr bezeichnend, daß diese Bedingungen sich regelmäßig auf die Religion bezogen. Hätte damals ein Fürst von Oesterreich das Beispiel der protestantischen Fürsten befolgen und sich mit dem Geiste seines Volkes durchdringen, sich an die Spitze der religiösen Bewegung stellen wollen, er würde wahrscheinlich mit seinen Ständen Alles haben anfangen und ohne Gewaltsamkeit eine monarchische Gewalt begründen können, die ihm auch gegen die Türken sicherer geholfen hätte, als die ewige Bettelei um Beiträge! Statt dessen blieb Ferdinand trotz seiner sonstigen Trefflichkeit, einzig um der Religion willen — welche alle andern Fragen der Zeit beherrschte — mit seinen eigenen Ständen, die in ihm mit Recht das einzige Hinderniß ihrer tiefsten Wünsche erkannten, in feindseligem Verhältniß.

Von dem ersten Auftreten Luther's an hatte die neue Lehre in keinem Lande begierigere Aufnahme gefunden, als in Oesterreich. Alle Edicte und Verfolgungen waren erfolglos geblieben, die evangelische Begeisterung war bis in die höchsten Kreise gedrungen, hatte Universität und Landesregierung ergriffen, im Jahre 1524 während des Reichstages zu Nürnberg hatten dreißig Personen aus Ferdinand's eigenem Gefolge das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen;

bei einer Visitation im Jahre 1527 hatte sich herausgestellt, daß die meisten Obrigkeiten evangelisch gesinnt seien; schon im Jahre 1531 baten die ständischen Ausschüsse der fünf Herzogthümer um gelehrte Prediger," welche „das lautere Gotteswort ohne menschlichen Zusatz verkünden," und im Jahre 1541 erklärten die Stände unumwunden, „daß die Türkennoth bloß eine Strafe sei für die Verachtung des Evangeliums. Nur durch Buße und Bekehrung könne geholfen werden." Sie forderten lauteres Gotteswort und Spendung des Abendmahles unter beiden Gestalten. Ohne weiter auf Erlaubniß zu warten, begannen Adel und Stadträthe die Reformation einzuführen, indem sie die den Reichsständen gemachten Zugeständnisse auch auf sich bezogen. Ferdinand hatte zwar dieses Recht niemals anerkannt, aber er mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Dieses Verhältniß zu seinen Ständen war der Grund, weshalb er sehr darauf bestand, daß der Augsburger Religionsfriede nur für die Reichsstände und nicht auch für die Unterthanen gelte. Damals hatten, erst nach dem schmalkaldischen Kriege, dann nach dem Tode des Kurfürsten Moritz, die Religionsverfolgungen in den österreichischen Landen wieder begonnen und die von Ferdinand herbeigezogenen Jesuiten ihre Thätigkeit eröffnet. Aber dennoch machten sich auch die österreichischen Protestanten den Religionsfrieden zu Nutze; der Adel ließ seine Söhne auf den protestantischen Universitäten Deutschlands studiren, berief zahlreiche Prädicanten und Lehrer aus Deutschland, gründete evangelische Kirchen und Schulen; die Städte und Marktflecken folgten diesem Beispiele. Ferdinand mußte es geschehen lassen, und nach einer langen Verhandlung mit den Ständen, welche ihm unter Anderem erklärten, „sie seien es nun schon von Jugend auf gewohnt, das Abendmahl in beiden Gestalten zu nehmen, nicht aus Fürwitz, sondern nach den Einsetzungsworten des Herrn," wurde ihnen im Jahre 1556 ein ähnliches provisorisches Toleranzedict zu Theil, wie solches die Reichsstände vor dem Augsburger Religionsfrieden von Karl V. ertrotzt hatten, d. h. es wurde bis zu einer allgemeinen Vergleichung die Ausführung der Generalien und der Executionsmandate eingestellt.

In welchem Zustande die katholische Kirche Oesterreichs im Jahre 1563 sich befand, geht aus einer damals vorgenommenen Klöstervisi-

tation hervor. In 88 österreichischen Klöstern lebten 387 Mönche, welche 49 Eheweiber und 237 Concubinen mit 362 Kindern hatten, sowie 86 Nonnen, welche in ihren keuschen Zellen 50 selbstgeboren Kindlein hegten.

Diese kirchlichen Verhältnisse seines Landes waren die vorzüglichste Ursache, weshalb Ferdinand mit einem durch die Noth gespornten Eifer bei dem Concilium und am römischen Hofe auf jene tiefgreifenden Reformen dringen ließ, welche ihn dem irrigen Verdacht ausgesetzt haben, als sei er im Herzen protestantisch geworden. Aus derselben Ursache strebte er unablässig nach kirchlicher Vereinigung mit den Protestanten im Reiche. Wir haben gesehen, wie wenig es ihm geholfen hat; die Principien, die sich da entgegenstanden, spotteten solcher schwächlichen, nur aus oberflächlicher Auffassung hervorgehenden Vermittlungsversuche. Deshalb konnten auch die geringen Zugeständnisse nicht helfen, die ihm der Papst in Bezug auf die Darreichung des Kelches im Nachtmahle gewährte. Diese Zugeständnisse hatten nur den Erfolg, den halbe Maßregeln in solchen Fällen zu haben pflegen; das Bedürfniß nach Umgestaltung, welches vom Oberhaupte selbst anerkannt, aber nur zum kleinsten Theile gewährt wurde, erlangte nur um so zweifellosere Berechtigung und machte sich nur um so ungestümer geltend. Zu seinem tiefen Schmerze mußte Ferdinand sehen, wie trotz früherer Verfolgung und späterer Toleranzconcessionen sich der Abfall von der Kirche auch in seinen eigenen Erblanden unaufhaltsam verbreitete.

So standen die Dinge, als Ferdinand am 25. Juli 1564 sein mühseliges Leben beschloß. Er stand im 62. Lebensjahre, war aber schon seit längerer Zeit sehr hinfällig; nach der Versicherung seiner Umgebung hat der Kummer über den ungenügenden Ausgang des Concils und über die Weigerung des Papstes, durch Bewilligung der Priesterehe die Beilegung des Religionszwistes zu erleichtern, seinen Tod beschleunigt. Noch kurz vor seinem Ende hatte er wegen einer Reformation der Kirche und Verständigung mit den Protestanten die gemäßigten katholischen Theologen Kassander und Wizel zu Rathe gezogen, deren dem Protestantismus in vielen Punkten günstige Gutachten ihn jedoch nicht mehr am Leben trafen. Aus Familienliebe,

vielleicht auch aus religiösen Gründen, hatte er schon zehn Jahre vor seinem Tode die Erblande unter seine Söhne getheilt: Maximilian erhielt nebst Böhmen und Ungarn Oesterreich, Ferdinand Tyrol und die schwäbischen, Karl die innerösterreichischen Lande (Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz). Durch diese Theilung wurde die Macht seines Hauses noch mehr geschwächt, die Abhängigkeit von Spanien und dem Papste noch gesteigert; zugleich erhielt die eifrig katholische Partei im Reiche an den beiden Erzherzögen einen wichtigen Zuwachs.

Werfen wir einen Blick auf die äußere Reichsgeschichte unter Ferdinand, so ist es klar, daß ein Herrscher, der in seinen eigenen Erblanden so wenig ausrichten und sich der Türken kaum erwehren konnte, noch viel weniger im Stande war, das Reich nach Außen zu vertheidigen. Die Reichsstände konnten bei dem besten Willen nur wenig Hilfe leisten, da sie selbst von vielen andern Sorgen hingenommen waren, voll Mißtrauen einander gegenüber standen und bei dem gährenden Zustande, in welchem sich das Reich unaufhörlich befand, nur an Ruhe und Frieden dachten. Es lastete nicht bloß die Sorge vor den spanischen Umtrieben und den katholischen Wühlereien im Reiche, sondern auch die Angst vor neuen Unternehmungen des Markgrafen Albrecht Alcibiades, dann vor den Grumbachischen Unruhen und überhaupt vor revolutionären Bewegungen im Reiche auf allen Reichstagen zu Ferdinand's Zeit. Ein deutliches Bild dieses Zustandes bot der Reichstag von 1559 dar. Es handelte sich da unter Anderm um die Zurückforderung der dem Reiche von den Franzosen entrissenen, von Philipp von Spanien ihnen überlassenen Städte Metz, Toul und Verdun, und man sollte denken, daß bei der Zerrüttung, in welche Frankreich damals gerieth, dies dem befriedeten deutschen Reiche nicht schwer fallen konnte. Aber damals wie später kamen die Reichstage nicht über vergebliches Gerede und unnütze Botschaften hinaus. Die Franzosen wußten auch hier unsere Zwistigkeiten auf verschmitzte Weise zu benutzen; der Cardinal von Augsburg und der Herzog Christoph von Wirttemberg waren zu Gesandten bestimmt, da benachrichtigte ein Brief aus Paris den Herzog, daß ihn der Cardinal, ein eifriger Papist, vergiften wolle, worauf, nach erbittertem Federkriege, Beide zu Hause blieben. Dann wurde der

Herzog Albrecht von Baiern bestimmt; er verlangte monatlich 12,000 Gulden Reisekosten; die Stände wollten nur 4000 Gulden geben, darüber ward lange gehandelt. „Einige sind,“ schrieb damals ein kaiserlicher Canzler, „die unsere Armseligkeit bemitleiden, Andere, die unsere Thorheit belachen.“ Die Gesandtschaft, die nun endlich hinzog, hatte eine sehr lange und umständliche Instruction, auf alle Einreden war man gerüstet, nur nicht auf die höflichen Redensarten, womit man sich schließlich abspeisen ließ. Die geraubten Städte sind niemals zurückerlangt worden; nur einzelne Patrioten, eifrige Protestanten, z. B. der wackere Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, haben sich mit der Idee getragen, sie mit dem Schwerte zu holen, zu deren Verwirklichung ihm jedoch die zureichende Hilfe fehlte.

Auf jenem Reichstage hat man sich auch der Ostseeländer angenommen; es wurde nämlich beschlossen, der Kaiser solle den Moscoviter-Großfürsten Ivan Wassiljewitsch schriftlich ersuchen, seine Angriffe auf die deutschen Ostseeprovinzen einzustellen! Allerdings wurde den Livländern zugleich eine Hilfe von 100,000 Gulden verwilligt, welche aber, da die Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg diese Summe unverzinslich vorschießen sollten, wozu sie keine Lust hatten, unbezahlt blieb. Ivan hat den Hatschier, der ihm den Brief brachte, höhnisch aufgenommen; als Vorwand für seine Raubkriege gab der freche Barbar die lutherische Ketzerei der Livländer an! Nun ward Ende 1521 eine Gesandtschaft von Kaiser und Reich an ihn beschlossen, abermals Geld verwilligt und abermals Nichts gezahlt. Folgenden Jahres unterwarf sich der Heermeister Ketteler, vom Reiche verlassen, wie längst vor ihm der Hochmeister von Preußen, als Herzog von Curland der polnischen Krone.

Das Einzige, was man zu Stande brachte und einigermaßen ausführte, war eine Türkenhilfe von 500,000 Gulden für Ferdinand und eine Reihe von Reichsverfassungsgesetzen, eine Reichserecutionsordnung, eine Reichshofcanzleiordnung, eine Reichskammergerichtsordnung, durch welche das Werk des Augsburger Religionsfriedens vervollständigt werden sollte. Trotz dieser vielen Ordnungen hat es jedoch nie zu einer rechten Ordnung im Reiche kommen wollen. Auch eine Reichsmünzordnung ist erlassen worden, die aber wo möglich noch schlechter befolgt wurde, als die anderen Reichsordnungen.

Man hat oft gefragt, weshalb nicht wenigstens die evangelischen Stände sich zu dieser Zeit enger zusammengeschaart, ihr Uebergewicht nach Außen und im Reiche geltend gemacht und vor Allem die Verfassung des Reiches welche der Augsburger Religionsfriede so unvollkommen geordnet hatte, in einem nationalern und einheitlichern Sinne gestaltet haben? Etwa wie man an unsere Zeit die Frage stellt, weshalb die Bundesverfassung, welche Deutschland schwächt und zersplittert, nicht bei Zeiten verbessert wird? Die Ursachen, weshalb dieses trotz der besseren Einsicht mancher Patrioten und selbst einzelner weitblickender Fürsten unterblieb, waren dieselben wie heut zu Tage; nur fanden sie, bei der viel größeren Stärke der entgegenstehenden Einflüsse und bei der noch viel geringeren politischen Einsicht im Volke, vor Allem weil es an einer großen protestantischen und nationalen Macht im Reiche fehlte, in noch viel größerem Maße Statt als heute. Die Protestanten befanden sich überdies nach dem Augsburger Religionsfrieden in demselben Dilemma wie einst nach dem Nürnberger und Cadaner Frieden.*) Sie waren wohl im Uebergewicht, aber keineswegs hatten sie die Herrschaft im Reiche, welche nur durch neuen Bürgerkrieg hätte erobert werden können, wozu es ihnen am rechtlichen Anlaß, an der Einheit und den äußeren Mitteln fehlte. Wohl herrschte der Protestantismus in vielen Gebieten, aus denen er später wieder vertilgt ist; wohl gingen selbst die geistlichen Kurfürsten aus Politik eine Zeitlang meist mit den Protestanten; ihre Länder waren größtentheils protestantisch geworden; die eifrigsten Protestanten fand man unter ihren Räthen. Dagegen waren andere Stände, welche später protestantisch wurden, damals noch heftig katholisch und immer blieb eine zahlreiche katholische Partei am Reichstag, an ihrer Spitze trotz aller äußern Nachgiebigkeit der Kaiser. Man muß nicht glauben, daß der Augsburger Religionsfrieden ein wahrer Frieden gewesen sei; nach wie vor war auf den Reichstagen fortwährender Parteienkampf; da hatten die Protestanten zahlreiche Beschwerden, bald wegen neuausgebrachter Mandate des Reichskammergerichts, weil sie Prälaten, Stifter und Klöster ihrer Gerichtsbarkeit reformirt hatten, bald wegen Vorenthaltung

*) Siehe oben S. 338 ff.

von Gefällen solcher reformirten Kirchengüter durch katholische Nachbarn u. s. w.; noch lauter klagten die Katholischen über Bruch des Religionsfriedens, Unterdrückung der Katholischen, Aufhetzung fremder Unterthanen, Einziehung oder Belastung fremden Kirchengutes u. s. w. Durch diese Reibungen wurde der Parteienhaß fortwährend geschürt, ohne daß es doch jemals zu einem großen, entscheidenden Ausbruche, zu einer reinigenden Katastrophe gekommen wäre. Langsam glimmend erhitzte er das morsche Gebäude und häufte den Brennstoff, der endlich von den Flammen des dreißigjährigen Krieges ergriffen worden ist.

Die verbreitete Ansicht, als ob sich die Protestanten nach dem Augsburger Religionsfrieden in falscher Sicherheit eingewiegt hätten, ist durchaus irrig. Sie waren im Gegentheil so mißtrauisch und ängstlich, daß schon „ein rauschendes Blatt" sie erschrecken konnte. Namentlich erregte ihnen die spanische Politik die größten und gerechtesten Besorgnisse. Mit dem größten Mißtrauen beobachteten sie Ferdinand's Verhältniß zu Spanien und dem Papste, und nur der Gedanke, durch Maximilian's Wahl den Bruch beider Linien des Hauses Habsburg unheilbar zu machen, mag die Bedenklichkeiten gegen die Wahl eines Habsburgers überhaupt besiegt haben. Aus Besorgniß, Philipp von Spanien könne mit Hilfe von bestochenen Kurfürsten am Ende doch noch seine Wahl durchsetzen, rieth selbst der alte Landgraf von Hessen dem Maximilian, nicht vom österreichischen Hofe zu entfliehen, und alles Ungemach (man hatte Maximilian's Hofprediger vertrieben) lieber noch zu ertragen, um nur seine Succession nicht zu gefährden. Diese Aengstlichkeit der Protestanten zeigte sich in allen Beziehungen zum Kaiser. Sie wollten dem Landsberger Bunde Ferdinand's (einer Fortsetzung des Heidelberger) nicht beitreten, weil sie in diesem Bunde, dem auch Philipp II. sich anschließen wollte, ein katholisches Parteiunternehmen witterten. Dagegen war fortwährend die Rede von einem Vertheidigungsbündnisse aller Protestanten in Europa, und bei jedem neuen Fortschritte Spaniens, nach dem Frieden von Câteau Cambresis, bei den Religionsverfolgungen in Frankreich und den Niederlanden, bei den Conciliumshändeln, ward dieser von Elisabeth von England und Philipp von Hessen unermüdlich verfolgte Gedanke auf die Bahn gebracht. Zahlreiche Briefe und Botschaften

sind darüber gewechselt worden. Der König Anton von Navarra ließ dieses Bündniß im Jahre 1561 bei allen evangelischen Fürsten betreiben und bei der damaligen für die Protestanten in Frankreich so hoffnungsvollen Lage der Dinge erschien seine Versicherung, der französische Hof werde dem Bunde beitreten, sehr glaubhaft. Eine großartigere Politik der deutschen Protestanten hätte damals die größten Folgen nach sich ziehen können. Aber die Bedenklichkeiten der Fürsten und noch mehr die Confessionsstreitigkeiten der Theologen legten sich jedem herzhaften Versuche hindernd in den Weg. Der Antrag ward zurückgewiesen, weil des Kaisers Einwilligung dazu erforderlich sei und weil die französischen Protestanten mit der Augsburger Confession nicht übereinstimmten. Die Folge war, daß Anton von Navarra, des gehofften Rückhaltes beraubt, sich von den Drohungen der Spanier einschüchtern, von ihren Lockungen gewinnen ließ und von den Hugenotten abfiel, während Katharina von Medici sich den Zumuthungen ihres spanischen Schwiegersohnes fügte, denen sie sich so gern entzogen hätte und vor denen Philipp's eigener Vetter Maximilian sie gewarnt hatte. Dennoch fühlte sich die Partei der Guisen durch die bloße Möglichkeit einer Verbindung der deutschen und französischen Protestanten so beunruhigt, daß der Cardinal von Lothringen, um sie zu hindern, Himmel und Hölle in Bewegung setzte. Er suchte eine Familienverbindung mit evangelischen Reichsfürsten zu Stande zu bringen und bewog den gutmüthigen Herzog Christoph zu einer Zusammenkunft in Bergzabern, wo er sich den heuchlerischen Anschein gab, die Augsburgische Confession annehmen zu wollen, nur um die lutherischen Theologen mit desto größerm Erfolge gegen die Calvinisten aufhetzen zu können. Doch gelang dies nur den einfältigen Theologen, aber nicht dem braven Fürsten gegenüber. Laut des von ihm eigenhändig verfaßten Protocolls haben die Guisen in die Hand gelobt, „bei Verlust ihres Seelenheiles, bei fürstlichem Treu und Glauben" sich aller Feindseligkeit gegen die Calvinisten zu enthalten. Der freche, meineidige Uebermuth, womit der Herzog auf dem Rückwege von dieser Zusammenkunft bei Vassy über wehrlose Protestanten meuchelmörderisch herfiel und das so eben verkündete Toleranzedict verhöhnte, erregte nun zwar die allgemeinste Entrüstung; aber erst als ihm ein

sichtbares Zeichen des göttlichen Zornes in Gestalt eines furchtbaren Hagelschlages zu Hilfe kam, da vermochte der wackere Landgraf Philipp seine fürstlichen Glaubensgenossen für die Calvinisten in Bewegung zu setzen; die Ermahnungen der Königin von England hatten jetzt besseren Erfolg; es wurde den Hugenotten eine Hilfe an Geld und Mannschaften zu Theil, die wesentlich dazu beitrug, ihnen im Vertrag von Orleans 1563 die Bestätigung des Toleranzedicts zu verschaffen.

Daß die deutschen Protestanten ihren Glaubensgenossen im Auslande nur wenig helfen konnten, ist freilich sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie sich im Reiche selbst nicht zu helfen und noch weniger ihre eigene Zukunft sicher zu stellen wußten. Das Einzige, was sie von Ferdinand erlangten, war die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens, welche Karl V. verweigert hatte und Ferdinand im Reichstagsabschiede von 1559 in seiner Eigenschaft als Kaiser gewährte. Aber die Beseitigung des geistlichen Vorbehaltes, welchen sie von Anfang an nicht anerkannt hatten, und die öffentliche Freigebung der Religion für alle Unterthanen (welche in der geheimen Declaration Ferdinand's zum Augsburger Religionsfrieden für die damals bereits Uebergetretenen schon zugestanden war) konnten sie nicht von ihm erlangen. Abgeordnete der österreichischen Stände hatten schon auf dem Reichstage von Regensburg von 1556/57 erklärt, daß ihnen hieran mehr gelegen sei, als an der Türkenhilfe. Ferdinand blieb in diesen Punkten so zähe wie zuvor. Desto bereitwilliger ging er auf den Versuch einer Vergleichung durch Religionsgespräche ein, und als sich deren Unmöglichkeit herausgestellt hatte, vertröstete er die Reichsstände auf den Ausgang des Conciliums zu Trident. Nach dessen für die Protestanten so feindseligem Ergebniß und dem bald nachher erfolgenden Tode des Kaisers richteten sich die Blicke auf den bedingungslos gewählten Nachfolger Marimilian, von dessen bekannten Gesinnungen man allgemein die Erfüllung der protestantischen Forderungen erwartete.

Mit großen und zum Theil ausschweifenden Hoffnungen wurde die Thronbesteigung Maximilian's II. von den Protestanten des In- und Auslandes begrüßt. Da wurde ihm z. B. ein Project des Rheingrafen Johann Philipp zugestellt, wie er jetzt nach Rom ziehen, den Papst von der weltlichen Herrschaft absetzen und durch Einziehung des Kirchenstaates sein jährliches Einkommen um wenigstens 600,000 Kronen vermehren könne!

Maximilian gehörte seinen persönlichen Gesinnungen nach zu den eifrigsten Protestanten; Schlesien, wo er schon bei Lebzeiten seines Vaters regierte, hatte seinem nachdrücklichen Schutze die ungehinderte Einführung der Reformation zu danken; hatte er doch bei seiner Wahl dem Kurfürsten von der Pfalz wegen Erfüllung der protestantischen Forderungen, namentlich wegen Aufhebung der Beschränkungen im Religionsfrieden vertrauliche Zusagen gemacht, deren Erfüllung jetzt von seinen bisherigen Freunden gefordert wurde. Allein sie bedachten nicht, daß es leichter sei, dergleichen Verheißungen zu geben, als sie zu halten. Und um alle die Pläne, die er als Thronfolger entworfen hatte, auch wirklich auszuführen, hätte Maximilian ein Held sein müssen, der er nicht war. Bei allen seinen edeln Eigenschaften hatte Maximilian einen schwächlichen Charakter und war von den Verhältnissen und von seiner Familie viel zu abhängig, um große und entscheidende Schritte zu wagen. Schon ehe er den Thron bestieg, befand er sich im Netze der spanischen Politik, die ihm doch so sehr zuwider war. Seine Gemahlin Maria, die ihm fünfzehn Kinder schenkte, war fanatisch katholisch; sie beherrschte ihn zwar nicht in den Staatssachen, aber desto mehr in den Hof- und Familienangelegenheiten so sehr, daß er es nicht hindern konnte, wie die Spanier und die Jesuiten sich bei Hofe einnisteten und seine eigenen Kinder zum römischen Fanatismus erzogen wurden. Zufolge der mit Philipp geschlossenen Uebereinkunft hatte Maximilian schon im Jahre 1563 seine beiden ältesten Söhne, den erst elfjährigen Rudolph und den noch jüngern Ernst, zur Erziehung nach Spanien geschickt, wo sie unter Philipp's Augen in der giftigen Atmosphäre eines über alle Maßen heuchlerischen, servilen und niederträchtigen Hofes sieben Jahre festgehalten wurden. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit aus den Berichten ihres Gouverneurs mit Er-

staunen, daß die beiden Erzherzöge bei ihrer Abreise noch kein Wort Deutsch schreiben konnten und erst im fremden Lande im Deutschen unterrichtet werden sollten, was aber schlecht genug geschah. Schon seit dem Jahre 1562 hatte Philipp durch die Aussicht, seinen Thronerben, Don Carlos, mit einer Tochter Maximilian's zu vermählen, diesen noch fester an sich gefesselt. Ja noch mehr! Der österreichische Gesandte scheute sich nicht, für einen der jüngern Erzherzöge, welcher dann auch dem geistlichen Stande bestimmt werden sollte, um ein fettes spanisches Erzbisthum, Toledo oder Sevilla, bei Philipp zu betteln, wozu selbst die spanischen Großen zu stolz waren, welche diese Kirchenämter ihren Bastardsöhnen zu verschaffen pflegten.

Von einer solchen Schwäche war freilich nichts Großes zu erwarten, und wie wir daher von vorn herein unsere Erwartungen herabstimmen, so können wir auch in das überschwengliche Lob, welches unsere Geschichtschreiber dem guten Maximilian spenden, nicht einstimmen. Diese Geschichtschreiber behaupten, Maximilian sei durch die Religionsstreitigkeiten der Protestanten von seinen frühern religiösen Ansichten zurückgekommen und, weil er zufolge seiner Bildung „über seiner Zeit" gestanden, indifferent geworden. Er habe der „Kirche der Zukunft" angehört, und durch den Gedanken, daß beide Kirchenthümer auch im Innern eines Staates friedlich neben einander bestehen könnten, sich über das damalige Europa erhoben. Allein abgesehen von der Unrichtigkeit des Schlusses, da Bildung und religiöse Indifferenz (wenigstens im sechzehnten Jahrhundert) ganz verschiedenartige Dinge waren, ist die Behauptung auch thatsächlich falsch. Maximilian blieb bis zu seinem letzten Athemzuge dem lutherischen Glauben zugethan und nahm, so weit es ihm thunlich schien, dafür Partei; aber er hatte nicht Charakterstärke genug, um es mit seiner Familie zu verderben und den zeitlichen Vortheil seines Hauses zu gefährden, und gerieth daher in eine schwankende, haltlose und widerspruchsvolle Politik, welche viel verderblicher und für beide Parteien aufreizender war, als wenn er wirklich indifferent oder, wie Andere meinen, wieder katholisch geworden wäre und aus Staatsklugheit das Verhältniß der Parteien mit unparteiischer aber fester Hand geordnet hätte.

Allerdings konnte es auf den ersten Blick scheinen, als ob Maxi-

milian sehr selbständig verfahre. Er war weit entfernt, den Forderungen seiner katholischen Verwandtschaft zu genügen und ließ sich nicht in Regierungssachen drein reden. Der spanische Gesandte von Chantonay (ein Bruder des Granvella), welcher vorher am französischen Hofe bei der schwachen Katharina eine sehr herrische Rolle gespielt hatte, mußte seine Sprache in Wien sehr herabstimmen; „wollte ich," so schreibt er seinem Bruder, „in demselben Stile wie in Frankreich fortfahren, ich würde Alles verderben." Dennoch ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß Maximilian, gleichsam aus freien Stücken und vielleicht ohne es selbst zu wissen, von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung an, nicht mehr sein eigener Herr war. Man hatte erwartet, daß er jetzt wenigstens seinen persönlichen Religionsbedürfnissen keinen Zwang anthun würde, zumal sie von der großen Mehrheit seines Volkes getheilt wurden. Aber zu allgemeinem Erstaunen brachte er grade jetzt seiner Familie und den spanischen Rücksichten dieses Opfer: er rief seinen frühern Hofprediger nicht zurück, besuchte fleißig die katholische Predigt, beobachtete die Fasten u. s. w. Indem er sodann die österreichischen Protestanten unter der Hand begünstigte und durch eine kleine Abänderung der Eidesformel ihnen den Zutritt zu den Lehranstalten der Universität öffnete, wagte er nicht, die begehrte freie Religionsübung den Ständen förmlich zu gestatten, gewährte aber stillschweigende Duldung und Förderung. Dieses Achseltragen, indem zwar bei Hofe und in den officiellen Erlassen die Papisten, dabei aber doch auch unter Begünstigung des Kaisers und einiger Räthe im Lande die Protestanten das große Wort führten, hatte zur Folge, daß ihn „die Päpstlichen für lutherisch, die Lutherischen für papistisch hielten." Er klagte deshalb seine Noth dem Kurfürsten von Sachsen, „er für seine Person wolle gern Einigkeit in der Kirche; aber Gott allein seien die Hindernisse bekannt."

Mit diesem Verfahren in den Erblanden hatte das im Reiche eine nur allzu große Aehnlichkeit. Als Maximilian im Januar 1566 1566
seinen ersten Reichstag zu Augsburg hielt, erfreute er die Protestanten durch Ablehnung der Procession, aber den Katholischen zu Gefallen ging er in die Messe und reizte hierdurch beide Parteien, die sich er-

bittert gegenüberstanden, nur noch mehr auf. Da auf diesem Reichstage wieder ein päpstlicher Legat, Commendone, erschienen war, welcher die geistlichen Fürsten zu dem Beschlusse bewog, die Tridentinischen Beschlüsse unbeschränkt anzunehmen, so wagte Maximilian weder diesem Beschlusse sich zu widersetzen, welcher schon allein dem Reichsfrieden in's Gesicht schlug und durch welchen der Papismus mitten in Deutschland einen Sieg feierte, der ihm sogar in Spanien, geschweige in Frankreich, nicht zu Theil wurde, noch die protestantische Forderung vollkommener Religionsfreiheit zu gewähren. Er bestätigte nur den Augsburger Religionsfrieden gleich den übrigen Reichsgesetzen und vertröstete die Protestanten auf eine künftige Religionsvergleichung, versprach gleichmäßige Gerechtigkeit und berief sich auf das formelle Hinderniß, daß einer unbedingten Freigebung mehr als die Hälfte der Reichsstände widerstrebe. Hierbei kam ihm nicht bloß die Reichsverfassung zu Statten, nach welcher die vielen Prälaten, die auf der Fürstenbank saßen, das Reich majorisirten, sondern auch der Umstand, daß die Lutheraner selbst der Religionsfreiheit auf diesem Reichstag widersprachen und deren obersten Vorkämpfer, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, als Ketzer bei Maximilian verklagten. Maximilian zeigte sich bei dieser Gelegenheit als eifrigen Gönner der Augsburgischen Confession; wäre er nicht ein Freund der Protestanten gewesen, so hätte er diesen Streit trefflich gegen sie benutzen und sich wie die Jesuiten darüber freuen müssen; aber er hatte im Gegentheil nur den Wunsch, daß sie sich nicht durch Spaltung schwächen möchten und war es sehr zufrieden, als man sich vertrug und den frommen Kurfürsten trotz seiner calvinistischen Abendmahlslehre als Augsburgischen Confessionsverwandten anerkannte. Bei dieser Gelegenheit, wie fast in allen Reichshändeln, folgte Maximilian dem Kurfürsten August von Sachsen, dem eigentlichen Lenker der damaligen Reichspolitik, welcher ihm dafür treffliche Gegendienste leistete. Es waren vor Allem die Grumbachischen Händel, welche jenen Reichstag bewegten und bald nachher nicht eben nach der strengsten Gerechtigkeit, aber ganz im Sinne des kursächsischen Hofes von Maximilian definitiv entschieden und von August zu Ende geführt wurden. Die Abhängigkeit Maximilian's zeigte sich nirgends größer als in dieser Sache, in der er gleichwohl

von den Geschichtschreibern als ein kräftiger und gerechter Kaiser am lautesten gepriesen worden ist.*)

Daß Maximilian auf jenem Reichstage um jeden Preis den Frieden zu erhalten und alle Mächte, katholische wie protestantische, zu Freunden zu gewinnen suchte, das konnte ihm freilich grade damals am wenigsten zum Vorwurfe gereichen. Der Türkenkrieg war 1565 wieder ausgebrochen, zunächst veranlaßt durch Grenzhändel mit Johann Zapolya's Sohn, Johann Sigismund, welcher bei der Pforte in seinem Uebermuthe gestärkt, vielleicht von ihr zu einem Einfall in Maximilian's Gebiet angestiftet worden war. Maximilian hatte Repressalien genommen. Der greise Sultan, vor welchem die Welt so lange gezittert hatte, war erzürnt über den Stolz des neuen Kaisers, der es wagte, sich ihm zu widersetzen und sogar Miene gemacht hatte, den Tribut zu verweigern. Die Schmach, welche eine große türkische Land- und Seemacht unter Führung des Kapudan Pascha in eben diesem Jahre auf der Insel Malta durch die tapfern Ordensritter unter dem heldenmüthigen Großmeister Jean de Valette erlitten, glaubte Suleiman nur durch glänzende Siege in Ungarn wieder austilgen zu können und gedachte dann durch die Eroberung von Wien seine Heldenlaufbahn würdig zu beschließen. Und so stellte er sich denn noch einmal an die Spitze seiner furchtbaren Schaaren und brach, umgeben von morgenländischer Pracht und Herrlichkeit, am 1. Mai von Constantinopel auf, während man zu Augsburg auf dem Reichstage noch

*) Als ein Beweis für die gährende Unsicherheit aller Verhältnisse mag es dienen, daß man nicht wußte, ob Grumbach im Dienste des Königs von Spanien oder des Oraniers stehe. Das erstere vermuthete die Oranische Partei und wollte darüber sichere Nachrichten haben; der König Philipp wollte, so hieß es, den Kurfürsten August durch Johann Friedrich und Grumbach abhalten, dem Oranier Hilfe zu leisten. Dem Kurfürsten August ward von seinem Agenten Lanquet aus Frankreich berichtet, daß die Grumbachischen den Kaiser zum alleinigen Herrn im Reiche machen wollten. Andere behaupteten, Grumbach stehe im Oranischen Solde. Aber aus den Oranischen Archiven geht hervor, daß der Gedanke, die Aechter in niederländischen Sold zu nehmen, mit Rücksicht auf den Kurfürsten August, der sich diesem Vorhaben widersetzte, nicht zur Ausführung gelangte. Cf. Groen van Prinsterer I. 430, II. 154, 302, 304, 398. Neuerdings hat Droysen, Geschichte der preuß. Politik II. 2. Leipzig 1859, einen Zusammenhang der Grumbachischen Unruhen mit dem schwedisch-dänischen Kriege nachgewiesen.

über die Türkenhilfe verhandelte, welche diesmal an Geld und Truppen auch so reichlich geleistet wurde (der Kurfürst von Sachsen schickte allein tausend gerüstete Pferde), daß Maximilian, der sich ebenfalls an die Spitze des Heeres zu stellen beschloß, bis zum Sommer die für jene Zeit unerhörte Heeresmacht von 80,000 Streitern zusammenbringen konnte. Das ganze christliche Europa nahm an diesem Kampfe Theil, in welchem Katholiken und Protestanten wetteiferten. Es kamen Freiwillige aus England und Frankreich, Zuzüge aus Italien, Philipp von Spanien gab Subsidien, der Papst steuerte 50,000 Ducaten, der Herzog von Florenz lieh 200,000 Kronen u. s. w. Vor Allem zeichneten sich die tapfern ungarischen und deutschen Truppen aus, welche unter Lazarus Schwendi, Eck von Salm und andern Führern fast in allen kleinern Gefechten siegten, die Türken von Palota zurücktrieben, ihnen Veszprim, Tata, Munkatz und Szatmar nahmen und schwere Verluste zufügten. Unvergänglichen Ruhm erwarb sich in diesen Kämpfen der Held Niklas Zriny, der nach einem glänzenden Siege bei Siklos in Szigeth, seinem Stammschlosse, eine feste Stellung eingenommen und hierdurch das mehr als 100,000 Mann starke türkische Hauptheer unter Suleiman genöthigt hatte, den ursprünglichen Plan, auf Erlau loszugehen, zu ändern und zunächst Szigeth anzugreifen. Am 5. August erschien Suleiman vor der Festung und begann die regelmäßige Belagerung, deren Ausgang er nicht mehr erlebte. Schon hatte die Belagerung einen vollen Monat gewährt, schon war Zriny's Heldenschaar nach dem Verluste der Stadt und aller äußern Bollwerke auf die innere Burg zurückgedrängt worden, deren Ruin man jeden Augenblick erwartete, als Suleiman in der Nacht vom 5. zum 6. September plötzlich starb. Sein Tod wurde im Lager Wochen lang vom Großvezier verheimlicht; zwei Tage später „verherrlichte Zriny's Heldentod Szigeth's Fall, welches, in einen Trümmerhaufen verwandelt, gleichsam als der Markstein der langen Heldenlaufbahn Suleiman's I. und einer großen Epoche osmanischer Geschichte für alle Zeiten eine welthistorische Bedeutung erlangt hat."

Die Belagerung von Szigeth hatte den Türken eine kostbare Zeit und ungeheure Opfer gekostet, 20,000 Leichen lagen auf den Wällen, Tausende flogen mit dem Hauptthurme in die Luft; als endlich Sultan

Selim eintraf und der Tod Suleiman's veröffentlicht wurde, entstand Aufruhr wegen der Geschenke, und sie mußten, nicht ohne neue Niederlagen erlitten zu haben, bei vorgerückter Jahreszeit den Rückzug antreten. Zriny hatte durch seine heldenmüthige Aufopferung dem Kaiser Zeit verschafft, das langsam heranziehende, noch unvollständige Heer zu sammeln; aber es erhob sich schon damals aller Orten die bittere Frage, weshalb Maximilian auch später noch so lange gezaudert und statt den Helden und die Festung zu retten und das türkische Hauptheer zu vernichten, mit seinem großen Heere unthätig in einem verschanzten Lager bei Raab stehen geblieben sei? Aus dem zu seiner Rechtfertigung im Jahre 1567 an die Versammlung der Kreisobristen zu Erfurt gerichteten officiellen Bericht erfährt man, daß er nicht vor dem 12. August im Felde habe erscheinen können, und auch dann noch nicht Truppen und Geschütz genug vorhanden gewesen, um zunächst Gran und Stuhlweißenburg angreifen zu können und seine noch geringe Truppenzahl, welche von Ofen aus leicht durch die Türken eingeschlossen werden konnte, der Gefahr des Unterganges durch Soliman's überlegene Heeresmacht preiszugeben. Diese Schwierigkeiten des Entsatzes seien dann, da die Türken nun jene Festung noch verstärkten und sogar zu Angriffen auf das Reichsheer schritten und da die Tage kurz, die Nächte lang und finster, der Weg weit, die Wälder dicht gewesen, noch vermehrt worden; Zriny selbst habe noch in seinem letzten Schreiben an den Kaiser „nicht allein ausführlich gerathen, sondern auch emsiglich gebeten,“ nicht weiter als bis Preßburg oder Altenburg vorzurücken. So sei Nichts übrig geblieben, als Wien und die österreichischen Erblande zu decken. Scharfe Kritiker wollen freilich wissen, es habe dem Kaiser auch im Kriege an Muth und Entschlossenheit, so wie an großen Feldherren gefehlt; den einzigen, Zriny, habe er durch seine Aengstlichkeit geopfert. Einige Geschichtschreiber behaupten wohl mit Unrecht, Zriny sei vom Hofe absichtlich geopfert worden, weil er ein Protestant gewesen sei.

Sowohl Maximilian als Sultan Selim waren nun des Krieges satt, und während zwar von beiden Seiten im folgenden Jahre schon zu einem neuen Feldzuge gerüstet und an den Grenzen in kleinen Gefechten fortgekämpft wurde, kam es zu weitläufigen Unterhandlungen

und endlich im Jahre 1568 zum Abschluß des Friedens, durch welchen der frühere beiderseitige Besitzstand bestätigt, auch die Tributverpflichtung des Kaisers erneuert und nur die schimpfliche Stellung seiner Gesandten in Constantinopel etwas verbessert wurde.

Bei diesem Frieden ist es dann wieder eine Reihe von Jahren geblieben. Er wurde 1574, kurz vor Selim's Tode, auf acht Jahre erneuert und die Erneuerung 1575 und 1576 bei den beiderseitigen Thronwechseln jedesmal auf acht Jahre bestätigt. Die Osmanen wandten sich jetzt gegen die Venetianer und eroberten die Insel Cypern; an der zwischen dem Papste, Spanien und den Venetianern gegen die Osmanen geschlossenen Liga (in welcher man feindselige Pläne gegen den Protestantismus vermuthete) und an dem herrlichen Seesiege des Don Juan d'Austria bei Lepanto vom 7. October 1571 hatte Oesterreich keinen Antheil. Jener Sieg blieb übrigens, da die verbündeten Flotten im Streite über die gemachte Beute sich veruneinigten, unbenutzt, der Tod des Papstes Paul V. löste 1572 die Liga vollends auf, und das von Allen verlassene Venedig sah sich im Jahre 1573 genöthigt, Cypern den Osmanen abzutreten. Trotz des seit Suleiman's Tode beginnenden inneren Verfalles blieb das osmanische Reich, durch die Zwietracht und Schwäche des Abendlandes, noch immer übermächtig, die Höfe buhlten auch unter Selim's noch elenderm Nachfolger Amurath, der seit 1575 herrschte, um die Gunst der Machthaber in Constantinopel. Auch fehlte viel, daß der geschlossene Friede Oesterreich und Ungarn beruhigt und gesichert hätte; denn ununterbrochen dauerten die Händel in Siebenbürgen und die Grenzübergriffe der in Ungarn herrschenden Pascha's fort. Hier an den Südostmarken des Reiches „standen Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, Dorf gegen Dorf in fortwährender Kampfbereitschaft; Hunderte von festen Schlössern wurden genommen und wieder genommen, Tausende von Gefangenen hinweggeschleppt, ganze Landstriche verwüstet, während sich zu Constantinopel die Gesandten des Kaisers mit ihren „Ehrengeschenken" vor dem Throne des Sultans und der Macht seiner Wessire beugten, um, mit den bestehenden Verträgen in der Hand, die Erhaltung des Friedens zu erflehen." Die Pforte blieb in ihrer Haltung gegen die österreichischen Gesandten trotzig und hochfahrend;

und während im Auftrage des Kaisers ungeheuere Summen in Constantinopel verschleudert wurden, erlitt man in Ungarn eine schimpfliche Niederlage nach der anderen. Die Gesandten mußten es als stumme Zeugen des „kläglichen Spectakels“ selbst mit ansehen, wie einst im Jahre 1575 nach einer solchen Niederlage eine Schaar österreichischer Gefangener, Männer aus den edelsten Geschlechtern, nebst ihrer heldenmüthigen Führer Auersperg's und Weirelberger's ausgestopften Köpfen, im Triumphzuge, unter klingendem Spiele und mit fliegenden Fahnen, vor dem Hause der Gesandten vorübergeführt wurde.

Wir müssen diese traurigen Verhältnisse erwägen, um Maximilian gerecht zu werden. Sie machten ihm fortwährend die schwersten Sorgen und bildeten das gewichtigste Moment für seine ganze Politik. Sie fesselten ihn auch an die katholische Welt, an die Seemächte des Südens, an die italienischen Mächte, an Spanien und den Papst, welche Millionen beigesteuert hatten und noch viel größere Versprechungen machten. Das zersplitterte Oesterreich für sich allein war viel zu schwach, diesen aufreibenden Kampf auszuhalten, es mußte auf die Hilfe Anderer rechnen. Daher bildete auf Maximilian's Reichstagen und Landtagen wie auf denen seiner Nachfolger die „Türkenhilfe“ den alle anderen Fragen zurückdrängenden Gegenstand der Verhandlungen. An rastloser Sorge und Thätigkeit hat es Maximilian nicht fehlen lassen; ihm verdankt Oesterreich die erste Einrichtung der „Militärgrenze,“ die sich später zu so hoher Wichtigkeit entwickelt hat. Rohe Anfänge derselben waren schon seit Matthias Corvinus vorhanden, unter Ferdinand bestand schon eine kroatische und windische Militärgrenze, welche serbischen, bosnischen und kroatischen Flüchtlingen (die unter dem Namen Uskoken als Seeräuber berüchtigt waren) durch einen Freibrief Ferdinand's von 1564 gegen die Verpflichtung fortwährenden Kriegsdienstes zur Landesvertheidigung zu steuerfreiem Besitze überlassen wurden. Der Grund zu einem bessern Schutz- und Vertheidigungssystem ward gelegt, als sich Maximilian im Jahre 1573 auf Betreiben der Stände von Innerösterreich entschloß, die Sorge für die Bewachung der kroatischen Grenzländer dem Erzherzog Karl mit dem Titel eines „immerwährenden Generalstatthalters der kroatischen und windischen Grenzländer“ anzuvertrauen. Seitdem

wurden in allen Grenzfesten von Siebenbürgen bis Dalmatien in einer Ausdehnung von 200 Meilen stehende Besatzungen von 2000, 1500, 1000 Mann u. s. w. unterhalten, welche aber zu ihrer Unterhaltung jährlich mindestens eine Million Gulden erforderten; eine für jene Zeit sehr große Summe, die theils aus den Beiträgen der Reichsstände, theils von den österreichischen Landständen gedeckt werden mußte, wobei jedoch Ferdinand von Tyrol sammt seinen Landschaften zur Vertheidigung der brüderlichen Gebiete keine größeren Anstrengungen gemacht zu haben scheint, als wie sie ihm durch seine Stellung als Fürst des deutschen Reiches durch die von diesem bewilligten Hilfsleistungen auferlegt waren.

Um aber diese jetzt regelmäßig wiederkehrende Geldhilfe zu erlangen, durfte er seinen Ständen die so ungestüm und fast einstimmig geforderte Religionsfreiheit nicht länger vorenthalten; man konnte doch nicht in Ewigkeit sich auf die patriotische Pflicht bedingungsloser Verwilligung berufen, wie es bisher in den außerordentlichen Fällen geschehen war! Maximilian gewährte daher im August und December 1568 den Mitgliedern des nieder- und des oberösterreichischen Herren- und Ritterstandes die Religionsfreiheit für ihre Schlösser, Häuser und Gebiete, unter Bedingungen, welche den confessionellen Streitigkeiten, Verhetzungen und Verfolgungen, die seinem milden Sinne verhaßt waren, in Oesterreich vorbeugen sollten. Zu diesem Zwecke ward ihnen auch befohlen, sich streng an die im Jahre 1530 übergebene Augsburger Confession zu halten und für die äußern Kirchengebräuche eine Agende durch zwölf Theologen abfassen zu lassen, von denen der Kaiser selbst die Hälfte ernannte. Maximilian nahm sich dieser Arbeit mit dem Eifer eines orthodoxen Lutheraners an; zuerst ließ er den Camerarius aus Leipzig und da dieser zu Melanchthonisch war, den Chyträus aus Rostock kommen. Inzwischen hatte aber Papst Pius V. von dem was vorging Nachricht erhalten und ein heftiges Breve an den Kaiser ergehen lassen; es erschien abermals in größter Eile der Cardinal Commendone, Himmel und Hölle wurden aufgeboten, die ganze Familie und der ganze Hof, die Gemahlin, die Brüder und Schwestern, der Schwager Albrecht von Baiern, suchten die Ausführung der den Protestanten gemachten Versprechungen wieder zu hintertreiben. Der-

selbe Philipp, der sich die viel berechtigteren Vorstellungen von Kaiser und Reich gegen Alba's Willkürherrschaft in den Niederlanden auf die hochmüthigste Weise als einen Eingriff in seine Regierungsrechte verbat, hielt sich doch für berechtigt, Maximilian auffordern zu lassen, „er möge den österreichischen Ständen das freie Bekenntniß der Augsburgischen Confession nicht gestatten und die desfallsige Entschließung zurücknehmen.“ Aus diesem Gedränge suchte der gute Maximilian einen Ausweg durch Vermittlungsversuche. Dem Legaten wollte er einreden, das lutherische Kirchenwesen mit der Augsburger Confession sei von zwei Uebeln das kleinere, es werde dazu dienen, die österreichischen Protestanten vor dem Calvinismus und anderen Secten zu bewahren; ja es werde sogar ein Mittel werden, sie wieder ganz zur römischen Kirche zurückzuführen. Wirklich versuchte Maximilian den Protestanten eine Art Augsburger Interim aufzudrängen und nach dem schon von seinem Vater eingeholten Gutachten des Cassander das Meßopfer, die katholischen Bischöfe und die meisten gottesdienstlichen Gebräuche der Katholiken — welches Alles sich mit der Augsburgischen Confession nach Cassander's Meinung wohl vereinigen lasse — in die von Chyträus ausgearbeitete Agende einzuführen. Diese schwächlichen Versuche wurden von beiden Seiten mit Erbitterung zurückgewiesen und Maximilian hatte viel zu klagen über die Unversöhnlichkeit der Theologen. Die Protestanten sahen sich in den Verheißungen des Kaisers betrogen und erst im Januar 1571 (nachdem die ersehnte Heirath seiner Tochter mit Philipp erfolgt und das von Philipp angedrohte Zurückgehen derselben nicht mehr zu befürchten war), wagte es Maximilian, seiner gegen die Stände eingegangenen Verpflichtung wenigstens zum Theil gerecht zu werden. Sie erhielten die „Religions-Assecuranz,“ aber keineswegs in der früher versprochenen Art, sondern mit Beschränkungen, durch welche der Unfriede nicht gestillt, sondern nur noch mehr gereizt ward. Man hatte solche Aenderungen mit der Agende des Chyträus vorgenommen, daß dieselbe von diesem nicht anerkannt und von den Lutheranern als ein katholisches Machwerk verabscheut wurde. Auch sollte die Religionsfreiheit nur für die Schlösser, Häuser, Familien und Unterthanen des Adels auf dem Lande, aber nicht in den Städten und Marktflecken gelten;

aus dieser Beschränkung geht hervor, daß der Hof schon an eine ähnliche gewaltsame Gegenreformation der Städte, an eine Vertreibung der Prädicanten dachte, wie sie in Baiern bereits begonnen hatte und mit Rücksicht hierauf befürchtete, durch verfassungsmäßige Zulassung standesherrlicher Prediger in den Städten — welche man nicht so leicht hätte vertreiben können — der protestantischen Bevölkerung einen festen kirchlichen Halt und zugleich dem Adel natürliche Bundesgenossen zu geben in den Städten, welche ohnedies nach ständischen Rechten strebten. Nach dem ursprünglichen Plane war eine Consistorialverfassung wie in den protestantischen Ländern beabsichtigt; der Kaiser würde dann seinen lutherischen Unterthanen gegenüber die Stellung eines Landesbischofs gehabt haben; allein aus Rücksicht auf Spanien und den Papst, welche es unerträglich und der Ehre der Kirche widerstreitend fanden, daß ein römischer Kaiser aus dem Hause Habsburg sich zugleich zum evangelischen Landesbischof nach Art der Ketzer herabwürdige, wurde dieser Plan wieder aufgegeben und die Leitung des Kirchenwesens kam nun ausschließlich in die Hände der Stände und ihrer Deputirten, an welche sich fortan die Masse des protestantisch gesinnten Volkes als an seine natürlichen Beschützer anschloß. Auf diese Weise ward in Oesterreich der Grund zu fortwährenden Reibungen gelegt, zum ununterbrochenen Kampfe des Adels und der Städte gegen den Hof, zur politischen und kirchlichen Anarchie, denn die Agende wurde von keinem Theile respectirt und jeder Geistliche richtete sich nach eigener Willkür ein. Aus diesen Verhältnissen sind alle folgenden Zerwürfnisse hervorgegangen, immer mehr entwickelte sich Oesterreich zu einer protestantischen Adelsrepublik mit einem an der Spitze stehenden jesuitisch-katholischen Hofe, und der ganze fanatische Religionshaß, welcher die Zeit bewegte, wurde hier recht eigentlich in das Herz des Staates und seiner obersten Leitung übertragen. Während Maximilian von den Katholischen in einer dreißig Jahre später vom Cardinal Klesel verfaßten, dem Erzherzog Matthias überreichten Beschwerdeschrift offenbar mit grober Uebertreibung beschuldigt wird, „er habe den Protestanten die Klöster verschenkt und verpfändet, worauf diese das Eigenthum an sich gebracht, in die dazugehörigen Pfarreien sectirerische Prediger eingesetzt, die Unterthanen zur Ketzerei verführt

hätten; was aber von Klöstern noch aufrecht geblieben, darin habe er herrschaftliche Beamte zur Verwaltung und Controle eingesetzt, „zu welchen Aemtern die abgefeimtesten Wittembergischen magistros und in religione sonst verschlagensten Personen befördert worden," während sie ihm ferner vorwarfen, er habe alle Stellen im Lande, im ständischen Regiment, im Steuerwesen, bei der Aufsicht über Kirchen und Schulen, sowie die Stellen an der Universität (wo nach einer kaiserlichen Verordnung mit Ausnahme der theologischen Facultät Katholische und Unkatholische ohne Unterschied zu Doctoren promovirt werden sollten) den Protestanten in die Hände gespielt, und bei der Errichtung einer adligen Landschaftsschule den Rector angewiesen, „Niemanden zum katholischen Glauben zu zwingen, sondern sowohl den lutherischen als den katholischen Katechismus gelten zu lassen," hierdurch aber bewirkt, „daß im ganzen Lande Oesterreich sowohl die Geistlichen als die Weltlichen vom katholischen Glauben abgewichen seien und nichts Schimpflicheres und Verächtlicheres als die katholische Religion und der christliche Stand damals gewesen sei," klagten die Protestanten über mannigfache Bedrückungen und Beschimpfungen, daß in den obersten Stellen, bei Hofe und im Reichsrathe die Protestanten verachtet, zurückgedrängt, mit Wort und Schrift bitter beleidigt würden, endlich und vornehmlich, daß der Kaiser seine eigenen Kinder im Hasse gegen alle protestantischen Glaubensbekenntnisse erziehen lasse. In diesen Dingen folgte Maximilian freilich nur dem Willen seiner Gemahlin und des spanischen Hofes. Aber sein weiser Minister Lazarus von Schwendi erklärte ihm in einem 1575 verfaßten „Bedenken von Regierung des römischen Reiches und Freistellung der Religion" mit vollem Rechte, daß hierdurch die Befürchtung der Protestanten, als ob der Kaiser mit den heimlichen, fremden, spanischen, bübischen Praktiken unterstecke und zustimme, nicht wenig gestärkt werde und daß das spanische Hofwesen und die katholische Erziehung seiner Kinder den Protestanten um so viel härter und tiefer zu Gemüthern und Herzen gehe, als sie ganz etwas Anderes verhofft und ihnen vorher ganz andere Verheißungen vom Kaiser gemacht worden seien.

Es entsteht die Frage, weshalb die Jesuitenpartei, welche so Vieles bei Hofe vermochte, die „Assecuranz" und die von ihr beklagte sonstige

Begünstigung der Protestanten nicht verhindern konnte? Alle Versuche des spanischen und des baierischen Hofes, den Kaiser von der Milde gegen die Protestanten zurückzubringen, waren vergebens. Die Frage beantwortet sich nicht bloß aus dem Charakter des Kaisers, sondern noch mehr aus den politischen Verhältnissen. Man konnte die Protestanten in Oesterreich noch nicht in derselben Weise unterdrücken, wie in Spanien und in Baiern, aus dem einfachen Grunde, weil es noch nicht ging. Der Protestantismus war in Oesterreich zu stark und Maximilian hätte, um rücksichtslos Alles auf's Spiel zu setzen, gleich seinem Vetter Philipp ein katholischer Fanatiker sein müssen, während er doch im Grunde ein heimlicher Lutheraner war und sein mildes gebildetes Wesen allem Fanatismus widerstrebte. Den schlagendsten Beweis für diese Auffassung finden wir in dem Verhalten seines Bruders Karl, des Erzherzogs von Inneröſterreich. Karl war ein eifriger Papist und mit seiner fanatisch-katholischen Nichte Maria von Baiern vermählt. Aber trotz seines katholischen Eifers mußte doch auch er seinen Ständen noch größere Zugeständnisse machen als Maximilian, erst stillschweigend, dann (auf dem Landtag zu Bruck von 1572) in mündlicher Versicherung, endlich, zwei Jahre nach Maximilian's Tode, durch förmlichen Vertrag (zu Bruck vom 9. Februar 1578). Hier wurde sogar den vier landesfürstlichen Städten Gratz, Laybach, Klagenfurt, Judenburg, die Duldung ihrer evangelischen Prediger und Schulen zugestanden; damit man sich aber über die Natur dieser Zugeständnisse nicht täusche, strich Karl die Worte: „für seine Erben und Nachkommen" wieder aus; ja auch für sich selbst verweigerte er die eigenhändige Unterschrift des Vertrages und ließ sie durch seine Geheimeräthe unterzeichnen, mit dem Hintergedanken, „durch das Oberhaupt der Kirche erklären zu lassen, so weit zu gehen, sei er nicht befugt gewesen."

Im Reiche finden wir Maximilian in einer ganz ähnlichen Stellung wie in seinen Erblanden; er begünstigte die Lutheraner im Einzelnen wie er konnte; er ließ es ruhig geschehen — hätte es auch nicht hindern können — daß eine Reihe norddeutscher Bisthümer evangelisch wurde, die kursächsischen und kurbrandenburgischen in die Administration der Landesfürsten übergingen, daß der Kurprinz Joachim Friedrich von Brandenburg als Administrator des Erzstifts Mag-

deburg sich 1570 verheirathete und seine geistlichen Lande reformirte, ebenso wie die evangelischen Bischöfe in den Reichsstiftern Bremen, Verden, Lübeck, Osnabrück, Ratzeburg, Minden. Dagegen in den entscheidenden Verfassungsfragen des Reiches und in der auswärtigen Politik zeigte sich Maximilian's Schwäche um so verhängnißvoller. Es waren vor Allem die französisch-niederländischen Angelegenheiten, um welche sich damals die höchsten Interessen der Welt bewegten, bei denen aber die deutsche Nation eine erbärmliche und verhängnißvolle Rolle gespielt hat. Die Chronisten berichten uns, daß seit dem Herbste des Jahres 1567 in Europa eine lange Periode blutiger und unerhörter Gräuel begonnen habe, welche, durch Wunder und Zeichen angedeutet, von den Astrologen prognosticirt worden sei, die aber auch in den Correspondenzen der tiefer blickenden Staatsmänner der Zeit vorherverkündigt worden ist. Damals nämlich hielt Alba mit 20,000 Henkern seinen Einzug in die Niederlande und es begann jene entsetzliche Volksschlächterei, durch welche die Priesterpartei im hohen Rathe von Castilien unsern protestantischen Norden nach Art der spanischen Mauren und Juden glaubte züchtigen zu müssen; damals war es, daß der Papst Pius Truppen über die Alpen schickte und seinen Befehlshaber anwies, jeden Ketzer, der ihm in die Hände falle, ohne Weiteres umbringen zu lassen; damals wurde in Madrid jenes wahnsinnige Edict erlassen, welches als der ruchloseste Ausdruck despotischen Dünkels gelten kann, welches nämlich erklärte, daß alle Niederländer, daß ein ganzes Volk des verfluchten Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und todeswürdig sei, und nur die Regierung Ausnahmen zu machen sich vorbehalte; damals war es, wo die schändliche Theorie, daß wegen vorhergegangener Unruhen nicht bloß die Bestrafung der Schuldigen, sondern auch die Verhinderung der möglichen Wiederholung durch Unterdrückung aller Volksrechte, aller bürgerlichen Freiheit, des ganzen verfassungsmäßigen Rechtszustandes eines Volkes erlaubt und nothwendig sei, — mit blutiger Nacktheit ausgeübt und unter dem Vorwande einer Bestrafung deutsche Kernlande von spanischen Henkern systematisch ausgemordet wurden.*) Schon war auch

*) In den „Rath der Unruhen" hatte man zwar auch einige einheimische rechtsgelehrte Richter gesetzt, aber sie hatten nur berathende Stimmen. Die Urtheile

Frankreich von dieser fanatischen Mörderbande umstrickt worden; und nach jener denkwürdigen Botschaft Alba's an den König Karl IX. „besser sei es, ein zu Grunde gerichtetes Königreich zu besitzen, als es dem Teufel und dessen Anhängern, den Ketzern, Preis zu geben“ hatte Katharina's von Medici feige Politik sich den Guisen wieder in die Arme geworfen, den kaum gewährten Religionsfrieden wieder gebrochen. Im ganzen Westen von Europa hatte der Kreuzzug gegen den Protestantismus begonnen.

Diesem Kreuzzuge sich zu widersetzen, das Gleichgewicht der Welt, den Frieden und das Recht der Confessionen, auf welchem ja auch die eigene Existenz beruhte, nöthigenfalls mit Gewalt zu vertheidigen, dem Umsichgreifen Spaniens zu wehren, wäre für Deutschland, ganz abgesehen von religiösen Gründen, ein Gebot der politischen Nothwendigkeit gewesen. Kein französischer König oder Staatsmann von einiger Bedeutung hat Aehnliches im Auslande je geduldet. Auch ohne die Mahnungen der Königin Elisabeth, die Hilferufe der Fürsten von Bourbon und von Oranien,*) — welche, theils zufolge geschlossener Verträge, theils nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen eben so berechtigt waren, sich der Unterdrückung zu widersetzen und das Ausland dabei zu Hilfe zu rufen, als früher die deutschen Fürsten in ihrem Kampfe gegen Karl V. — hätte Deutschland im eigenen Interesse diesem Kampfe nicht ruhig zuschauen dürfen. Hätte hierüber ein Zweifel obwalten können, so wurde er durch Alba selbst hinweggeräumt, welcher

---

sprach Alba nach seinem politischen Ermessen; die Justiz wurde dabei so tief herabgewürdigt, daß die Rechtsgelehrten sich bis auf zwei servile und fanatische Werkzeuge zurückzogen; doch auch sie genügten nicht; nur der Spanier Vargas, ein wegen der schändlichsten Verbrechen früher bestraftes, ganz verworfenes Subject, furchtbar unwissend, der niederländischen Sprache unkundig, genügte allen Ansprüchen; er fällte eigentlich die Urtheile. Vergl. Juste II. 413 ff.

*) Von gewissen Schriftstellern unserer Zeit ist die alte spanische Fabel — an welche aber ihre Urheber selbst nicht glaubten — als ob das Compromiß, die Empörung, endlich der Abfall der Niederlande lediglich auf die Intriguen des Prinzen von Oranien zurückzuführen sei, als neueste historische Weisheit wieder aufgewärmt, aber durch die von Groen van Prinsterer veröffentlichten Archive in ihrer Unwahrheit dargethan worden. Mit bloßen Phrasen über Rebellion und dergleichen wird für die historische Erkenntniß Nichts gewonnen. Das gewissenhafte Studium der Geschichte ergibt, daß über das gute Recht der Niederlande zum Widerstand

nicht so bald in den Niederlanden erschienen war, als er in der drohendsten und übermüthigsten Weise gegen das Reich auftrat, Gebiete des niederrheinischen Kreises besetzte, mit dem schwachen Herzog von Cleve als Kreisdirector seinen Hohn und Spott trieb, den geistlichen Fürsten Hilfe zur Unterdrückung der deutschen Protestanten anbot ꝛc.

Mit schweren Sorgen hatte Maximilian das Unwetter über Frankreich und die Niederlande heraufziehen sehen. Ihm auf seinem sittlich-religiösen Standpunkte konnten diese gewaltthätigen Reactionen nur verhaßt sein, welche überdies dem eignen wohlverstandenen Hausinteresse so wenig entsprachen. Wie er früher den Hugenotten den Sieg gewünscht hatte, so gönnte er ihnen jetzt den Frieden, und man kann das sittliche Urtheil über die fanatische Unterdrückung garantirter Volksrechte nicht schärfer und edler ausdrücken, als es Maximilian in einem Schreiben that, welches er im Jahre 1568 nach dem Bruche des Religionsfriedens in Frankreich an Karl IX. richtete und worin er erklärte, daß er die deutschen Fürsten nicht hindern könne noch werde, den Hugenotten zur Vertheidigung des Religionsfriedens Hilfe zu leisten.*) Diese Haltung des Kaisers und die Hilfe der deutschen Protestanten hat dazu beigetragen, den französischen Hof wieder von den Guisen los zu machen; die Hugenotten erhielten am 11. August 1570 den Religionsfrieden von St. Germain, welcher durch die am 22. October zu Speier geschehene Vermählung Karl's IX. mit Maximilian's Tochter Elisabeth ein neues Unterpfand des Vertrauens erhielt und dahin führte, daß Karl IX. sich immer entschiedener den

---

selbst bei den conservativsten deutschen Fürsten, z. B. bei August von Sachsen, so lange sie nicht durch ganz andere Rücksichten bestimmt wurden, kein Zweifel obgewaltet hat; und daß schon Wilhelm der Weise den richtigen Standtpunkt einnahm, indem er dem Oranier schrieb: „Es ist ja wahr, daß sich die Unterthanen nicht sollen auflehnen. — Welcher Gestalt und Maßen aber die Länder privilegirt, auch ihren Herren verbunden seien und wie weit sich ihr Gehorsam, vermöge gedachter Privilegien erstreckte; zudem ob sie schuldig seien, sich und die Ihrigen um der erkannten göttlichen Wahrheit willen von fremden Nationen so jämmerlich brennen und braten zu lassen, das werden Ew. Liebden und Ihre Mitverwandten am besten wissen.“ — Groen van Prinsterer II. 461; dessen schöne Abfertigung des Herrn Leo III. pag. LXIV. ff.

*) Vergl. Schardius IV, S. 2392 ff.

Hugenotten zuwandte. Aber wie ganz anders verhielt sich Maximilian gegen Spanien! Zwar hat er es auch hier an moralischen Vorstellungen nicht fehlen lassen, aber sie wurden mit Kälte und Hohn aufgenommen und hatten nicht die mindeste Wirkung. Philipp ließ ihn im Gegentheil ermahnen, sein Beispiel auch in Oesterreich zu befolgen! Maximilian legte für die Grafen Egmont und Horn, für den Letztern als Reichsstand, lebhafte Fürsprache ein, der Erfolg war, daß Philipp nur ihre Hinrichtung beschleunigen ließ. Da aber die Aufregung über Alba's Treiben in Deutschland immer höher wuchs und der Verdacht des geheimen Einverständnisses sich immer allgemeiner auch gegen Maximilian richtete, — was bei seinen intimen Beziehungen zum spanischen Hofe sehr natürlich war — so sandte er, gedrängt durch die Forderungen des deutschen Volkes — denn es herrschte in der Nation eine unbeschreibliche Theilnahme für die Niederländer; in Hamburg und Bremen z. B. konnte Alba gegen keine Versicherung Geld bekommen — und in der Besorgniß einer allgemeinen Empörung, endlich seinen eigenen Bruder, den sehr rechtgläubigen Erzherzog Karl, mit erneuerten Vorstellungen nach Spanien. Derselbe erhielt eine hochfahrende und beleidigende Antwort, worin Philipp den Kaiser wie einen halben Ketzer und Rebellen behandelte und zur Besserung ermahnte. Der Erzherzog replicirte nach seiner Instruction mit Bitterkeit und warf dem König unnöthige Grausamkeit vor. Aber zugleich rückte er mit seiner geheimen Sendung hervor, welche sich auf die Vollziehung der längst in Aussicht genommenen Verbindung Philipp's mit einer Tochter Maximilian's bezog. Sofort änderte sich Philipp's Sprache; er schenkte dem Unterhändler 100,000 Ducaten. Maximilian hatte, um dieser Verbindung willen, schon vorher dem Cardinal Commendone ein römisch-katholisches Bekenntniß abgelegt. Auch tadelte er jetzt laut und heftig das „rebellische" Beginnen des Prinzen von Oranien, und ließ dem König im Vertrauen wissen, daß er mit seinen Vorstellungen eben nur die Reichsstände habe beschwichtigen wollen.*)

Natürlich blieb die Sendung des Erzherzogs Karl ohne andere

---

*) Vergl. Juste a. a. O. II. 518 – 528.

Folge, als daß sich Philipp folgenden Jahres mit Maximilian's Tochter Maria vermählte. Durch diese Verbindung und den vorausgegangenen Tod von Philipp's einzigem Sohn und Erben, Don Carlos, sowie durch die dem Erzherzog Rudolf bereits zugesagte Nachfolge in Spanien*) ward die Abhängigkeit vom spanischen Hofe noch vermehrt. Man nahm seit dieser Zeit eine große Veränderung an Maximilian wahr. Nur mit dem größten Respecte redete er von Philipp; „man faßt keinen Plan mehr, groß oder klein, der nicht den Spaniern mitgetheilt, mit ihnen berathen würde; wie sie bestimmen, ja oder nein, so wird's ausgeführt." Und während Maximilian dem König von Frankreich das gegen die Hugenotten begehrte Werbeverbot abgeschlagen hatte, wurde es dem König Philipp nicht nur gewährt und in scharfen Edicten jeder Zuzug für den Oranier (freilich vergebens) untersagt, sondern auch den spanischen Obristen durch offene Werbepatente der größte Vorschub geleistet. Man kann daher nicht sagen, daß Maximilian neutral geblieben sei, er half im Gegentheil dem König Philipp so viel er konnte, er unterstützte den Herzog Alba mit Pulver und dergl., ja man hatte ihn sogar im Verdacht, daß er den Türkenkriea nur deshalb so lau führe, um seine Kräfte gegen die Niederländer zu sparen.

Bei dieser Stellung Maximilian's zu den großen Zeitkämpfen ist es dann geblieben. Zu den übrigen Rücksichten für die katholische Welt gesellte sich seit dem im Juli 1572 erfolgten Tode des Königs Sigmund August von Polen noch die Aussicht, mit Zustimmung Spaniens und des Papstes die polnische Königskrone seinem zweiten Sohne Ernst zu erwerben. Diese Hoffnung ward jedoch trotz großer Anstrengungen durch die französische Politik vereitelt, welche den Wählern größere Summen zahlen konnte als der Kaiser, und hierdurch die Mehrheit der Wahlstimmen für Heinrich von Anjou gewann. (9. Mai 1573.) Aber schon im folgenden Jahre, da Heinrich nach dem Tode seines Bruders Karl IX. von Frankreich sein polnisches Königreich durch eine fluchtgleiche Abreise aufgab, um nicht den französischen Thron an seinen Bruder Alençon zu verlieren, erneuerte Maximilian seine Bewerbung, aber dies Mal nicht für Erzherzog Ernst, sondern

*) Vergl Koch a. a. O. S. 208

für sich selbst. Wirklich brachte es jetzt seine Partei zu einer Wahl, Maximilian ward 1575 in Warschau als König von Polen ausgerufen. Sofort aber erhob sich die Gegenpartei, rief den Großfürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen, einen Gegner des Kaisers, gegen dessen Willen er nach dem 1571 erfolgten Tode des Königs Johann Sigismund Zapolya in Siebenbürgen zum Woiwoden erwählt worden war, als König von Polen aus, und setzte mit Hilfe der Pforte, die in Polen den entscheidenden Einfluß übte und schon bei der frühern Wahl Alles gegen Oesterreich aufgeboten hatte, die Anerkennung ihres Erwählten auf dem Reichstage durch.

Glücklicher als in der polnischen Wahlsache war Maximilian in der deutschen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg im Jahre 1575 gelang es ihm, nach langjährigen Anstrengungen die Kurfürsten zur Wahl seines Sohnes Rudolf zum römischen König und Nachfolger am Reiche zu bewegen. Er mochte bei zerrütteten Körperkräften und häufiger Kränklichkeit wohl schon das Ende nahen fühlen. Die Mißhelligkeiten und der mannigfache Verdruß, den er von allen Seiten erfahren hatte, waren mehr, als seine weiche Natur ertragen konnte. Die Schwierigkeiten, die er bei der Wahl seines Sohnes und bei seinen andern Anliegen, namentlich bei der geforderten Türkenhilfe fand, der Widerwille, welchen seine Politik im deutschen Reiche erregte und die stürmischen Scenen auf seinem letzten Reichstage zu Regensburg vom Jahre 1576 sollen ihn sehr angegriffen und seinen Tod beschleunigt haben, welcher während des Reichstages am 12. October 1576, als eben der Reichsabschied in der Versammlung vorgelesen wurde, im fünfzigsten Jahre seines Alters erfolgte. Noch bis auf den heutigen Tag rühmen sich beide Parteien, er sei in ihrem Glauben gestorben.

Das Leben und Wirken dieses Kaisers hinterläßt einen äußerst wehmüthigen Eindruck. Gewiß haben es wenige Menschen besser gemeint als er; und wenn es im Leben eines Herrschers bloß auf edle Grundsätze, schöne Ideen, hohe Geistesbildung und dergleichen ankäme, so würde es nie einen tüchtigern deutschen Kaiser gegeben haben. Welch eine Menge von schönen Sprüchen hatte er vor sich auf seinen Tisch geschrieben! Aus allen seinen Reden und Schriften leuchtete ein edles menschenfreundliches Gemüth hervor. Und doch

trotz aller dieser Trefflichkeit war seine Regierung keine heilsame, weder für Oesterreich noch für Deutschland. Sie lieferte den Beweis, daß selbst die schönsten Eigenschaften des Herzens wenig helfen, wenn ihnen nicht die entsprechende Charakterstärke zur Seite steht. Wer es Allen recht machen will, der wird es schließlich mit Allen verderben und nichts Dauerhaftes schaffen. Die Katholischen haben sein Andenken verwünscht;*) die Evangelischen aber haben, jedenfalls mit größerem Rechte, ihn für den besten Bundesgenossen Philipp's von Spanien gehalten. Bei seiner Thronbesteigung begrüßte man ihn als den gehofften Schirmherrn und Helden des Protestantismus. Am Ende seines Lebens glaubte man, er sei mit im geheimen Bunde zur Unterdrückung aller Ketzer in Europa. Diese Ueberzeugung machte sich in Volksschriften der Zeit mit den stärksten Ausdrücken Luft, und der kaiserliche Minister Schwendi drückte noch kurz vor Maximilian's Ende in einer ausführlichen Denkschrift zu Gunsten des Protestantismus diese Ueberzeugung sehr glimpflich mit den Worten aus „darum habe die Nation den Kaiser einst mit Frohlocken empfangen, weil man von Jugend auf ein gutes aufrichtiges deutsches Herz bei ihm gespürt habe. Jetzt aber, seit er dem Unwesen in den Niederlanden nicht Einhalt gethan, seit man glaube, er handle mehr aus Rücksichten auf fremde Potentaten, als auf das Beste des Reiches, werde das Mißtrauen in der einen Partei immer stärker, ohne daß es in der andern unterdrückt werden könne."

Und dennoch muß das Urtheil der Geschichte über Maximilian's Politik milde lauten, wenn wir sie mit derjenigen der meisten evangelischen Reichsfürsten vergleichen. Daß die Jesuiten, daß die Herzöge Albrecht von Baiern und Heinrich von Braunschweig in Alba einen Freund und Helfer begrüßten, daß die geistlichen Fürsten am Rheine wie immer auf beiden Achseln trugen, war sehr begreiflich; aber daß die damals noch so mächtigen Protestanten die Niederlande nicht besser unterstützt und hierdurch deren endliche Lostrennung und

---

*) Der fanatische Herzog Wilhelm von Baiern schrieb 1614 über seinen Onkel Folgendes: „Durch die concessionen in Religionssachen hat Maximiliani Linie eine malediction bei Gott verdient, daß sie darob gar zu Grunde geht. cf. Hurter I. 464.

Entfremdung hauptsächlich verschuldet haben, das gereicht ihnen zu ewiger Schande. Sie waren doch von der spanischen Reaction zunächst bedroht; sie hatten als evangelische Fürsten von Gottes Gnaden die nächste Verpflichtung, derselben entgegenzutreten; sie haben aber diese Pflicht, obwohl fortwährend gewarnt, gleichwohl nicht erfüllt; und zwar nicht bloß aus Schwäche und Beschränktheit, sondern zum Theil aus den schmutzigsten Gründen, namentlich aus Geldgier, welche einen ganzen Haufen dieser Herren sogar in die Kriegsdienste der katholischen Partei trieb. Bei dem schwelgerischen Hofleben der Zeit waren die Meisten in beständiger Geldbedrängniß; sie entwürdigten sich in dieser Lage zu Söldnern für jede Macht, die Geld hatte; und da Spanien zu dieser Zeit das meiste Geld hatte, so erhielt es auch den größten Zulauf. In dem langen Verzeichniß der spanischen und französischen Pensionäre in Deutschland figuriren fast alle Fürsten und fürstlichen Räthe; Wilhelm von Hessen, der zu den wenigen Ausnahmen gehörte, nannte sie deshalb Büttel und Steckenknechte. Etliche nahmen zugleich englische und spanische Pension und ließen sich ihre Neutralität von beiden Theilen bezahlen.

Wir nehmen in diesen Dingen eine gegen das Ende des Jahrhunderts zunehmende Verwilderung wahr, welche theils mit der wachsenden kirchlichen und sittlichen Zerrüttung, theils mit den ungesunden Verhältnissen des Reiches, das keinen großartigen Patriotismus, kein nationales Ehrgefühl und kein einträchtiges Zusammenwirken aufkommen ließ, theils mit der allgemeinen soldatischen Verrohung des Jahrhunderts, der Folge langer und blutiger Bürgerkriege, zusammenhing. Zwar noch im Jahre 1569 schien es, als ob in der Entrüstung über Alba's Schreckensregiment das ganze evangelische Deutschland sich vereinigen werde, zumal nun auch August von Sachsen als Verwandter des Wilhelm von Oranien, welcher des Kurfürsten Nichte geheirathet hatte, sich jetzt an die Spitze dieser Bewegung stellte; man durfte hoffen, daß es den Melanchthonianern am kursächsischen Hofe doch noch gelingen werde, eine Allianz der Confessionen herbeizuführen. August verlobte seine Tochter dem calvinistischen Johann Casimir von der Pfalz. Die Verbindung beider Häuser machte ihre Rückwirkung sofort im Reiche geltend. Trotz der kaiserlichen Edicte wurden damals

in Sachsen und verschiedenen andern Ländern der Kriegsdienst und das Werben für die Könige von Frankreich und von Spanien bei schweren Strafen verboten; mit Beihilfe von Kursachsen, Kurpfalz und Hessen rüstete Wolfgang von Zweibrücken seinen berühmten Kriegszug nach Frankreich aus. Aber zu einem allgemeinen Einverständniß aller evangelischen Fürsten war es auch damals nicht zu bringen! Auf dem Congresse, welchen die Gesandten von achtzehn evangelischen Fürsten im Herbste 1569 in Erfurt hielten, sollte nach dem Antrage von Kurpfalz, in Erwägung der großen Gefahren, die den evangelischen Ständen drohten, das von der Königin Elisabeth von England beantragte Bündniß mit den evangelischen Ständen geschlossen werden. Da wurde hingewiesen auf den Zusammenhang der in den Niederlanden, in Frankreich und in Baiern (wo so eben die Austreibung aller Evangelischen befohlen war) begonnenen Verfolgungen, auf die lauten Drohungen und bereits erfolgten Uebergriffe Alba's; Papiere, welche man bei einem französischen Gesandten gefunden, hatten die französisch-spanischen Pläne auf Besetzung des Rheinufers enthüllt. Aber es war Alles vergebens. Kurbrandenburg hatte Bedenklichkeiten wegen des Kaisers, Braunschweig wegen der calvinischen Confession. Eben dies, daß die Hugenotten als Calvinisten mit den Evangelischen keine Gemeinschaft hätten, war noch so eben in einem Manifeste der Markgrafen von Baden, des Grafen von Leiningen und der Rheingrafen ausgeführt worden, lauter Lutheraner, die dem Könige von Frankreich Truppen zuführten zur Unterdrückung des Evangeliums. Also wurde beschlossen, der Königin von England mit großem Danke für ihren guten Willen, von dem man sich immer noch Gebrauch zu machen vorbehalte, vorläufig zu erklären: „man sehe zwar die drohenden Gefahren vollkommen ein; allein man halte sich durch die bestehenden Verträge hinlänglich für gesichert." „Die deutschen Fürsten," so schrieb damals der englische Gesandte, „zeigen mehr Vertrauen auf den Religionsfrieden, als mit dem Lug und Trug dieser Zeiten vereinbar scheint." Aber das Vertrauen war auch gar nicht so groß, es bildete nur den Vorwand für viel schlimmere Motive! Die Verbindung mit den Hugenotten in Frankreich ward ganz abgewiesen, aber auch die von Kurpfalz betriebene engere Verbindung der evangelischen Stände

Deutschlands unter sich konnte wegen confessioneller Bedenken wieder nicht zu Stande kommen.

So endete in einem Augenblicke, wo man die schlimmste Zukunft gleichsam in Alba personificirt vor Augen stehen sah, dieser Congreß; das ablehnende Schreiben an Elisabeth war der letzte Act, den die evangelischen Fürsten beider Confessionen gemeinschaftlich vollzogen.*) Die Königin von England und die Hugenotten schlossen nun mit einzelnen Fürsten Separatbündnisse und auch der Kurfürst August von Sachsen nahm damals an dem von Pfalz und Hessen abgeschlossenen Theil, in dessen Folge mit den vom englischen Volke in großherzigem Eifer gesteuerten freiwilligen Beiträgen der Kriegszug des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken (trotz der Abmahnungen Maximilian's) unternommen wurde. Unzugänglich den Bestechungsversuchen des französischen Hofes, erschien Wolfgang noch zur rechten Zeit den Hugenotten als Retter in der Noth. Diese Theilnahme der mächtigsten Evangelischen nöthigte auch den Kaiser Maximilian, für die Hugenotten energische Fürsprache bei Karl IX. einzulegen. Die Nachricht, daß Johann Casimir von der Pfalz mit englischem Geld ein zweites Hilfsheer rüste, so wie die Androhung einer bewaffneten Vermittelung des Friedens, welche die bei der Vermählung des Prinzen versammelten Fürsten (Pfalz, Kursachsen, Hessen, Wirttemberg) nach Paris schickten, hat viel dazu beigetragen, den Frieden von St. Germain en Laye herbeizuführen, welchen Spanien und der Papst nicht länger zu verhindern vermochten. Und in der That schien dieser Religionsfriede außerordentlich folgenreich zu werden; man nannte ihn ein Seitenstück zum deutschen Religionsfrieden. Es bildete sich ein Verhältniß der deutschen Protestanten zur französischen Krone, welches um so freundschaftlicher wurde, je auffallender Maximilian's Abhängigkeit von Spanien ward. Die evangelischen Kurfürsten zeigten sich geneigt, gegen Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes Karl IX. zu Maximilian's Nachfolger zu wählen und ihm die flandrischen Provinzen zu überlassen, während die übrigen Niederlande dem Protestantismus und dem deutschen Reiche erhalten werden sollten. Es war überhaupt

---

*) Vergl. Heppe, II, 196–204.

ein fester Grundsatz der freisinnigen Fürstenpartei (Pfalz, Hessen, Nassau), daß die deutsche Krone im deutschen und protestantischen Interesse dem verwälschten Hause der Habsburger nicht länger preisgegeben werden dürfe, daß jede Veränderung der Dynastie, selbst vorübergehend zu Gunsten Frankreichs, vorzuziehen sei. Diese großen Hoffnungen, so wie die Vortheile einer Verbindung mit England, dessen Königin Elisabeth dem Herzoge Heinrich von Anjou ihre Hand versprach, führten damals den französischen Hof fast ganz auf die Seite der Hugenotten; der Admiral Coligny wurde der Leiter der französischen Politik: Frankreich stand auf dem Punkte, an die Spitze des protestantischen Europa zu treten. Im April 1572 kam der Allianzvertrag mit England, im Juni 1572 der mit Sachsen, Pfalz, Hessen zu Stande; die Niederländer waren schon bereit, sich unter Frankreichs Schutz zu begeben, wenn es sie vom Joche der spanischen Tyrannei befreie. Jeden Tag erwartete Philipp II. den Ausbruch des Krieges mit Frankreich und rief deshalb seine Flotte zurück, ohne den Seesieg von Lepanto zu verfolgen. Da kam die Bartholomäusnacht, in welcher durch die wilde Leidenschaft eines rachgierigen Weibes und seiner Spießgesellen alle Verhältnisse, alle Erwartungen und Aussichten der Politik wieder über den Haufen fielen. Verderblicher als diese eine Unthat haben wenig Frevel in der Geschichte nachgewirkt; wie sie Frankreich in eine Sündfluth von Blut, Greueln und anarchischer Verwirrung stürzte, so wurde sie auch für das übrige Europa eine Quelle des Verderbens: es war, als ob die katholische Reaction in jener höllischen Orgie des Mordes neue Lebenskraft gewonnen hätte; wie auf ein gegebenes Zeichen brach sie aus ihren Verstecken zu offenem Kampfe hervor, schon ward von der katholischen Partei in Deutschland ganz offen gestanden, „man müsse es jetzt in Deutschland mit den Ketzern eben so machen als in Frankreich und wenn es auch 100,000 Köpfe kosten sollte." Diese Wuth veranlaßte den Kurfürsten von der Pfalz, sofort Vertheidigungsbündnisse zu schließen. Auch war es sicher kein zufälliges Zusammentreffen, daß eben damals im Trierischen, Mainzischen, Fuldischen die Verfolgung der Protestanten nach baierischem Muster im großen Maßstabe begann. Die Erbitterung gegen Frankreich war damals im protestantischen Deutschland so groß, daß man alle katholischen Franzosen zur Wieder-

vergeltung umbringen wollte und die Meinung jener sächsischen Theologen, welche die Bartholomäusnacht für ein über calvinistische Ketzer verhängtes Strafgericht Gottes erklärten, keineswegs als Maßstab der öffentlichen Meinung betrachtet werden darf. Die Verbindungen mit Frankreich wurden abgebrochen, man zeigte den Gesandten, welche kamen, um den Eindruck jener Schandthat durch Lügen und Beschönigungen zu verwischen, die empfindlichste Verachtung. Auf's Neue sollten deutsche Hilfsvölker für englisches Geld den Hugenotten zu Hilfe ziehen. Der französische Hof, erschreckt durch diese Folgen der unbedachten That, suchte in die frühere Bahn wieder einzulenken, und gewährte, vornehmlich aus Rücksicht auf die ausländischen Protestanten, den Hugenotten im Juli 1573 den vierten Religionsfrieden. Große Geldsummen wanderten zugleich nach Deutschland, um Karl IX. doch noch die Kaiserkrone zu verschaffen. Aber alle Anstrengungen und Opfer waren jetzt vergeblich, der Plan ward selbst von den frühern Gönnern, z. B. Hessen, mit Bitterkeit zurückgewiesen. Man sollte, so verlangte Wilhelm, überhaupt kein ausländisches Haupt erwählen. Er meinte damit auch Philipp von Spanien, welcher den Versuch wieder aufgenommen hatte, die Kaiserkrone auf sein Haupt zu bringen, und sich dabei von der Jesuitenpartei im Reiche, am wärmsten von Albrecht unterstützt sah; um die deutschen Fürsten zu beschwichtigen, wurde der Herzog von Alba abberufen und eine versöhnlichere Politik gegen die Niederlande begonnen. Um so eifriger suchte Frankreich nun wieder die Gunst der Königin von England und der deutschen Protestanten zu gewinnen und die Pacification der Niederlande zu verhindern. Die französischen Gesandten boten Alles auf, um die Krone dem Hause Habsburg zu entwinden. Sie waren es sogar zufrieden, daß ein protestantischer Fürst gewählt werde, dem sie, falls er sich selbst zu schwach fühle, französische Hilfe anboten. Unter französischen Auspicien bildeten der Pfalzgraf und die Grafen von Nassau die sogenannte „Graven-Einigung," in welche man Kurfürsten, Fürsten, Adel und Städte zu ziehen suchte, an welcher Frankreich und Polen Theil nehmen wollten und deren Zweck war, ein Gegengewicht gegen Spanien und Oesterreich zu bilden und die Niederlande zu befreien. Aber die Doppelzüngigkeit und eitle Selbstsucht der französischen Politik hatte selbst deren bis-

herige Anhänger ihr entfremdet, und so geschah es, daß in diesem Gewebe von Intriguen diesmal der Ehrlichste, d. h. Maximilian, schließlich den Sieg davontrug. Die evangelischen Kurfürsten stellten ihm aber diesmal Bedingungen, welche den Religionsfrieden sicherstellen sollten. Angesichts der in der jüngsten Zeit gemachten Erfahrungen forderten sie den Schutz des Reiches für die Unterthanen der geistlichen Fürsten in ihren durch die Nebendeclaration zum Augsburger Religionsfrieden garantirten Rechten und Aufnahme dieser Declaration in die Wahlcapitulation. Die Dreistigkeit ihrer Gegner ging hier bereits so weit, das Dasein jener Declaration überhaupt zu leugnen, worauf sie August von Sachsen mit dem Originale überführte. Es würde den redlichen Anstrengungen Maximilian's vielleicht gelungen sein, ihren Widerstand zu brechen und die Aufnahme der drei Wörtchen „auch dessen Declaration“ in die Capitulation zu erlangen, wenn nur die Evangelischen selbst einig gewesen wären. Aber der Kurfürst August war eben damals wegen eines Familienzwistes (Wilhelm von Oranien hatte die ehebrecherische Gemahlin Anna von Sachsen verstoßen und eine Hugenottin, Charlotte von Bourbon, geheirathet, die er am Hofe des Pfälzers kennen gelernt) sowohl gegen die Calvinisten im Allgemeinen als gegen Friedrich von der Pfalz insbesondere so erbittert, daß er in der Vereitelung dessen, was vom Pfälzer verfochten wurde, selbst auf Kosten seiner eigenen lutherischen Glaubensgenossen eine traurige Befriedigung persönlicher Gereiztheit fand. Es war zu allen Zeiten das Unglück der deutschen Nation, aber zu keiner mehr als damals, daß die deutschen Fürsten die öffentlichen Dinge von ihren Familienhändeln abhängig machten. August stand von der gestellten Wahlbedingung ab, weil der Pfälzer darauf bestand, und so erfolgte eine bedingungslose Wahl. Der Haß jenes orthodoxen Kurfürsten gegen alle Calvinisten war schon durch die Katastrophe der Melanchthonianer an seinem Hofe vom Jahre 1574 bis zur Wuth gesteigert worden, und die jetzt mächtige orthodoxe Partei verhinderte absichtlich selbst auf Kosten der unterdrückten Lutheraner jedes Zusammenwirken mit den Reformirten. Als auf dem Reichstage zu Regensburg von 1576 Friedrich von der Pfalz als Wortführer der Evangelischen, um einen letzten Versuch zu machen, beantragte, die geforderte Türkenhilfe nicht eher zu bewilligen, bis die

Declaration dem Religionsfrieden förmlich einverleibt worden sei, versagte Kursachsen dem Antrage seine Unterstützung, worauf auch Kurbrandenburg ihn fallen ließ. Noch während des Reichstages starb der Kaiser, bald nachher folgte ihm der Kurfürst von der Pfalz; mit ihm verloren die Protestanten ihren bisherigen unermüdlichen Wortführer im Kurfürstencollegium. Mit ihm wich vollends jede Wachsamkeit und Energie aus dem Reiche. Die Lutheraner wurden immer orthodoxer und immer bornirter; die Katholischen immer übermüthiger und übergreifender; die Reformirten schlossen sich nothgedrungen immer mehr an das Ausland an; es wurde bei den lutherischen Häuptern Mode, den König von Spanien gegenüber den aufrührerischen Calvinisten als den Vorkämpfer der guten Sache zu betrachten. Als sich im Jahre 1579 das Gerücht verbreitete, Philipp II. sei gestorben, äußerte Kurfürst August den Wunsch, „Gott möge diesen Monarchen noch lange Jahre erhalten seinen Landen und frommen Unterthanen zum Troste und seinen Feinden zu einer Ruthe!" Von einem Widerstande gegen die spanischen Werbungen ist fortan wenig mehr die Rede. Man berechnet die Zahl der deutschen Söldner, welche damals für Philipp II. gegen die Niederländer kämpften, auf mehr als 25,000 Mann. Nicht geringer mochte die Zahl derjenigen sein, welche dem Oranier zu Hilfe zogen. So hatte Deutschland den Ruhm, seine eigenen Söhne gegen einander geführt zu sehen; und während die deutschen Regierungen in fortwährender Sorge schwebten, wie sie des mannigfachen Unfugs dieser Söldnerhaufen sich erwehren sollten, artete Deutschland immer mehr in ein großes Werbedepot für fremde Zwecke aus, und jener rohe, ruchlose, für Glauben, Menschlichkeit, Vaterland und Ehre gleichgiltige, nur nach Sold und Beute und zügellosem Müßiggang begierige Soldatengeist ward großgezogen, welcher Alles, was durch friedliche Arbeit und ruhmwürdige Geistesthaten für die Bildung und Freiheit unserer Nation errungen war, wieder mit brutaler Faust zerstörte.

IV. Rudolf II.

Charakter der Zeit. Die Zustände in Oesterreich unter Rudolf. Der Kampf in den Niederlanden und in Frankreich bis zu Heinrich's IV. Uebertritt. Innere Reichsverhältnisse. Streit um die Bisthümer. Gebhard von Köln. Gegenreformationen. Der Straßburger Bisthumstreit. Badische Fehde. Uebergewicht der Katholischen in den Reichstagen und Reichsgerichten. Mißhandlung der Reichsstädte; Aachen; Augsburg; Regensburg. Der Kalenderstreit. Der Krell'sche Proceß. Der pfälzische Vormundschaftstreit. Die Reichstage von 1594 und 1597. Siege über die Türken. Empörung des Stephan Boksbay. Friede von Sitvatorok.

Neue Fortschritte und Pläne der katholischen Partei. Der Friede von Vervins. Die Spanier und Holländer in Deutschland. Der Feldzug von 1599. Gegenreformationen. Ferdinand von Steiermark. Oesterreichischer Hauszwist. Rudolf und Matthias. Der Majestätsbrief. Maximilian von Baiern. Moritz von Hessen. Christian von Anhalt. Die Jülich'sche Fehde. Unterwerfung von Donauwörth. Französische Einwirkungen. Union und Liga. Ende Rudolf's.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian II. und des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz gingen die schlimmen Ahnungen einsichtiger Patrioten bald in Erfüllung. Die Söhne Maximilian's waren bloße Werkzeuge der Jesuitenpartei, welche am baierischen, am spanischen, am römischen Hofe stets bereite Hilfe fand. Zwar verfolgten diese Höfe wieder ihre besonderen, einander oft feindseligen Interessen, aber den Ketzern gegenüber fand man sie in der Regel eng verbunden; bei Weitem die größte Rolle spielte Spanien; in dem Testamente Philipp's II. werden seinem Nachfolger die Mittel angegeben, durch welche Deutschland in Abhängigkeit von Spanien gerathen und in derselben zu erhalten sei; man müsse die Zwietracht unter den deutschen Fürsten erhalten; man dürfe das Geld nicht sparen, müsse aber dafür sorgen, daß die Besoldungen für Kurfürsten, Fürsten, Prälaten und Räthe nie durch die Hände des Kaisers gingen. — — Durch diese Mittel werde der König von Spanien schließlich doch noch deutscher Kaiser werden; überhaupt müsse er sein Hauptaugenmerk auf Deutschland richten. — —

Dem Zusammenwirken dieser moralischen und materiellen Mächte wußten die Protestanten nichts entgegenzustellen als das Gezänke um

ihre Concordienformel und ihre sonstigen zahllosen Händel. In geistloser Orthodoxie versunken, wurden sie immer stumpfer gegen die großen Fragen der Zeit; das Oberhaupt der Lutherischen, Kurfürst August von Sachsen, wandte in seinem orthodoxen Eifer dem Protestantismus so sehr den Rücken zu, daß die Katholischen ihn schon ganz zu ihrer Kirche zurückzuführen hofften; die Reformirten hatten mit dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz ihren Führer verloren; dessen Sohn Ludwig wurde auf lange Jahre ein Werkzeug lutherischer Zeloten. Nur wenige Fürsten dieser Generation haben sich aus der allgemeinen Versunkenheit erhoben; die meisten ergaben sich rohem Genußleben, namentlich der Völlerei, in der sie Verstand und Willenskraft verloren; eine ganze Reihe regierender deutscher Herren haben sich damals schon in jungen Jahren todtgetrunken; da glaubten sie dann durch bloße Orthodoxie sich mit ihren höheren Pflichten abzufinden. „Es sind große Herren," sagte der Herzog von Alba, „mit großen Thieren im Wappen, Löwen, Greifen, Adlern; haben auch große Zähne und Klauen, aber sie beißen und kratzen nicht." Und nicht besser als die Herren waren ihre Diener. Diese fürstlichen Räthe standen meist in ausländischem Solde; mit ihren von Theologen, Astrologen, Goldmachern und Saufgenossen umgebenen Herren konnten sie machen, was sie wollten, wenn sie nur Geld schafften. Erhoben sich aber ja einzelne Fürsten und Minister zu einer würdigeren Auffassung ihrer politischen Stellung, zu dem Gedanken einer vaterländischen Politik, wollten sie Land und Volk aus dieser Erbärmlichkeit emporreißen, so fanden sie an der Selbstsucht und geistigen Beschränktheit ihrer privilegirten Stände einen unüberwindlichen Widerstand. Betrachtet man das Treiben dieser Herren, so sollte man glauben, es habe nie eine Reformation und nie ein Humanismus in Deutschland existirt. Nehmen wir dazu eine gleiche politische Verkommenheit bei den städtischen Obrigkeiten — wo dieselben Ursachen dieselben Wirkungen erzeugten — und die zunehmende Erschlaffung und Verwilderung des in geistloser Rechtgläubigkeit, rohem Pöbelwahn, wüster Völlerei und zügellosem Söldnerwesen mehr und mehr wieder versinkenden Volkes, so haben wir den Schlüssel zu dem großen Räthsel, wie es möglich war, daß schon so bald nach der herrlich aufstrebenden

Reformationszeit fast alle Früchte derselben für Deutschland wieder verloren gingen und anderen, freier gesinnten Völkern zufielen.

Die Thronbesteigung Rudolf's wurde von der katholischen Partei im Reiche mit den größten Hoffnungen begrüßt; sie kannte und pries laut seine gut katholische Gesinnung; die freisinnigen Rathgeber des verstorbenen Kaisers wurden vom neuen Hofe verdrängt; von allen Seiten wurde auf die Ketzer Sturm gelaufen. Daß in den Erblanden, wo der junge Kaiser als Landesfürst freiere Hand hatte, die gewaltsame Reaction, die Vertreibung evangelischer Prediger, die Schließung von Kirchen u. s. w. erst anderthalb Jahre später begann, hatte seinen Grund in der Macht der Stände, deren Mehrheit protestantisch war und die man nicht ohne Weiteres vor den Kopf stoßen durfte; man mußte einen schicklichen Anlaß abwarten, welchen dann die aufreizenden Predigten eines lutherischen Geistlichen darboten. In dem Reiche war der Kaiser freilich noch viel gebundener als in den Erblanden. Hier war es aber die katholische Mehrheit, welche unter dem kaiserlichen Deckmantel den Kampf eröffnete und führte; auch hatte sich hier schon unter seinem Vater eine solche Masse von Streitigkeiten aufgehäuft, daß es an Gelegenheit zu entscheidendem Eingreifen nicht fehlen konnte. Welch ein Treiben, Hetzen, Schüren, Bestechen und Intriguiren, Hin- und Herreisen, welch ein Siegesjubel herrschte unter dieser Partei schon auf den Reichsversammlungen von 1575 und 1576. Schon damals wollte man die Bisthümer Köln und Münster in baierische Hände bringen. Damals hoffte man sogar, Sachsen wieder katholisch zu machen; der Herzog von Baiern war selbst in Dresden, um den erwarteten Uebertritt des Kurfürsten August zu beschleunigen. Das war nun freilich nicht gelungen, aber der Bruch zwischen Sachsen und Pfalz war unheilbar und giftig geworden, die Ferdinandeische Declaration zum Religionsfrieden war beseitigt, dieser selbst bereits in Frage gestellt!

Indeß die Hoffnungen, welche die katholische Partei auf Rudolf gesetzt hatte, wurden nur zum Theil erfüllt; es zeigte sich bald, daß Rudolf zwar ein Werkzeug in ihrer Hand, aber nur ein stumpfes und ungenügendes Werkzeug sei. Rudolf war zum Fanatiker gründlich verdorben. Von seiner Mutter hatte er den katholischen Glauben,

aber von seinem Vater das deutsche Gemüth, den Widerwillen gegen spanisches Wesen, den er bei seinem Aufenthalt in Spanien eingesogen hatte, und die Liebe zu den Wissenschaften, namentlich zu den mathematischen, geerbt, welche vom Streite der Parteien unberührt blieben. Diese Studien, bei denen er sich der Hilfe ausgezeichneter Gelehrten, später auch des aus Steiermark vertriebenen Kepler bediente, gaben ihm eine gewisse Freiheit der Gesinnung, die ihn über die rohe Parteienwuth der Zeit erhob. Dazu kam ein Phlegma und eine Unentschlossenheit, die sich mit den Jahren zur unglaublichsten Trägheit des Willens steigerten. Zwanzig Jahre lang hat er sich besonnen, ob er die ihm zugedachte Braut, des Königs Philipp von Spanien Tochter, heirathen wolle, bis diese inzwischen alt gewordene Prinzessin endlich einem jüngeren Bruder des Kaisers ihre Hand reichte, Rudolf selbst aber, da er sich auch für die anderen Bräute nicht entschließen konnte, unvermählt blieb. Rudolf war nicht schön von Gestalt, dabei dick und eher klein als groß. Man rühmte seine Mäßigkeit in Speise und Trank, doch war er dem andern Geschlecht ergeben und glich in Beidem seinem gleichnamigen Ahnherrn. Den Beinamen des „böhmischen Salomo" erhielt er wegen der magischen Künste, denen auch er im Geiste seines abergläubischen Zeitalters huldigte; er gab sich viel mit Astrologie und Alchymie ab und wollte die Kunst lernen, Geister zu citiren. Als alter Hagestolz verfiel er immer mehr dem Trübsinn, abstracten Studien und seltsamen Liebhabereien; die Geschäfte machten ihn „ganz melancholisch." Monate lang hat er sich in seinen Gemächern in der Prager Hofburg eingeschlossen, so daß das Gerücht entstand, er sei längst gestorben und ungetreue Diener verheimlichten den Tod des Herrn, um sich indeß zu bereichern. Die dringendsten Familienbriefe ließ er unbeantwortet; Gesandtschaften haben wohl ein Vierteljahr und länger auf Audienz warten müssen; ja seine eigenen Minister wurden oft lange Zeit nicht vorgelassen, weil Rudolf, umgeben von Alchymisten, Kebsweibern und Jesuiten, keine Zeit für andere Leute hatte. Dabei war Rudolf sehr mißtrauisch und aus Mißtrauen unzugänglich. Wer etwas von ihm erlangen wollte, mußte sich an seine Diener wenden, die ihren wunderlichen Herrn gängelten und betrogen und sich von Jedermann bestechen ließen. In

den Rechnungen der Gesandtschaften, die zur Betreibung irgend einer Sache an das kaiserliche Hoflager geschickt wurden, kommen außer den Verehrungen an baarem Gelde viele „gute“ und „mittelmäßige“ Räusche und Schwitztränke für diese Leute vor. Den größten Einfluß hatten lange Jahre seine Minister von Rumpf und von Trautson, bis Rudolf, der in seiner Menschenscheu und Schwermuth zuletzt Niemandem mehr traute, sie entließ. Er glaubte, sie trügen die Schuld, daß er sich nicht verheirathet habe, und hatte den nicht unbegründeten Verdacht, daß sie mit seiner Familie, namentlich mit Matthias, im Einverständniß seien. Bezeichnend für das Verhältniß im kaiserlichen Hause ist es, daß die Vermählung Albrecht's mit der Tochter Philipp's hinter dem Rücken des Kaisers betrieben werden mußte, weil dieser zwar sich selbst zu dieser Heirath nicht entschließen, sie aber doch auch keinem seiner Brüder gönnen mochte.

Es ist klar, daß mit einem solchen Herrscher Niemand zufrieden sein konnte und die eigene Partei am wenigsten. Bitterlich klagen die eifrigen Katholiken, „er habe in Mißtrauen die edelsten Kräfte gelähmt, in Thatlosigkeit die dringlichen wie die günstigen Momente vorübergehen lassen.“ *) In der That war es nicht Rudolf's Verdienst, daß der Katholicismus damals so große Fortschritte machte; auch kamen sie ihm nicht zu Gute; während die Leitung und der Gewinn der katholischen Reaction im Reiche hauptsächlich dem baierischen Fürstenhause zufielen, welches als Führer der katholischen Partei in Deutschland eine ähnliche Rolle spielte, wie das mit Baiern eng verbundene und verschwägerte Haus Lothringen in Frankreich — geriethen die österreichischen Angelegenheiten in den jämmerlichsten Verfall. Hier entwickelten sich die Keime der Zwietracht, die schon unter den Vorgängern gelegt waren, bald in schrankenloser Weise. Rudolf regierte unmittelbar nur in den böhmischen Kronlanden, und hier wurden seine Befehle am wenigsten befolgt; wer sich hier mit Bitt- und Klagschriften an ihn wandte, gerieth durch seinen Schutz erst

*) So Hurter, III, 64. An den katholischen Höfen trug man sich mit dem Gedanken, einen andern Kaiser zu erheben. Vergl. die Rede des lothringischen Gesandten vor Papst Sixtus V. in Söltl, der deutsche Religionskrieg, III, 38.

recht in's Unglück. Rudolf's gelegentliches Eifern gegen die Protestanten war hier ganz vergeblich; er zog sich nur den Haß der protestantischen Stände durch den Schein einer Unterdrückung zu, welche er nicht durchführen konnte, so daß ihn auch die Katholischen verachteten.*) In Oesterreich hatte Rudolf die Regentschaft seinem Bruder Ernst übertragen; in Inneröſterreich herrschte sein Oheim Karl, nach dessen Tode (1590) bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Ferdinand (1596) ebenfalls Ernst, dann Maximilian neben der Maria von Baiern. Allein obgleich es diesen Regenten nicht am katholischen Eifer fehlte und obgleich sie zu verschiedenen Zeiten energische Anläufe zur Zurücknahme der früheren Zugeständnisse, zur Herstellung der monarchischen Gewalt und des Katholicismus machten (gleich im Jahre 1578 wurde der öffentliche evangelische Gottesdienst in Wien unterdrückt und allen Städten und Märkten befohlen, die Prädicanten auszuweisen, zur alten Religion zurückzukehren, auch keine unkatholischen Bürger anzunehmen), so konnten sie doch ohne Mitwirkung des Kaisers, ihres Familienhauptes, keine durchgreifende, consequente Politik verfolgen und fanden sich durch Rudolf's Zaudern, Bedenklichkeit und Mißtrauen gehemmt. Nur in Tirol hatte Rudolf's Onkel Ferdinand den Protestantismus unterdrückt; im übrigen Oesterreich fand er immer größere Verbreitung; in Steiermark ward in vielen Städten kein Katholik zu einer Rathsstelle mehr zugelassen, keiner in's Bürgerrecht aufgenommen, kein katholischer Gesell in Arbeit gestellt; in Graz konnte kein Jesuitenschüler Herberge bei den Bürgern finden, der Magistrat hatte eine Strafe auf das Anhören katholischer Prediger gesetzt. In dieser Hauptstadt Steiermarks wie überhaupt in Inneröſterreich wurde aber durch den Einfluß der Erzherzogin Maria, welche ihrerseits ein Werkzeug ihres fanatischen Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, war, die katholische Reaction zuerst mit consequenter Gewaltsamkeit versucht; im Jahre 1581 ließ Erzherzog Karl alle lutherischen Bücher in Graz zusammensuchen und ihrer 12,000 verbrennen; im Jahre 1584 wurde allen dortigen Einwohnern die Wahl zwischen

*) Vergl. Gindely in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Bd. XVIII, p. 17 ff.

Landesverweisung oder Meidung der lutherischen Predigt gestellt, und diese Grausamkeit wurde rücksichtslos durchgeführt. Aber solche Maßregeln hatten im Ganzen und Großen nur den Erfolg, daß der Parteienkampf sich furchtbar verbitterte, unter Mord und Todtschlag sich im Lande verbreitete, den Wohlstand lähmte, die moralische Verwilderung des Volkes und einen politischen Verfall zur Folge hatte, welcher die ganze habsburgische Herrschaft mit dem Untergange bedrohte und die Stände mit dem Gedanken vertraut machte, „es den Schweizern oder Holländern gleich zu thun," d. h. die Habsburgische Herrschaft ganz abzuwerfen.*) Indeß dauerten die Bandenkriege an der türkischen Grenze ununterbrochen fort und es war ein Glück, daß Rudolf's Vorgänger für die Grenzvertheidigung nothdürftig gesorgt hatten und daß der elende Sultan Murad III. zwanzig Jahre lang (1575—95) das Osmanenreich beherrschte. Rudolf hatte nach seiner Thronbesteigung nichts Eiligeres zu thun, als die Fortdauer des Friedens zu erbitten, die ihm auch auf acht Jahre, doch nicht ohne tiefe Demüthigungen und immer neue Gebietsverluste zu Theil wurde und deren weitere Gewährung er im Jahre 1583 abermals auf acht Jahre erlangte.**)

Höchst lähmend auf diese Türkenkriege und auf die ganze österreichische Politik wirkte die Zersplitterung der Herrschaft, der Streit der verschiedenen Länder und Regierungen über die Beiträge, vor Allem die Finanzwirthschaft des Kaisers ein, welche unter ihm noch schlechter war als unter den Vorgängern. Es werden uns darüber aus den Hausarchiven fast unglaubliche Dinge berichtet. Während der Kaiser mit den Beiträgen der Reichsstände zum Türkenkriege die unsinnigste Verschwendung trieb, den zwanzig Alchymisten, die ihn umgaben, Tonnen Goldes gab, um Gold zu machen, Prachtbauten aufführte, den theuersten Marstall hielt und allein für siebenzehn Millionen Gulden kostbare Sächelchen hinterließ, darunter zum Beispiel einen Schreibtisch, mit Edelsteinen und Perlen ausgelegt, von denen einzelne mit 60,000 Gulden bezahlt waren,***) während er zu solchen

*) Hurter, I, 450 ff., 475 ff., III, 385 rc.
**) Zinkeisen, III, 553 ff.
***) Häberlin, XXIII, 471 ff.

Zwecken von einigen ihm anhängigen oder verkauften Ständen, wie Sachsen, Baiern, Braunschweig, sich die Reichshilfen auf viele Jahre vorschießen ließ; während dann mit dem Wenigen, was an seine Bestimmung gelangte, von den Befehlshabern der ruchloseste Unterschleif getrieben wurde, waren die Söldner auf's Plündern angewiesen und verwandelten sich in Räuberbanden; ja, der Kaiser selbst war so bettelarm, daß die Hofkammer oft nicht wußte, wo sie Speise und Trank für ihn hernehmen sollte und einmal den Abschied nahm, nachdem sie zwei Jahre lang von Borg gelebt hatte und Niemand mehr etwas leihen wollte. Es ist vorgekommen, daß man einen eiligen Courier nicht abfertigen konnte, weil es am Nöthigsten fehlte; noch manches Jahr nach Rudolf's Tode bettelten seine Bedienten um Bezahlung ihrer rückständigen Gehalte; der große Keppler litt die bitterste Noth, weil alle Weisungen, ihn zu bezahlen, „damit Ihre Majestät des immerwährenden Lamentirens verschont bleibe," nicht befolgt werden konnten.

Diese Finanzwirthschaft, durch welche Rudolf wie in so mancher andern Hinsicht sich als das grade Gegentheil seiner großen Zeitgenossen Elisabeth und Heinrich IV. darstellt, war ein Hauptgrund seiner ihm selbst oft sehr widerwärtigen Abhängigkeit von Spanien und dem Papste, die ihm auf seine häufigen Bettelbriefe nicht umsonst mit starken Geldhilfen unter die Arme griffen; diese Finanznoth führte auch mitunter zu den scandalösesten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Gliedern des Kaiserhauses. Auf den Reichstagen „practicirten" die Abgeordneten des Kaisers und die der österreichischen Regierungen einander offen und geheim entgegen, die ersteren wollten den letzteren von den Reichshilfen nichts zukommen lassen, so sehr auch diese die Noth ihrer Länder dem Reiche vorstellten. Ein ähnlicher Zwist trennte die Glieder des Hauses seit dem Tode des Erzherzogs Ferdinand (1595) wegen des Tiroler Erbes; so sehr auch die Erzherzöge auf Theilung drangen, Rudolf bezog Jahre lang alle Einkünfte der dem Gesammthause anheimgefallenen Länder für sich allein, ohne den Brüdern und Vettern das Mindeste zukommen zu lassen.

Diese und andere Gründe, der drohende Ruin des Hauses, vor Allem auch die Besorgniß, im Reiche von der Kaiserwürde ganz ver-

drängt zu werden, legte den Gliedern des Hauses schon frühe den Wunsch nahe, ein kräftigeres Oberhaupt zu haben. Schon im Jahre 1581 suchten die Oheime Ferdinand und Karl und der Bruder Ernst wegen „Ihrer Majestät Leibesschwachheit und starker Melancholey" auf eine passende Succession Bedacht zu nehmen, ein Gedanke, der aber nur dazu diente, den Kaiser noch mißtrauischer und jähzorniger zu machen und die Interessen des Hauses noch mehr zu verwirren. *)

So waren die Zustände des österreichischen Hauses unter Rudolf im Allgemeinen beschaffen; sie trugen Vieles dazu bei, daß das Gleichgewicht der Parteien trotz der stetigen Fortschritte des gewaltig vordringenden Papismus und trotz der tiefen Zerklüftung und armseligen Politik der Protestanten noch längere Zeit in der Schwebe blieb. Aber wie unter der langen Regierung des Rudolf nicht unähnlichen Ahnherrn Friedrich III. sank das Reich inzwischen zu einem Tummelplatz der Parteien und ihrer Gewaltthätigkeiten herab. Man gewöhnte sich an den Gedanken, die Entscheidung der eigenen Zukunft vom Ausland zu erwarten. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs und der Niederlande, durch das Schwert fremder Helden, durch den Geist fremder Staatsmänner sollte das Schicksal der Welt entschieden werden; von der wechselnden Gestaltung dieses hin- und herwogenden Kampfes wurde auch der Parteienkampf in Deutschland vielfach bestimmt, theils durch den directen Einfluß des Auslandes, theils durch die mittelbaren, moralischen und politischen Wirkungen, welche der Sieg der einen oder der andern Macht in Europa äußerte. Namentlich war es der Kampf in den Niederlanden, von dessen Ausgang das Schicksal des ganzen nordwestlichen Deutschland und in weiterer Folge der ganzen Reichspolitik abhing.

Es wäre gewiß das einfachste Gebot nationaler Politik für Deutschland gewesen, diesen Kampf und den Kampf der Hugenotten gegen die spanische Politik in Frankreich zu benutzen, um Spaniens Uebermacht zu brechen, wäre es auch nur geschehen, um die deutsche Linie des Kaiserhauses aus der von ihr selbst so bitter empfundenen Abhängigkeit von der spanischen zu befreien, und um der furchtbaren

*) Hurter, II, 313 ff. III, 73 ff., 387 ff., 276 ff.

Gefahr vorzubeugen, daß einst der Kampf um die Hegemonie auf deutschen Schlachtfeldern ausgefochten werde; damit wäre auch von selbst die Zuversicht der Jesuiten und die Versuchung für den Kaiser hinweggefallen, die finsteren Pläne einer früheren Zeit mit spanischer Hilfe zu erneuern; der dreißigjährige Krieg wäre vermieden worden, wenigstens war dies schon damals die Ueberzeugung hellblickender Männer. Aber sie hatten das Schicksal der Kassandra; ihre Mahnrufe wurden nicht verstanden.

Dieser Kampf hatte aber eben im Jahre 1576 durch die unordentliche Finanzwirthschaft Spaniens eine unerwartet günstige Wendung genommen. Seit der Empörung der Niederlande war die spanische Herrschaft unter Alba's und seines Nachfolgers Requesens' Statthalterschaft durch das Uebergewicht ihrer unermeßlichen Hilfsmittel und ihrer kriegsgeübten Söldnerheere von Sieg zu Sieg fortgeschritten und hatte nur in den Provinzen Holland und Seeland, welche nach der heldenmüthigen Vertheidigung von Leyden im April 1575 ein Schutz- und Trutzbündniß abschlossen und dem Prinzen Wilhelm von Oranien die Führung übertrugen, einen unbeugsamen Widerstand gefunden. In diesen Winkel am Meere hatten die niederländischen Protestanten ihre letzten Hoffnungen gerettet; aber von den deutschen Brüdern fast ganz im Stich gelassen, von Frankreich schmählich verrathen, von England nur wenig unterstützt, schien ihre Sache verloren, zumal nach Requesens' im März 1576 erfolgten Tode der als tapfer und milde gepriesene Held Don Juan d'Austria die Statthalterschaft erhielt und große politische Concessionen mitbrachte, durch welche die Niederlande versöhnt und die Welt von der Ungerechtigkeit ihres Aufstandes überzeugt werden sollte. Bis zu seiner Ankunft war ein niederländischer Staatsrath mit der Leitung der Dinge beauftragt. Da begab es sich, daß die seit zweiundzwanzig Monaten unbezahlte Soldatesca eine furchtbare Meuterei erhob, das Land brandschatzte, große Städte, Mastricht, Antwerpen 2c., plünderte und den Staatsrath nöthigte, das Volk selbst zu den Waffen zu rufen, um sich gegen seine eigenen Beschützer zu beschützen. Aber das Volk, kaum bewaffnet, erhob sich auch gegen den Staatsrath; derselbe wurde sogar in Brüssel verhaftet, und bald hatte der kluge Oranier, dem das Volk mit großer Liebe

anhing, überall die Fäden in der Hand. Am 5. November 1576 schlossen die Stände oder „Staaten" aller Provinzen mit Ausnahme von Luxemburg „die Genter Pacification," einen Bund, welcher die Vertreibung der spanischen Kriegsvölker und die Aufhebung der Religionsverfolgungen zum Gegenstande hatte. Thatsächlich bildeten jetzt die niederländischen Staaten oder Städte eben so viele Republiken, und sofort tauchte der Protestantismus auch in den südlichen Provinzen, wo er durch die Inquisition so gründlich ausgerottet schien, unter dem niederen Volke wieder auf. In dieser Lage entschloß sich die spanische Politik zu den weitesten Zugeständnissen, nur zur Anerkennung der Religionsfreiheit konnte sich der spanische Fanatismus nicht bequemen; das ewige Edict, welches Don Juan am 12. Februar 1577 genehmigte, gewährte alle politischen Forderungen der Staaten, gab ihnen ihre alten Rechte zurück, befahl die Entfernung der fremden Truppen und bedang nur die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens. Es wurde auch von den südlichen Staaten, wo Adel und Klerus große Macht hatten und von Protestantismus und Volksfreiheit nichts wissen wollten, angenommen, aber von Holland und Seeland wegen des Religionspunktes standhaft verweigert. Schon jetzt drohten die Niederlande in zwei Gruppen aus einander zu fallen; da geschah es, daß Don Juan, ungeduldig nach größerer Macht strebend, die Bestimmungen des „ewigen Edictes" zuerst wieder verletzte und sich einiger Festungen bemächtigte. Nun erhob sich das Volk von Neuem, zerstörte die Citadellen von Antwerpen und Gent und empfing den Prinzen von Oranien, den jetzt auch die Staaten von Brabant zu ihrem „Ruewart" oder Schirmherrn und Befehlshaber ernannten, überall als seinen Erretter und Befreier; die Generalstaaten, d. h. die versammelten Stände aller Provinzen, sahen sich genöthigt, am 7. December 1577 Don Juan für einen Feind des Vaterlandes zu erklären, worauf der Krieg im Jahre 1578 wieder begann.

Es entstand nun in den Niederlanden ein Zustand der sonderbarsten Verwirrung. Die katholische Adelspartei in Belgien wagte nicht, dem Oranier und dem Volke offen entgegenzutreten und an Don Juan festzuhalten, aber sie wollte den vollen Abfall von Spanien und den Sieg des Protestantismus verhindern, sie setzte daher

schon im Sommer 1577 durch, daß ein Bruder des Kaisers, der erst zwanzigjährige Erzherzog Matthias, von den Generalstaaten an Don Juan's Stelle zum Statthalter berufen wurde. Beim kaiserlichen Hofe fehlte es auch nicht an der Neigung, sich in den Besitz der Niederlande zu setzen; schon Maximilian II. hatte einst eine solche Idee gehabt, Viele meinten, Rudolf sei im Geheimen einverstanden. Doch wurde der Schritt öffentlich von ihm mißbilligt, und ohne Erlaubniß des Kaisers, ohne Geld und Truppen erschien Matthias in den Niederlanden, wo er eine sehr traurige Rolle gespielt hat. Denn der Oranier hatte sich der Berufung des Erzherzogs zwar klug gefügt und sich selbst mit der zweiten Stelle als Stellvertreter des Statthalters begnügt, behielt aber die wirkliche Leitung der Dinge in seiner Hand, so daß Matthias, vom Volke mit dem größten Mißtrauen betrachtet, vom Kaiser verleugnet, vom Reich im Stiche gelassen, auch von der Adelspartei, die ihn berufen, aber in ihren Erwartungen sich getäuscht hatte, vernachlässigt wurde. Diese Partei wandte sich jetzt an den Bruder des Königs von Frankreich, den Herzog Franz von Anjou. Aber der kluge Oranier war seinen Gegnern schon zuvorgekommen; er selbst suchte aus Staatsklugheit den französischen Hof für die Niederlande zu gewinnen, und es gelang ihm bis zu einem gewissen Grade: Heinrich III. gewährte den im Kriege geschlagenen Hugenotten im Jahre 1577 durch das Edict von Poitiers auf's Neue Religionsfreiheit und politische Garantien und gestattete stillschweigend seinem Bruder, den Generalstaaten, die ihn im Sommer 1578 zum „Vertheidiger der Freiheit der Niederlande" beriefen, mit französischen Truppen zu Hilfe zu ziehen. Aber das Volk trauete auch den Franzosen nicht; eine radicale Partei, welche in Gent an's Ruder gekommen war, rief den alle Zeit schlagfertigen Pfalzgrafen Johann Casimir zu Hilfe. Auch dieser erschien auf die Zusicherung englischer Subsidien im Jahre 1578 als Vertheidiger der Freiheit in den Niederlanden. Damals hatten also die Niederländer fünf Fürsten mit unbestimmten Befugnissen im Lande, welche es alle vertheidigen wollten: den Oranier, den Don Juan, den Matthias, den Anjou und den Pfalzgrafen, und mußten außerdem noch auf den Kaiser, auf die Könige von Frankreich und England und auf die deutschen Fürsten

mannigfache Rücksicht nehmen. Dabei war nur in Holland und Seeland die Gesinnung des Volkes fest und zuverlässig; aber auch hier stand der Sondergeist der Gemeinden und die Eifersucht der in den Städten herrschenden Aristokratie jeder kräftigen Führung im Wege; Amsterdam blieb noch Jahre lang der spanischen Herrschaft anhängig; das niedere Volk endlich brachte durch zügellose Leidenschaften der eigenen Sache allenthalben den größten Schaden. Während der allgemeinen Verwirrung machten die inzwischen herangezogenen spanischen Truppen, welche von den größten Feldherren der Zeit, dem Don Juan und dessen Nachfolger (denn er starb schon 1578), dem Herzog Alexander von Parma, befehligt wurden, wieder große Fortschritte, Franz von Anjou und Johann Casimir kehrten mißmuthig heim, da man ihnen nicht gehorchen wollte. In dieser Lage bot der König von Spanien abermals die Hand zum Frieden. Auf einem Friedenscongresse zu Cöln im April 1579 wiederholten seine Gesandten alle früheren Zugeständnisse; ja sie wollten sogar den Provinzen Holland und Seeland eine gewisse Religionsduldung gestatten und den Erzherzog Matthias als Statthalter anerkennen. Aber der Oranier sah in allen diesen Concessionen mit Recht nur spanische Fallstricke; er beharrte unerschütterlich auf voller Religionsfreiheit und brachte hierdurch das Friedenswerk zum Scheitern. Doch hatte die spanische Politik durch ihre scheinbare Nachgiebigkeit so viel erreicht, daß die deutschen Reichsstände nun einen guten Vorwand hatten, um die Niederländer als halsstarrige Rebellen vollends im Stiche zu lassen und daß der niederländische Adel, dem unter der spanischen Herrschaft jetzt die größeren Vortheile winkten, sich ihr mit Leib und Seele wieder anschloß. Diese Herren waren schon längst „malcontent," dann conspirirten sie gegen die Generalstaaten, endlich gingen sie zu Spanien über und zogen durch ihren Einfluß die wallonischen Provinzen — obwohl das Volk ihnen auch dort noch lange widerstrebte — nach sich. Schon im Januar 1579 hatten die Stände dieser Provinzen den Bund von Arras „zur Vertheidigung des katholischen Glaubens" geschlossen; die wallonischen Truppen waren in spanischen Dienst getreten. Diesem katholischen Glaubensbunde stand die am 23. Januar 1579 hauptsächlich durch die rastlosen Bemühungen zweier deutschen Fürsten,

nämlich des Pfalzgrafen Johann Casimir und des Grafen Johann von Nassau, *) zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens von den nördlichen Provinzen geschlossene „Utrechter Union" gegenüber. Beide Bünde standen ursprünglich noch zusammen auf dem Boden der Genter Pacification, aber indem der Gegensatz zwischen Norden und Süden, Protestantismus und Katholicismus, Volksherrschaft und Adelsherrschaft in diesen Bünden hervortrat, ging daraus bald ein offener Bruch und Kampf hervor, und dieser Zwiespalt bahnte der spanischen Politik auf's neue den Weg.

Indeß ließen die deutschen Reichsstände trotz ihres Eifers für Vermittlung, ihrer Abneigung gegen die niederländische Rebellion und ihrer angeblichen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus auch den Erzherzog Matthias ohne Hilfe, obwohl es jetzt auch der Kaiser an Aufforderungen, ihm zu helfen, nicht fehlen ließ. Matthias legte endlich im Jahre 1580 seine Stelle nieder und kehrte heim, ruhmlos wie er gekommen. Die Generalstaaten wählten nun statt seiner auf des Prinzen von Oranien Betreiben am 12. Juli 1580 den Herzog von Anjou zum Landesfürsten. Diesen Schritt, der ihm von den evangelischen Fürsten in Deutschland als ein halber Abfall vom Glauben und als eine unpatriotische That verargt wurde, hat der Oranier als eine unvermeidliche Folge ihres eigenen Verhaltens gerechtfertigt. „Viele Jahre lang habe man bei dem Reiche vergebens um Hilfe gebettelt; statt zu helfen und Christenpflicht zu üben, statt die Religion nicht unterdrücken, das Volk nicht jämmerlich verderben zu lassen, habe man die Niederländer mit kalten Reden unglücklich gemacht; am guten Willen, bei dem Reich zu bleiben, habe es den Niederländern wahrlich nicht gefehlt. Nur aus Noth hätten sie sich endlich unter einen fremden Fürsten begeben." **) Er verglich seine Glaubensgenossen in Deutschland mit den Leviten, welche den armen Mann, der unter die Mörder gefallen, gleichgiltig am Wege liegen lassen und es ihm dann verargen, wenn er die Hilfe eines mitleidigen Samariters annimmt.

Mit der Erhebung des französischen Thronfolgers zum Landes-

*) Groen van Prinsterer, 6. XXXVIII ff., 430 ff.

**) Groen van Prinsterer, vol. 7 pag. 448.

fürsten, durch welche dann in weiterer Folge der König Heinrich III. ganz für die Sache der Niederländer gewonnen wurde, war der volle Abfall von Spanien unvermeidlich geworden. Philipp II. machte seiner Erbitterung Luft in einer Achtserklärung gegen den Oranier voll der entsetzlichsten Schmähungen. Jedem, der ihn ermorden würde, wurde reiche Geldbelohnung, Verzeihung jedes Verbrechens und falls er bürgerlichen Standes sei, Erhebung in den Adelstand versprochen, was Alles aber doch nicht verhinderte, daß man im Stillen diesem verfluchten Ketzer die größten persönlichen Vortheile anbieten ließ, falls er seine Hand von den Niederländern abziehe und der Verbindung mit Frankreich entsage.*) Wilhelm blieb die Antwort nicht schuldig; in seiner berühmten „Apologie" hat er dem glaubenswüthigen Tyrannen seine Schmähungen reichlich zurückgegeben; die Utrechter Union antwortete am 26. Juli 1581 durch die feierliche Lossagung von 1581
König Philipp. Dieses Manifest ist für die Geschichte der politischen Ideen, welche sich während jener Kämpfe unter dem Einflusse der humanistischen Studien und des kirchlichen Gemeindelebens entwickelt hatten, merkwürdig durch den darin ausgesprochenen Grundsatz, daß die Fürsten um der Völker willen und nicht die Völker wegen der Fürsten erschaffen seien, und daß ein Volk berechtigt sei, wenn kein anderes Mittel helfen wolle, tyrannische Fürsten abzusetzen.

Der niederländische Kampf hatte somit zu dem für die politische Entwicklung von Europa hochwichtigen Ergebniß geführt, daß der bürgerlichen und religiösen Freiheit in der Republik der „vereinigten Niederlande" ein Vorbild und Stützpunkt gewonnen war, der für die Nachbarvölker eine ähnliche und vielleicht noch viel größere Bedeutung hatte als die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft in den vorhergegangenen Zeiten. Indem aber das von fürstlichen und katholischen Interessen beherrschte Reich dieser Republik von Anfang an feindselig entgegentrat, so hatte dies wie bei der Schweiz ihre völlige

*) Dem Heinrich von Navarra ließ Philipp 300,000 Thaler und weiter monatlich 100,000 Thaler Subsidien anbieten, wenn er die Waffen gegen seinen König erheben wolle. Da Heinrich diese Vorschläge mit Entrüstung zurückwies, wurden zwei Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt. Bald nachher gelang die Bildung einer katholischen Liga. Sugenheim S. 398.

Entfremdung vom deutschen Vaterlande zur Folge. Die Niederländer sperrten ihres Handels und ihres Schutzes wegen die Mündungen des Rheines und der Schelde; sie suchten ihre Allianzen bei den fremden Mächten und schlossen sich zunächst, da Franz von Anjou im Jahre 1584 starb und Wilhelm von Oranien in demselben Jahre von einem katholischen Fanatiker Gerard ermordet wurde, um so enger an die Königin Elisabeth von England und an Heinrich von Navarra an, welche in der Freiheit der Niederlande die Sicherheit ihrer eigenen Kronen vor den Angriffen Spaniens und des Papstes vertheidigten.

1584 Das Jahr 1584 bildete einen schlimmen Wendepunkt in der deutschen und europäischen Geschichte. Durch die Ermordung des Oraniers verlor der Protestantismus den Makkabäer, der nach Wilhelm's von Hessen Ausdruck „uns Protestanten nächst Gott aufrecht hielt." In den Niederlanden wurde durch Oldenbarneveld's Geschicklichkeit zwar die Umwandlung der Monarchie in einen republikanischen Staatenbund vollendet, allein die südlichen Provinzen fielen nun dauernd unter die Herrschaft Spaniens und des Katholicismus zurück, und ihre reichen Hilfsquellen dienten jetzt dazu, die nördlichen Provinzen desto nachdrücklicher zu bekriegen. Die spanische Macht erlangte durch die Besitznahme Portugals und durch die niederländischen Siege des großen Feldherrn Alexander von Parma erhöhtes Ansehen. Der König von Frankreich wandte sich wieder von den Niederländern ab und der von Spanien gestifteten katholischen Liga zu; die Aufhebung des legitimen Erbrechtes durch die Ausschließung des Bearners, der Bruch so vieler feierlichen mit den Hugenotten geschlossenen Verträge durch den Befehl der gänzlichen Ausrottung ihrer Ketzerei waren die Früchte dieses neuen Fortschrittes der spanischen Uebermacht. Im Reiche errang die katholische Partei eben damals ihre größten Siege, und diese ganze, durch den neuentzündeten Religionseifer der katholischen Völker so gewaltig gesteigerte Wucht der Reaction warf sich jetzt zunächst auf die französischen und niederländischen Hugenotten und deren Helferin, die Königin Elisabeth von England. Während aber in Deutschland nur die Katholischen Partei ergriffen, während nur das baierische Fürstenhaus seine französischen Glaubensgenossen und das mit Baiern nahe verwandte Haus Lothringen mit aufopferndem Eifer unterstützte

und der schwache Kaiser Rudolf von Spanien und Baiern für die Liga bearbeitet wurde, zeigten die protestantischen Reichsstände auch diesmal ihre ganze Kurzsichtigkeit. Die Hilferufe und Warnungen Elisabeth's und Heinrich's von Navarra verhallten: man schickte ihnen die Concordienformel und verlangte deren Unterzeichnung! Erst der zufällige Umstand, daß Kurfürst August von Sachsen sich noch als sechzigjähriger Greis in die dreizehnjährige Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, eines eifrigen Hugenottenfreundes, verliebte und dieselbe, wenige Wochen nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, heirathete, brachte den französischen Hugenotten eine unerwartete Hilfe. Der reizenden Hedwig zu Liebe beschloß August, die Hugenotten mit aller Macht zu unterstützen, und brachte die andern protestantischen Fürsten, die nichts ohne ihn zu thun pflegten, zu gleichem Entschluß. Er starb zwar schon sechs Wochen nach der Ehe (am 11. Februar 1586), 1586
aber sein Sohn Christian I., der unter dem Einflusse seines Schwagers, des Pfalzgrafen Casimir, stand, ward ebenfalls für die Hugenotten gewonnen. Johann Casimir führte damals (nach des Kurfürsten Ludwig im Jahre 1583 erfolgtem Tode) die vormundschaftliche Regierung in der Pfalz. Die Eintracht der beiden bis dahin so tief zerfallenen protestantischen Häupter, der Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, war nicht bloß für Deutschland ein hochwichtiges Ereigniß. Um ihr entgegenzuwirken, wurde der Kaiser Rudolf von seinen Jesuiten bestimmt, dem Kurfürsten Christian I., falls er durch Unterstützung der französischen Rebellen die Verbote des Kaisers übertrete, mit dem Verlust der Kurwürde und Wiedereinsetzung der Ernestinischen Linie zu drohen. Aus Furcht vor der Verwirklichung dieser Drohung und um den König von Spanien nicht allzusehr zu reizen, unterblieb die Ausrüstung des Hilfsheeres und man begnügte sich zunächst mit der Abordnung einer feierlichen Gesandtschaft, welche Heinrich III. an die den Hugenotten durch so viele Friedensschlüsse gewährte Religionsfreiheit erinnern sollte, aber so schimpflich behandelt wurde, daß die lutherischen Fürsten sich einen Augenblick zur Thatkraft ermannten und ihre innern Zwistigkeiten vergaßen. Sie steuerten Geld und gestatteten die Werbung von Truppen für Heinrich von Navarra; ein Heer von 8000 Reitern und 5000 Lanzknechten, zu welchen sich 13,000 prote-

stantische Schweizer und 4000 Hugenotten gesellten, zog unter dem Befehl des Burggrafen von Dohna im Sommer 1587 nach Frankreich. Dieser Feldzug nahm zwar durch die Uneinigkeit der Führer und die Zuchtlosigkeit der Truppen ein schlechtes Ende und brachte dem deutschen Namen wenig Ehre, denn vergebens drang Dohna auf rasches Vorrücken, das Heer hielt sich mit der Plünderung der deutschen und französischen Grenzländer auf und gelangte nur bis nach Etampes, daher der ganze Feldzug der Tampiskrieg genannt wird; die Schweizer trennten sich von den Deutschen und kehrten, durch Geldversprechungen der Liga bestochen, heim; die Deutschen, von den Hugenotten selbst nicht unterstützt, von den Schweizern im Stich gelassen, von den Guisen in einem nächtlichen Ueberfall geschlagen, schlossen endlich auch einen Vergleich, der ihnen den Rückzug sichern sollte, aber nicht gehalten ward. Sie wurden auf dem Rückzug so aufgerieben, daß nicht viel über tausend Mann im elendesten Zustande heimgekehrt sein sollen. Immerhin hatte dieser Feldzug die Lage Heinrich's von Navarra wesentlich verbessert und ihm durch die Theilung der feindlichen Streitkräfte die Möglichkeit des Sieges von Coutras verschafft, welcher den gesunkenen Muth der Hugenotten wieder hob.

Um jene Zeit sammelte sich die katholische Welt unter Philipp's
1588 Banner zu zwei gleichzeitigen Hauptschlägen, welche im Frühling 1588 erfolgten, aber da sie scheiterten, wieder einen Umschwung herbeiführten: in Frankreich brach die Revolution der Liga aus; der Tag der Barrikaden, die Flucht des Königs aus Paris, die Erhebung des Heinrich von Guise, die revolutionären Generalstände von Blois; gegen England lief die große spanisch-portugiesische Armada aus dem Hafen von Lissabon aus. Mit Spannung hingen auch in Deutschland Aller Blicke an dieser Unternehmung, bis in die entlegensten Thäler wurden fast tägliche Berichte von ihrem gewaltigen Anfang, schlechten Fortgang und übeln Ausgang verbreitet. Sie hatte Philipp's Kräfte sehr geschwächt, und was schlimmer für ihn war, den Nimbus seiner Seemacht zerstört, während England und Holland, in den Tagen der Gefahr eng verbunden, sich nunmehr rasch zu Seemächten ersten Ranges erhoben und mit rastlosem Eifer die spanische Monarchie in

ihrem Lebensnerv angriffen. Auch in Frankreich war der Schlag mißlungen: durch den Staatsstreich eines Meuchelmordes entledigte sich Heinrich III. seines ligistischen Nebenbuhlers und suchte Hilfe gegen die Revolution bei Heinrich von Navarra und den Hugenotten. Zwar wurde er durch den Dominikaner Clement am 1. August 1589 ermordet, aber Heinrich von Navarra trat nunmehr als König Heinrich IV. von Frankreich aus seiner bisherigen Stellung eines bloßen Parteichefs in diejenige des legitimen, wenn auch von der katholischen Welt noch nicht anerkannten Königs. Für die Glaubensgenossen, namentlich für die deutschen, und für die Politik des Reiches war dieser Umstand sehr wichtig, indem der bisher den protestantischen Ständen im Wege stehende Vorwurf, daß sie Rebellen unterstützten, jetzt hinwegfiel. Es zeigte sich fortan ein größerer Eifer; manche Fürsten und Städte des Reiches haben ansehnliche Opfer gebracht, um dem protestantischen König von Frankreich seinen Thron zu retten, und ihn mit großen Geldvorschüssen und Truppenwerbung unterstützt. Unter den Städten zeichnete sich Straßburg aus, unter den Fürsten der unermüdliche Pfalzgraf Johann Casimir, doch auch der streng lutherische Herzog Ludwig von Wirttemberg, vor Allen aber Landgraf Wilhelm der Weise von Hessen, welcher dem König sofort ein (für jene Zeit sehr bedeutendes) Darlehn von 100,000 Gulden machte. Für den deutschen Geschichtschreiber ist es eine wohlthuende Abwechslung, auch einmal von Geldsummen berichten zu können, womit deutsche Fürsten einen ausländischen König unterstützten, statt von ihm unterstützt zu werden, sowie von der leider nur allzu kurzen Eintracht, welche eben damals von ihren Führern, den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, auch auf die übrigen Stände beider protestantischen Confessionen überzugehen schien. Des Kurfürsten August Nachfolger verließ immer mehr die früheren Wege der kursächsischen Politik. Auf einer im Jahre
1590 durch englische Bemühungen in Cassel zu Stande gebrachten 1590
Zusammenkunft des Kurfürsten Christian I. mit Johann Casimir und mehreren andern Fürsten wurde über eine Viertel Million Gulden für einen Kriegszug zur Unterstützung Heinrich's IV. ausgesetzt, und selbst die starrsten Lutheraner folgten dem von Kursachsen gegebenen Beispiel; solcher Feuereifer beseelte den Kurfürsten Christian, daß er

das Doppelte seiner Quote vorschoß. Die Ränke und Gegenvorstellungen des Kaisers konnten die Ausführung des in Cassel beschlossenen Unternehmens nur aufhalten, aber nicht vereiteln.

Ueberhaupt schien sich im Jahre 1590 eine allgemeine Reaction gegen die spanische Uebermacht vorzubereiten, welche nicht bloß von der protestantischen Welt ausging. Auch Italien wurde von ihr ergriffen, die Venetianer standen an der Spitze dieser Bestrebungen; sie erkannten Heinrich IV. als König an und entschuldigten sich deshalb vor dem Papste mit den Gefahren der spanischen Herrschaft, deren Druck auch in Italien sich täglich fühlbarer machte. Selbst der starre Papst Sixtus V., der diesen Druck empfand, wurde schwankend; er sah den Venetianern ihren kühnen Schritt nach, er empfing Agenten der Hugenotten, der Königin von England, des Landgrafen von Hessen, des Kurfürsten von Sachsen und gab dem Gedanken Raum, durch eine Veränderung seiner Politik die Welt vom spanischen Joche zu befreien und die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen zu vermitteln.*)

1591 Im Sommer 1591 versammelten sich die im protestantischen Deutschland geworbenen Schaaren in der Wetterau; es war das schönste Heer, welches seit langer Zeit im Reiche gesehen worden, gut gerüstet, über 20,000 Mann stark; unter den Führern erblickte man zwei Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, einen Herzog von Holstein und viele Grafen und Herren aus dem Reiche; den Oberbefehl führte nach dem Wunsche der Königin Elisabeth der damals erst dreiundzwanzigjährige Fürst Christian von Anhalt, ein Mann von großen Gaben und noch größerem Eifer. Dieses Heer kam dem Bearner sehr zu Statten und würde seiner Sache den Sieg verschafft haben, hätte er nur nicht aus Armuth, nachdem die Truppen sieben Monate keinen Sold empfangen und bei der Belagerung von Rouen den bittersten Mangel gelitten hatten, sie wieder entlassen müssen. Mit ehrenvollen Zeugnissen ihrer Tapferkeit und einer Schuldverschreibung von zwei Millionen Gulden, die aber nie bezahlt wurde, kehrten sie wieder heim und suchten sich unterwegs durch Plündern schadlos zu halten. Zwar suchte Christian von Anhalt die protestantischen Fürsten zu neuen

*) Ranke, Päpste II, 206, 213.

Geldvorschüssen zu bewegen; aber inzwischen waren die beiden Häupter, deren Eintracht das ganze Unternehmen erst ermöglicht hatte, nämlich der Kurfürst Christian von Sachsen schon am 25. September 1591 und Johann Casimir von der Pfalz am 6. Januar 1592 gestorben; 1592
in Sachsen war eine fanatische Reaction des Lutherthums ganz im Sinne des Kaisers erfolgt, Kurpfalz wurde durch einen Regentschaftstreit beschäftigt: da war an irgend ein Zusammenwirken zur Unterstützung der Hugenotten nicht mehr zu denken. Auch in Rom hatte nach dem Tode Sixtus' V. die spanische Politik triumphirt; sie behauptete jetzt allenthalben das Uebergewicht, in den Cabinetten und auf den Schlachtfeldern, vornämlich durch die größeren Geldmittel, welche ihr zu Gebote standen. Heinrich IV. sah sich endlich veranlaßt, durch den Uebertritt zur römischen Kirche sich den Weg zum Throne zu bahnen, den ihm die Hilfe der Protestanten nicht hatte verschaffen können. Es ist hier nicht der Ort, diesen Schritt des großen Königs, der in der inneren Lage Frankreichs seine weitere Erklärung findet, zu beurtheilen. Aber jedenfalls hatten die deutschen Protestanten kein Recht, darüber zu klagen und zu jammern; denn warum hatten sie ihn trotz seiner Legitimität im Stiche gelassen? Sie konnten froh sein, daß durch diesen Uebertritt Frankreich wieder einen Herrn und Europa einen Beschützer gegen die spanisch-katholische Uebermacht erhielt.

Und einen solchen Schützer hatte man damals nirgends nöthiger als in Deutschland, wo in Folge der erbärmlichen Zerfahrenheit des Reiches und der Selbstsucht seiner mächtigsten Glieder die katholische Reaction mit spanischem Solde seit einem Vierteljahrhundert einen Sieg nach dem anderen errungen hatte und nahe daran war, sich ganz Deutschland zu unterwerfen. Vor Allem handelte es sich darum, die geistlichen Fürstenthümer in gutkatholische Hände zu bringen, um alsdann in diesen Fürstenthümern vermöge des landesherrlichen Reformationsrechtes den Protestantismus gänzlich auszurotten und auf den Reichstagen die Mehrheit zu behaupten, vermittelst deren durch Ausdehnung der Reichsbefugnisse die Gegenreformation allmälig über ganz Deutschland ausgedehnt werden konnte. Wie im Zeitalter der Reformation, so bildeten auch jetzt die geistlichen Herrschaften den Zankapfel, der die größten Entzweiungen hervorrief. Schon

1576 bei Rudolf's Thronbesteigung verfolgte die katholische Partei den Plan, die großen Bisthümer Köln und Münster, doppelt wichtig wegen der Nähe der Niederlande und wegen der protestantischen Regungen am ganzen Niederrheine, in zuverlässige Hände zu bringen. Lange Zeit haben hier katholische und protestantische Einflüsse, die einen von Spanien, die andern vom Hause Nassau-Oranien unterstützt, um den Sieg gerungen. Der damalige Kurfürst von Köln, Valentin von Ysenburg, wurde durch große Vortheile zum Rücktritte bewogen; er ward unter päpstlicher Dispensation mit der reichen belgischen Gräfin von Arenberg und Ligne vermählt, deren Haus gefürstet wurde; auch erhielt er eine große Pension aus dem Bisthum und trat nun die Regierung seiner Erblande an, welche sonst bei dem Erlöschen des Hauses erledigt gewesen wären. Auch in Münster suchte man den Bischof, Johann Wilhelm von Jülich, zum Rücktritt zu bewegen; in beide Bisthümer sollte dann mit Hilfe einer dafür in den Stiftern gewonnenen Partei Herzog Ernst von Baiern, ein jüngerer Sohn des regierenden Herzogs Albrecht, gebracht werden; schon als zwölfjähriger Knabe war er Bischof von Freising, neunzehnjährig auch Bischof von Hildesheim geworden; auch Halberstadt suchte man ihm zu verschaffen; Lüttich hat er später erhalten. Ihm persönlich war freilich an diesem Uebermaß geistlicher Würden so wenig gelegen, daß man ihn zu denselben zwingen mußte;*) er zog lieber in Freising den Hirschen und den Frauenzimmern nach. Durch die Anstrengungen des Grafen von Nassau und den Widerwillen der meisten Capitelherren mißlangen zwar jene Versuche für einmal; in Münster wählte das Capitel nicht den baierischen Candidaten, sondern den protestantischen Erzbischof von Bremen, Heinrich von Lauenburg; diese Wahl wurde freilich vom Papste cassirt, aber sie hatte doch die Folge, daß der bisherige Bischof seine Resignation zurückzog und die Katholischen ihren Plan auf günstigere Zeit verschoben. Nicht ganz so entschieden war das Resultat in Köln; hier wählte das Capitel zwar nicht den evangelischen Candidaten, eben jenen Erzbischof von Bremen, aber auch nicht den katholischen, sondern auf Betreiben der oranischen Partei mit

*) Hurter, I, 223.

einer Stimme Mehrheit einen dritten, den Gebhard Truchseß von Waldburg, einen zweideutigen Charakter, auf welchen sich beide Parteien Hoffnung machten. Daß der Freisinger damals nicht Bischof von Münster und Erzbischof von Köln wurde, hielten scharfblickende Zeitgenossen für eines der glücklichsten Ereignisse seit dem Kriege von 1552. *)

Aber leider zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit die ganze Unfähigkeit der protestantischen Reichsstände und die Ueberlegenheit ihrer Gegner. Während diese, vom spanischen Einflusse und Gelde unterstützt, alle Hebel in Bewegung setzten und weder das Geld noch die Versprechungen und Drohungen sparten, um sich bei den Wählern einen Anhang zu machen, war unter den großen protestantischen Reichsständen auch nicht ein Einziger, der für diese Angelegenheit ein Herz gehabt hätte. Sie zeigten sich „so kleinmüthig und kaltsinnig, daß es in Wahrheit zu erbarmen" war; es fiel ihnen „eine gute Gelegenheit nach der andern aus den Händen;" sie ließen den Grafen von Nassau bei seinen Anstrengungen, jene Bisthümer dem Protestantismus zu erhalten, vollständig im Stich; obwohl es eine Kleinigkeit gewesen wäre, der evangelischen Mehrheit in den Capiteln „einen Rücken zu machen," diese bedrohten Capitel blieben lediglich auf ihre eigene Widerstandskraft angewiesen, oder fanden höchstens im Auslande, bei der Elisabeth von England und dem Heinrich von Navarra ganz ungesucht die Theilnahme, welche man bei der Bornirtheit im eigenen Vaterlande vergebens um Gotteswillen suchte. **)

Was damals den Katholischen noch mißlungen war, gelang sieben Jahre später desto besser, als der Kurfürst Gebhard den unglücklichen Versuch machte, sein Erzstift zu reformiren. Dieser Gebhard hatte sich zwar nach seiner Wahl, um die Gunst des Papstes zu gewinnen, sehr katholisch gezeigt, neigte aber später wieder dem Protestantismus zu. Ein schmutziger Liebeshandel, charakteristisch für den Mann und die Zeit, brachte endlich einen großen Entschluß in ihm zur Reife. Am kölnischen Hofe, auch in den Klöstern zu Köln herrschte damals

*) H. B. Languet. Vergl. Groen van Prinsterer, VI, 181.

**) Groen van Prinsterer, V, 285, 391 ff.

eine furchtbare Liederlichkeit. *) Bei einer Procession hatte sich der Kurfürst in die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld verliebt und sie dann zu seiner Concubine gemacht. Als die Brüder der Gräfin ihre Schande erfuhren, eilten sie herbei und zwangen dem Kurfürsten unter Todesbedrohung ein Eheversprechen ab. Um nun heirathen zu können, ohne seine Fürstenwürde und seine Einkünfte zu verlieren, wandte er sich auf den Rath protestantischer Freunde dem Protestantismus zu. Er fing an, „über das bishero geführt unchristlich und unzüchtig
1583 Leben ein groß Reuen und Klagen zu führen“ und trat endlich, nachdem er sich der Beihilfe der protestantischen Mächte versichert zu haben glaubte, „auf Bitten der evangelischen Ritterschaft und fast aller Städte (Bonn, Linz, Neuß, Rheinberg, Kempen, Uerdingen, Linn, Medebach, Geseke)“ zur evangelischen Kirche über, um einige Tage später Hochzeit zu halten. Dann wurde eine reformirte Kirchenordnung erlassen, in Bonn und andern Orten der evangelische Gottesdienst eingeführt. Um das Capitel zu gewinnen, erklärte Gebhard, daß er das Kurfürstenthum nicht erblich machen wolle; denjenigen Unterthanen, welche lieber katholisch bleiben würden, sicherte er volle Parität zu.

Die katholischen Widersacher des Kurfürsten haben schon damals und bis auf den heutigen Tag über die Geschichte seines Uebertritts ein wahres Triumphgeschrei erhoben und dabei ganz übersehen, daß das Unsittliche in seinem Wandel nur der katholischen Periode seines Lebens angehört, während er nach dem Uebertritte ein guter Christ geworden ist und sich bedeutend gebessert hat. Wäre er freilich katholisch geblieben, so hätte er gleich seinem von der katholischen Partei hochverehrten Vorgänger Salentin Mätressen halten können, so viel er wollte. Nicht der christlich moralische, sondern der kirchenpolitische Gesichtspunkt war für das römischkatholische Urtheil zu jeder Zeit entscheidend, die Gründe des Uebertritts sind für diesen Standpunkt in Wahrheit ganz Nebensache und werden nur deshalb so hervorgehoben, um das Urtheil der Menge über die Hauptsache, nämlich den Uebertritt selbst, zu verwirren. Diese Hauptsache hatten diejenigen

*) Vergl. die Schilderungen in den Denkwürdigkeiten des Ritters Hans von Schweinichen, herausgegeben von Büsching, Breslau 1820.

streng christlichen, moralischen Zeitgenossen im Auge, welche den Uebertritt als ein glückliches Ereigniß begrüßten. Die Berechtigung zu demselben war von den Protestanten, welche den geistlichen Vorbehalt niemals anerkannt, sondern sich ihm nur mit Protest gefügt hatten, niemals aufgegeben worden. Unerhört war der Vorgang nicht; auch andere Bischöfe, auch die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg waren verheirathet und hatten die Reformation in ihren Stiftern eingeführt. Für das protestantische Deutschland und das ganze protestantische Europa war die Kölnische Reformation ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit, theils wegen der Bedeutung, welche dieses größte geistliche Fürstenthum durch seine geographische Lage und Ausdehnung, durch Handel und Verkehr seiner Unterthanen an und für sich besaß, theils weil alsdann die evangelische Partei im Reiche die Mehrheit im Kurfürstencollegium erhalten hätte. Wenn es dem Gebhard gelang, wären noch Andere seinem Beispiel gefolgt; auch die Bischöfe von Paderborn und von Würzburg hätten gern geheirathet und warteten nur auf den Ausgang der Kölnischen Sache. Der Letztere, Julius Echter von Mespelbrunn, einer der kräftigsten Fürsten seiner Zeit, hatte den Protestanten im Fuldischen bereits Hilfe geleistet, ihren Abt vertrieben und war im Begriff, den Kurfürsten von Sachsen gegen den Papst zu Hilfe zu rufen.

Unter diesen Umständen erscheint der Schrecken, den die Papisten über die Kölnischen Vorgänge anfangs empfanden, eben so erklärlich als der Siegesjubel der Protestanten und besonders der Niederländer, welche nun zum großen Kummer des Oraniers schon Alles für gewonnen hielten. Ja, man redete schon von der demnächstigen Erhebung eines evangelischen Kaisers. Es mußte sich aber erst zeigen, ob die Protestanten den günstigen Moment auch wirklich zu benutzen verstanden. Zwar die ausländischen Mächte, Elisabeth von England, Heinrich von Navarra, selbst der König von Frankreich haben nichts versäumt, sie dazu anzuspornen, und die evangelischen Fürsten Deutschlands haben es auch an Versprechungen nicht fehlen lassen. Aber dabei blieb es, und das größte Mißgeschick für Gebhard bestand in seiner eigenen Unfähigkeit, von der sich in den nassauischen Archiven sehr traurige Schilderungen finden. Er war nur in den Künsten der

Liebe erfahren; es wird geklagt, daß er „zwar wohl gesinnt, verständig, gelehrt, vieler Sprachen mächtig, in Reden und Schreiben wohl erfahren," aber „als ein neu angehender Christ im Religionswerk etwas blöd" sei und „trotz vielfältigen Erinnerns zu dieser Sache so gar keine Präparation weder mit Geld, noch Munition, Befestigungen und Truppenrüstungen gemacht habe, auch den Kriegshandel nicht verstehe, noch mit fähigen Leuten zu Regierungs- und Kriegssachen versehen sei." Der Landgraf Wilhelm von Hessen schreibt, „es sei zu erbarmen, daß ein so schönes Stück von einem so schlechten Spieler aufgeführt werde." Gebhard verließ sich ganz auf die Hilfe Anderer, diese aber ließen ihn, der vor Allen sich selbst hätte helfen sollen, später im Stich. Er hatte nicht den Muth, seinen Gegnern unter die Augen zu treten und auf dem Reichstag zu Augsburg zu erscheinen, um die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes durchzusetzen. Als nun die Gegner sahen, mit wem sie es zu thun hatten, verwandelte sich ihr Schrecken in Zuversicht. Der Papst Gregor sprach nach vergeblichen Abmahnungen in einer auch sonst sehr merkwürdigen Bulle, worin der Papst sich zum Herrn über alle Reiche der Erde aufwirft, am 1. April Bann und Absetzung über den Kurfürsten aus, worauf das Domcapitel dessen früheren Mitbewerber Ernst von Baiern wählte. Inzwischen hatte der Krieg im Erzstift selbst bereits begonnen, und es zeigte sich, daß der Kurfürst seinen eigenen Capitelherren nicht gewachsen sei, welche die Waffen gegen ihn ergriffen, seine festen Plätze zum größten Theil besetzten und seine Anhänger befehdeten. Auch die Stadt Köln, d. h. der Magistrat, verweigerte ihm den Gehorsam, die Stände am Rhein wagten nicht, sich dem Capitel zu widersetzen, nur eine Minderheit, an ihrer Spitze die Grafen von Solms und von Nuenar, sowie die westfälischen Stände blieben ihm treu. Als daher sein Gegenbischof Ernst mit baierischen Truppen erschien und von den Niederlanden her das vom Domcapitel zu Hilfe gerufene Kriegsvolk des Königs von Spanien, dessen Eigenschaft als deutscher Reichsstand (wegen des burgundischen Kreises) hierbei geltend gemacht wurde, in's Kölnische einbrach, konnte sich Gebhard vor der Uebermacht so vieler Feinde nicht behaupten und begab sich nach Westfalen, um den Kampf von dort aus fortzusetzen.

Inzwischen war das ganze Reich in Bewegung gerathen; die Kurfürsten hielten weitläufige Berathungen über die nicht zu duldende Anmaßung des Papstes, einen Kurfürsten abzusetzen, sowie des Königs von Spanien, seine Truppen in's Reich zu schicken; die Evangelischen berathschlagten, wie ihrem neuen Glaubensgenossen zu helfen sei; die protestantischen Mächte des Auslandes ließen es nicht an Anstrengungen fehlen, um die unermeßliche Wichtigkeit dieser Sache an's Licht zu stellen. Aber es half Nichts! Zwar Kurpfalz war für energische Schritte; aber schon dies war für Kursachsen Grund genug, sich jeder thätlichen Einmischung zu widersetzen! Der Kurfürst von Sachsen sagte, er wolle zwar von Herzen wünschen, daß der geistliche Vorbehalt nie in den Religionsfrieden gekommen wäre oder daß man eine bessere Deutung desselben erlangen könne. Da aber der Buchstabe nun einmal für die Katholischen sei, so müsse man ihnen nachgeben. Der tiefere Grund dieser Weisheit bestand aber in dem Hasse gegen die rebellischen Niederländer und in der Angst vor dem Calvinismus, denn die von Gebhard verkündigte Kirchenordnung war, obwohl sie das Augsburger Bekenntniß enthielt, dennoch den Männern der Concordienformel viel zu freisinnig. Es blieb daher bei Vermittlungsversuchen, Zusammenkünften, Friedensermahnungen, Protestationen und dergl. Man muß diesen unfruchtbaren, langweiligen Actenwust durchlesen, um die tiefe Verachtung zu begreifen, womit Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten, damals auf das deutsche Reich und auf die deutschen Protestanten blickten. Nur der Pfalzgraf Casimir eilte dem Kurfürsten im Sommer 1583 mit Truppen zu Hilfe, konnte aber gegen den Feind, welcher die wichtigsten Punkte bereits inne hatte, wenig ausrichten und gerieth, da ihm der Kurfürst das Versprochene nicht leisten konnte, aus Mangel an Sold und Lebensmitteln bald in die übelste Lage; der Tod seines Bruders, des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, gab ihm einen guten Vorwand, wieder heimzukehren, um die vormundschaftliche Regierung in der Pfalz anzutreten.

Dennoch hätte Gebhard sich noch immer behaupten können. Ganz Westfalen hielt noch an ihm fest; das ganze Land hatte dort die Reformation angenommen; der ganze Adel, bis auf sieben oder acht, blieb ihm noch treu; er konnte noch 20,000 Mann aufbringen.

„Mittel hätte man," schreibt Johann von Nassau, „wohl genug, wenn man sie nur zu brauchen wüßte." Nachgerade verloren aber auch die Westfalen, da sie sich von aller Welt verlassen sahen, den Muth, sich für einen unfähigen Tropf aufzuopfern. Gebhard wurde
1584 daher im April 1584 auch aus Westfalen vertrieben und floh nach Delfft, später nach Straßburg, wo er als evangelischer Stiftsdechant noch sechzehn Jahre mit seiner Agnes ruhmlos gelebt hat. *)

Auch im Kölnischen Westfalen wurde nun der Katholicismus ge-
1585 waltsam wieder hergestellt, und als im Jahre 1585 der protestantische Erzbischof von Bremen starb, welcher zugleich Bischof von Osnabrück und Administrator von Paderborn war und die meisten Aussichten auf das Bisthum Münster hatte, so wurden nur in Bremen und Osnabrück protestantische Nachfolger gewählt; dagegen in Paderborn errangen die Katholischen einen vollständigen Wahlsieg und nun gelang es auch, dem neun Jahre früher gescheiterten baierischen Prinzen zu seinen übrigen geistlichen Fürstenthümern (Freising, Hildesheim, Köln, bald nachher auch Lüttich) noch das große Bisthum Münster zu verschaffen, so daß er in der That der länderreichste Fürst des Reiches, freilich nur eine Drahtpuppe in der Hand der Jesuiten, wurde und über fünf Stimmen auf der Fürstenbank zu verfügen hatte. Der bei Weitem größte Theil von Rheinland und Westfalen war jetzt der Jesuitenherrschaft gesichert. Und nun begann die Gegenreformation mit erneutem Eifer auch in den übrigen geistlichen Ländern. In Franken entschied sich der obenerwähnte Bischof von Würzburg
1586 jetzt für die siegreiche Sache; er trieb es seit dem Jahre 1586 noch viel ärger als vorher der Fürstabt von Fulda, den er doch wegen seiner Glaubenstyrannei hatte vertreiben helfen. Er schickte Missionäre umher, welche mit Hilfe der Beamten die Unterthanen bekehren mußten; die Widerstrebenden jagte er aus dem Lande und zwang sie, in

---

*) Vergl. über den Kölnischen Krieg den 13. Band von Häberlin's neuer teutsch. Reichs-Geschichte. Ueber Gebhard's Liebesgeschichte sind die von seinen Feinden herrührenden Berichte freilich unzuverlässig. Unsere Darstellung seines Charakters als Regenten beruht auf den Relationen seiner eigenen Parteigenossen bei Groen van Prinsterer, VIII passim. Ueber die kirchlichen Verhältnisse im Kölnischen siehe oben S. 497.

wenig Tagen ihre Güter zu verkaufen und ihm den dritten Theil zurückzulassen. Auch das Stift Fulda, dessen Abt eben mit Beihilfe des Würzburgers von seinen evangelischen Unterthanen im Jahre 1576 vertrieben worden, wurde jetzt ganz katholisch gemacht. Zwar nicht vom vertriebenen Abt, denn dieser hat fast zwanzig Jahre lang vergebens um Wiedereinsetzung gebettelt, auch nicht vom Würzburger, denn dieser mußte es auf die Drohungen von Kaiser und Papst wieder herausgeben; aber von den Administratoren, nämlich dem Deutschmeister Heinrich von Bubenhausen und dessen Nachfolger, des Kaisers Bruder, Erzherzog Maximilian. Diese Herren setzten Ordensritter als Stellvertreter ein und brachten die Einkünfte des Landes von 80,000 auf 30,000 Gulden herunter. Das Uebrige wurde den Jesuiten überlassen, die sich, mit großen Privilegien ausgestattet, in Fulda einnisteten und aus diesem Stifte eine Burg der Pfaffenherrschaft und der Dummheit machten. Um diese Zeit ließ auch der neue Erzbischof von Salzburg, Wolfgang Dietrich von Raitenau, alle Unterthanen, die nicht katholisch werden wollten, aus ihrer Heimath jagen.

Nicht so schnell als in diesen Gebieten gelangte die Reaction am Oberrhein im Bisthum Straßburg zum Ziele; hier entspann sich ein lange unentschiedener Kampf. Die von einem päpstlichen Nuntius für abgesetzt erklärten protestantischen Herren des Kölner Erzstiftes waren nämlich zugleich Domherren in Straßburg und bildeten dort sogar die Mehrheit; da wagte es die katholische Minderheit, gegen alle Rechte und Observanzen dieses Stiftes, auf den Grund der vom Nuntius erlassenen Bulle, ihre Collegen aus dem Capitel auszuschließen. Diese beriefen sich natürlich auf ihr gutes Recht und einen fünfzigjährigen Besitzstand; denn schon lange vor dem Augsburgischen Religionsfrieden waren die meisten Straßburgischen Domherren evangelisch geworden und seitdem stets geblieben. Da nun beide Parteien sich im Besitze mit Gewalt behaupteten, so entstand ein vieljähriges Schisma im Stifte, woraus zumal seit der im Jahre 1592 erfolgten 1592
zwiespältigen Bischofswahl ein Bürgerkrieg erwuchs, in welchem die katholische Partei durch kaiserliche Commissionen und Decrete zwar nach Kräften unterstützt wurde, aber eine viel wirksamere Hilfe an dem

benachbarten Herzog von Lothringen fand, während die evangelische Partei von ihren Glaubensgenossen im Reiche nur mit Worten, moralischen Vorstellungen beim Kaiser, unfruchtbaren Protesten, Vermittlungsversuchen und dergleichen unterstützt wurde. Die beste Hilfe fand sie an der Stadt Straßburg, welche aus Anlaß dieses Kampfes im Mai 1588 mit den schweizerischen Städten Zürich und Bern ein Bündniß zur gegenseitigen Vertheidigung von Religion und Freiheit schloß. Auch nahm die evangelische Partei, um sich zu verstärken, verschiedene evangelische Prinzen in ihr Capitel auf und wählte nach dem Tode des Bischofs Johann von Manderscheid im Frühling 1592 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des Administrators von Magdeburg und Enkel des Kurfürsten Johann Georg, zum Bischof. Die katholische Partei hingegen wählte den Cardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, einen Sohn des Herzogs Karl II. von Lothringen, der auch sofort mit großer Heeresmacht erschien und sich der Residenz Zabern und eines großen Theils der Stiftsländer bemächtigte. Der Straßburgische Stiftskrieg nahm somit immer größere Dimensionen an und erlangte für die oberrheinischen Länder dieselbe Wichtigkeit, welche zehn Jahre früher der Kölnische Krieg für die niederrheinischen gehabt hatte. Die Macht Lothringens war anfangs im Uebergewicht; erst als 3000 Schweizer von Bern, Zürich und Basel den Straßburgern zu Hilfe kamen und der tapfere Fürst Christian von Anhalt mit den aus Frankreich heimkehrenden Völkern in den Dienst der Stadt trat, welche ihr Heer damals auf 10,000 Mann brachte, wurden die Lothringer geschlagen und aus einem Theil des eroberten Gebietes wieder vertrieben. Der Herzog erhielt jetzt Hilfsvölker von Baiern und fand beim Papst und dem König von Spanien rege Theilnahme; auch Mainz und Trier rüsteten für ihn; wälsche Schaaren verübten im Elsaß grauenhafte Thaten; da griffen auch endlich die protestantischen Fürsten zu den Waffen, um die Ausschweifungen der fremden Kriegsvölker vom Reiche abzutreiben.

Was den Kaiser betrifft, so gehörte dieser Straßburgische Krieg zu denjenigen Fällen, in welchen die katholische Partei mit den österreichischen Hausinteressen in einen so unmittelbaren Conflict gerieth,

daß Rudolf nicht umhin konnte, eine mittlere Stellung einzunehmen. Um das für Oesterreich hochwichtige Elsaß nicht ganz in fremde Hände gerathen zu lassen, übertrug er die einstweilige Administration des Bisthums dem Erzherzog Ferdinand von Tirol, der freilich von keinem der beiden Streittheile angenommen wurde. Für die lutherischen Fürsten, welche damals aus verschiedenen Gründen sehr eifrig zum Kaiser hielten, war dies ein willkommener Vorwand, ihre Glaubensgenossen im Stiche zu lassen, und selbst der näher betheiligte Herzog von Wirttemberg (wegen Mömpelgard) wollte zwar sein eigenes Land vertheidigen und hatte deshalb stark gerüstet, übrigens aber nichts von der Sache wissen, „weil der calvinische Irrthum und Secte mit eingemengt sei.“ Eine kaiserliche Commission, aus katholischen und lutherischen Fürsten bestehend, brachte dann im Februar 1593 einen provisorischen Vergleich zu Stande, nach welchem beide Theile einstweilen im Besitz dessen blieben, was sie hatten. Eine Commission von sechs Fürsten beider Bekenntnisse sollte dann über die Hauptfrage definitiv entscheiden. Allein auch hier konnten es die Protestanten zu keinem Zusammenwirken bringen. Die beiden lutherischen Kurfürsten hielten es für gefährlich, die Principienfrage der Religionsfreistellung abermals zur Sprache zu bringen, weil solche „das alte und baufällige Reichsgebäude vollends über den Haufen werfen könnte.“ Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit wurde für das Reich und für die deutschen Fürsten immer schimpflicher. Während von brandenburgischer Seite dem Kaiser ein Lohn von 100,000 Gulden „zur Türkenhilfe“ geboten wurde, falls er den Cardinal von Lothringen dahin bringe, daß dieser sich mit der von ihm in Besitz genommenen Hälfte des Bisthums begnüge, wollte andererseits der Herzog von Wirttemberg für seinen zweiten Sohn dem Markgrafen dessen Bisthumshälfte um 100,000 Gulden abkaufen und dann die andere Hälfte mit französischer Hilfe erobern. Er unterhandelte deshalb mit dem französischen Hofe, mit welchem aber auch Brandenburg und das Straßburger Capitel bereits im Handel standen. Der König von Frankreich machte sich diesen Handel um das Elsaß natürlich zu Nutze und steigerte seine Forderungen immer höher. Zuletzt „wurde der ganze Handel so verwickelt, daß man das Ende davon nicht absehen konnte.“ Im Jahre

1597 schlossen Brandenburg und Wirttemberg einen Vertrag, der eine Art von Erbverbrüderung und Mitregentschaft beider Fürstenhäuser in der betreffenden Stiftshälfte bezweckte, gegen welchen aber nun die Domcapitularien protestirten. Der ganze Streit zog sich in's folgende Jahrhundert, wo er noch einmal größere Wichtigkeit erlangte und dann mit dem Siege der katholischen Partei geendet hat.*)

Aber noch viel weiter, bis nach dem nordöstlichen, ganz protestantischen Deutschland griffen die Wiederherstellungsversuche des Katholicismus. Der Administrator von Magdeburg wurde auf Reichs-, Visitations- und Deputationstagen seines Stimmrechtes beraubt, und es fehlte nur noch, ihn ganz außer Besitz zu setzen, wie es im dreißigjährigen Kriege wirklich geschah. Für jetzt ging das noch nicht; an Eroberung war noch nicht zu denken, und da das ganze Stift, Land und Capitel evangelisch war, so fehlte es an dem Vorwande und der Handhabe, wie solche sich am Rheine dargeboten hatten.

Natürlich blieben die Bestrebungen der Jesuiten nicht bei der Zurückeroberung der geistlichen Fürstenthümer stehen: man suchte auch die weltlichen durch Bekehrung der Landesherren zu gewinnen, wozu sich gar manche Wege darboten. Neben einer Anzahl kleiner Herren, die sich bekehren ließen, sind hier zwei größere zu erwähnen, deren Uebertritt das ganze Reich in Bewegung setzte, aber schließlich ohne den gehofften dauernden Erfolg blieb, nämlich des berüchtigten Markgrafen Eduard Fortunatus von Baden-Baden und des Markgrafen Jakob von Baden-Durlach. Der Uebertritt des Letzteren (1590) erregte in Rom so große Freude, daß Papst Sixtus V. eine öffentliche Procession nach den römischen Hauptkirchen anordnete, welcher er selbst mit bloßen Füßen in Begleitung des ganzen Cardinalcollegiums beiwohnte. Das dringendste Geschäft des Neubekehrten bestand in der gewaltsamen Bekehrung seines Landes, Verjagung der Kirchen- und Schuldiener, Einführung katholischer Priester. Jedoch sein noch in demselben Jahre erfolgter Tod machte dieser Freude ein schnelles Ende. Denn sein älterer Bruder Ernst Friedrich bemächtigte sich der Vormundschaft über die unmündigen Kinder, ließ den nachgebornen Prinzen

*) Vergl. Häberlin XIII bis XXII passim.

evangelisch taufen und stellte die evangelische Kirche wieder her, ohne das Testament des Verstorbenen, worin dieser katholische Fürsten zu Mitvormündern bestellt und überdies verordnet hatte, daß das Land immer und ewig katholisch bleiben solle, zu beachten. Zwar wurden nun wegen der Vormundschaft Reichshofraths-Mandate gegen ihn ausgewirkt; jedoch der baldige Tod des jungen Prinzen und der Anfall der Hachbergischen Lande an die evangelischen Oheime erledigte den Streit. Bald nachher fand der Markgraf Ernst Friedrich auch Gelegenheit, die obere Markgrafschaft Baden-Baden von der Tyrannei des als Verschwender, Betrüger, Giftmischer, Schwarzkünstler, Falschmünzer und Straßenräuber verrufenen Eduardus Fortunatus zu befreien. Dieser Taugenichts hatte, den Hausverträgen zuwider, sein bereits unter Sequester gerathenes Land unter Garantie von Baiern und Lothringen an das Haus Fugger verpfändet, nach anderen Nachrichten sogar verkauft, weshalb Ernst Friedrich es endlich in Besitz nahm. Die benachbarten Fürsten von Pfalz und Wirttemberg hatten ihm ihren Beistand zugesichert, und die Unterthanen huldigten mit Freuden ihrem Erlöser (1594). Die Spießgesellen des Tyrannen wurden ergriffen, processirt und dann geviertheilt, und es kamen bei diesem Processe allerlei schauderhafte Verbrechen an den Tag. Doch der verjagte Markgraf behauptete sich in seinen luxemburgischen und sponheimischen Besitzungen und es kam zu einem Kriege zwischen den beiden Vettern, in welchem der Kaiser wie in andern Fällen gebot, die Waffen niederzulegen und ihm das streitige Land einstweilen zu übergeben, wozu man jedoch keine Lust hatte. Da beiden Theilen das Geld ausging, so überließen sie endlich ihre Truppen der eine an Spanien, der andere an Frankreich, und man machte auch bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß dergleichen Zwistigkeiten von den fremden Königen, welche Deutschlands Ruhe nur ungern sahen, geflissentlich genährt wurden. Uebrigens blieb Ernst Friedrich im Besitze; er starb 1604, sein Gegner war schon 1600 gestorben. Da Beide keine erbfolgeberechtigten Nachkommen hinterließen, so kamen die Badenschen Lande an Ernst Friedrich's jüngsten Bruder Georg Friedrich. Ein jüngerer Bruder des Eduard Fortunatus, Markgraf Philipp zu Ettlingen, der sich mit Waffengewalt in den Besitz seines

Erbes zu setzen suchte, wurde überwältigt und starb als Gefangener zu Durlach.*)

Die großen Fortschritte der ultramontanen Partei im Reiche verschafften ihr natürlich in der Reichsregierung bald so sehr das Uebergewicht, daß sie davon den rücksichtslosesten Gebrauch machte und das Reich immer mehr im ultramontanen Interesse zu majorisiren suchte. Mit welchem Uebermuthe sie dabei verfuhr, davon gibt uns eine von dem wirttembergischen Reichstagsgesandten schon im Jahre 1582 verfaßte Denkschrift ein anschauliches Bild. Wir sehen daraus, daß die Reichsanstalten zu bloßen Werkzeugen ultramontaner Parteibestrebungen geworden waren. In allen Sachen, heißt es, würden die Evangelischen im Fürstenrathe überstimmt, weil man die Stimmen nur zähle, nicht schätze; dies Ueberstimmen komme daher, daß viele Prälaten, die weder Land noch Leute hätten und dem Reiche zu nichts contribuirten, gleichwohl zu den Reichstagen beschieden würden und gleich den größten Reichsständen mitstimmten, während man den sämmtlichen Grafen des Reiches mit Land und Leuten nur zwei Stimmen gönne. Die (officiellen) Protocolle des Fürstenrathes, heißt es weiter, würden nicht von den evangelischen, sondern bloß von den beiden katholischen Directoren, Oesterreich und Salzburg, ganz willkürlich geführt und die Abstimmungen von ihnen „nicht recht verfaßt." Ferner stimmten die Herren in eigener Sache, zum Beispiel Burgund gegen die Niederländer, Jülich und Lüttich gegen die Aachener Protestanten u. s. w. und machten Mehrheit der Stimmen. Und so wie im Reichsrathe gehe es in allen Ausschüssen, nirgends sei Parität. Was man aber auf den Reichstagen nicht durchsetzen könne, bringe man auf die Deputationstage, welche ursprünglich bloße Ausnahmsbehörden zur Unterdrückung etlicher Unruhen, jetzt zu stehenden Behörden geworden, in welche man fast nur katholische Mitglieder zuziehe und ihnen die Gewalt einräume, Reichsconstitutionen zu machen. Bei der Anordnung der Tractanden werde von dem Reichscanzler (Kurmainz) ganz willkürlich verfahren, mißliebige Sachen würden zurückgehalten, andere vorgezogen, niemals wüßten die Evangelischen, was vorkommen werde,

*) Häberlin l. l. XV, XIX, XX passim.

während die Katholischen stets wohl unterrichtet seien. Man fahre die evangelischen Gesandten grob an und suche sie durch Drohungen einzuschüchtern; besonders schmählich würden die Reichsstädte behandelt, deren Beschwerden gar nicht angehört würden. Jeder Landfriedensbruch katholischer Fürsten, zum Beispiel des Herzogs von Baiern gegen den Grafen von Ortenburg, des Kurfürsten von Mainz gegen die Grafen von Stolberg, werde begünstigt, die Evangelischen, welche klagten, würden noch obendrein als Rebellen bestraft. Dem Kaiser sei es auf den Reichstagen bloß darum zu thun, Geld zu bekommen, wozu ihm der Türkenkrieg in alle Ewigkeit den Vorwand liefere. *)

Diese Beschwerden gereichten freilich den Protestanten selbst zur größten Schande. Sie hatten noch immer die größere Macht, warum ließen sie sich solchen Unfug gefallen? Sie hatten es sich selbst zuzuschreiben, daß der größere Theil des kleinen Reichsadels ihnen den Rücken wandte, da er keinen Schutz an ihnen fand und, um seine Existenz zu retten, wieder katholisch wurde. Daß auch das Reichskammergericht mit gleicher Parteilichkeit verfuhr wie die Majorität der Reichsversammlung, ist sehr begreiflich. Das Amt des Kammerrichters (Präsidenten) wurde vom Kaiser und die ganze Kanzlei vom Kurfürsten von Mainz nur mit Katholischen besetzt, Mitgliedern des reformirten Bekenntnisses ward durch Visitations- und Reichstagsabschiede der Eintritt gesperrt, doch auch erledigte Stellen lutherischer Beisitzer blieben durch allerlei Chicanen oft lange Zeit unbesetzt. Zu Referenten in wichtigen Sachen wurden nur Katholische bestellt. Im Jahre 1583 setzten die katholischen Visitatoren des Reichskammergerichts gegen die Protestation ihrer in der Minderheit verbleibenden protestantischen Collegen ein Decret durch, wonach das Kammergericht die Acten in solchen Sachen des Religionsfriedens, bei denen Stimmengleichheit eingetreten, an den Kaiser zur Entscheidung einreichen sollte! Endlich suchte man das ganze Reichskammergericht durch den kaiserlichen Reichshofrath zu umgehen, welchen der Kaiser nur aus Katholischen bestellte und vor welchem die wichtigsten Sachen von den Katholischen anhängig gemacht wurden. Vergebens beschwerten sich

*) Vergl. Häberlin, XII, 236 ff.

die Protestanten gegen diesen neuen Uebergriff; man erwiederte ihnen: durch Einsetzung des Reichskammergerichts hätten die früheren Kaiser nur die Justiz erleichtern, aber keineswegs ihrer Jurisdiction entsagen wollen. Und da die Sache in der That eben so unklar war als das ganze deutsche Staatsrecht, so fanden sich auch protestantische Juristen, welche behaupteten, der Kaiser sei im formellen Rechte, ja die protestantischen Fürsten trugen selbst kein Bedenken, so oft es ihnen paßte, ihre eigenen Streitigkeiten vor den Reichshofrath zu bringen. *)

Unter diesen Umständen ist es dann freilich nicht zu verwundern, daß geradezu alle Streitigkeiten, welche im Reiche auftauchten und welche noch vor zehn oder zwanzig Jahren ganz anders entschieden worden wären, jetzt im Sinne der katholischen Partei entschieden wurden. Die unsinnigsten Aufstellungen derselben erlangten reichsrechtliche Geltung. So zum Beispiel sollten die Reichsstädte, welche zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens einen katholischen Magistrat (und noch dazu, wie Augsburg, einen vom Kaiser gewaltsam aufgedrungenen) gehabt hatten, auch bei späteren Wahlen nie mehr das Recht haben, evangelische Rathsglieder zu wählen und eben so wenig das Recht haben, die Reformation einzuführen; also von dem allen weltlichen Reichsständen selbst nach der engsten Auslegung des Augsburger Religionsfriedens zustehenden jus reformandi ausgeschlossen sein. Diese letztere Anmaßung rief im Jahre 1581 eine Revolution in der Reichsstadt A a c h e n hervor. Eine kaiserliche Commission, zu welcher sich spanische, Lüttich'sche und Jülich'sche Gesandte gesellten, hatte dort die ordentlich gewählten evangelischen Bürgermeister wieder cassirt, nachdem schon vorher eben so unrechtmäßig die Unterdrückung des Evangeliums befohlen worden war. Da riß den Bürgern der Geduldsfaden, sie griffen zu den Waffen, worauf die Commissarien und mit ihnen die katholischen Patricier entflohen. Aachen blieb protestantisch, wurde aber nun von Kaiser und Reich wie eine rebellische Stadt behandelt und von dem Bischof von Lüttich und dem Herzog von Jülich belagert. Die Bürger aber waren standhaft und tapfer; sie schlugen den Feind zurück, eroberten dessen Geschütz, zerstörten die

*) Häberlin, X, 88, 100 ff., XII, 320, 375, XIII, 473.

umliegenden Schlösser und erwarteten von dem im Sommer 1582 versammelten Reichstage zu Augsburg (dem ersten, welchen Rudolf hielt und dem er noch in Person beiwohnte) die Anerkennung ihres guten Rechtes. Hier erklärten auch die Reichsstädte einhellig, daß sie nicht eher einen Pfennig verwilligen würden, als bis ihren Beschwerden abgeholfen und namentlich die Reichsstadt Aachen in die ihr willkürlich entzogenen Rechte wieder eingesetzt und von der ungerechten Strafe freigesprochen sei. Da nun die allgemeinen Angelegenheiten damals für die Katholischen kritisch standen und auch die Kurfürsten und weltlichen Fürsten sich ausnahmsweise energisch der Stadt annahmen, so wurde endlich eine neue Untersuchung verheißen und die Sache blieb vorläufig in der Schwebe. *)

Und so wie mit Aachen verhielt es sich mit den meisten in den Reichsstädten von der katholischen Partei erhobenen Streitigkeiten, zum Beispiel in Augsburg, wobei die wahren Ursachen des Haders nicht in den zufälligen äußeren Veranlassungen bestanden, bei denen das formelle Recht vielleicht den Bürgern entgegen war, sondern in dem Umstande, daß die ihnen aufgezwungenen katholischen Magistrate und die von diesen begünstigten Jesuiten in mißbräuchlicher Auslegung des Augsburgischen Religionsfriedens sich wie eine ewige Krankheit forterben sollten, daß diese katholischen Rathsherren sich in die kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen einmischten, ja daß man den letzteren, obgleich damals der weitaus größte Theil der Bürgerschaft zu ihnen gehörte, nicht einmal die gleiche Zahl von Rathsstellen wie den Katholischen zugestehen wollte, so daß die Bürgerschaft, indem das Reich stets gegen sie Partei ergriff, im Kampfe für ihr Recht gegen das Recht des Reiches mit Nothwendigkeit zur Rebellion hingetrieben wurde. **)

Als eine solche äußere Veranlassung, welche in Augsburg langdauernde Bewegungen hervorrief, stellt sich der Kalenderstreit heraus, welcher damals ganz Deutschland, ja die ganze Christenheit beschäftigte. Papst Gregor XIII. hatte sich das Verdienst erworben, durch seine

*) Vergl. Häberlin, XI, 353 ff., 459 ff, 535 ff, XII, 407 ff.
**) Häberlin XIII, 547 und passim.

von geschickten Mathematikern unternommene Verbesserung des Julianischen Kalenders das Kalenderjahr mit dem astronomischen Jahre wieder in Uebereinstimmung zu bringen. Zu diesem Zwecke mußten zehn Tage im Kalender übersprungen werden, wozu der Papst den 5., 6., 7., 8., 9., 10., 11., 12., 13. und 14. October 1582 bestimmt hatte, welche Tage daher in der päpstlichen Zeitrechnung fehlen. Heut zu Tage würde man eine solche Verbesserung, käme sie auch woher sie wolle, mit Dank annehmen und sich über ihre Einführung verständigen, wie sie denn auch in der That jetzt bei uns überall längst eingeführt ist. Allein wenn diese Reform, weil der Kalender mit seiner Bestimmung der Sonn- und Festtage große kirchliche Wichtigkeit hat und außerdem eine so bedeutende Aenderung desselben in alle bürgerlichen Verhältnisse eingriff, selbst in viel späterer Zeit noch auf große Schwierigkeiten stieß, so daß zum Beispiel in England der Gregorianische Kalender erst seit 1752 und in der griechischen Kirche noch bis heute der Julianische Kalender gilt, um wie viel weniger war damals eine sofortige Annahme dieser Neuerung zu erwarten, wo die katholische Kirche selbst sie den Protestanten unmöglich zu machen suchte! Der Papst Gregor XIII. hatte nämlich in einer überaus anmaßlichen Bulle die Annahme seines Kalenders der gesammten Christenheit bei Strafe des Bannfluches befohlen und jeden Zweifel an der Richtigkeit desselben für Ketzerei erklärt; die Papisten zuerst behandelten diese Sache als Parteifrage und erblickten in der Annahme des Kalenders eine Unterwerfung unter das Papstthum. Wenn selbst der gutkatholische Kaiser Rudolf hierüber so aufgebracht war, daß auch er sich gegen die Einführung des neuen Kalenders, von dessen Richtigkeit er überzeugt war, gleichwohl lange sträubte, so erscheint der Widerstand der Protestanten mindestens sehr begreiflich. Nach einem ausführlichen Gutachten des als Mathematiker berühmten Landgrafen Wilhelm von Hessen, eines der aufgeklärtesten und gebildetsten Männer seiner Zeit, wurde der neue Kalender von allen protestantischen Reichsständen verworfen, vom Reichskammergericht der Gebrauch desselben den Parteien anfangs untersagt und bei den katholischen Ständen dessen Annahme nicht ohne mannigfachen Widerspruch nur allmälig durchgesetzt, wobei Baiern und Salzburg vorangingen. Die endliche

Einführung desselben in Oesterreich ging nicht ohne Gewaltmandate und heftigen Streit mit den evangelischen Ständen vor sich. Und so hatte denn Deutschland zu seinen sonstigen Verschiedenheiten jetzt auch noch zwei verschiedene Zeitrechnungen erhalten, wodurch eine Verwirrung entstand, wovon man sich heut zu Tage eben so wenig als von der damaligen entsetzlichen Verwirrung des Münzwesens, zu deren Abhilfe unzählige Verhandlungen auf Reichs-, Kreis- und Deputationstagen gepflogen, unermeßliche Actenstöße ohne den geringsten Erfolg vollgeschrieben wurden, noch eine Vorstellung machen kann. Am ärgsten war die Kalenderverwirrung in den paritätischen Gebieten, namentlich in den Reichsstädten, welche dadurch in ihrem Handel und Wandel sehr beeinträchtigt und mochten sie es nun halten, wie sie wollten, entweder von den katholischen oder von den evangelischen Ständen geplagt wurden. So in Augsburg, wo sogar die Hausgenossen oft zwei verschiedene Zeitrechnungen hatten.*) Während dort angeblich wegen der nothwendigen Uebereinstimmung mit den benachbarten Gebieten des Herzogs von Baiern und des Bischofs von Augsburg der katholische Magistrat den Gregorianischen Kalender mit Leidenschaft einführte, hielt die evangelische Bürgerschaft mit gleicher Leidenschaft am Julianischen Kalender fest und ward von ihren Glaubensgenossen im Reiche in diesem Streite, der als eine viel wichtigere Lebensfrage behandelt wurde wie zum Beispiel der Entscheidungskampf in den Niederlanden, ermuthigt. Darüber brachen nun lange Händel aus. Hauptsächlich wegen ihres Widerstandes in der Kalendersache beraubte der Rath die evangelischen Kirchenpfleger des Rechtes, die Pfarrer zu berufen und schloß die Anhänger des alten Kalenders aus dem Rath aus; als die Geistlichen fortfuhren, die Kirchenfeste nach dem alten Kalender anzukündigen, wurden sie vom Rathe abgesetzt und ausgetrieben, worüber ein Aufruhr unter den Bürgern ausbrach, aber vom Rathe, der sich des Beistandes der katholischen Fürsten im Voraus versichert hatte, unterdrückt und bestraft wurde. Zu neuen Predigern hatte der Rath Leute berufen, von denen die Bürger nichts

*) In dieser Stadt gibt es freilich auch heute noch katholische und protestantische Waschanstalten!

wissen wollten, so daß sie lieber stundenweit in die Kirchen anderer Städte, und als auch dies verboten wurde, gar nicht mehr zur Kirche gingen. Viele wanderten aus und fanden in andern Städten theilnehmende Aufnahme. Augsburg (das heißt der Rath, nicht die unterdrückte Gemeinde) gerieth darüber mit den übrigen evangelischen Reichsstädten in bittere Feindschaft, schloß sich von den Städtetagen aus und gehörte, obwohl eine protestantische Stadt, zu den eifrigsten Gliedern der katholischen Partei.

Daß gerade die Reichsstädte den Uebermuth der Reactionspartei im Reiche am schwersten büßen mußten, war freilich auch eine Folge ihrer eigenen innern Schwäche. Nach dem schönen Aufschwunge der Reformationsepoche hatten sich hier bei der eintretenden Erschlaffung die Ursachen der Zerrüttung, in der wir das städtische Wesen schon am Anfange des Jahrhunderts fanden, und damit seine Abhängigkeit vom Fürstenthum nur in gesteigertem Maße geltend gemacht; sie wurden wahrlich nicht vermindert durch die wilde Demagogie der geistlichen Zeloten, welche nicht sowohl der Freiheit als den rohen Leidenschaften des Pöbels zu Statten kam. Wurde doch von diesen Leuten selbst der besten Obrigkeit das Regieren oft rein unmöglich gemacht! So predigten die Regensburger Geistlichen mit der größten Wuth gegen alles Zinsnehmen und nannten Alle, welche auf Zins Geld ausliehen, Diebe und Räuber, drohten ihnen den Kirchenbann an und ließen sich in diesem Treiben weder durch die Bitten und Vorstellungen der Obrigkeit noch durch das Zureden der berühmtesten Theologen, die der Rath eigens verschrieben hatte, irre machen, bis endlich nichts übrig blieb, als sie, nicht ohne heftige Erschütterungen, aus der Stadt zu schaffen.

Während unter dem Zusammenwirken aller dieser Verhältnisse der Papismus in dem zerrissenen Deutschland einen Sieg nach dem andern gewann, kamen selbst die guten Gelegenheiten auf protestantischer Seite, weil sie unbenutzt blieben, schließlich nur der katholischen Reaction zu Statten, die dann um so kecker und siegesgewisser auf ihrem Wege fortschritt. So hatte bei dem Tode des lutherisch-orthodoxen Kurfürsten Ludwig von der Pfalz die nachfolgende Regentschaft des thatkräftigen und freisinnigen Johann Casimir zwar große Hoff-

nungen erweckt, rief aber zunächst zwischen Casimir und den lutherischen Fürsten, welche der verstorbene Kurfürst durch ein Testament zu Mitvormündern bestellt hatte, nur einen erbitterten Streit hervor, in welchem die Lutherischen bei Kaiser und Reich, Johann Casimir bei den Hugenotten ihren Rückhalt suchten. Die Sache verlief in einen Wust von Streitschriften; aber der energische Pfalzgraf behauptete sich im Besitze. Als nun gar im Jahre 1586 der Kurfürst August von Sachsen, das Haupt des Lutherthums, starb, eröffneten sich unter seinem Nachfolger Christian I. neue Aussichten für die Reformirten. Schon August war in seiner letzten Lebenszeit durch den Einfluß seiner jungen Gemahlin, einer Fürstin von Anhalt, viel toleranter geworden, sein Sohn Christian, ein gutmüthiger, liberaler, aufgeklärter, nur leider dem Trunke allzu sehr ergebener Fürst, war dem Zelotismus der lutherischen Pfaffen von Herzen gram und gab, ohne gerade vom Lutherthum abzufallen, in Uebereinstimmung mit seinem gleichgesinnten Geheimenrath und nachherigen Kanzler Dr. Nicolaus Krell, der kursächsischen Politik nach innen und außen eine freiere Richtung. Er stellte die Religionsverfolgungen ein, setzte die Concordienformel außer Geltung, berief namhafte Gegner derselben zu Lehr- und Kirchenämtern, schaffte die Teufelsbeschwörung bei der Taufe ab, ließ widerspänstige Orthodoxe absetzen; ein neuer Katechismus, nach Melanchthonianischen Grundsätzen, wurde eingeführt und eine reformirte Bibelausgabe veranstaltet. In der auswärtigen Politik hielt sich Christian enge an den mit ihm verschwägerten Pfalzgrafen Casimir. Das war ein Umschwung von unermeßlicher Wichtigkeit! Denn Kursachsen und Kurpfalz, die Directoren der beiden evangelischen Hauptparteien, hielten das Schicksal des deutschen Protestantismus in ihrer Hand! Hatte ihre seitherige Zwietracht die Protestanten immer tiefer heruntergebracht, so konnte jetzt durch ihre Eintracht Vieles wieder gut gemacht werden. Sie rissen auch den Kurfürsten von Brandenburg mit sich fort, welcher durch die Ausschließung seines Sohnes, des Administrators von Magdeburg, von seinen Rechten in den Reichsbehörden ohnehin zu einer energischen Politik getrieben wurde. Die Folgen dieser Verbindung traten bald zu Tage. Im Jahre 1590 sandten diese drei evangelischen Kurfürsten ihre Bevollmächtigten nach Prag,

um gegen mannigfache Uebergriffe, namentlich die Kölnischen, Straßburgischen, Augsburgischen, Aachener Vorgänge, gegen die Einstellung der Kammergerichtsvisitationen und gegen den Unfug der Reichshofrathsprocesse energisch zu protestiren und die wahren Grundsätze des Augsburger Religionsfriedens zur Ausführung zu bringen. Bald nachher ward der vorhin erwähnte Feldzug zur Unterstützung Heinrich's IV. gegen die Spanier zu Stande gebracht. Auf die Eintracht der deutschen Protestanten setzte das protestantische Europa auf's Neue die größten Hoffnungen.

Aber diese Hoffnungen wurden durch den rohen Fanatismus der Zeit bald grausam zerstört. Die ganze Wuth der kursächsischen Zionswächter und des von ihnen aufgehetzten Volkes richtete sich gegen die calvinistischen Neuerer, welche freilich ihrerseits auch nicht mit der nöthigen Klugheit und Schonung zu Werke gingen, den Gottesdienst eilfertig änderten, Melanchthon's Bild den Ehrenplatz zur Rechten Luther's gaben u. s. w. Die abgesetzten Prediger wurden vom Volke als Märtyrer verehrt, Niemand wollte die durch den gräulichen Calvinismus geschändeten Kirchen in Sachsen mehr besuchen, Viele ließen ihre Kinder lieber gar nicht taufen, als ohne die gewohnte Teufelsbeschwörung; ein Fleischer in Leipzig nahm bei der Taufe seines Kindes ein scharfes Beil mit zur Kirche und drohte, dem Geistlichen den Schädel zu spalten, falls er den Exorcismus hinweglasse, worauf sich der Geistliche fügte; hier und da, zum Beispiel in Leipzig, kam es zu den furchtbarsten Pöbelexcessen gegen angesehene, des Calvinismus verdächtige Personen; die Schulen verödeten, die Universität Wittenberg gerieth in Verfall; von allen Seiten, von Volk, Adel und Geistlichkeit und von den katholischen Reichsfürsten ward der Kurfürst mit Klagen und Vorwürfen bestürmt. Sein plötzlicher, wahrscheinlich durch Trunksucht herbeigeführter Tod (1591) ward dann das Signal zu einer wilden Reaction. Noch war die Leiche des Herrn nicht zur Erde bestattet, als der Kanzler, der nichts weiter als den Willen seines Herrn gethan hatte, nach dem Begehren des durch seine bisherige Zurücksetzung erbitterten Adels auf Befehl des vormundschaftlichen Administrators der Kursachsen, Herzog Friedrich Wilhelm's von Sachsen-Weimar, nebst einigen seiner Freunde ver-

haftet und auf die roheste Weise mißhandelt wurde. Drei Jahre hat er dann auf dem Königstein geschmachtet, bis man ihm nur den Proceß machte, da es an allen Anhaltpunkten für eine Anklage fehlte. Der Proceß selbst hat sich dann theils vor dazu niedergesetzten Commissionen, theils vor Rechtsfacultäten, theils vor dem Reichskammergericht noch viele Jahre lang in Competenzstreitigkeiten hingezogen, denn nachdem sich Anklagen und Ankläger gefunden hatten, war es schwer, Richter zu finden, die aus diesen Anklagen etwas machen konnten. Die Anklagen waren ganz vager Natur und enthielten nicht ein einziges bestimmt angegebenes Verbrechen; der Kanzler wurde beschuldigt, seinen Herrn getäuscht und eigenmächtig gehandelt, die Teufelsbeschwörung abgeschafft, die Concordienformel nicht anerkannt, den Calvinismus eingeführt, den Adel beleidigt, zwischen seinem Herrn und dem Kaiser Zwietracht gestiftet und Kursachsen in die französischen Händel verwickelt zu haben, und selbst für diese Beschuldigungen fehlt es in den Acten fast ganz an thatsächlicher Begründung. Der Landtag beschuldigte den Kanzler sogar, seinen Herrn durch die Politik getödtet zu haben. Denn der Kurfürst habe sich über so hohe und schwere Sachen, die ihm gemeiniglich vor oder über der Mahlzeit vorgebracht, erzürnet, im Grimm und Zorn gegessen und getrunken und sei darüber gestorben. — — Endlich, nach zehn Jahren, fand man an der königlich böhmischen Appellationskammer zu Prag ein gefälliges Tribunal, welches in einem aus wenigen Zeilen bestehenden Urtheil „nach Ersehung und genugsamer Erwägung der Acten zu Recht erkannte: daß Angeklagter Niklas Krell mit seinen vielfältigen Bösen und wieder seine Pflicht fürgenommenen auch daheim und mit fremder Herrschaften und derselben Abgefertigten gebrauchten Practiciren und allerhandt arglistigen Fürnehmen dadurch er wieder den aufgerichteten Landfrieden und Turbirung gemeiner Vaterlandsruhe und Einigkeit gehandelt," und deshalb „mit dem Schwert Anderen zum Abscheu gerechtfertigt werden solle, von Rechtswegen — —" was sodann in großer Eile am 20. October 1601 zu Dresden vollzogen wurde. Vorher wurde der Unglückliche noch von drei lutherischen Geistlichen moralisch gerädert. Nicht zufrieden mit seinem, ganz lutherischen Glaubensbekenntniß, verlangten sie auch, er solle alle Anders-

denkenden verdammen, und als er sich dagegen standhaft sträubte, bemerkte der Hofprediger Blume: „Ein rechter Christ muß die Widersprecher nicht allein verdammen, sondern auch verfluchen.“ — — Ja, diese Pfaffen schämten sich nicht, das Opfer ihrer Wuth nach seinem Tode noch von der Kanzel herunter zu verleumden.*) Der Rath zu Leipzig, der sich an dem Justizmorde nicht hatte betheiligen wollen, wurde wegen Ungehorsam in Untersuchung und harte Geldbuße genommen. Natürlich war in Kursachsen durch Vertreibung aller des Calvinismus Verdächtigen, allgemeine Visitation, Unterzeichnung der Concordienformel, unglaublich strenge Büchercensur u. s. w. Alles wieder auf den orthodoxen Fuß zurückgebracht worden. Der Name Calvinist galt, wie die Bücher und Flugblätter jener Zeit ergeben, fortan in Kursachsen als der Inbegriff der größten menschlichen Verworfenheit; der Pöbel zu Leipzig brachte es dahin, daß fremde calvinistische Kaufleute die Messe nicht mehr besuchen wollten und der Verkehr mit den Niederlanden, durch welchen Leipzig zur Blüthe gelangt war, stockte, so daß die Regierung die schärfsten Maßregeln ergreifen mußte. Als 1593 zu Dresden der kurfürstliche Hofmusicus Lossius, ein Fremder und Calvinist, starb, verweigerte ihm die Geistlichkeit das christliche Begräbniß; er wurde Abends in aller Stille von vier Männern hinausgetragen, um im Armensünderwinkel eingescharrt zu werden; aber damit war die orthodoxe Gemeinheit noch nicht zufrieden; die glaubenswüthigen Fleischer und Schmiedegesellen rotteten sich zusammen, jagten die Träger in die Flucht, schlugen den Sarg auf und mißhandelten die Leiche auf das Abscheulichste. — — Calvinistischen, das heißt pfälzischen Wein zu trinken, galt in Sachsen schon für eine

*) Vergl. Dr. Nicolaus Krell, von A. V. Richard. Dresden. 2 Bde. 1859. Nach den hier mitgetheilten Acten ist die bisher übliche, aus Druckschriften geschöpfte Darstellung in wesentlichen Punkten zu berichtigen. Diese Acten enthalten das glänzendste Zeugniß für Krell's vollständige Unschuld. Konnte man bisher vermuthen, er habe seinen Fürsten vielleicht getäuscht, so stellt sich jetzt heraus, daß Christian I. viel selbständiger verfuhr, als man bisher glaubte, und Krell, dessen Einfluß bisher überschätzt worden ist, nur den bestimmten Willen seines Fürsten als treuer Diener ausführte. Die Abschaffung der Concordienformel und des Exorcismus — letztere mit Zustimmung sämmtlicher Consistorien, — hatte Christian schon vor Krell's Anstellung als Kanzler befohlen.

Ketzerei. — — Unter Kurfürst Christian II., der inzwischen die Regierung selbst angetreten, wurden des Calvinismus verdächtige Personen förmlich rechtlos gemacht. „Obwohl wir nicht gemeint, Jemandem das Recht zu versagen," heißt es in einem kurfürstlichen Rescripte an das Oberhofgericht zu Leipzig, „so werden wir doch glaubwürdig verständigt, daß Dr. Blatner (welcher einen Proceß gegen die Grafen von Schwarzburg erhoben hatte) der calvinischen Sect zugethan sein sollte — — begehren demnach Ihr wöllet keine Citation ausgehen lassen u. s. w."

Die nähere Betrachtung des Krell'schen Processes ergibt, daß Krell nicht bloß als ein Opfer der Glaubenswuth, sondern auch der Politik gefallen ist. Offenbar steckte die kaiserliche Partei dahinter, welche damals wie früher und später unter dem meißnischen Adel ihre eifrigsten Anhänger hatte. Der Streich traf zwar nur das Haupt des Kanzlers: in der That war er viel höher, nämlich gegen den verstorbenen Kurfürsten und dessen Verbündete gerichtet. So faßten diese auch die Sache auf. Wilhelm von Hessen fragte, wo sich noch ein treuer Diener finden werde, wenn er befürchten müsse, wegen der Politik seines Herrn verfolgt zu werden? Aber diese Protestationen halfen dem armen Krell nicht: eben dies war ja der Zweck des Processes, ein abschreckendes Beispiel für Andere aufzustellen.

Und so stellt sich denn diese kursächsische Katastrophe nur als ein Glied in der Kette von Vergewaltigungen dar, durch welche die orthodox-lutherische im Bunde mit der katholischen Reaction ihre Feindschaft gegen jede freiere Nationalentwicklung bethätigte. Der kurz nach Christian's I. Tode erfolgte Hintritt des Pfalzgrafen Casimir beraubte die Protestanten ihres andern Oberhauptes, der Tod beider Häupter ward sogar dem Gift der Jesuiten zugeschrieben. Der von beiden mit so großen Hoffnungen veranstaltete Feldzug nahm ein klägliches Ende; der kurpfälzische Vormundschaftsstreit, in welchem die lutherischen Fürsten, die sich gern als Vormünder der Pfalz bemächtigt hätten, den Kaiser anriefen, nöthigte den jungen Kurfürsten von der Pfalz, welcher die Regierung seines Landes selbständig ergriffen hatte, nur an sich selbst zu denken.

Unter diesen Umständen war den Ultramontanen der Muth so sehr gewachsen, daß sie nichts mehr für unmöglich hielten. Sie meinten jetzt, das Reich sei eine Monarchie, und was immer der Kaiser mit der Mehrheit der Stände beschließe, dem müsse sich Jeder fügen; die, welche sich weigerten, seien einfach als Rebellen zu behandeln. Gegen diese aus abstracten Begriffen und Parteiwünschen hergeleitete Rechtsanschauung machten zwar die Gegner das mehrhundertjährige Herkommen und eine Reihe von Reichsgrundgesetzen geltend, wonach das Reich schon seit Jahrhunderten nur eine Conföderation von allerlei Ständen sei, deren frei gewähltes Oberhaupt nur den Titel und gewisse Rechte und Attribute des alten Kaiserthums behalten, aber andere wesentliche Befugnisse desselben längst verloren habe. Weder dürfe er in die Reichsjustiz eingreifen, noch mit Hilfe einer Mehrheit am Reichstage der Minderheit Steuern auflegen oder gar solche Beschlüsse fassen, welche die kirchlichen und politischen, durch feierliche Verträge garantirten Rechte der Minderheit beeinträchtigten. Und zwar sei ein solcher Mißbrauch um so weniger zu dulden, als die Mehrheit am Reichstage meist aus solchen Mitgliedern (kleinen Prälaten) bestehe, welche dem Reiche fast nichts leisteten und aus anderer Leute Leder sich Riemen schneiden wollten. — —

Die Controversen über diese und andere damit zusammenhängende Fragen bilden den Inhalt endloser Actenstöße. Die Lutherischen kamen dabei in den größten Widerspruch mit sich selbst, so oft sie nämlich selbst genöthigt waren, den Anmaßungen der katholischen Partei entgegenzutreten; da sie nach ihrer ganzen Parteistellung und Politik das Recht des Kaisers, des Reichshofrathes ꝛc., den sie selbst so oft für sich um Hilfe anriefen, principiell nicht in Frage stellen durften, so verschanzten sie sich, namentlich um den Beiträgen zum Türkenkriege zu entgehen, hinter allerlei Ausflüchten. Aber die Beschwerden, Protestationen und Minoritätsbedenken der Protestanten wurden von dem Director der Fürstenbank, dem Erzbischof von Salzburg, schon gar nicht mehr zugelassen und höchstens auf Deputationstage verwiesen, wo ihr Schicksal im Voraus entschieden war. Diese Deputationstage waren engere Ausschüsse des Reichstages, die sehr parteiisch zusammengesetzt wurden. Ja, es ist vorgekommen, daß die Proteste der evan-

gelischen Stände vom Erzbischof von Salzburg öffentlich auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten wurden.

Der ganze unfruchtbare Streit hatte kein anderes Ergebniß, als eine furchtbar wachsende Parteienwuth, die sich auf den Kanzeln und in den Druckschriften mit unglaublicher Gemeinheit breit machte,*) aus welcher aber nichts Gedeihliches erblühen konnte. Zwölf Jahre lang war es zu keinem Reichstag mehr gekommen; der Kaiser hatte es vorgezogen, seine Geldforderungen an die einzelnen Kreise zu richten, die sich meist auch nicht karg zeigten, bis ein wiederausgebrochener furchtbarer Türkenkrieg und die äußerste Geldnoth den Kaiser nöthigten, im Jahre 1594 wieder einen Reichstag nach Regensburg zu berufen, wo dann die eben geschilderten Verhältnisse in ihrer vollen Schroffheit zu Tage traten. Eine Anzahl protestantischer Fürsten, reformirte und lutherische, hatte sich zwar auf einem Convente zu Heilbronn, wo auch für König Heinrich IV. eine bedeutende Hilfeleistung beschlossen wurde, zu einem gemeinschaftlichen Auftreten auf diesem Reichstage vereinigt. Man wollte vor Erledigung der Beschwerden sich auf keine Türkenhilfe einlassen, nicht ferner für fremde Zwecke große Summen steuern und zum Danke dafür sich unterdrücken, nicht ferner den Reichstag zu einem bloßen Werkzeug des Papstes und der Jesuiten herabwürdigen lassen u. s. w. Erscheint diese Verbindung als eine Folge der gemeinsamen Interessen, welche damals zwischen Brandenburg, Braunschweig, Pfalz und Wirttemberg wegen der Magdeburgischen, Halberstädtischen und Straßburgischen Bisthümer obwalteten (wobei der 1593 zum Regiment gelangte unternehmungslustige Herzog von Wirttemberg eine Hauptrolle spielte) so trat ihr dafür Kursachsen jetzt nur um so eifriger entgegen. Es war die Zeit des Krell'schen Processes. Ganz voll vom frischesten Hasse gegen den Calvinismus, von welchem

*) In dieser Gemeinheit wetteiferten die Schriftsteller und Prediger aller Confessionen. In des Grätzer Professor Muchitsch „Paedagogia oder Schulführung der Württemberg. Theologen (Grätz 1588)" werden die Tübinger Professoren „Betrüger, Lotterbuben, Teufelsknechte, Eselsprofessoren" genannt, worauf der Stiftsprediger Holder zu Stuttgart in seinem „Bericht von dem überkünstlichen Buche des wahnwitzigen Propstes Dr. Muchitsch" ihn als „Stockfisch, Esel, Sau, Narr, Knittelpropst, Prügeldoctor" anredet. Diese Polemik war aber noch anständig verglichen mit den unflätigen Schimpfereien auf der Kanzel.

er Kursachsen soeben errettet hatte, erschien der kursächsische Administrator, umgeben von zwei zelotischen Hofpredigern, auf dem Reichstage und erklärte den katholischen Kurfürsten, er werde es ganz mit ihnen halten und habe den kurpfälzischen und kurbrandenburgischen Gesandten jede Mitwirkung rund abgeschlagen! Und so geschah es auch. Die Folge war, daß die Beschwerden der Protestanten auch diesmal unbeachtet blieben, obwohl sie sich dazu verstanden hatten, dem Kaiser eine starke Hilfe von achtzig Römermonaten mit zu bewilligen. Ja, die Protestanten konnten schließlich froh sein, daß sie noch so glimpflich davon kamen, denn der junge Herzog Maximilian von Baiern, der als Gehilfe seines Vaters Wilhelm auf diesem Reichstage seine ersten Lorbeeren verdiente und die katholische Mehrheit lenkte, hatte große Dinge gegen sie vor. Nur dem Mißtrauen der kaiserlichen Räthe und des Erzbischofs von Salzburg gegen die baierische Politik, *) welcher man Ländergier und Streben nach dem Kaiserthrone vorwarf, sowie der großen Geldnoth des Kaisers hatte man wenigstens die Aufrechthaltung des status quo und das Versprechen der Abhilfe aller gerechten Beschwerden auf dem nächsten Deputationstage zu danken. Auf diesem Deputationstage (von 1595), welcher die Stelle eines Reichstages versehen sollte, saßen auf der Fürstenbank zehn katholische und nur vier evangelische Stände; auf der Kurfürstenbank waren die Stimmen gleich, aber Kursachsen hielt sich zu den Katholischen; die Evangelischen wurden in allen Fragen überstimmt und es blieb ihnen nichts übrig, als zu protestiren; der Deputationstag zerschlug sich ohne fruchtbares Ergebniß; erst im Jahre 1599 konnte wieder einer gehalten werden. Nicht besser ging es auf dem Reichstage von 1597; damit die Verhandlungen nicht wieder durch Sessionsstreit aufgehalten würden, suchte Kursachsen die Administratoren von Magdeburg und

*) Vergl. Maximilian's Bericht an seinen Vater bei Wolf, Maximilian, I, 170. „Der von Salzburg hat uns ein feines Händele zugericht" 2c. Während ich aber bei Sr. Majestät bin und mit ihr rede, kommt der Poppel (von Lobkowitz), des Kaisers oberster Kämmerer, und sagt gegen Etliche in dem Vorzimmer: „Tausend Sapperment, ist das Jesuiten Geschmeiß wieder da! Daß sie dieser und jener schände! sie trachten dem frommen Kaiser und dem Hause Oesterreich nach der Krone, und wollens in ihr Haus bringen. Es wird sie aber der Teufel besch.... — — Die losen jesuiterischen Buben verderben dem Kaiser den ganzen Reichstag." — —

Halberstadt zu bewegen, auf ihre Plätze auf der geistlichen Fürstenbank einstweilen zu verzichten! Magdeburg gab auch plötzlich nach. Auf diesem Reichstag, auf welchem übrigens weder der Kaiser noch die Fürsten in Person erschienen (den ersteren vertrat sein Bruder Matthias), wurden wiederum dem Kaiser Beiträge zum Türkenkriege bedingungslos bewilligt. Die Protestanten wurden nicht einmal mehr auf die Zukunft mit Abhilfe ihrer Beschwerden vertröstet; diese selbst wurden den Katholischen gar nicht mitgetheilt. Dagegen fing man jetzt an, gegen die mit der Türkenhilfe säumigen Stände mit Schärfe vorzuschreiten, natürlich nur gegen kleinere und evangelische, nicht gegen eben so viele saumselige katholische.

Die einzige ersprießliche Folge, zum Theil auch wohl die Ursache dieser Reichstagsverhandlungen bestand in dem damals wieder erhöhten Eifer der Nation gegen den osmanischen Erbfeind. Hatten die glücklichen Erfolge der deutschen Waffen in dem nie ruhenden Grenzkrieg, namentlich ein großer Sieg, welchen 5000 Deutsche und Ungarn 1593 bei Sissek an der Kulpa über 30,000 Türken errangen, den Sultan Murad veranlaßt, den Krieg zu erklären, der dann von seinem Nachfolger Mohammed III. (seit 1595) mit großem Aufwande geführt ward, so brachte auch dieser große Krieg den Deutschen im Ganzen mehr Ruhm und Erfolg und bessere Bedingungen als früher. Zwar verloren sie in unglücklichen Schlachten (besonders blutig war die bei Kereßtes im October 1596) und in mißlungenen Zügen noch manchen Mann und manche Festung, aber der meisten Siege und Eroberungen, namentlich der wichtigen Orte Gran, Raab, Pesth, konnten sie sich rühmen; nur durch Lässigkeit mißlang die Belagerung von Ofen und ging das schon eroberte Stuhlweißenburg wieder verloren. Die Woiwoden von Siebenbürgen, Moldau und Walachei fielen von der Pforte ab und wurden Bundesgenossen des Kaisers; Sigismund von Siebenbürgen erhielt 1595 eine Erzherzogin aus der steierischen Linie zur Gemahlin, und es knüpfte sich hieran sofort der Plan, Siebenbürgen von Ungarn loszureißen und mit Umgehung der ungarischen und siebenbürgenschen Stände zu einem Erbfürstenthum zu machen,*)

*) Hurter, III, 318 ff.

mit künftigem Anfall an Oesterreich. Ja schon zwei Jahre später trat Sigismund dem Kaiser gegen ein Ruhegehalt und schlesische Herzogthümer das Land Siebenbürgen ganz ab, welches sofort des Kaisers Bruder Maximilian zum Statthalter erhielt. Diese Ländergier, sowie die in Ungarn und Siebenbürgen von den kaiserlichen Feldherren Belgiojoso und Basta alsbald mit empörender Grausamkeit begonnene Verfolgung des Protestantismus brachten den Kaiser bald um alle Früchte des vergossenen Blutes. Denn obwohl die Türken, durch die erlittenen Niederlagen sehr erschöpft und nach dem Tode des Sultans Mohammed (1603) unter dessen Nachfolger Ahmed I. von einem Krieg gegen Persien und einem Aufruhr in Asien bedroht, so friedensbedürftig und so schwach geworden waren, daß der Kaiser ihnen vielleicht ganz Ungarn hätte abdrücken können, so erwuchsen ihnen grade jetzt in den Ungarn und den Siebenbürgern selbst die besten Bundesgenossen. Diese letzteren hatten in dem Magnaten Stephan Bocskai ein entschlossenes Haupt ihrer Unzufriedenheit mit der habsburgischen Politik gefunden. Stephan brachte Siebenbürgen und einen großen Theil von Ungarn in seine Gewalt, schloß 1605 ein Waffenbündniß mit den Osmanen, ja er ließ sich vom Großvezier als König von Ungarn förmlich belehnen, und dies brachte einen solchen Umschwung der Dinge hervor, daß Oesterreich genöthigt war, 1606 sowohl mit dem Sultan als mit Bocskai Friede zu schließen. Der letztere verzichtete zwar auf die ungarische Krone, behielt aber Siebenbürgen und einen Theil von Ungarn. Auch die Türken behielten, was sie hatten; der einzige Gewinn, den dieser Friede von Sitvatorok dem Kaiser brachte, bestand in der Aufhebung der bisherigen Tributzahlung und in der Anerkennung der gleichen Berechtigung beider Mächte im diplomatischen Verkehr.*)

Unter anderen Verhältnissen hätte dieser Türkenkrieg der Nation zum Segen dienen können; statt dessen wurde er eine neue Quelle des Unheils. Die katholische Partei betrachtete ihn nämlich als ihre Domäne; er diente ihr als Agitationsmittel auf Reichs- und Landtagen. Da Ungläubige und Ketzer gleich seien, so wurden beide

*) Vergl. Zinkeisen, III, 590—623.

des Bündnisses beschuldigt; jeder Sieg der Türken wurde zu einer moralischen Niederlage der Protestanten; jede Niederlage der Türken zu einem moralischen Siege der Katholiken; beides, Sieg wie Niederlage, wurde durch Protestantenhetzen verherrlicht. Die Protestanten hingegen, nicht bloß in Ungarn, sondern auch in den deutschen Grenzländern, gewöhnten sich wirklich an den Gedanken, „daß es besser sei, unter den Türken, als unter den Jesuiten zu leben. Denn jene begehrten bloßen Zins und ließen die Gewissen frei.“ — — So machte die Vaterlandsliebe einer tiefen Gleichgiltigkeit, ja der Hinneigung zum Erbfeinde Platz; im Osten wie im Westen Deutschlands vollendete sich das Bild des vaterländischen Jammers. Auf den Reichstagen durften es aber jetzt Jesuiten und Kapuziner wagen, unter den Augen der Evangelischen zu predigen, „der Kaiser dürfe den Ketzern nicht länger ruhig zusehen; es sei nun Zeit, das Schwert wider sie zu ziehen; sie seien dergestalt getrennt, auch zum Theil so sicher und so ohnmächtig, daß sie gar leicht zum Gehorsam des römischen Stuhles zurückzuführen seien.“ An Vorwänden zu einem neuen schmalkaldischen Kriege konnte es nicht fehlen; man brauchte nur die von den geistlichen Fürsten jetzt immer dreister geforderte Restitution aller seit dem Augsburger Religionsfrieden eingezogenen Stifts- und Klostergüter zu befehlen. Zum Ueberfluß traten die katholischen Juristen jetzt mit der Theorie auf, daß der Augsburger Religionsfriede, der für die Reformirten niemals Giltigkeit besessen (wurde dies doch von den Lutheranern selbst behauptet!), seit Verkündigung des Tridentinums auch für die Lutherischen nicht mehr gelte, zumal diese selbst durch Annahme der Concordienformel eine neue Secte gebildet hätten, auf welche sich die den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses gewährte Anerkennung nicht erstrecke.

Dies war der klägliche Zustand der deutschen Dinge zu der Zeit, als Heinrich IV. durch seinen Uebertritt zum Katholicismus sich die Anerkennung seiner Nation als ihres legitimen Königs verschaffte. Lag auch in diesem Schritte ein Sieg des katholischen Princips in Europa oder wurde vielmehr durch denselben die Thatsache des Sieges constatirt, so konnte doch nur die blödeste Kurzsichtigkeit sich über die politischen Folgen desselben für Europa täuschen. Der alte Kampf

zwischen Frankreich und Spanien dauerte fort, denn nicht so leicht mochte Philipp II. die ehrgeizigen Pläne seines Lebens aufgeben. Bald genug sah sich Heinrich IV. genöthigt, diesen Kampf mit dem ganzen Feuer seiner Jugend wieder aufzunehmen und dabei an die Hilfe der protestantischen Welt auf's Neue zu appelliren. Die einfachste Regel der Klugheit hätte geboten, ihn dabei nicht im Stiche zu lassen: es war jetzt jeder Vorwand dazu auch für die katholischen Deutschen hinweggefallen, sofern sie sich des spanischen Joches nur hätten entledigen wollen. Aber die Versuche seines Gesandten, ein Schutz- und Trutzbündniß der evangelischen Fürsten mit Frankreich, England und den Niederlanden zu Stande zu bringen, hatten auch im Jahre 1597 keinen Erfolg. Er fand einige Fürsten zwar einzeln zur Hilfe geneigt, aber vor einem Bunde schreckten sie zurück. Sie fürchteten sich gewaltig vor der katholischen Partei und mochten auch den Kaiser nicht erzürnen, von welchem fast jeder etwas zu erlangen hoffte, denn fast alle hatten ihre besonderen Händel, wobei sie den Kaiser brauchten. Auch wußte man ja, daß der Kaiser mit Baiern, mit seinen eigenen Brüdern und Vettern, auch mit dem Papste zerfallen sei. Sollte man es nun mit ihm verderben und ihn den Katholischen durch gemeinsames Auftreten gegen Spanien vollends in die Arme treiben? Denn Rudolf trauete zwar auch den Spaniern nicht, aber er und seine Verwandtschaft lebten ja zum großen Theile von der spanischen Großmuth; Alle hofften, da Philipp nur e i n e n und zwar einen sehr kränklichen Sohn hatte, einst in Spanien zu erben.

Die Hauptsache mag freilich wiederum das spanische Geld gewesen sein. Sachsen und Braunschweig gestatteten dem König von Spanien sogar Truppenwerbungen in ihrem Lande. Ueberdies reiste damals der Admirant von Aragonien, Don Mendoza, welcher Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in den Niederlanden war, an den katholischen Höfen Deutschlands umher, um einen Krieg gegen die evangelischen Fürsten, welche den Holländern und Franzosen Vorschub leisten würden, sowie Maßregeln gegen Jülich und Aachen, auch einen Seekrieg mit Hilfe der Hanseaten gegen England zu veranlassen, Pläne, womit er am kaiserlichen Hofe Gehör gefunden habe.

So ging auch diese gute Gelegenheit ungenützt vorüber. Das

Bündniß mit den Westmächten kam nicht zu Stande. Um gerecht zu sein, müssen wir aber bemerken, daß die Schuld weniger an den evangelischen Fürsten als an ihren Ständen lag, die in der kleinlichsten Kirchthurmspolitik ihrer Standesinteressen befangen, unter dem Deckmantel eines kaiserlichen Patriotismus sich Allem widersetzten, was ihnen Opfer auflegte oder über dem engen Horizont ihrer religiösen Vorurtheile lag. Das Beispiel, welches uns in dieser Beziehung die kursächsischen Stände in ihrem Auftreten gegen Krell gaben, steht nicht vereinzelt da, es liefert den Gradmesser für die damalige politische Bildung der deutschen Landstände überhaupt. So fehlte es dem jungen Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, welcher seit 1592 regierte, nicht an Fähigkeit und Neigung zur großen Politik, aber bei der Frage über die Allianz gegen Spanien widersprachen alle seine Räthe,*) mit Ausnahme eines einzigen, Herrn von Meysenbug, eines Mannes, der durch seine am englischen Hofe erworbene staatsmännische Bildung alle anderen überragte und die Nothwendigkeit einer solchen Allianz in einer vortrefflichen Denkschrift nachwies, welche aber nicht verstanden wurde. Und welch ein Geschrei erhoben die wirttembergischen Stände über die wälschen Räthe und Praktiken, über die Neuerungssucht und Verschwendung ihres neuen Herzogs, als dieser ihnen für seine Unternehmungen außerordentliche Beisteuer zumuthete!

Heinrich IV. sah sich endlich im Frühling 1598 veranlaßt, mit Spanien den Frieden von Vervins zu schließen; er wollte, wie er sagte, Frankreich nicht länger zum Tanzboden machen, um den Kehraus mit Spanien zu tanzen. Es galt ihm, seinem Lande zunächst Frieden zu schaffen, die Wunden des Krieges zu heilen, sich neue Hilfsquellen zu eröffnen, um demnächst den alten Kampf auf einem andern Boden zu beenden. Und dieser Boden konnte dann nur Deutschland sein. Frankreich hatte seinen dreißigjährigen Krieg

---

*) Es ist charakteristisch, welche Gründe sie anführen: „Das Bündniß sei unerlaubt, weil Spanien ein Stand des Reiches sei, unnöthig, weil Hessen noch im Frieden lebe und durch seine Festungen hinreichend geschützt sei, unzweckmäßig, weil die Niederländer verhaßt und berüchtigt, Elisabeth ein Weib und geizig, die Franzosen unbeständig seien, gefährlich, weil die Macht Spaniens und seines Anhanges zu groß sei."

beendet, für Deutschland stand er jetzt bevor. Mit Recht wurde die protestantische Welt durch den Frieden von Vervins tief erschreckt, obgleich es eine thörichte Besorgniß und eine abgeschmackte Hoffnung der beiderseitigen Zeloten war, zu wähnen, Heinrich werde sich jetzt mit seinem alten Erbfeind gegen den Protestantismus verbünden. Aber die spanischen Waffen erhielten vorläufig freie Hand gegen die Niederländer und die Deutschen.

Die deutschen Niederlande waren freilich schon seit vielen Jahren durch Spanier und Holländer heimgesucht worden, ohne daß das Reich eine Hand geregt hätte. Die spanischen Truppen des Herzogs von Parma, welche einst im Jahre 1586 dem Ernst von Baiern das Kölnische erobert hatten, waren nach vollbrachter Eroberung nicht wieder abgezogen; sie behielten in Bonn, Neuß, Rheinbergen ꝛc. stehende Besatzungen, schalteten wie Herren im Lande und wollten trotz alles Geschreies im Reiche nicht weichen. Nur um es nicht mit den geistlichen Fürsten und dem Hause Baiern zu verderben und die Thronfolge der Habsburger im Reiche nicht zu gefährden, bequemte sich der König von Spanien im Jahre 1592, das Erzstift räumen zu lassen. Nun empörte sich die spanische Soldateska, verlangte, bevor sie abziehe, ihre Bezahlung und blieb eigenmächtig unter Mord und Todtschlag und wilder Bauernempörung im Lande, bis sie endlich vom Kurfürsten, der das Geld zu seinen Lüsten brauchte, auf Kosten des Landes befriedigt wurde. Aber die vertriebene Gräfin von Nuenar und der von ihr zum Erben eingesetzte Prinz Moritz von Oranien blieben ihrer Grafschaften Mörs und Lingen noch beraubt. Auch behielten die Spanier einige feste Punkte, angeblich aus strategischer Nothwendigkeit. Natürlich spielte nun auch Prinz Moritz den Krieg nach Deutschland, er nahm 1597 den Spaniern Rheinbergen, ferner Meurs, Grol, Goor, Oldenzeel, Amarsum, Lingen; die Grafschaften Mörs und Lingen nahm er als rechtmäßiges Eigenthum in Besitz.

Kaum war nun der Friede von Vervins geschlossen, da besetzte 1598 Mendoza mit einem kriegserfahrenen Heer von mehr als 20,000 Mann, welchem das ganze Deutschland keine entsprechende Kriegsmacht entgegenzusetzen hatte, auf's Neue die Kölnischen, Westfälischen, Jülichschen und Clevischen Lande, in welchen er ganz wie in

Feindesland hauste. Dem spanischen Befehlshaber war es dabei vor Allem darum zu thun, den spanischen Niederlanden, welche, der Kriegslasten müde, sich laut nach Frieden mit den Generalstaaten sehnten, eine Erleichterung zu gewähren und den Krieg auf Kosten Deutschlands fortzuführen und wichtige strategische Positionen zu gewinnen; seine Truppen durften ungestraft plündern, brennen, schänden und morden; ungeheure Brandschatzungen, Requisitionen und Strafgelder füllten seine Kriegscasse; auf deutschem Boden bezog er seine Winterquartiere; Wesel wurde sein Hauptwaffenplatz. Natürlich wurde überall, wohin die Spanier kamen, der Protestantismus vertilgt und mit Hilfe des mitziehenden geistlichen Stabes von Jesuiten und Kapuzinern der katholische Gottesdienst wieder eingeführt. Schon dieser eine Grund wäre hinreichend gewesen, die katholischen Reichsstände mit dem frechen Einbruch zu versöhnen; aber es gesellten sich auch noch weitere, politische Motive hinzu: hauptsächlich war es auf Jülich und Aachen abgesehen. In Jülich *) hatte vor Kurzem die habsburgische Partei durch Erdrosselung der Herzogin Jakobe (3. September 1597) einen Triumph gefeiert, welcher im Hinblick auf die mit dem kinderlosen Tode des blödsinnigen Herzogs wahrscheinlich bald bevorstehende Erledigung des Landes und die sich dann erhebenden Erbansprüche der beiden protestantischen Häuser Brandenburg und Pfalz-Neuburg durch Besetzung des Landes bei Zeiten gesichert werden sollte. Galt es doch auch, die evangelisch gesinnten Stände, die sich im Jahre 1591 auf dem Landtage zu Düsseldorf Religionsduldung errungen hatten, zu züchtigen und von weiterer Opposition gegen die Pläne der katholischen Hofpartei abzuschrecken: das Haupt dieser Opposition war der Graf Wyrich von Dhaun und Falkenstein zu Broich; er wurde durch falsche Zusicherungen aus seinem Hause gelockt und niederträchtig ermordet, seine Wittwe ihrer Güter beraubt. In Aachen sollte die vom Kaiser schon im August 1593 wegen Religionsneuerung ausgesprochene und auf dem Reichstage von 1597 von der Majorität auf's Neue in Anregung gebrachte Reichsacht, deren sich die tapfere Stadt bisher trotz der mannigfachsten Bedrängniß erwehrt hatte, ausgeführt

---

*) Cf. oben pag. 496.

werden. Diese Stadt bildete damals, angeregt durch das Vorbild der Niederländer, eine leuchtende Ausnahme von der im übrigen Reiche herrschenden Schlaffheit und Erbärmlichkeit. Wie einst Magdeburg nach dem Schmalkaldischen Kriege und wie eben jetzt im südlichen Europa das tapfere Genf zog sie die Blicke der Welt auf sich; sie mußte freilich diesen Ruhm mit der Verarmung erkaufen; man sammelte Beisteuern für sie; die protestantischen Stände haben ihr einmal einen Römermonat bewilligt; aber geholfen ward ihr nicht. Als jetzt die Truppen des Mendoza zur Achtvollstreckung nahten, wurden unter deren Geleite die ausgewichenen katholischen Rathsherren wieder eingesetzt, der katholische Gottesdienst wieder eingeführt, alle andere Religionsübung verboten, die evangelischen Prediger vertrieben; auf den Knien mußten die protestantischen Bürger, denen alle Lasten der Besetzung aufgebürdet wurden, vor den kaiserlichen Commissarien abbitten. Viele Protestanten zogen fort; mit der Blüthe dieser Reichsstadt war es aus. *)

Aber so empörend auch diese Dinge waren, noch viel empörender ist, wie das Reich sie duldete. So war alle Scham und Ehre entwichen, daß die katholische Hälfte des Reiches über diese Mißhandlung, die doch auch sie mit betraf, in Jubel ausbrach und daß die Abmahnungen, welche der Kaiser auf das Anrufen der protestantischen Stände an die Spanier erließ, eine offenkundige Komödie waren, denn zu gleicher Zeit wurde jeder Versuch, dieser Abmahnung auch von Reichswegen Nachdruck zu geben, von Reichswegen vereitelt. Unmöglich konnten aber die Fürsten, von denen sich einige, wie Brandenburg und Pfalz-Neuburg, in ihren Jülich'schen Ansprüchen, andere, wie Hessen, an ihren Grenzen unmittelbar verletzt sahen, ganz ruhig bei der Sache bleiben; sie setzten es durch, daß eine Versammlung von Ständen aus fünf Reichskreisen zu Coblenz gehalten und hier beschlossen wurde, den Fall als Landfriedensbruch zu behandeln, dem um Hilfe rufenden westfälischen Kreise Beistand zu leisten und hierzu die Jahrs zuvor beschlossene Türkensteuer zu verwenden. Natürlich verweigerten der österreichische und der bairische Kreis jede Theilnahme;

---

*) Häberlin, XXI, XXII passim.

der burgundische war selbst der Angreifer, dessen Vorsteher, der eben zum Statthalter der Niederlande ernannte Erzherzog Albrecht, sowie der Kaiser selbst mahnten sogar von jeder derartigen Unternehmung ab, weil darin eine Unterstützung der niederländischen Rebellen enthalten sei, und hierauf trat auch der niederrheinische (Kurköln, Kurmainz, Kurtrier und Jülich) wieder zurück. Kursachsen, Kurpfalz und Wirttemberg zeigten sich sehr lau, jeder aus anderem Grunde. Wäre es indeß auch nur dem Reste rechter Ernst gewesen, so hätten sie mit den Spaniern noch fertig werden können; diese wurden nämlich nicht bloß von den Holländern unter dem Prinzen Moritz von Oranien bedrängt, sondern man war auch in den spanischen Niederlanden des Krieges satt und die dortigen Stände zeigten sich sehr schwierig. Die Truppen selbst waren meuterisch und unzuverlässig; es hätte daher nur einiger Energie bedurft, um die burgundische Regierung zum Frieden und zur Räumung des besetzten Gebietes zu zwingen. Statt dessen diente auch dieser Anlaß nur dazu, die ganze Jämmerlichkeit der deutschen Zustände an's Licht zu stellen. Der Landgraf Moritz von Hessen war der Einzige, der den übernommenen Verpflichtungen einigermaßen genügte; zwar ließ auch ihn seine Ritterschaft wie immer im Stich, doch wie immer fand er treue Hilfe am Volke. Moritz war der Erste, der (im März 1599) mit 5000 Mann im Felde erschien. Ihm als dem Kreisobristen und thätigsten, mächtigsten Theilnehmer hätte die Oberbefehlshaberschaft nach allgemeinem Wunsch und im Interesse der Sache übertragen werden sollen, aber das litt die Eifersucht anderer Fürsten, besonders des Herzogs von Braunschweig, nicht. Man übertrug den Oberbefehl dem Grafen von Lippe, — „ein guter Herr, aber kein Kriegsmann; die Löwen haben ein Schaf zum Obristen. Die Befehlshaber uneinig, mit harten Worten aufstößig, ja auch schon zur Wehr gewesen, was nicht gut ist," schrieb ein holländischer Agent nach Hause. — In buntgemischten Haufen, ohne Zusammenhang, ja in heller Zwietracht, in unordentlichen Zügen, ein rechtes Bild der deutschen Einheit, zog das Heer an den Rhein und errang auch mit Hilfe des Oraniers einige Erfolge: die Spanier wurden aus Orsoy, Gennep, Emmerich wieder vertrieben; aber diese Erfolge konnten nicht verfolgt werden, weil inzwischen die Deutschen durch sich selbst vernichtet

wurden; es fehlte ihnen eben an Allem, was zum Kriege nöthig ist, an Artillerie und Geräthschaften, an Proviant und Bezahlung, an Ernst und Eifer, an Eintracht und Führung. Nach verschiedenen Unfällen, da die schlechte Jahreszeit eintrat, brach die Unzufriedenheit der unbezahlten, unbekleideten und unverpflegten Truppen in offene Meuterei aus. Sie plünderten nach der damaligen Söldnerart auf eigene Faust das Land, und nach eben so lauten als vergeblichen Beschwerden sehnten sich die Westfalen und Rheinländer, ihre Befreier wieder los zu werden; ein Theil der Truppen zog von selbst ab, ein anderer wurde vom Volke wieder vertrieben, den Rest führte man hinweg, damit er nur nicht bei den Spaniern Dienste nehme, welche schon ihre Verbindungen angeknüpft hatten. — Als die Stände auf Conventen zu Dortmund und zu Erfurt über Fortsetzung dieses Kriegszuges beriethen, erklärte der Landgraf Moritz, seine Mittel seien erschöpft, da seine Mitstände im oberrheinischen Kreise, trotz ihrer großen Versprechungen, auch nicht ein Pferd und nicht einen Mann gestellt hätten. Damit war die Sache zu Ende. Der ganze Zug war nur den Holländern zu Statten gekommen, der deutsche Reichsboden war nicht befreit, wohl aber die ganze Hilflosigkeit Deutschlands vor den Fremden auf's Neue constatirt worden. *) Es war zugleich traurig und lächerlich, wenn etliche Stände bei der Zusammenkunft verlangten, daß man mit Burgund und Constanz (der für die Spanier thätige Erzherzog Andreas war zugleich Cardinal und Bischof von Constanz) wegen offenbarer Feindseligkeit gegen das Reich nicht mehr zusammensitzen solle, bis die fremden Kriegsvölker abgezogen seien — ein Antrag, worüber es jedoch zu keinem Beschlusse kam.

War es zu verwundern, daß bei solcher Misere die kriegführenden Mächte nicht die mindeste Rücksicht mehr auf Deutschland nahmen und den Reichsboden zugleich als Schlachtfeld und Plünderungsobject benutzten? Spanier und Holländer führten ihren Krieg auf deutsche Kosten, während der französischen Bürgerkriege hatten es die Ligisten und Hugenotten ebenso gemacht, die unglücklichen Grenzgebiete des

*) Vergl. unter Anderem Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, III, 225 ff. Groen van Prinsterer, I, 424, 436, 454 ff.

Reiches im Westen hatten schon damals alle Leiden und Schrecken des dreißigjährigen Krieges auszustehen. Sie wurden ausgesogen, verwüstet und entvölkert; die Bevölkerung wurde von der verthierten Soldateska schauderhaft mißhandelt; die fremden Befehlshaber legten willkürliche Contributionen auf und schalteten als unumschränkte Herren. Von Handel und Verkehr konnte kaum noch die Rede sein. Auch sperrten die Kriegsschiffe der Holländer den Rhein; sechs neue Zollstätten hatte der deutsche Schiffer dort zu passiren. Es fiel in jenen Landen keinem Menschen mehr ein, den Kaiser und das Reich oder auch nur den Reichskreis um Hilfe anzugehen; man wandte sich entweder an die burgundische Regierung in Brüssel oder an die Generalstaaten im Haag, oder an den Prinzen Moritz. Die Holländer verhalfen den Ostfriesen mit bewaffneter Hand zu ihrem Rechte gegen ihren absolutistischen und mit Spanien verbündeten Grafen, eine holländische Besatzung hat einst Emden vor den spanischen Umtrieben gesichert, holländische Truppen trieben am Niederrhein der beraubten Gräfin von Nuenar ihre Einkünfte ein u. s. w.

Der klägliche Ausgang dieses zum Schutze des deutschen Bodens und der deutschen Ehre von protestantischen Ständen unternommenen Feldzuges war ein neuer Triumph für die katholische Sache und ein übles Omen für das beginnende siebzehnte Jahrhundert, welches die Katholischen mit den stolzesten Siegeshoffnungen begrüßten. Welche Eroberungen hatte ihre Kirche nicht in den letzten Jahrzehnten gemacht! Frankreich und Belgien waren dauernd zurückgewonnen und durch Veranstaltungen aller Art mit einem neuen katholischen Eifer erfüllt worden, in welchem die protestantische Kirche wieder verschwand oder doch ihre frühere Macht verlor, auch im östlichen Europa, in Ungarn und in Polen war der Protestantismus wieder zum großen Theile unterdrückt worden, nur im Norden, in England und Holland, in Dänemark und Schweden war er Sieger geblieben, und im letzteren Lande hatten die Versuche der Jesuiten nur zur Entthronung ihres Zöglings, des Königs Sigismund von Polen, und zur Erhebung dessen Oheims, Karl's IX., geführt. Aber in Deutschland waren ihre Erfolge desto größer! Hier wurde namentlich um die Wende des Jahrhunderts wieder eine jener großen Razzias gegen die Protestanten

gehalten, jener massenhaften Gegenreformationen, wie sie sich, den ältesten Christenverfolgungen vergleichbar, von Zeit zu Zeit stoßweise je nach der Laune und dem Eifer der tonangebenden Häupter, mehr noch je nach der ermuthigenden Lage der allgemeinen Verhältnisse und nach großen Siegen im Felde wiederholt haben. *) Damals wurde im ganzen Mainzischen Stifte, auch in Thüringen und auf dem Eichsfelde der Protestantismus, der in den Mainzischen Ländern schon fünfzig Jahre früher fast allgemeine Religion des Adels und Volkes geworden war, wieder ausgerottet, Gleiches geschah in den noch vor Kurzem fast ganz protestantischen Stiftern Bamberg und Paderborn. Im Kölnischen und Trierischen hatte diese Arbeit freilich schon längst begonnen, jetzt wurde sie fast vollendet; nur wenige evangelische Gemeinden haben in diesen Ländern (am zahlreichsten in den deutschen Niederlanden) unter dem Kreuze mannigfacher Trübsal ihre christliche Standhaftigkeit und männliche Festigkeit bewährt.

Für die innere Geschichte des Protestantismus, der es nicht auf die Zahl der Bekenner ankommt, waren freilich diese Verfolgungen eben so nöthig und heilsam, als es die Christenverfolgungen einst gewesen sind. Sie waren nöthig, damit sich die Spreu vom Weizen sondere und in der raschen Verwilderung und Fäulniß des protestantischen Deutschland ein Element echten, lebendigen Christenthums im Kampfe gegen die Prüfungen des Lebens sich stähle. Wie die Christen in der heidnischen Welt, so waren die Protestanten auf dem besten Wege, wieder in das alte Unwesen, wenn auch unter veränderten Namen und aufgeputzten Formen, zurückzufallen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß den Jesuiten ihr Werk fast überall so leicht und schnell gelang und daß gerade in den zurückbekehrten Gebieten das Volk den feinen und frommen, begeisterten, hilfreichen und unermüdlichen Vätern, die sich seiner liebreich annahmen, mit viel größerer Ehrfurcht und Anhänglichkeit entgegenkam, als jenen lieblosen, zänkischen und unduldsamen, dabei eiteln, herrschsüchtigen und ungeschliffenen

*) Die erste große Gegenreformation erfolgte nach dem Bauernkriege, die zweite nach dem Schmalkaldischen Kriege, die dritte nach dem Kölnischen Kriege, die vierte nach dem Einbruch des Mendoza, die fünfte im dreißigjährigen Kriege nach den Siegen des Kaisers und der Liga.

Pfaffen, welche ihm den Geschmack an der sich so nennenden evangelischen Lehre und Predigt gründlich verdorben hatten und deren zelotischer Aberglaube um kein Haar besser, nur viel langweiliger und unpoetischer war, als der berauschende Glanz, womit die katholische Kirche Herz und Sinne ihrer wiedergewonnenen Anhänger bestrickte.

Hatte die Gegenreformation am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Baiern und den geistlichen Fürstenthümern (abgesehen von einer Menge kleinerer Territorien) vollständig gesiegt, so ergriff sie nun auch mit aller Macht die österreichischen Länder, und auch hier sollte sich die Richtigkeit der eben gemachten Bemerkungen nur allzu sehr bewähren. Sonst würde es nicht zu begreifen sein, wie in großen Landschaften und Städten, wo Adel, Bürger und Bauern entweder ausschließend oder in großer Mehrheit protestantisch waren und der katholischen Partei auch jetzt noch keine nennenswerthe Macht zu Gebote stand, gleichwohl ganz dieselben gegenreformatorischen Bewegungen mit so überraschend großem Erfolg gekrönt werden konnten. Was der katholischen Partei hier an Zahl und Macht abging, das ersetzte sie durch ihren Eifer; geistvolle und energische Männer standen an ihrer Spitze, welche auch hier theils vom kirchlichen Eifer, theils vom Ehrgeiz getrieben sich als Gegenreformatoren eine glänzende Laufbahn bereiteten. Da war in Oesterreich Melchior Khlesl, eines lutherischen Bäckers Sohn aus Wien, ein Apostat und Jesuitenzögling, der es weniger durch hohe Gaben als durch rastlose Thätigkeit und große Schlauheit sehr weit gebracht hat. Dieser für die österreichische und deutsche Geschichte nur allzu wichtig gewordene Mann hat im Laufe seines vielbewegten Lebens sehr verschiedene Rollen gespielt.*) Zuerst finden wir ihn als passauischen Official und Administrator des Bisthums Neustadt, dann als Bischof von Wien und päpstlichen Reformationscommissair im Kampfe gegen die Staatsgewalt und gegen den Protestantismus; er setzte nicht bloß eine Unterdrückungsmaßregel nach der andern bei Hofe durch, sondern verstand es auch, dieselben durch Gewalt und Ueberredung durchzuführen, so daß in fast allen landesherrlichen Städten von Niederösterreich, wo beim Beginne seines Wirkens kaum

---

*) Vergl. Khlesl's Leben, von Hammer-Purgstall. 4 Bde. Wien. 1847.

fünf eifrige katholische Priester waren, der Protestantismus schon im Jahre 1590 wenigstens äußerlich unterdrückt war. Ein großer Bauernaufstand, der im Jahre 1595 in Oberösterreich ausbrach und an 80,000 Theilnehmer gehabt haben soll und erst nach drei Jahren mehr durch Milde als durch Gewalt gedämpft werden konnte, kam doch in seinem schließlichen Ergebniß wie immer der katholischen Reaction zu Statten. Allerdings hatten die damals sehr häufigen Bauernempörungen in Oesterreich, wie der große deutsche Bauernkrieg zur Reformationszeit, einen Hauptgrund in dem Verlangen der Bauern nach einer oft mißverstandenen evangelischen Freiheit und waren vornämlich gegen die vielen geistlichen Herren gerichtet. Aber die Hauptschuld trifft auch hier den Adel, der eben so verkommen und selbstsüchtig wie anderwärts, die Reformation von Anfang an nur für sich ausgebeutet und ihr damit den Todeskeim gleich bei ihrer Geburt eingepflanzt hatte. Diese Herren waren nur nach oben, ihrem Fürsten gegenüber, freisinnig und evangelisch, nach unten hatte sich bei ihnen nichts geändert; ihre Tyrannei und Schinderei war nur noch ärger geworden, indem sie auch die geistliche Gewalt über ihre Bauern an sich rissen. Während sie die Güter und Gefälle der alten Kirche frischweg einzogen, wälzten sie in gewohnter Weise alle Lasten, die Kosten der neuen Kirchen- und Schuleinrichtungen auf ihre Unterthanen. Von den zehn in der Klagschrift der Bauern an den Reichshofrath aufgeführten Beschwerden betrifft nur eine einzige die Religion, alle übrigen sind gegen den durch allerlei Neuerungen unerhört gesteigerten Druck der Frohnden, Lasten und Steuern aller Art gerichtet, womit der Adel sie bedränge. Der Adel sah sich genöthigt, diese Neuerungen zurückzunehmen. — — Nicht umsonst nahmen sich die Fürsten in Oesterreich wie in Baiern so oft des Volkes gegen den Adel an. Hätte der Adel politische Fähigkeit besessen, so würde es nicht über ein Menschenalter lang bei bloßem Opponiren, Schimpfen und Schreien geblieben sein; er hatte jetzt lange genug in Oesterreich die Macht besessen, um etwas Dauerndes zu schaffen und dafür, daß es nicht geschehen, die volle Verantwortlichkeit zu tragen. Es ging dem österreichischen Adel auch insofern wie den deutschen Reichsständen, als er glaubte, die evangelische Freiheit sei bloß für ihn gegeben; er ließ es daher ohne

Widerstand geschehen, daß sie dem übrigen Volke entrissen wurde; natürlich begann die Gegenreformation zuerst in den landesfürstlichen Gebieten, wo ihr das formelle Recht zur Seite stand; nachdem sie hier gelungen, das ganze Volk rings umher der alten Kirche zurückerobert war, da sollte der Adel zu spät inne werden, daß seine verbrieften Assecuranzen werthloses Papier waren.

Am lehrreichsten in allen diesen Beziehungen waren die Dinge in Innerösterreich, wo die katholische Reaction unter der Maria von Baiern und ihrem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, der seit dem Jahre 1596 in eigenem Namen, wenn auch unter dem fortdauernd allmächtigen Einflusse seiner eifrigen und thatkräftigen Mutter regierte, am planmäßigsten vor sich ging. Ferdinand wird uns von allen seinen Biographen und Lobrednern als ein zwar sehr frommer und standhafter, aber äußerst beschränkter und unbedeutender Mensch dargestellt. *) Daß dieser Tropf so große Wirkungen hervorbringen und schließlich seinem ganzen Zeitalter den Namen geben konnte, ist das traurigste Armuthszeugniß für die Epoche. Es mag ganz richtig sein, was sein neuester Lobredner betheuert, daß Ferdinand selbständig gehandelt und nicht bei jedem einzelnen Entschlusse seine Lehrmeister, die Jesuiten, gefragt habe; wie ein aufgezogenes Uhrwerk lief seine Politik ihren correcten Gang, welcher eben nur darin bestand, den Protestantismus rücksichtslos zu unterdrücken. Er war wie Philipp II. in den Hauptstücken der jesuitischen Staatslehre fest, daß die „Unkatholischen" schlechterdings keine Rechte hätten, daß die von seinem Vater eingegangenen Verpflichtungen (der Brucker Vertrag) für den Nachfolger nicht bindend seien, und daß es besser sei, ein zu Grunde gerichtetes, aber katholisches Land zu regieren, als ein wenn auch noch so blühendes ketzerisches. In dieser Frömmigkeit schon seit dem zartesten Alter von den Eltern**) und dann auf der hohen Schule zu

*) Es ist das hauptsächlichste, wenn auch am wenigsten beabsichtigte Verdienst Hurter's, die ganze Unbedeutendheit seines Helden zur Anschauung gebracht zu haben.

**) Folgender Zug ist bezeichnend für die Culturgeschichte: Als ihm sein Hofmeister einst zum Namenstag einen schönen Spiegel geschenkt hatte, nahm er heimlich das Glas aus dem Rahmen und ersetzte dessen Stelle durch eine Abbildung der unbefleckten Empfängniß Mariä, weil nur dieses das rechte Bild sei, wonach wir uns zu richten hätten. Hurter, II, 218.

Ingolstadt erzogen, hatte ihm sein Vater zum Ueberfluß im Testamente zur Pflicht gemacht, keine andere als die katholische Confession zu dulden, indem die Nachfolger durch seine den evangelischen Ständen gemachten Concessionen weder gebunden, noch verpflichtet seien; — Lehren, welche ihm sein Oheim Herzog Wilhelm von Baiern in dem berühmten „Regentenspiegel" noch mehr einschärfte. Als Ferdinand nach seinem Regierungsantritte sich im Jahre 1598 dem Kaiser in Prag vorstellte und dort Raths erholte, wurde auch hier im geheimen Rath beschlossen, daß er in seinem Gewissen zur Wiederherstellung der katholischen Religion verbunden sei; nur möge er wohl bedenken, ob die Zeitverhältnisse dazu angethan seien. Er werde Gefahr laufen, Land und Leute zu verlieren. Aber Ferdinand sagte: „Lieber würd' ich Land und Leute fahren lassen, und im bloßen Hemde davonziehen, als zu Bewilligungen mich verstehen, die der Religion nachtheilig werden könnten." Mit einer Offenheit, welche selbst seiner fanatischen Mutter Besorgniß einflößte, bekannte er sich nicht bloß vor seinen evangelischen Ständen zu diesen Grundsätzen, sondern erklärte auch, er werde nöthigenfalls mit Stücken unter sie schießen lassen.*) Aber Ferdinand verschmähte es, „die Berechnung der Folgen zu Beweggründen der Handlungen zu erheben."**) Und es glückte ihm ohne Blutvergießen! Nachdem er sich durch eine Wallfahrt nach Rom und Loretto zu dem heiligen Unternehmen gestärkt hatte, begann sofort nach der Rückkehr die Gegenreformation in Steiermark, Kärnthen und Krain. Bischöfe und Prälaten von Khlesl's Art, vor Allen Georg Stobäus von Palmburg, Bischof von Lavant, welchen Ferdinand zum Statthalter von Steiermark machte, arbeiteten ihm eifrig in die Hände. Man begann mit den Hauptstädten, Grätz, Laibach, Klagenfurt; in denselben zuerst mit Abschaffung der „Lärmblaser;" die Prädikanten wurden ausgetrieben und Galgen hier und da im Lande errichtet, um jeden ausgewiesenen Prediger, der sich wieder blicken lasse, daran zu hängen;

---

*) „Bedenke," schreibt ihm die Mutter, „was daraus entstehen kann. Hast Du dies oder etwas Anderes im Willen, so behalt's allein bei Dir und sag' es auch Deinem Beichtvater nicht." Hurter, IV, 444.

**) Dies Letztere erscheint auch seinem neuesten Biographen als Merkmal der modernen schlechten Politik. Hurter, IV, 7.

katholische Stadträthe wurden eingesetzt; dann die Bürger nach und nach zur Unterzeichnung eines Reverses gebracht; endlich der katholische Gottesdienst Allen zum Gesetz gemacht, der evangelische als Hochverrath verpönt; schließlich wurden alle evangelischen Bücher verbrannt; an einem Abend loderten vor dem Paulsthor 10,000 solcher Bücher in Flammen auf. Commissionen zogen im Lande umher, um das fromme Werk überall zu vollenden; so geschah es, daß zu Grätz, wo bei Ferdinand's Regierungsantritt nur noch drei Personen öffentlich als Katholiken sich bekannten und zu Ostern 1596 mit dem Fürsten nur ein paar Hofherren die Communion empfingen, zu Ostern 1601 das Frohnleichnamsfest prächtig gefeiert werden konnte und über 4000 Personen zur Beichte gingen. Noch größer war der Umschwung in den meisten übrigen Orten.

Und zu dieser ganzen Umgestaltung genügte bloße Einschüchterung; in Grätz die Aufstellung von hundert Mann Musketieren, welche der Erzherzog in Wien „heimlich" hatte werben lassen. Die Stände wagten weder die Huldigung zu verweigern, noch der Unterdrückung ihrer Religion sich zu widersetzen.

Dieser glänzende Erfolg der Gegenreformation in Steiermark äußerte seine Rückwirkungen auch im übrigen Oesterreich. Die Lorbeeren des Bischofs von Lavant ließen dem Bischof von Wien und Neustadt keine Ruhe; Khlesl aber beherrschte den Erzherzog Matthias, welchem der Kaiser während des Türkenkrieges die Regierung von Oesterreich und Ungarn übertragen hatte, so vollständig, daß dieser dem Protestantismus am wenigsten abgeneigte Erzherzog jetzt dessen eifrigster Verfolger wurde; auch in diesen Ländern wurde nun die Gegenreformation immer gewaltthätiger und dreister, obwohl die Stände hier viel energischer opponirten; im Jahre 1604 sandte Khlesl dem Kaiser das berüchtigte Gutachten, worin er die förmliche Aufhebung aller vom Kaiser Maximilian II. den evangelischen Ständen gemachten Zugeständnisse forderte. Aus den fünfzehn Gründen dieser Forderung genügt es, den ersten und den letzten hier hervorzuheben. Der erste lautet, die Zugeständnisse seien der wahren Religion zuwider gewesen, der letzte, die Zurücknahme sei ausführbar, wie der Erzherzog Ferdinand in Steiermark durch die That bewiesen habe. Um wie viel

leichter werde sie für den Kaiser sein! Die Protestanten seien in Oesterreich und im Reiche so uneinig, daß sie einander im Stiche lassen würden. Der Krieg sei kein Hinderniß, denn am besten sei man mit den Waffen in der Hand gefaßt, zumal nach den jüngst errungenen Siegen; aber Eile sei nöthig, ehe die Empörung der ungarischen Protestanten unter Bokskay um sich greife und die österreichischen Stände anstecke. Die Böhmen, Mähren und Schlesier hätten (meint Khlesl in einem Begleitschreiben) ihre besonderen beschworenen Verträge, diese Länder möge man noch bei Seite lassen, damit sie den Oesterreichern nicht hilfen. *) Der Kaiser gab in der That gegen Gewohnheit rasch seine Genehmigung; aber schon war es zu spät; der Bokskayische Aufstand und die drohende Haltung des Adels und der Städte in Oesterreich nöthigte Matthias, die Gegenreformation einzustellen, ja diesmal sogar gegen den Rath des ränkevollen Ministers besondere schriftliche Erlasse darüber den Ständen zugehen zu lassen.

Seitdem trat in Oesterreich wieder eine Wendung der Dinge ein; nach dem Beispiele der Ungarn ermannten sich die Stände der verschiedenen Provinzen und traten unter der Leitung einiger bedeutenden Männer sowohl unter sich als mit den protestantischen Reichsständen in Verbindung. Die Furcht vor allgemeinem Abfall, dann aber auch der eben jetzt immer mehr hervortretende habsburgische Familienzwist geboten der Gegenreformation in Oesterreich ein gebieterisches Halt und eröffneten überhaupt dem Protestantismus in Europa neue Aussichten.

Dieser Hauszwist hatte sehr verschiedene Ursachen; theils die Gemüthskrankheit Rudolf's, die sich bis zu periodischem Wahnsinn steigerte, theils die Besorgniß und den Ehrgeiz seiner Brüder und Vettern, welche mit Recht sowohl den Untergang der österreichischen Monarchie als den Verlust des Kaiserthums besorgten, namentlich für den Fall, daß wegen der Succession im Reiche nicht zeitige Vorsorge getroffen werde; aber die Vorstellungen, welche dem Kaiser schon seit einem Vierteljahrhundert gelegentlich gemacht worden, hatten nur sein Mißtrauen genährt; er glaubte, die eigene Familie stelle ihm nach Thron und Leben. Dabei vernachlässigte er auch sonst häufig die

*) Die Schreiben abgedruckt bei Hammer, I, 384—412.

Familieninteressen. Wegen des Tiroler Erbe war die ganze Familie auf ihn erbost, auch die steierische Linie, die sich überhaupt mehr zu Baiern hielt, obgleich wegen des im Jahre 1596 dem zehnjährigen Bruder Ferdinand's, Erzherzog Leopold, mit römischer Hilfe zugewandten Bisthums Passau,*) um welches auch der Herzog Wilhelm für seinen Sohn Philipp sich beworben hatte, der schon seit seinem dritten Lebensjahre Bischof von Regensburg war, eine Spannung zwischen diesen Vettern bestand, welche durch das dem österreichischen Gesammtinteresse so sehr widerstreitende Streben des baierischen Hofes nach der Hegemonie im Reiche nur vermehrt werden mußte. Von den Brüdern Rudolf's war Ernst gestorben, Albrecht gegen den Willen des Kaisers Gemahl der spanischen Infantin und Regent der Niederlande geworden, der Deutschordensmeister Maximilian schrieb das Scheitern seiner Bewerbungen um die polnische Krone, welche von einer Gegenpartei dem Siegmund von Schweden zugewendet worden und wobei er selbst eine Zeit lang in polnische Gefangenschaft gerathen war (1587 bis 1589),**) der mangelhaften Unterstützung durch den Kaiser zu, und ebenso warfen Maximilian und Matthias die Schuld der so geringen Erfolge ihrer Anstrengungen im Türkenkriege auf den Kaiser, der sie zwar zu Oberbefehlshabern ernannt, aber die Beiträge des Reiches größtentheils für sich behalten und dann schließlich die Ratification des Friedens verweigert hatte. Am meisten hatte Matthias die Launen des Kaisers erfahren, der ihn als den ältesten dem Throne am nächsten stehenden Bruder je nach seinen astrologischen Beobachtungen bald mit Vertrauen, bald mit dem größten Mißtrauen behandelte; nach seiner mißlungenen niederländischen Unternehmung hatte Matthias mit Hilfe des Kaisers sich vergeblich bemüht, irgend ein ansehnliches Bisthum oder Erzbisthum zu erlangen; dann hatte er längere Zeit zu Linz privatisirt; auch seine Bewerbung um die polnische Krone war mißlungen;

*) Erzherzog Karl hatte diese fette Pfründe seinem Sohne schon zwei Jahre vor dessen Geburt bestimmt, Hurter, III, 456.

**) Siegmund heirathete dagegen eine Schwester Ferdinand's von Steiermark und nach deren Tode eine andere Schwester dieses Fürsten; durch diese enge Familienverbindung wurde der Grund zu der habsburgischen Feindschaft gegen die protestantische Linie der Wasen gelegt, welche durch Empörung gegen den erzkatholischen Sigmund auf den schwedischen Thron gelangt war.

dann übertrug, entzog und übertrug ihm der Kaiser den Oberbefehl gegen die Türken, schickte ihn als seinen Stellvertreter auf die deutschen und ungarischen Reichstage und machte ihn zum Statthalter von Oesterreich. In dieser Stellung erweckte er vollends das Mißtrauen des Bruders, der zwar selbst nicht regierte, aber auch keinen Andern regieren lassen wollte. Entscheidend für beide Brüder wurde das Auftreten Khlesl's. Dieser hochstrebende Mann hatte sich überall, zu Prag, Wien, Grätz, München, Madrid und Rom unentbehrlich zu machen gesucht; aber das eigentliche Ziel seines Ehrgeizes war, kaiserlicher Minister zu werden, die Leitung der ganzen österreichischen und Reichspolitik in seine Hand zu bekommen. Der fein angelegte, weitgesponnene, unermüdlich verfolgte Plan scheiterte an dem zähen Mißtrauen Rudolf's und an dem Haß der zahlreichen Feinde, welche der hochfahrende Bäckerssohn auch unter den katholischen Großen hatte. Dagegen war es ihm gelungen, den Erzherzog Matthias ganz in seine Hand zu bekommen, und er wurde nun die Triebfeder der Wiener Politik, nicht bloß in ihrer Richtung gegen den Protestantismus, sondern auch gegen den Kaiser. Daß sich diese so ganz verschiedenartigen Bestrebungen und die Gegenbestrebungen des Kaisers kreuzten, hatte die sonderbarsten Folgen. Während Matthias und Khlesl, freilich im unleugbaren Interesse des Hauses und der Kirche, die Successionsfrage betrieben, faßte Rudolf eben deshalb gegen Matthias und dessen Rathgeber einen solchen Groll, daß er die dringendsten Schreiben ohne Antwort ließ, das Regieren in Oesterreich unmöglich machte und den Verdacht erweckte, er wolle den nächstberechtigten Bruder von der Nachfolge verdrängen. Als er im Jahre 1600 entdeckte, daß seine beiden Minister Rumpf und Trautson wegen der Succession mit Khlesl eine Correspondenz hatten, wurden sie abgesetzt und noch an demselben Tage auf ihre Güter verwiesen. Trautson trat dann in des Matthias Dienste. Rudolf glaubte jetzt, man wolle ihn umbringen; er hatte Wuthausbrüche, wollte die gestürzten Minister hinrichten lassen, Niemand war seines Lebens vor ihm sicher. Seltsamer Weise richtete sich die Wuth des kranken Kaisers auch gegen die Geistlichen; sein Kammerdiener Machowsky war ein Utraquist und hatte ihm eingebildet, die Kapuziner und der päpstliche Nuntius hätten ihn behext; er befahl,

alle Kapuziner aus dem Lande zu jagen, wollte nicht mehr in die Messe gehen, ergoß sich in Schmähungen gegen die katholische Kirche, rief den Teufel herbei, so daß sich die Sage verbreitete, er sei von der Kirche abgefallen. In diesem Zustande ließ er seinen Bruder eines Tages nach Prag einladen und war entrüstet, als Matthias erschien; doch sagte er ihm, er wolle abdanken, denn der Nuntius habe ihn verzaubert; da ihm Matthias diesen Wahn ausreden wollte, befahl ihm Rudolf zornig, abzureisen, und als Jener auf das Zureden der Räthe blieb, ließ Rudolf die Prager Bürger bitten, den Erzherzog zu verhaften, derselbe wolle ihn vom Throne stoßen. Damals erwartete man allgemein die baldige Auflösung des kranken Kaisers, weshalb die Glieder des Hauses und die geistlichen Kurfürsten aus Angst vor den Plänen des Königs von Frankreich und der Calvinisten wegen der zu ergreifenden Maßregeln eifrig beriethen. Indeß ging die unmittelbare Gefahr mit dem Krankheitszustande des Kaisers vorüber, Rudolf erlangte wie zwanzig Jahre früher in ähnlichem Falle seine Besinnung zurück. Aber die Zustände am Prager Hofe wurden immer trauriger; den allmächtigen Kammerdiener Machowsky hatte ein ganz gemeiner Mensch, der Jude Lang, aus seiner Stellung verdrängt, und dieser Lang war eigentlich der Kaiser: er verkaufte die Stellen, Lehen, Audienzen, ohne ihn konnte kein Brief, kein Bote an den Kaiser gelangen; *) nur in einem Punkte blieb Rudolf selbständig, in seiner Abneigung gegen alles Regieren und in seinem Hasse gegen Matthias; er schimpfte öffentlich auf ihn, suchte ihn auf alle Art zu kränken, ließ aber, sei es aus Furcht oder aus Trägheit, die Regierung von Oesterreich und Ungarn in des Bruders Händen, war jedoch weder zur Hilfe gegen die Türken und Ungarn, noch zum Abschluß des Friedens zu bewegen. Die Noth und Verwirrung erreichte einen solchen Grad, daß im April 1605 die Erzherzöge eine Zusammenkunft zu Linz hielten und energische Maßregeln beschlossen. Sie wollten in Gesammtheit nach Prag ziehen und den Kaiser durch Bitten, nöthigenfalls durch Drohungen bewegen, die Regierung einem seiner Brüder oder Vettern ganz zu übertragen: seinetwegen könnten sie nicht das Haus zu Grunde gehen lassen. Sie

*) Vergl. Hurter, Philipp Lang. Schaffhausen 1851.

führten diesen Beschluß auch wirklich aus, obgleich Rudolf, durch Spione (wahrscheinlich durch Maria von Steiermark) benachrichtigt, ihnen die Reise verbot. Natürlich wurden sie sehr ungnädig aufgenommen und mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. *) Als nun gar Ende 1605 sich wieder ein Rückfall in die frühere Krankheit zeigte, die Lage der Länder aber nach dem Aufstande des Bokskay ganz verzweifelt ward, — denn schon streiften die Heiduken und Türken bis in die Nähe von Wien, und der Kaiser blieb für die Bitten seiner Brüder und Vettern, die ihn im Spätjahre 1605 nochmals in Prag aufsuchten, unzugänglich, ja er ließ den Ständen von Oesterreich auf ihr Hilfeflehen die Antwort geben: „sie möchten sich selbst helfen,
1606 wie sie könnten" — so brachte Khlesl im April 1606 einen geheimen Familienpact zu Stande zwischen den Erzherzögen Matthias, Maximilian, Ferdinand und Maximilian Ernst (denen sich in besonderm Vertrage Albrecht anschloß), worin sie in Betracht der Krankheit und Gemüthsstimmung des Kaisers und des beweinenswerthen Zustandes seiner Länder nach alter Hausordnung den Erzherzog Matthias als Erstgebornen zum Haupte und zur Stütze des Hauses erwählten, in eigenem und in der minderjährigen Erzherzöge Namen; bei der Kaiserwahl würden sie ihre Stimme keinem Anderen geben. Zu diesem Zwecke verpflichteten sich die Erzherzöge, ihm mit Rath und That auf Erfordern Hilfe zu leisten, beim Papste, beim König von Spanien, bei andern Fürsten für ihn zu unterhandeln, ihre Räthe und Stände, ohne deren Beistand ein so schweres Werk nicht ausführbar sein würde, zu deren größerer Sicherstellung gegenseitig in Schutz zu nehmen. **) Dieser Vertrag sollte zwar vorerst verheimlicht werden, aber es scheint nur zu gewiß, daß des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark Mutter, die schlaue und ehrgeizige Maria von Baiern, welche ihren schwachköpfigen Sohn wie eine Drahtpuppe leitete, hinter dem Rücken der Vertrag-

**) Von diesen bisher unbekannten Thatsachen gibt Hurter VI, 2 ff. zuerst urkundliche Nachrichten; er findet darin mit Recht einen weiteren Entschuldigungsgrund für Matthias, ohne sich übrigens in seiner naiven Verherrlichung des Ferdinand und der Maria, deren wahrhaft niederträchtige Doppelzüngigkeit hier so recht in's Licht gestellt wird, im Mindesten beirren zu lassen. Vergl. die folgenden Noten.

*) Der Vertrag abgedruckt bei Hammer Beilage 177.

schließer den Kaiser in Kenntniß setzte und somit ein doppeltes Spiel trieb, um es mit keinem der Brüder zu verderben, vielleicht um ihrem Sohne die Nachfolge zu verschaffen. *) Diesen Gedanken hatte Rudolf schon früher gehegt, und eben um sich gegen solche Umtriebe des frommen Grätzer Hofes zu sichern, hatte Matthias den Familienpact geschlossen und seinen frommen Vetter hinzugezogen. Diesen aber hatte seine Mutter wahrscheinlich nur zum Scheine Theil nehmen lassen. **) Um dieselbe Zeit hatte Matthias, zwar kraft Vollmacht, aber ohne den Bruder zu fragen, mit den Ungarn jenen Frieden geschlossen, in welchem den Protestanten freie Religionsübung wie unter Ferdinand und Marimilian und dem Erzherzog Matthias die ausgedehnteste Vollmacht, statt des Königs in Ungarn zu regieren, ausbedungen war, ja, die Ungarn hatten ihm sogar die Krone angeboten; er hatte den Antrag auch schon angenommen und erst auf die Protestation des Kaisers wieder abgelehnt.

Und so erblicken wir denn schon am Ende des Jahres 1606 die beiden Brüder in offener Zwietracht; da Matthias sich auf die Stände Ungarns und aller Erbländer, welche den Friedensschluß mit Bokskay garantirt hatten (denn auch dies hatten die Ungarn durchgesetzt), und auf den geheimen Familienpact stützte, bot er den scharfen Schreiben und Abmahnungen seines Bruders, namentlich dem wiederholt durch kaiserliche Commissäre überbrachten Befehle, seine Minister, vor Allem den Khlesl zu entlassen, in derben Antworten Trotz, und die Commissarien mußen unverrichteter Dinge wieder abziehen. Darauf machte der Kaiser seinem Zorn in einem Manifeste gegen den Bruder Luft, welches er den Kurfürsten des Reiches zustellen ließ und worin derselbe Matthias, den er doch zu seinem Statthalter ernannt und noch nicht wieder abzusetzen gewagt hatte, als ein unfähiger und rebellischer Mensch und als ein Verderber des Reiches geschildert wurde; er suchte den Bruder hierdurch nicht bloß von der ihm zukom-

---

*) Vergl. den Brief Maria's bei Hurter, V, pag. 518.

**) Das ganze Gewebe dieser Ränke läßt sich nur vermuthen, da Alles sehr geheim und das Wichtigste mündlich abgemacht wurde; aber schon die von Hammer und Hurter aus den Archiven hervorgezogenen Briefe genügen, um diese selbst gegen die Genossen und Helfershelfer verlogene Jesuitenpolitik zu kennzeichnen.

menden Wahl zu verdrängen, sondern arbeitete auch dessen Heiraths-plänen entgegen. So oft Matthias seine Augen auf eine Fürstin warf, trat auch der Kaiser als Bewerber auf und verweigerte dem Bruder den Consens. Er wandte sich nun ganz der jüngeren steiermärkischen Linie des Hauses, eben jenem Ferdinand zu, der ein doppeltes Spiel trieb. Zu dem Reichstage, der nach langer Unterbrechung im Jahre 1608 in Regensburg zu Stande kam, hatte er nicht den Matthias, sondern den Ferdinand zu seinem Stellvertreter ernannt, um diesem Gelegenheit zu geben, sich den Reichsständen persönlich zu empfehlen und seine Königswahl zu betreiben.

Indeß war aber auch Matthias nicht unthätig geblieben; hatte der Bruder ihn bei den Kurfürsten verklagt, so war er demselben bei den eigenen Ständen und bei den Reichsständen schon längst mit bittern Klagen über Rudolf's bösen Willen und Unfähigkeit zuvorgekommen. Da nun Rudolf dem ungarischen Frieden fortwährend seine Genehmigung versagte und in Ungarn, wo Stephan Bokskay schon 1606 gestorben war, neue Bewegungen ausbrachen, so berief Matthias, angeblich um den Frieden der Christenheit zu sichern, die Stände aus Ungarn und den Erbländern, welche den Friedensschluß von 1606 mit Genehmigung des Kaisers garantirt hatten, zu einer gemeinschaftlichen Berathung nach Preßburg, die aber ohne kaiserliche Erlaubniß stattfand und am 31. Januar 1608 zu einer förmlichen Verbündung der ungarischen und österreichischen Stände unter sich und mit Matthias führte. Die Verbündeten verpflichteten sich behufs Rettung ihrer vom Verderben bedrohten Länder zur Aufrechthaltung des türkischen und ungarischen Friedens (also auch der im Frieden stipulirten unumschränkten Regentenvollmacht des Erzherzogs) einander thatkräftige Hilfe zu leisten gegen Jedermann (also auch gegen den Kaiser). Nach allen Seiten hin war Khlesl thätig, in Rom und Madrid wie in Heidelberg wurde für Matthias geworben; Schreiben des Erzherzogs und der Preßburger Verbündeten liefen an die auf dem Reichstage zu Regensburg seit dem Januar 1608 versammelten Reichsstände ein, um dieselben sowohl von dem fürstlichen Familienvertrage als von den ständischen Verbündungen in Kenntniß zu setzen und im Interesse der gesammten Christenheit um ihre Theilnahme zu

bitten. Diese Schreiben hatten wahrscheinlich noch den Nebenzweck, die Zweideutigkeit Ferdinand's zu enthüllen und seinen Thronumtrieben entgegenzuwirken. Maria hatte diese Gefahr wohl gesehen; sie sorgte dafür, daß die Briefe und Boten, so weit man ihrer habhaft werden konnte, von Ferdinand und den kaiserlichen Commissarien aufgefangen, unterschlagen und an den Kaiser geschickt wurden. Ferdinand fand in dem Verfahren seines Vetters einen Vorwand, sich vor dem Kaiser wegen seiner Theilnahme am Familienvertrage unter nichtigen Ausflüchten zu entschuldigen und den ganzen Vertrag rückgängig zu machen, wobei er dem Kaiser sogar ein Bündniß mit Spanien vorschlug und mit demselben und dem baierischen Hofe über die Frage correspondirte, ob dem Matthias und dessen Ministern nicht als Hochverräthern der Proceß zu machen sei? während er freilich nach den Weisungen seiner Mutter (da man noch nicht wissen könne, wer siegen werde) sich auch vor Matthias weiß zu waschen und alle Schuld der Briefunterschlagungen auf die kaiserlichen Räthe zu wälzen suchte.

Durch alle diese Vorgänge, die nicht verborgen bleiben konnten und den Reichstag in die lebhafteste Bewegung versetzten, war der ganze Zwist zwischen den beiden sonderbaren Brüdern zu einem Weltscandal geworden. Die verschiedenen Fürstenhöfe, bei denen diese beiden alten Hagestolze als Freier auftraten, waren in großer Verlegenheit und hätten gern zuvor gewußt, wie der Streit enden werde und was an den Gerüchten sei, die über Beide gingen? Beide galten für behert; denn auch den Matthias, so hieß es, habe eine Vettel, mit der er lebte, verzaubert und impotent gemacht. — — Rudolf, der seit zwei Monaten alle Briefe des Bruders ohne Antwort gelassen, erließ plötzlich die heftigsten Mandate; er beschloß in einem Anfall von Jähzorn, Waffengewalt anzuwenden, und gab den im Türkenkrieg berühmt gewordenen Feldobristen Trautmannsdorf und Tzerklas von Tilly den Befehl, die von Matthias ohne seinen Auftrag nach dem Friedensschluß abgedankten Truppen wieder anzuwerben und auf das Marchfeld zu führen. Offenbar war es damit auf eine Demonstration gegen Wien abgesehen. Da nun aber Rudolf diese Truppen nicht bezahlte und ohne alle Hilfe ließ, so sah sich Tilly bald genöthigt, sie um ihrer Sicherheit willen nach Mähren zu führen, wo sie sich durch

Plündern schadlos hielten und auch dieses Land dem Kaiser vollends abspänstig machten. „Werde man sie," ließ Tilly dem Kaiser sagen, „nicht bald bezahlen, so würden sie zu Matthias übergehen, vorher aber ihn und die Obristen bei den Köpfen nehmen," worauf die Zahlung erfolgte. Rudolf war wieder in seine Lethargie versunken, nicht einmal zur Berufung der Erzherzöge, die sich erboten, als Vermittler nach Prag zu kommen, konnte er sich entschließen. Desto rüstiger war Matthias; aus Ungarn kamen ihm 6000 Heiduken zu Hilfe; im April 1608 erließ er ein Manifest an die Reichsstände, um seine Maßregeln als durch die Noth geboten zu rechtfertigen. Zunächst um Mähren von den plündernden Kriegsvölkern des Kaisers zu befreien, rückte er mit seinen Truppen nach Czaslau, wohin er eine Versammlung aus allen Erbländern auf den 4. Mai 1608 ausgeschrieben hatte. In der That schlossen sich ihm die mährischen Stände schon am 10. April
1608 1608 zu Eybenschütz an. Nun suchte Rudolf wieder einzulenken; er hatte den verhaßten Khlesl schon im März nach Prag einladen lassen und ihm eine gnädige Audienz gewährt, nur konnte er sich auch jetzt noch zu keiner Bestimmung wegen der Nachfolge seines Bruders entschließen; auch die österreichischen Stände hatte er zu beschwichtigen gesucht, „auf ihr Flehen und des Erzherzogs Bitten" am 9. April den Frieden von 1606 bestätigt und einen böhmischen Landtag berufen, der ihm aber, weil die Mährer, Schlesier und Lausitzer nicht erschienen, die begehrte Geldhilfe von 300,000 Gulden verweigerte; zwar wurde beschlossen, das Land zu rüsten, aber bei der übeln Stimmung der meisten und angesehensten Landleute war dieser Beschluß für den Kaiser sehr bedenklich! Er rief nun die vornehmsten böhmischen Lehensträger, nämlich Sachsen und Brandenburg, zu Hilfe; diese sollten ihm den Matthias abtreiben. Sie gaben ausweichende Antworten und erinnerten, das gehe zunächst kraft der Erbverträge die Verwandten an. Nun endlich gedachte Rudolf den Bruder einstweilen zu beschwichtigen und hinzuhalten, schickte ihm eine Deputation über die andere, rief die Vermittlung der deutschen Kurfürsten an und bot Alles das von selbst an, was er bisher so zähe verweigert hatte; er gewährte ihm in einem Schreiben vom 8. Mai die völlige Regierung von Ungarn und Oesterreich unter der Bedingung, daß er sofort seine

Truppen zurückziehe. Aber damit war Matthias nicht mehr zufrieden; er forderte urkundliche Versicherungen, sofortige Auslieferung der ungarischen Krone und Reichskleinodien, Entbindung der ungarischen, österreichischen, mährischen Stände von ihrem Eide, Uebertragung auch der böhmischen Krone auf dem nächsten Landtage, endlich sofortige Entlassung der kaiserlichen Truppen. In der That wollte jetzt Matthias den Bruder gänzlich entthronen. In einer schon im April an die Familienglieder gerichteten Denkschrift wird die Nothwendigkeit ausgeführt, daß Rudolf dahin gebracht werde, seine gänzliche Regierungsunfähigkeit zu erkennen, seinen sämmtlichen Kronen, der römischen, böhmischen und ungarischen, sowie den Erblanden zu entsagen und sich nach dem Beispiel Karl's V. in ein Kloster zurückzuziehen; nur so könne der Familienvertrag von 1606 ausgeführt werden.

Indeß rückten des Matthias wilde ungarische Schaaren wie in Feindes Land immer vorwärts gegen Prag; Rudolf aber konnte sich zu den vom Bruder geforderten schweren Opfern nicht entschließen. Er dachte an Flucht und wandte sich an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, ihm den Aufenthalt in Dresden zu gewähren. Dieser jedoch, obwohl unter allen deutschen Fürsten dem Kaiser am treuesten ergeben, schlug die Bitte höflich ab; er meinte, Rudolf habe nicht nöthig zu fliehen, des Bruders Kriegszug sei ja nicht gegen ihn, sondern gegen seine bösen Rathgeber gerichtet; er möge die Religion freigeben und sich an seine Stände wenden. Wolle er aber auf seinem Entschlusse beharren und nach dreißigjähriger ruhmvoller Regierung und so vielen Siegen über die Türken Prag verlassen, so sei Nürnberg ein viel sichererer Ort als Dresden.

Offenbar hatte der Kurfürst von Sachsen das Rechte getroffen, denn während Rudolf von aller Welt, auch von seinen eigenen Brüdern und Vettern, selbst von seinem Zuträger Ferdinand, der ihn verloren gab, verlassen war, eröffnete sich ihm bei den Böhmen die Möglichkeit der Rettung. Obgleich nämlich Matthias auch mit den böhmischen Ständen in Verbindung getreten war und sie mit großen Versprechungen, namentlich mit förmlicher Anerkennung ihres Wahlrechtes gelockt hatte, falls sie die Absetzung Rudolf's aussprechen und ihn wählen würden, so regte sich doch bei den Gräueln, die seine

ungarischen Horden verübten, das böhmische Nationalgefühl; der Zug gegen Prag wurde als ein Eroberungszug betrachtet, und überdies begehrte Matthias in seinem Uebermuthe noch obendrein vom Lande den Ersatz der Kriegskosten. Als daher der bedrängte Kaiser sich endlich herabließ, den wieder einberufenen Landtag am 19. Mai in Person zu eröffnen, und den Vorschlag machte, seinen Bruder zum Thronfolger zu wählen, so brachte die Freude, ihn zu sehen, und das Mitleid mit seiner Lage Viele zum Weinen. Das Gefühl der Treue erwachte, aber auch das volle Bewußtsein ständischer Macht. Die Evangelischen, zu welchen mehr als drei Viertheile des Adels und fast alle Städte gehörten, verbanden sich, dem Kaiser zu helfen, aber nicht eher, bis er ihre religiösen Forderungen befriedigt haben werde. Sie forderten die förmliche Anerkennung ihrer schon im Jahre 1575 dem Kaiser Maximilian II. überreichten sogenannten böhmischen Confession und deren Eintragung in die Landtafel; die Uebergabe des neu zu besetzenden Consistoriums und der Universität; ferner das Recht, Defensoren zu bestellen, welche über die Interessen der Protestanten zu wachen hätten; ferner unbeschränkte Religionsfreiheit für Jedermann in Böhmen; kein Herr solle künftig seinen Unterthanen oder Leibeigenen den Glauben vorschreiben dürfen; ferner das Recht, Kirchen und Schulen zu bauen; ferner paritätische Besetzung der Aemter und Ausschließung der Fremden; auch sollten die Jesuiten ohne ständische Genehmigung keine Grundstücke mehr erwerben u. s. w. Sie verbanden sich, diese Forderungen nöthigenfalls durchzusetzen. Nur eine radicale Minderheit sprach von Absetzung Rudolf's und Erhebung seines Bruders.

Natürlich kam es dem Kaiser sehr schwer an, so weitgehende Forderungen zu gewähren. Er machte Ausflüchte, wollte eine Deputation empfangen, aber der ganze Landtag zog am 28. Mai mit seiner Sturmpetition in's Schloß. So groß war die Zahl der Erschienenen, daß die Menge Kopf an Kopf selbst die Treppen und Gänge und den Platz vor der Burg erfüllte; Graf Andreas von Schlick trat als Wortführer vor den Kaiser, welcher folgenden Tages zu antworten versprach; die Antwort erfolgte; sie lautete zwar ausweichend, verwies aber doch halb zugestehend auf den künftigen Landtag. In-

zwischen waren des Matthias Truppen bis vor die Stadt gerückt, und obgleich die Forderungen der Stände noch nicht erfüllt waren, so drängte doch die Kriegslust und das Nationalgefühl für den Augenblick alle anderen Gedanken zurück. Man wollte vor Allem die fremde Soldateska loswerden und vertraute darauf, dann später alle Forderungen um so sicherer durchsetzen zu können. Prag ward in aller Eile befestigt; von allen Seiten eilte das Aufgebot heran; schon waren aus sechs Kreisen 20,000 Mann erschienen und noch wurde der Zuzug aus acht Kreisen erwartet, dazu kamen 5000 Mann für den Kaiser geworbene und 10,000 Mann Prager Truppen; im Ganzen mehr als genug, um den Matthias abzutreiben. Nun traten die Stände als bewaffnete Vermittler zwischen Rudolf und Matthias auf. Ein ständischer Ausschuß begab sich in's feindliche Hauptquartier nach Dübec und brachte nach achtzehntägigem Hin- und Herreisen den Frieden zwischen den Brüdern zu Stande; Rudolf trat dem Bruder die Krone von Ungarn und Oesterreich erblich ab, übergab ihm die unumschränkte Verwaltung von Mähren, behielt aber seine böhmische Krone. Für den Fall, daß Matthias vor Rudolf sterben solle, bedangen sich die Mährischen Stände das Recht, nach freier Wahl einen Prinzen des Erzhauses sich zum Fürsten zu wählen, doch nur bis zu Rudolf's Tode, wo dann Böhmen und Mähren wieder vereint sich einen König küren würden. Auf seine Geldforderungen mußte Matthias natürlich verzichten. Nachdem dieser Friede geschlossen und von allen Seiten „mit guten Räuschen" gefeiert war, brachte man dem Matthias die ungrische Krone; unter dem Geleite ständischer Commissarien räumten seine Truppen das Land, wobei es jedoch nicht ohne blutige Köpfe abging.

So endete vorläufig der Bruderzwist; wie ein triumphirender Sieger wurde Matthias von den Wienern mit großen Festlichkeiten empfangen und sein Khlesl veranstaltete ein Tedeum; aber der Groll zwischen dem Sieger und Besiegten wurde nur noch giftiger, und während dieser auf Rache und Zurückerlangung des Geraubten sann, suchte Jener ihm auch das noch Fehlende schon der eigenen Sicherheit wegen zu entwinden. Beide hatten aber ihre Erfolge nur ihren Ständen zu verdanken, und auf diese waren sie auch mit ihren Hoff-

nungen auf die Zukunft angewiesen. Die Stände aber, welche als Freunde von einander schieden, nicht ohne vorher, die böhmischen in Prag, die ungarischen und mährischen im Feldlager zu Sterbohol, das Bündniß zu erneuern, zu dem sie von ihren Landesherren selbst veranlaßt worden, das sie aber jetzt zur Behauptung des eigenen Rechtes fortsetzten, forderten jetzt von Beiden gebieterisch ihren Lohn. Daß man ihnen diesen Lohn verweigern, sie um den Preis ihrer Dienste betrügen wollte, nachdem sie ihre Macht und die Ohnmacht ihrer Fürsten kennen gelernt hatten, das war eine Thorheit, welche uns mehr als Alles zeigt, wie übel berathen beide Fürsten von ihrer pfäffischen Umgebung waren.

Zunächst machte Rudolf keine Anstalt, seine Versprechungen zu halten; ja, es ist zwar unglaublich, aber wahr, daß er dem Landtag,
1609 der sich in Erwartung großer Dinge im Januar 1609 sehr zahlreich versammelte, statt der verheißenen Zugeständnisse umgekehrt mit der Forderung entgegentrat, die Stände sollten zum katholischen oder utraquistischen Glauben zurückkehren und alle häretischen Prediger entfernen. Da wäre wohl dem Sanftmüthigsten die Geduld gerissen, um wie viel mehr den böhmischen Herren, die eben damals im Vollgefühle ihrer Macht waren und im Auslande, an den deutschen Protestanten, welche soeben ihre Union geschlossen, an dem König Heinrich IV. von Frankreich, an ihren Glaubensbrüdern in Oesterreich und Ungarn, ja an Matthias selbst, der noch mit ihnen in Verbindung stand, endlich an dem benachbarten Kurfürsten von Sachsen, der jetzt ganz entschieden für sie Partei ergriff, einen mächtigen Rückhalt hatten. Seit zwei Menschenaltern hatten sie thatsächlich das besessen, was ihnen jetzt entrissen werden sollte. Schon unter Maximilian hatten sie eine urkundliche Gewähr für ihre Kirche gefordert und beinahe erreicht; seitdem hatte sich ihre Kirche, ohne durch Rudolf's Trägheit gehemmt zu werden, noch mehr ausgebreitet und sie bestand der großen Mehrheit nach aus Lutheranern; doch hatte sich neben diesen schon von Anfang an ein durch Geist und Thatkraft, Sittenstrenge und Zucht, sowie durch mächtige Bekenner im Herrenstande wichtiges Glied in den böhmischen Brüdern, deren Lehre und Kirchenform sich dem Calvinismus näherte, geltend gemacht. Für einen geschickten

und rührigen Gegner wäre es leicht gewesen, durch kluge Nachgiebigkeit gegen die hier wie überall gegen abweichende Protestanten sehr unduldsame und engherzige lutherische Mehrheit die „Brüder" zu isoliren. Statt dessen wurden, wie einst in den Hussitenkriegen, beide protestantische Religionsparteien in Böhmen genöthigt, sich zu einer großen Nationalpartei zu verbinden, deren Führung den energischen Elementen, das heißt den Brüdern, an ihrer Spitze dem geistvollen und welterfahrenen Herrn von Budowec zufiel. Die katholische Kirche und mit derselben die Utraquistische, deren ganzer Unterschied von jener nur noch im Gebrauch des Kelches bestand, war auf eine kleine Minderheit der Bevölkerung zusammengeschmolzen; die katholischen Mitglieder des Landtages wagten es gar nicht, eine eigene Partei zu bilden; ja sie schlossen sich den Forderungen der Protestanten an und betheuerten ihnen fortwährend ihre Unschuld. Die ganze katholische Partei in Böhmen bestand eigentlich nur aus den drei kaiserlichen Räthen von Lobkowitz, Martiniz und Slavata, und diese waren es, die in Verbindung mit den römischen, spanischen, baierischen und steiermärkischen Hofeinflüssen den Kaiser zum Widerstande aufhetzten und alle Vorstellungen der gemäßigten Katholiken in seinem Rathe als feige Nachgiebigkeit verwarfen.

Die Folge dieser für den Kaiser so unheilvollen Rathschläge war, daß beide evangelische Religionsparteien sich auch in ihrem Kirchenwesen näher traten und zur Vertheidigung desselben ein förmliches Bündniß schlossen. Sie wiederholten ihre Forderungen von 1608 und beschlossen nach mehrmonatlichen vergeblichen Verhandlungen mit der Regierung, sich „zum Schutze des Kaisers, des Vaterlandes und ihrer selbst" in Kampfbereitschaft zu setzen und „mit Anwendung aller Kraft jedes Unrecht, das Einen von ihnen treffen könnte, abzuwehren." Ohne weiteres Ergebniß wurde der Landtag anfangs April 1609 wieder aufgelöst. Die Stände kehrten in ihre Heimath zurück, stellten sich aber schon nach wenigen Wochen mit bewaffneten Mannschaften wieder ein, während ihre Abgesandten mit der Darlegung ihrer Beschwerden gegen die bösen Rathgeber des Kaisers und mit der Rechtfertigung der Schritte, zu denen sie selbst nach so bewährter Treue sich gezwungen sähen, zu den evangelischen Fürsten, zu den Ständen der

übrigen Kronlande und auch zu Matthias eilten. Von diesem letztern brachten sie das mündliche Versprechen mit, er werde ihre Forderungen erfüllen, sobald er ihr König sei. Aber zu einem Treubruch hatten die Stände auch jetzt noch keine Lust. Die deutschen Fürsten waren ehrlicher als Matthias; von ihnen liefen dringende Ermahnungen zur Nachgiebigkeit beim Kaiser ein. Inzwischen hielt die in Prag zusammengeströmte bewaffnete Menge ihre Versammlungen unter freiem Himmel, die Stände aber versammelten sich, diesmal ungerufen, auf dem Neustädter Rathhause. Dort wie hier schwur man mit aufgehobenen Händen, einander nicht zu verlassen; die Stände unterzeichneten eine neue Urkunde. Man pfiff den Officier des Kaisers aus, welcher die Menge auseinandergehen hieß; man kehrte die Tafel um, an welcher das Verbot dieser ungesetzlichen Zusammenrottung angeschlagen war; man vernahm den Bericht der von den deutschen Fürsten zurückkehrenden Gesandten; aber so groß der Lärm auch war, die Bewegung trug doch das religiöse Gepräge, welches ihr Budowec, ihr Haupt und Führer, gab; mit Gebet und Gesang, auf den Knieen liegend wurden die Versammlungen eröffnet, und während am 12. Mai sechs Deputirte dem Kaiser ein Manifest überreichten, in welchem der Zweck ihrer Bewaffnung, Schutz ihres Glaubens und ihrer persönlichen Sicherheit, angegeben und ein neuer Landtag zur Abhilfe ihrer Religionsbeschwerden gefordert wurde, beteten die Zurückgebliebenen auf dem Rathhause zu Gott, daß er das Herz des Kaisers wende.

Aber mehr noch als alle diese Demonstrationen scheint das Einschreiten des Kurfürsten Christian II. von Sachsen beim Kaiser bewirkt zu haben, des bewährtesten Anhängers der kaiserlichen Gewalt, der aber auch an Böhmen um des lutherischen Glaubens willen lebhaftes Interesse nahm. Er hatte eine große Gesandtschaft mit seinem Kanzler Dr. Gerstenberger geschickt, welche den Kaiser auf das Dringendste zur Nachgiebigkeit ermahnte und ihm insbesondere bemerkte, daß sein Benehmen ganz im Interesse des Königs Matthias liege. Das brach Rudolf's Widerstand; er bequemte sich, einen neuen Landtag zu berufen; da aber die von ihm gesteckte Frist viel zu lang befunden ward, so bat er um vierzehntägigen Aufschub; auch das ward verworfen, er mußte endlich ein von den Ständen selbst redigirtes Actenstück unterzeichnen,

worin auf den 25. Mai ein neuer Landtag berufen ward, der nur die Religionsangelegenheit berathen und nicht eher aufgelöst werden sollte, bis diese Angelegenheit zum erwünschten Ende gebracht sein werde.

Als nun dieser denkwürdige Landtag sich versammelte und dem Kaiser nochmals in einer Denkschrift die früheren Forderungen wiederholte, hatte der Wind wieder umgeschlagen. Hinter dem Rücken der andern Räthe hielt Rudolf mit seinen ultramontanen Geheimen eine zweitägige Berathung und erwiederte dann, daß es wegen der Religion bei seinen frühern Resolutionen sein Bewenden habe und die Stände nunmehr zu ihren übrigen Geschäften schreiten sollten; zweimal mußte diese unglaubliche Antwort der erstaunten Versammlung vorgelesen werden, und sie erregte mehr Mitleid als Zorn. Man beschloß, die Minister des Kaisers zu verhören, wer von ihnen zu dieser Antwort gerathen habe. Aber sie alle, der Oberstburggraf an der Spitze, betheuerten ihre Unschuld und verpflichteten sich sogar, den Protestanten in der Erreichung ihrer Wünsche beizustehen. Die Sache blieb auf ihren Urhebern, dem Kanzler Lobkowitz, den Räthen Martiniz und Slavata, hängen.

Die Stände überreichten dem Kaiser nun ihr Ultimatum, nämlich den fertig redigirten Entwurf eines Gesetzes, durch welches der Kaiser ihre Forderungen gewähren sollte. Sie verlangten unveränderte Annahme desselben und erklärten, daß ihre Argumente nun erschöpft und sie nicht weiter gewillt seien, sich in eine Vertheidigung ihrer Religionsfreiheit mit bloßen Worten einzulassen, vielmehr würden sie sich jetzt in Vertheidigungszustand setzen. Sie ließen den Kaiser zugleich von ihren kriegerischen Maßregeln in Kenntniß setzen. Die Aushebung jedes fünften Mannes wurde angeordnet, eine Kriegssteuer ausgeschrieben, zur Wahl von dreißig Directoren des Defensionswerkes (zehn aus jedem Stande) geschritten, zu Befehlshabern des Heeres wurden Graf Matthias von Thurn, Colonna von Fels und Johann von Bubna gewählt. Die Mährer und Schlesier wurden zur vertragsmäßigen Hilfe aufgefordert.

Nun legte sich Rudolf wieder auf's Unterhandeln und machte allerlei Vorschläge; er beantragte ein Schiedsgericht der Kurfürsten; er wollte Alles ungestört so lassen, wie es bisher gewesen sei, um nur die formale Anerkennung des Protestantismus sich zu ersparen;

aber die Stände blieben unbeugsam; die sächsische Gesandtschaft gab ihnen auch in feierlicher Audienz die Erklärung, daß der Kurfürst ihr Benehmen völlig gerechtfertigt finde und nöthigenfalls ihnen seine Hilfe nicht verweigern werde. Rudolf's Widerstand war hiermit gebrochen, er zeigte sich jetzt zur theilweisen Annahme des Gesetzes bereit, aber auch jetzt noch wollte er daran handeln und markten, und sowie sich im ständischen Ausschusse wegen seiner neuesten Zugeständnisse eine versöhnliche Stimmung zeigte, nahm er diese Zugeständnisse zum Theil wieder zurück! Da riß endlich den Ständen die Geduld; sie verließen den Landtag, um das Land unter die Waffen zu bringen, während zu Prag im Altstädter Rathhause die Directoren mit den Generälen als eine Art provisorischer Regierung ihr Hauptquartier nahmen. Rudolf's Autorität, soweit von einer solchen überhaupt je die Rede sein konnte, hatte nun vollends aufgehört. Schon füllte sich Prag mit bewaffnetem Aufgebot und den von den Directoren geworbenen Truppen; von dem Fürsten Christian von Anhalt, dem General der Unionstruppen im Reiche, wurde Artillerie und Mannschaft erwartet, aus Oesterreich kam die Nachricht, daß Matthias seinen Ständen ihre Forderungen zugestanden habe und bereit sei, den Böhmen dasselbe zu gewähren. Da endlich, am 9. Juli, unterzeichnete Rudolf mit der unwesentlichen Abänderung eines Wörtchens das ihm vorgelegte, unter dem Namen der Majestätsbrief in der Geschichte bekannte Gesetz. Gleichzeitig unterzeichneten die Katholischen einen Vergleich mit den Protestanten, der den Religionsfrieden für immer befestigen und den Majestätsbrief vor beschränkenden Auslegungen sichern sollte und sowohl von Rudolf als später von Matthias anerkannt und mit dem Majestätsbrief in die Landtafel eingetragen wurde.

Dieser böhmische Majestätsbrief enthielt, wie nach seiner Entstehungsgeschichte leicht zu begreifen ist, die größten kirchlichen und politischen Zugeständnisse. In kirchlicher Beziehung erlangten die Böhmen eine Freiheit, wie sie damals nirgends sonst in der Welt vorhanden war; Dank den Anstrengungen der böhmischen Brüder und dem geringen Einfluß der orthodoxen lutherischen Theologen (von welchen in dieser ganzen Bewegung keiner hervortritt) war auch den Bauern Religionsfreiheit und überhaupt allgemeine Duldung jeder

Religion gewährt worden. Nur das Recht, Kirchen zu bauen, welches auf dem eigenen Territorium Jedem freigestellt wurde, blieb auf den Gütern der weltlichen Herren katholischen Bekenntnisses ihren protestantischen Unterthanen verwehrt; dagegen war diesen in den königlichen Städten der Bau durch den Majestätsbrief ausdrücklich zugestanden; in dem zwischen den Katholischen und Protestanten gleichzeitig geschlossenen „Vergleiche" wurde dieses Recht überhaupt auf alle königlichen Güter ausgedehnt; zweifelhaft blieb nur, ob, wie die Protestanten behaupteten, aber die Katholischen später bestritten, das Recht protestantischen Kirchenbaues sich auch auf die geistlichen Territorien erstrecke, welche stets zur Kammer des Königs gerechnet und im fast unbeschränkten Besitze des Königs gestanden seien; eine Streitfrage, welche deshalb sehr wichtig wurde, weil der dreißigjährige Krieg damit begann.

Nachdem die Böhmen ihren Majestätsbrief erlangt hatten, forderten die Schlesier, die sich mit den Böhmen verbündet hatten, nur um so ungestümer die gleiche Gunst. Rudolf setzte ihnen die gleiche Zähigkeit entgegen wie den Böhmen, mußte aber am 20. August auch den schlesischen Majestätsbrief unterzeichnen. Und da die Stände der Lausitz, von Glatz und Eger gleiche Versicherungen erhielten und die Mährer bereits im Besitz waren, so herrschte jetzt auf allen Punkten des alten Böhmenreiches volle Religionsfreiheit.

Auch in politischer Hinsicht war der Majestätsbrief ein ungeheurer Erfolg. Böhmen wurde dadurch fast zu einer ständischen Republik; die königliche Macht, welche im Jahre 1547 durch den schmalkaldischen Krieg mit den Waffen neu begründet, unter Ferdinand und Maximilian moralisch befestigt, dann freilich unter Rudolf wieder in Verachtung gesunken war, wurde vollends zerbrochen.

Durch die Uebergabe des Consistoriums und der Universität erhielten die Stände das geistliche Regiment und die Leitung des gesammten Unterrichtswesens, das von der Universität als der obersten Körperschaft ausging. Die Stände hatten die wichtigsten Stellen zu besetzen, die Aufsicht zu führen, die Anordnungen zu treffen; sie ernannten aus ihrer Mitte Defensoren, das heißt eine ständige Regierungs- und Aufsichtsbehörde, schrieben Steuern aus, ordneten Rüstungen

an und erlangten die Initiative in der Gesetzgebung. Der Landtag ging nicht eher auseinander und entließ auch die Truppen nicht eher, bis Alles dies und Anderes durchgesetzt war. Er nahm auch sofort das Recht der Anklage in Anspruch und richtete dasselbe gegen den Kanzler Lobkowitz, der dann in die allgemeine Amnestie eingeschlossen wurde. Und da Rudolf nicht zu bewegen war, ihr mit den Schlesiern geschlossenes Bündniß anzuerkennen, so deponirten die Stände bei der Landtafel die Erklärung, daß es einer weitern Anerkenntniß dieses für immer giltigen Bündnisses durch den König gar nicht bedürfe. Budowec, der Führer der Bewegung, stellte die Theorie auf, der Landtag sei die Quelle alles Rechtes in Böhmen, er gebe dem Lande die Gesetze, er wähle den König, er stehe über den Gerichten.

Und so ward denn, nachdem er die erlangte Macht durch alle möglichen Garantien gesichert hatte, dieser längste und wichtigste Land-
1610 tag Böhmens am 23. Februar 1610, nach einer Dauer von 1 Jahre 27 Tagen geschlossen. Er hatte durch die Ohnmacht des Monarchen das Princip der Volkssouveränetät, von den Ständen geübt, zur rechtlichen und thatsächlichen Geltung gebracht, und zwar in einer für jene Zeiten auch nach unten hin sehr liberalen Weise. Da erscheinen die Städte wieder wie zur Hussitenzeit als politisch gleichberechtigt neben dem Adel, die Bauern als religiös gleichberechtigt neben Städten und Adel, endlich alle Confessionen, Brüder, Picarditen, Calvinisten als kirchlich gleichberechtigt neben Lutheranern, Utraquisten und Katholischen. Wenn irgendwo, so mußte hier, wo seit Jahrhunderten in gemeinsamen Kämpfen die Nationalitäten, Stände und Religionsparteien sich oftmals hatten vertragen müssen, das neue Wesen Bestand haben. Es wird aber berichtet, die Masse des Volkes habe sich bei der ganzen Bewegung und dann bei dem Jubel der Stände über ihre Erfolge auffallend theilnahmlos gezeigt; sei es, daß sie kein Verständniß für einen Kampf gehabt, welcher, vom Adel und etlichen Städten geführt, nirgends tief in's Volk eingedrungen war und es nicht aufgewühlt hatte wie zur Zeit des Hussitenkampfes, und dessen Ausgang keine plötzlichen, greifbaren Veränderungen hervorbrachte, weil kein unmittelbarer Druck vorhergegangen und nur das zur Geltung gelangt war, was thatsächlich schon seit längerer Zeit bestand — oder sei es, daß das der

alten Freiheit beraubte, in Unterthänigkeit versunkene Volk unter dem Drucke der Junker und der Rathsherren gegen politische und kirchliche Rechte, die dem gemeinen Manne ja doch kein besseres Loos brachten, überhaupt stumpf geworden war. Auch brach der während der Bewegung zurückgedrängte religiöse Gegensatz zwischen den Lutheranern und den Brüdern alsbald nach erlangtem Siege um so gewisser hervor, da nunmehr bei den Fragen wegen der kirchlichen Einrichtungen die Theologen mehr zu Worte kamen. Nun erwachten in den Lutherischen die alten Gewissensscrupel und die alte Intoleranz. Noch während des Landtages kam es fast zum Bruche. Doch gelang es nochmals der Energie der Führer, durch gegenseitige Nachgiebigkeit eine Vereinigung, ja sogar die Anbahnung einer gemeinsamen böhmischen Confession und Kirche herbeizuführen und den Landtag unter gegenseitigen Betheuerungen der Eintracht zu beschließen. *)

Um dieselbe Zeit, wo die Böhmen von Rudolf den Majestätsbrief errangen, waren auch die österreichischen Stände nicht müßig, Gleiches bei Matthias durchzusetzen. Auch Matthias hatte seinen Ständen große Versprechungen gemacht, die er oder vielmehr Khlesl noch weniger zu halten gedachte als Rudolf. Khlesl hatte schon in jenen Jahren, als die protestantischen Stände gegen Rudolf bearbeitet wurden, doch auch zugleich gegen sie selbst Intriguen angezettelt, zum Beispiel eine Liga der katholischen Stände in Oesterreich gestiftet, welche sich den Beschwerden der Protestanten widersetzen mußte; bei den katholischen Fürsten des Auslandes hat er sogar die Unterdrückung des Protestantismus in Oesterreich als Zweck der Unternehmungen seines Herrn bezeichnet, wovon freilich den zu gleicher Zeit um Hilfe angegangenen protestantischen Reichsfürsten kein Wörtchen gesagt wurde. Von allen diesen Dingen waren aber die Stände sehr wohl unterrichtet, denn so geheim auch zu Wien und Prag die Ränke gesponnen wurden, war doch Alles von Spionen gegenseitig so wohl bedient, daß die geheimsten Acten. noch ehe sie ausgefertigt waren, in den Besitz der Gegner gelangten. Wenn daher die den Ereignissen

*) Vergl. Dr. A. Gindely, Geschichte der Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes. Prag 1858.

ferner stehende Welt in Matthias einen Vorkämpfer des Protestantismus und in Rudolf den Vertheidiger der alten Kirche erblickte und hiernach ihre Sympathien je nach den verschiedenen Parteistandpunkten bemaß, so wußten die zunächst Betheiligten das besser: die eigenen Stände trauten mit Recht dem Einen so wenig wie dem Andern. Und wie nach dem Prager Zuge des Matthias sich die Böhmen sofort anschickten, die Erfüllung der ihnen von Rudolf gemachten Verheißung durchzusetzen, so schlossen andererseits noch vor dem Abzug aus dem Feldlager von Sterbohol sechzehn Herren aus Oesterreich, Ungarn und Mähren einen Vertrag zu gemeinsamer Vertheidigung der Religionsfreiheit, deren unverkürzte Gewähr zur Bedingung der dem Matthias als ihrem neuen Herrn zu leistenden Huldigung gemacht werden solle. Alsbald schritten die Stände von Oberösterreich zur Ausführung; sie forderten, bevor sie huldigen könnten, daß ihren Beschwerden abgeholfen, die Religion freigegeben, den Städten ihre Autonomie (bei der Aufnahme von Bürgern, der Wahl ihrer Magistrate und dem Gebrauch ihrer Kirchen) gewährt werde. Sie bemächtigten sich des Schlosses zu Linz und der Landesverwaltung und verbanden sich mit den protestantischen Ständen von Unterösterreich. In Ober- und Unterösterreich wurden die verschlossenen Kirchen wieder geöffnet. Da geschah es, daß zu Inzersdorf bei Wien auf des Freiherrn von Geyer Besitzung die Regierung die geöffnete Kirche wieder schließen, und da sich der Freiherr widersetzte, ihn gefangen nach Wien bringen ließ. Darauf überreichten 180 Herren und Ritter auf dem zu Wien soeben versammelten niederösterreichischen Huldigungslandtag eine „scharfe und hitzige“ Schrift, worin sie erklärten, daß sie Leib, Ehre, Gut und Blut daran gesetzt, dem Erzherzog die Herrschaft zu erwerben, nun aber bei solchem Lohne die Huldigung ihnen nicht zugemuthet werden könne. In dem heftigen Schriftenwechsel, der nun entstand, gaben sie dem Matthias zu verstehen, daß sie ihn keineswegs um seiner schönen Augen willen bei seiner Rebellion unterstützt hätten, sondern in der Erwartung, daß nun auch ihren gerechten Beschwerden abgeholfen werde. Da ihre Vorstellungen keinen Erfolg hatten, so verließen sie Wien, ohne gehuldigt zu haben, und begaben sich, nur einige Vertreter zurücklassend, insgesammt nach Horn. Sie machten

große Rüstungen, boten ihre Unterthanen auf, warben Officiere, legten Kriegsvolk auf die Domänen und Klöstergüter. Oefters zogen sie aus Horn nach der Rosenburg zu Gelagen; wenn dann die Benedictiner des benachbarten Altenburg in den Chor läuteten, so ließen die Herren ihre Trompeten und Pauken erschallen und leerten manches Glas auf den Untergang der Pfaffen.

Dabei waren jedoch die österreichischen Protestanten weit ungünstiger gestellt als die böhmischen, weil ihnen in Folge der vorhergegangenen Reactionen eine viel stärkere und organisirtere katholische Partei im Lande selbst entgegenstand als in Böhmen, wo sich unter Rudolf's langer Unthätigkeit der Protestantismus viel widerstandsloser entwickelt hatte. Matthias versuchte jetzt, mit Hilfe der katholischen Stände, die ihm ohne Widerspruch huldigten, den Protestanten entgegenzutreten. Auch er suchte sich in Kriegszustand zu setzen. Auch trat er mit den übrigen Mitgliedern des Erzhauses und den katholischen Mächten in engere Verbindung; die schon bald nach dem Prager Zuge stattgehabte Versammlung der Erzherzöge zu Schottwien war offenbar nicht bloß der Nachfolge am Reiche, sondern auch den Maßregeln gegen die Protestanten gewidmet. Den Horner Ständen dagegen traten die oberensischen bei; sie setzten sich in Verbindung mit den evangelischen Reichsständen und gingen die Ungarn in Gemäßheit des Vertrages von Sterbohol um Hilfe an. In dieser für Matthias und das Erzhaus so gefährlichen Lage leistete ihm der von beiden Theilen begrüßte Kurfürst von Sachsen durch moralische Vorstellungen ähnliche Dienste wie dem Kaiser. Er bemerkte ihm, des Hauses Oesterreich gefährlichste Feinde seien der Papst und die Jesuiten; nur der ärgste Feind könne ihm rathen, die Wege Maximilian's II. zu verlassen; er solle sich an das Wort des Polenkönigs Stephan erinnern: er sei der Völker, nicht der Gewissen König. Diese trefflichen Worte konnten freilich auf einen Khlesl um so weniger wirken, da sie der Rathgeber im eigenen Lande nicht befolgte, wo man aus orthodox lutherischer Unduldsamkeit den Calvinisten sogar das Recht sperrte. Matthias selbst war im Grunde viel liberaler; er hätte den Rath wohl befolgt, aber Khlesl, ohne den er nichts wagte, wollte es nicht gestatten und rieth, wie schon vor Jahren, sich lieber den

Ungarn in die Arme zu werfen. Indem er den Ungarn ihre Forderungen und dem protestantischen Parteiführer Illeshazi die Würde des Palatinus mit königlichen Befugnissen, sowie ein Geschenk von 200,000 Gulden gewährte, brachte er es dahin, daß die Erinnerung der Stände von Oesterreich an den Vertrag von Sterbohol von den Ungarn mit höflichen Ausflüchten beantwortet und die Krönung und Huldigung zu Preßburg im November 1608 geleistet wurde. Wohl hatten ihm die Ungarn, um sich doch mit einigem Anstande ihrer Vertragsverpflichtungen gegen die Oesterreicher zu entledigen, zu deren Gunsten vor der Huldigung einige Vorstellungen gemacht. Aber Matthias (das heißt Khlesl) erwiederte: Oesterreich stehe zu seinem Fürsten in einem andern Verhältniß als Ungarn und Mähren — um jedoch zu zeigen, daß er auf der Ungarn Fürwort Rücksicht nehme, wolle er das Vorgetragene in Berathung ziehen. — — Die Ungarn aber waren jetzt, da sie ihre Zwecke erreicht hatten, sehr loyal geworden; sie warnten ihre österreichischen Verbündeten vor Aufruhr und Bürgerkrieg; sie bemerkten, daß Christen eher Verfolgung leiden als die Waffen ergreifen dürften; ja sie verwiesen sogar auf die Treue, womit die Fürsten von Oesterreich jederzeit Wort gehalten hätten. Ihrem Undank gegen die Deutschen setzten sie in der Wahlcapitulation von 23 Artikeln, welche Matthias vor der Krönung eingehen mußte, unter Anderm durch die Bestimmung die Krone auf, daß fortan kein deutscher Hauptmann oder Oberst auf der Grenze einen Befehl führen dürfe!

Sahen sich somit die Oesterreicher von den Ungarn verlassen, so kam ihnen jetzt ein unverhoffter Bundesgenosse am Kaiser Rudolf. Dieser gedachte sofort den Zwist seines Bruders mit den Ständen für sich auszubeuten; er sandte im December eine Abordnung nach Wien, welche Matthias zur Rückgabe der abgetretenen Länder bewegen solle. Vor Allem müsse nämlich jetzt die Schmach jener dem Haupte abgezwungenen Entsagung beseitigt werden, dann wolle sich Rudolf auf einer Zusammenkunft aller Blutsfreunde mit dem Bruder verständigen. An der Spitze dieser Abordnung stand Erzherzog Leopold von der steierischen Linie, ein ehrgeiziger und höchst kriegslustiger Jüngling, welcher zwar in den geistlichen Stand getreten war und die Bisthümer

Straßburg und Passau erlangt hatte, dessen Sinn aber viel höher reichte; er wollte in den weltlichen Stand zurücktreten, eine baierische Prinzessin heirathen und Rudolf's Nachfolger werden. Ihm hatte der alte Kaiser sein Herz jetzt zugewendet, wenigstens gedachte er ihn für sich zu benutzen. Während Leopold selbst vor Matthias trat, bearbeitete sein vertrauter Agent Tennagel die Horner Stände, sie möchten von Matthias wieder zu Rudolf abfallen, der ihnen Alles gewähren werde. Es begann nun zu Prag, Wien und Horn ein verwickeltes Intriguenspiel, wo Einer den Andern zu überlisten suchte. Matthias spielte gegen Leopold den Versöhnlichen und zeigte sich zu großer Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bereit; doch auch den Hornern bot er Bestätigung alles dessen, was ihnen Maximilian II. gewährt hatte, sowie die künftige Zulassung von Protestanten zu hohen Aemtern an; nur forderte er vorgängige Entwaffnung und suchte das ständische Kriegsvolk zu bewegen, in seinen Dienst überzutreten. Die Stände forderten vor Allem die Ausdehnung der Religionsfreiheit auch auf die Städte, sowie daß ihre Kirchen auch von den Unterthanen katholischer Herren besucht werden dürften. Auch kamen sie stets auf das Verlangen zurück, den bösen Rathgeber Khlesl aus dem Lande zu schaffen. Ja, sie leiteten aus alten und neuen Vorgängen der österreichischen Geschichte für sich das Recht ab, sich vom römischen Reiche einen andern Herrn zu erbitten; bis jetzt hätten sie treu zu Matthias gehalten, für ihn gegen den bisherigen Landesfürsten, weil dieser schlecht regiert habe, die Waffen ergriffen; Matthias habe dieses ihr Recht für sich in Anspruch genommen, es könne sich nun auch gegen ihn wenden. Da nun auch die mährischen Stände sich den österreichischen anschlossen (obwohl sie selbst die begehrten Freiheiten bereits errungen hatten) und unter den ungarischen sich eine starke Partei für sie erhob, so gerieth Matthias so sehr in's Gedränge, daß er, zumal auf die Nachricht von den großen Anerbietungen, die Rudolf gemacht, und von dessen Versuchen, ihn zu verdrängen, endlich am 19. März 1609 die ständischen Forderungen im Wesentlichen genehmigte. Erst nachdem die Horner Abgeordneten diese am 21. März unterzeichnete „Capitulation" (die Katholischen wollten nur den Ausdruck „Resolution" gelten lassen) den Ständen überbracht hatten, erfolgte am 29. April zu Wien, am

21. Mai zu Linz die Huldigung der Stände von Nieder- und Oberösterreich.

So hatten die Evangelischen auch in Oesterreich wieder triumphirt, die vertriebenen Prädicanten kehrten zurück, die geschlossenen Kirchen durften sich öffnen, der vom Kurfürsten von Sachsen geschickte Superintendent Matthias Hoe predigte vom Schloßfenster von Herrnals aus vor mehr als 10,000 Zuhörern. So viel freilich als bald nachher die Böhmen durch ihren Majestätsbrief hatten die Oesterreicher doch lange nicht erreicht. Die katholische Partei war hier schon zu sehr erstarkt und wurde sammt dem Fürsten durch Khlesl geleitet, dessen Beseitigung den Ständen nicht gelang. Matthias selbst hatte alsbald nach erfolgter „Religionsassecuranz" bei dem Papste als „ein gehorsames Kind der Kirche" Verzeihung nachgesucht, Khlesl dem spanischen Hofe sagen lassen, Matthias werde sein den Ketzern gegebenes Wort, sobald es thunlich sei, wieder brechen; auch hatten die Katholischen nicht ermangelt, am Tage der Capitulation eine Protestation dagegen zu erlassen; 16 Prälaten, 29 Herren und 19 Ritter schlossen am 1. Februar 1610 mit Vorwissen des Königs einen Bund zum Schutze der römisch-katholischen Religion. Auch brachen die Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen wegen Auslegung der Capitulationen, namentlich wegen der unklar gebliebenen Verhältnisse der Städte, noch auf demselben Landtage wieder aus und führten beinahe zum neuen Bruche, wobei abermals die Ungarn und Mähren sich einmischten, als der wieder ausgebrochene Bruderzwist diesen Zank vorläufig unterbrach.

Durch die großen Erfolge der Protestanten in den übrigen österreichischen Ländern waren endlich auch die protestantischen Stände Ferdinand's in Steiermark, Kärnthen und Krain ermuthigt worden, die Wiederherstellung der ihnen geraubten Rechte zu versuchen. Sie ließen ihren Erzherzog auf dem Landtage von 1609 um Gestattung der Rückkehr ihrer Prediger und der vielen wegen der Religion ausgetriebenen Unterthanen bitten, durch deren Auswanderung das Land verarmt sei. Auch sie wandten sich an die Ungarn und Mähren, an die deutsche Union, an Rudolf und Matthias um Verwendung und Hilfe. Aber bei dem Starrsinn ihres Fürsten, der selbst während der größten Gefahr der Türken- und Ungarnkriege lieber Land und Herr-

schaft zu Grunde gehen lassen, als dem Protestantismus Raum gönnen wollte, war an Nachgiebigkeit jetzt um so weniger zu denken, als ihm sein doppeltes Spiel mit Matthias und Rudolf eine neutrale Stellung zwischen beiden und die Concentrirung aller Kräfte gegen die Protestanten seines Landes erlaubte; auch hatte der Katholicismus durch die Thätigkeit der Jesuiten und Kapuziner im Lande bereits so sehr um sich gegriffen, daß die protestantisch gebliebenen Stände eine ernstliche Erhebung nicht mehr wagen durften und von den übrigen Ländern, die inzwischen ihre eigenen Forderungen durchgesetzt hatten, im Stiche gelassen wurden.

Indessen war die Gefahr für Ferdinand und den Katholicismus immer noch groß genug. Die Triumphe des Protestantismus in Ungarn, Böhmen und Oesterreich mußten ihn als den dereinstigen Erben jener Länder (denn Rudolf und dessen Brüder hatten keine legitimen Kinder) *) mit nur um so größerer Angst für die verlorenen Seelen seiner künftigen Unterthanen und für die Zukunft der ganzen Kirche erfüllen. Und wohin konnte dies Alles noch führen, da der unheilvolle Bruderzwist seit dem Prager Zuge nur noch bitterer geworden war, Rudolf die Zurückerlangung seiner Länder und die Ausschließung des Bruders von der Nachfolge, dieser hingegen die Aufrechthaltung seines Besitzes und die Sicherung der Nachfolge in Böhmen und dem Reiche mit allen Mitteln betrieb und beide fortfuhren, in gegenseitiger Aufhetzung der Stände die letzten Reste der monarchischen Autorität zu untergraben? Die Besorgnisse Ferdinand's wurden natürlich auch von andern katholischen Reichsständen, von Baiern, Köln, Mainz, nicht am wenigsten von des Matthias Minister Khlesl getheilt, und man bemühte sich daher, durch gemeinschaftliche Anstrengungen eine Aussöhnung der Brüder zu Stande zu bringen; diesem Zwecke war schon jene Zusammenkunft der Erzherzöge zu Schottwien gewidmet; dem Matthias sollte die Nachfolge gesichert, der Kaiser durch möglichste Satisfaction wegen der erlittenen Unbill versöhnt und nebenbei

*) Zwar hatte der 53jährige Matthias sich soeben mit einer Erzherzogin (von Tirol) vermählt; aber Rudolf soll geäußert haben, „er wolle das Kind, welches sein Bruder bekommen werde, lebendig essen."

den auch jetzt wieder hervortretenden Umtrieben der steierischen Linie ein Riegel vorgeschoben werden.

Nicht ohne Widerstreben war Rudolf dahin gebracht worden, eine Versammlung blutsverwandter oder befreundeter Häupter zu sich zu berufen, welche im März 1610 in Prag eintrafen und die Vereinbarung mit Matthias, die Wahl eines römischen Königs, sowie einige wichtige Reichsangelegenheiten, namentlich die Händel wegen Donauwörth und der Jülich'schen Erbfolge, mit dem Kaiser berathen sollten. Auch drei lutherische Häupter, nämlich der Kurfürst Christian II. von Sachsen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, fanden sich ein und nahmen, theils zufolge ihrer conservativen anticalvinistischen Reichspolitik und alten Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, theils um der besonderen dynastischen Interessen willen, die sie mit Hilfe des Kaisers durchzusetzen hofften, den regsten Antheil an diesem Vermittlungswerke; vor Allen hat sich der Herzog von Braunschweig dabei kein Opfer an Geld und Mühe verdrießen lassen. Hier hatten nun die befreundeten Fürsten des Reiches Gelegenheit, aus den Anklagen und Gegenanklagen der beiden Brüder und ihrer Commissarien die Unfähigkeit und schlechte Gesellschaft des Einen, den Ehrgeiz und Frevelmuth des Anderen, die bösen Ränke und Praktiken Beider kennen zu lernen. Auch unterließ Keiner der Beiden, bei den katholischen Höfen insgeheim den Anderen wegen der den Protestanten gemachten Zugeständnisse anzuklagen.

Aber bedenklicher noch als diese diplomatischen Umtriebe bei den Fürsten waren ihre sonstigen Schritte. Rudolf ließ die österreichischen Stände am 19. April förmlich zur Rückkehr unter sein Regiment auffordern und sicherte ihnen für den Fall des Gehorsams Amnestie, vollkommene Religionsfreiheit, Reform der Landesverfassung und „damit sie dessen auch unter den Nachfolgern versichert blieben," einen Majestätsbrief zu. Für den Fall des Verschmähens bedrohte er sie mit schwerer Ungnade. Zugleich zog Leopold im Auftrag des Kaisers in seinem benachbarten Hochstift Passau angeblich gegen Jülich geworbenes Kriegsvolk zusammen, welche Oberösterreich bedrohten und nach den Aeußerungen ihrer Anführer gegen „alle Feinde des Kaisers" bestimmt waren. Andererseits stellte Matthias Truppen an der mährischen

Grenze auf, untersagte jede Werbung für den Kaiser und jede Correspondenz mit demselben und trat mit den Böhmen, namentlich dem Grafen Matthias von Thurn, in Verbindung. Er berief ständische Ausschüsse aus Ungarn, Mähren und Oesterreich, und erklärte, was immer von Prag aus an ihn gelange, werde er bloß in Gemeinschaft mit ihnen verhandeln; der Kaiser scheine mit Gewalt erreichen zu wollen, was sich auf friedlichem Wege nicht erlangen lasse.

Dies Alles war nun freilich nicht geeignet, den Vermittlern ihr Werk zu erleichtern. Gegen die dringenden Vorstellungen seiner eigenen Räthe forderte Rudolf von den Fürsten, daß sie Matthias zur Zurückgabe der Länder bewegen und ihm wegen der erlittenen Schmach Genugthuung verschaffen sollten! Er forderte, daß sie Matthias von der Verhandlung ausschließen, ihn ungehört verdammen sollten. Dieses letztere ward abgelehnt, aber eine Abordnung nach Wien geschickt, mit der Bitte um Absendung von Commissären; eine stattliche Gesandtschaft des Königs Matthias erschien darauf zu Prag. Matthias erklärte sich fortwährend zur Versöhnung bereit, suchte aber sein früheres Verfahren durch die mit zahlreichen Thatsachen nachgewiesene Unfähigkeit des Kaisers und durch das Gebot der Nothwendigkeit zu rechtfertigen, die Giltigkeit der Prager Verträge ließ er durch ein Gutachten seiner vier fürtrefflichsten Juristen nachweisen; bitter beklagte er sich über die fortdauernden Feindseligkeiten des Bruders, der ihm die Stände zur Rebellion aufrufe und auf Einflüstern von Personen, welche auf Kosten der seit sechzehn Jahren ausgeplünderten Unterthanen „bei ihrem kriegerischen Gusto sich zu belustigen und zu bereichern trachteten," mit fremden Truppen das Land bedrohe. Einem Schiedsspruch der Fürsten wollte jedoch Matthias, da solches auch die Länder angehe, sich nicht unterwerfen.

Die Fürstenversammlung war nämlich in Prag auf Befehl des Kaisers so herrlich aufgenommen und bewirthet, den Herren waren alle ihre besondern Anliegen, z. B. dem Kurfürsten von Sachsen die Belehnung mit Jülich, so bereitwillig zugestanden worden, daß sie gar nicht umhin konnten, dem Kaiser in allen Punkten beizupflichten und den Matthias aller Vorstellungen seiner Gesandten ungeachtet aufzufordern, dem Kaiser zu willfahren und die Länder wieder herauszugeben.

Er möge sich auf Alles gefaßt machen, schrieben ihm seine Gesandten, und stark rüsten. In der That ließ es Matthias an Thätigkeit nicht fehlen: die Ungarn verhießen ihm ihren Beistand, er schickte Gesandte an die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg, um die Hilfe der Union und des Königs von England zu gewinnen Doch beschickte er auch die katholischen Höfe. Gleichwie seine Gesandten zu Prag für die lutherischen und für die katholischen Fürsten sehr verschiedene Instructionen hatten, so lauteten auch die Vorstellungen an den Höfen ganz verschieden. Den protestantischen Höfen wurde der gegen ihn gerichtete Versuch als ein Werk der Jesuiten geschildert, den katholischen hingegen als eine Gefahr für die Kirche und das monarchische Princip; denn als Rudolf, um den Prager Vertrag nicht zu halten, den Unkatholischen so große Versprechungen gemacht und die Stände aufgehetzt, habe Matthias der katholischen Sache und der fürstlichen Autorität mit den Waffen beistehen wollen, sei aber von den andern Fürsten seines Glaubens im Stiche gelassen worden; da habe auch er den Unkatholischen endlich nachgeben und Zugeständnisse machen müssen, die aber auf das ganz Unerläßliche sich beschränkt und nur auf seine Lebensdauer sich erstreckt hätten, während durch Rudolf's Majestätsbriefe auch den Nachfolgern die Hände gebunden seien. Er, Matthias, lege täglich durch Beichten, Communionen, Processionen, und indem er den Nuntius sehe, vom heiligen Vater sich absolviren lasse, die Klöster erhebe, auch eine katholische Liga gestiftet habe, die deutlichen Beweise seines gutkatholischen Glaubens ab; während Rudolf, von ketzerischen Kammerdienern, Astronomen und Goldmachern umgeben, seine Verachtung der Kirche nicht verhehle u. s. w.

Da Matthias der Aufforderung der Prager Fürstenversammlung weder Folge leisten, noch sich persönlich zu Prag vor ihnen einfinden wollte, so begab sich endlich eine Abordnung der Fürsten, nämlich der Erzherzog Ferdinand, der Kurfürst von Köln und der Herzog von Braunschweig, im Juni zu ihm nach Wien. Sie wurden sehr glänzend empfangen, konnten sich aber schon unterwegs von der allgemeinen Erbitterung der Länder gegen Rudolf und von der Unmöglichkeit einer Wiederabtretung, selbst wenn Matthias sie gewollt hätte, überzeugen. Lieber wollte man die Türken und Tartaren herbeirufen,

als unter Rudolf's Mißregierung zurückkehren. Nach vielen Reden und Gegenreden brachte endlich der Herzog von Braunschweig einen Vertrag zu Stande, welchen Matthias genehmigte und worin sich dieser dazu verstand, dem Kaiser wegen des Vorgefallenen durch zwei Erzherzöge Abbitte zu leisten, ihn mit jährlich 50,000 Gulden und 2000 Eimer Wein zu entschädigen und zu bitten, er möge, da die Rückgabe der Länder nicht möglich, ihm solches nicht als Ungehorsam auslegen. Mit diesem Entwurf legte Julius am 5. (15.) Juli den Weg von Wien nach Prag in 36 Stunden zurück, fand aber den Kaiser in sehr übler Laune. Rudolf hatte wieder Wuthausbrüche, er schrie über die Vermittler, die ihm viel Geld kosteten und doch nur an ihren eigenen Vortheil dächten; erst nach vierzehn Tagen konnte der Herzog von Braunschweig mit einem veränderten Vertragsentwurf zurückkehren, worin noch die Auslieferung des Familienpactes von 1506 und Erhöhung der Entschädigung an Wein und Geld, sowie daß Matthias die Länder nur als Lehen Rudolf's einstweilen noch behalte, gefordert wurde. Diese Forderungen stießen aber auf den größten Widerstand des Königs und der Stände. Doch gab Matthias endlich in dem Punkte, auf welchen es dem Kaiser am meisten anzukommen schien, nämlich der Auslieferung des Wiener Vertrages, unter gewissen Einschränkungen nach, und mit dem abermals veränderten Entwurfe kehrten die Vermittler Ende August nach Prag zurück.

Hier hatte sich indeß im Cabinet des Kaisers Alles sehr kriegerisch gestaltet. Der kriegslustige Erzherzog Leopold war eingetroffen und vom Kaiser sehr gnädig empfangen worden; gestiefelt und gespornt ging er umher, sonderte sich von den Erzherzögen ab und verkehrte geheimnißvoll mit der Hofburg; er und andere unruhige Gesellen, darunter ein junger Graf von Zollern, hatten das Ohr des Kaisers eingenommen, um den Frieden zu vereiteln. Sie sagten ihm: leichter wäre der Verlust eines Landes als solche Herabwürdigung zu ertragen. Weder Fürsten noch Räthe wurden vorgelassen, der Vertragsentwurf nicht genehmigt, sondern mit neuen Aenderungen zurückgegeben. Zugleich trafen böse Nachrichten vom Passauischen Kriegsvolk ein, welches sich, da ihm noch kein Sold ausgezahlt wurde, nach damaliger Söldner Art durch Unternehmungen auf eigene Faust schadlos

hielt. Diese zügellosen Haufen trieben den ruchlosesten Muthwillen und plünderten nicht bloß das Passauische Gebiet rein aus, sondern störten den ganzen Donauhandel; am 18. August fielen sie über zehn nürnbergische Schiffe her, nahmen die Waaren in Beschlag, die Kaufleute gefangen, so daß kein Schiff mehr nach oder aus Oesterreich zu fahren wagte. Da alle Reclamationen vergebens waren und mit Drohungen beantwortet wurden, so setzten sich die österreichischen Stände in Vertheidigungszustand, ließen in Eile Schanzen aufwerfen, Aufgebote ergehen, Truppen werben (17,000 Mann ohne die Ungarn), Kriegssteuern beitreiben: ganz Oesterreich war in Bewegung. Da wurde den Vermittlern zu Prag angst und bange; längst war ihnen der Aufenthalt daselbst durch allerlei Unangenehmes verleidet worden; auch ging ihnen die Zehrung aus, da Rudolf zwar befohlen hatte, sie prächtig zu bewirthen, aber nichts bezahlen wollte, so daß die Hofkammer den Dienst einstellen und die Herren sich selbst mit großen Kosten verpflegen mußten. Der Kurfürst von Sachsen war bereits abgereist, die Zurückgebliebenen beschlossen einen energischen Schritt; sie wollten vor den Kaiser treten und nicht von einander weichen, bis er den Vergleich unterzeichnet habe. Sie begaben sich am 5. September in's Schloß, aber Rudolf verriegelte sich in seine Gemächer und ließ Niemand vor sich; wolle er kommen, um Abschied zu nehmen, ließ er dem Kurfüsten von Mainz sagen, dann solle er vorgelassen werden, aber nicht, um von Geschäften zu sprechen. Nun erklärten die Fürsten, abreisen und den Kaiser seinem Schicksal überlassen zu wollen; es gelang einem kaiserlichen Rathe, ihm die Gefahr, in der er schwebe, begreiflich zu machen. Darauf erklärte er sich unerwartet zur Annahme des früheren Vertragsentwurfes bereit, wenn sämmtliche vermittelnden Fürsten sich verbürgten. Mit des Kaisers Unterschrift reiste der Herzog von Braunschweig schnell nach Dresden, um die Bürgschaft des Kurfürsten von Sachsen einzuholen; kaum war er fort, so wollte Rudolf seine Unterschrift wieder zurückziehen, aber es war zu spät; von Dresden eilte der Herzog nach Wien und es gelang ihm hier, den Matthias dadurch zur Annahme zu bewegen, daß er sich nebst den übrigen Vermittlern für die alsbaldige Abdankung des Passauischen Kriegsvolkes verbürgte.

In Gemäßheit dieses Vertrages erschienen am 9. October die beiden Erzherzöge Maximilian und Ferdinand in der großen Rathsstube der Prager Burg, um vor dem Kaiser, der hier umgeben von den böhmischen Großen sie erwartete, in Matthias Namen Abbitte zu leisten. Als sie dieselbe beginnen wollten, fiel ihnen Rudolf in's Wort und sagte: „Ich nehme die Abbitte als geschehen an und soll es bei dem jüngst geschlossenen Vergleiche sein Bewenden haben," worauf Jene vor den Augen des Kaisers den Familienpact in Stücke rissen.

Hiermit schien nun der traurige Zwist beendet zu sein; aber die Freude der Vermittler über dieses Gelingen ihrer Anstrengungen war nur von kurzer Dauer, denn es trat nunmehr eine Macht dazwischen, die Alles wieder vereitelte: das Passauische Kriegsvolk. Es war nicht das erste Mal, daß die zügellose Soldateska auf eigene Faust Politik machte und dem Laufe der Dinge eine andere Wendung gab: wie einst der Zug gegen Rom, wie später die Plünderung von Antwerpen, so ist jetzt der Passauerzug nach Oesterreich und Böhmen wahrscheinlich von Niemandem angeordnet, sondern von den Soldaten selbst ausgegangen, dann aber von der politischen Intrigue benutzt worden.

Als nämlich das Kriegsvolk dem Vertrage gemäß abgedankt werden sollte, verlangte es vorher volle Bezahlung und drohte, da das Hochstift Passau ausgeplündert, die unglücklichen Bewohner in die äußerste Armuth gerathen, zum Theil von Haus und Hof entflohen waren, seine Winterquartiere in dem benachbarten Oesterreich zu nehmen. Schon mehrmals hatten sie Termine zur Zahlung gestellt, als äußerste Frist setzten sie den 26. October. Nun wäre es an dem Kaiser gewesen, seine Truhen zu öffnen und das Volk zu bezahlen. Aber dazu war er zu geizig und Leopold hatte kein Geld. Vergebens boten ihm die böhmischen Stände ihre Mitwirkung an, vergebens erbot sich der Herzog von Braunschweig zu einem vierzigmonatlichen Vorschuß auf die Reichssteuer und zu einem weitern Darlehen bis auf 100,000 Thaler, denn die zu zahlende Summe belief sich bereits auf 500,000 Gulden. Noch mitten im Winter, über Schnee und Eis, reiste Julius zwischen Prag und den Passauern hin und her, hier be-

schwichtigend, dort treibend, aber Alles vergeblich. Rudolf war zu keinem Entschlusse zu bringen und machte es jetzt genau so wie in den frühern Nöthen. Erst bot er das Kriegsvolk der katholischen Liga und deren Oberhaupt, Maximilian von Baiern, an; aber dieser ordnungsliebende Fürst wollte nichts damit zu schaffen haben; dagegen fand Rudolf plötzlich einen Abnehmer an dem Kurfürsten von Sachsen, welcher auf die Idee kam, mittelst jenes Volkes Jülich für sich zu erobern. Der Plan war so absurd wie möglich; denn mit Recht wurde dabei gefragt, welche Fürsten wohl den Durchmarsch zugeben würden und woher dies Kriegsvolk Mund- und Kriegsvorrath nehmen solle? Aber für den Kaiser war es ein neuer Grund zur Zögerung, um sein Geld zu sparen. Längst war inzwischen die von den Passauern gesetzte Frist abgelaufen, sie waren in Noth und wilder Aufregung und hatten auf freiem Felde den Obersten Ramée, selbst einen rohen, ruchlosen Gesellen, zum Befehlshaber ausgerufen. Da Baiern und Salzburg ihre Grenzen mit zahlreicher Mannschaft bewachten, Steiermark durch Verhaue geschützt war, so ging endlich in der Nacht des 21. December der Gewalthaufe, 9000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferde, die Donau entlang nach Oberösterreich.

Um dieselbe Zeit gelang es in Prag dem unermüdlichen Herzog von Braunschweig, vom Kaiser eine ansehnliche Summe aus dem Schatzgewölbe zu erhalten, Anderes gegen Bürgschaft aufzutreiben und so 600,000 Gulden aufzubringen, mit denen er die Abdankung zu bewerkstelligen hoffte.*) Aber nun war es zu spät. Schon erfuhr Oesterreich alle Schrecken des wildesten Söldnerkrieges. Dem durch die Fürsten zu Prag so eben geschlossenen Vertrag und der Bürgschaft des Herzogs von Braunschweig vertrauend, oder aus Lässigkeit, hatten Matthias und die Stände sich nicht gehörig gerüstet, und während nun ihre Hilferufe nach allen Seiten ergingen, die Auf-

---

*) So versichert Hurter, in einem (nicht abgedruckten) Schreiben des Herzogs an Matthias vom 28. December gelesen zu haben. Was aus diesem Gelde geworden sei, erhellt nirgends; an die Passauer ist nach Hurter's eigener Darstellung nichts davon gekommen.

gebote erlassen wurden, die Bauern gegen das fremde Kriegsvolk zu den Waffen griffen, beging dieses die gräulichsten Gewaltsamkeiten, obgleich die österreichischen Stände in ihrer Noth einen Vertrag mit Ramée schlossen, der aber von diesem nicht gehalten wurde. Erst am Ende des Januar 1611 zog das Gesindel, weniger aus Furcht vor 1611
dem sich zusammenziehenden Landesaufgebot, als weil auf dem platten Lande nichts mehr zu plündern und zu verwüsten war, an die böhmische Grenze. Da brachte ein kaiserlicher Bote den Befehl, nicht weiter zu ziehen. Mit dem Geschrei „Wir bleiben nicht länger in Oesterreich, hier sind keine Lebensmittel mehr," wiesen sie den Befehl zurück und zogen, ohne der Stimme der Anführer zu achten, über die Grenze nach Koplitz. Auf 250 Wagen führten sie ihre in Oesterreich zusammengeraffte Beute mit sich.

Nun kamen die Kriegesgräuel auch über Böhmen, wo sich die Eingebrochenen nicht besser aufführten als in Oesterreich. Es waren leere und höhnische Redensarten, wenn der Oberst Ramée den böhmischen Herren sagen ließ, „er werde nur auf den Gütern des Königs lagern," und die Prager mit der Versicherung tröstete, „er ziehe bloß in der Absicht daher, dem Kaiser, den Ständen, dem Majestätsbrief Schutz zu verschaffen." Durch eine List bemächtigte er sich der stark befestigten Stadt Budweis, wodurch ihm dreißig Kanonen sammt Munition und ein Stützpunkt für die weitern Operationen in die Hände fiel. Dort ließ er einige tausend Mann zurück und zog dann rasch weiter. Auch Tabor wurde genommen; am letzten Fastnachtstage erschien das Kriegsvolk vor Prag.

Hier hatte Rudolf die Stände eilig versammeln lassen, ihnen seine Unschuld betheuert, sie gebeten, „ihn in seinem Alter nicht zu verlassen," und sie zu gemeinsamer Abwehr aufgefordert. Die Bürgerschaft von Prag ward bewaffnet, Aufgebote in's Land erlassen. Aber zugleich war auch Erzherzog Leopold thätig und stellte sich, nachdem er bisher das Passauische Kriegsvolk verleugnet hatte, sobald dasselbe vor Prag angelangt war, an dessen Spitze. Er hatte zuvor den weißen Berg und die Höhen der Kleinseite besetzen lassen, dort brach das Kriegsvolk ein und suchte gegen den Hradschin und in die Altstadt vorzudringen. Von dort wurden sie durch ständische Truppen

mit Verlust zurückgetrieben, die Altstadt wurde durch einige Bürger gerettet, welche schnell das Fallgitter des Brückenthurmes niederließen und den feindlichen Vortrab erschlugen. Tags darauf verkündete ein offener Brief des Kaisers, er sei sowohl des zu Passau geworbenen als des in Böhmen bestellten Kriegsvolkes Oberhaupt. Beiderlei Kriegsvolk habe den Eid zu leisten, ohne Widerrede alle Befehle auszuführen, die der Kaiser zum Wohle seiner Länder erlassen werde. Die Passauer schwuren, die Andern nicht. Nun befahl Leopold den Ständen die Eidesleistung, Oeffnung des Brückenthores, Auslieferung des Geschützes, Wegräumung der Verschanzungen, bei Verlust von Leib und Leben. Die Stände sahen, daß es auf einen Staatsstreich abgesehen war.

Erscheint Leopold's Benehmen als eine berechnete Tücke, so stellt sich Rudolf's Verhalten mindestens als bodenlose Charakterschwäche dar. Freilich hat Leopold selbst später seinem Bruder Ferdinand versichert, der Kaiser habe das ganze Unternehmen stillschweigend gewollt und gebilligt und ihm gesagt, daß er den Vertrag, welchen die Fürsten zu Prag zu Stande gebracht, nur ungern unterschrieben habe und nicht gesonnen sei, ihn zu halten. Leopold hat sich damit vor dem Bruder zu entschuldigen gesucht, der wegen des durch seinen jüngern Bruder beabsichtigten Kronenraubes sehr aufgebracht war. Denn daß es hierauf und nebenbei auf die Unterdrückung der Majestätsbriefe abgesehen sei, war jetzt die Ueberzeugung nicht bloß des Wiener Hofes und der österreichischen und böhmischen Stände, sondern aller Welt. Vielleicht waren einige katholische Häupter in den Plan eingeweiht, der Kanzler Lobkowitz, der Erzbischof von Prag und einige Andere entzogen sich der Volksrache durch die Flucht aus dem Lande. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Böhmen und Oesterreich und durch das übrige Reich. Die Stände erklärten, daß sie zu einer Vereinigung mit Räuberbanden sich nimmermehr verstehen, sondern das Vaterland gegen dieselben vertheidigen würden. Alles im Lande eilte unter die Waffen, den Bürgern der Altstadt zu Hilfe. In der Altstadt beging das Volk jetzt zuerst wilde Rachehandlungen gegen Jesuiten- und andere Ordenshäuser, die man der Mitschuld bezichtigte. Zwei Heere standen sich in Prag gegenüber: Ramée ließ

die Altstadt mit Kanonen aus dem Zeughause des Kaisers beschießen, Leopold tummelte unter den feindlichen Truppen kriegsfreudig sein Roß. Aber die Schaaren in der Altstadt mehrten sich durch täglichen Zuzug; auf ihren Fahnen stand: „Gegen den Ramée.“ Die Passauer geriethen in Gefahr, sammt ihren Anstiftern in die selbst gelegte Falle zu gerathen, die Stände hatten eine provisorische Regierung eingesetzt und kraft der früheren Verträge den König Matthias zu Hilfe gerufen, welche derselbe zugesagt hatte. Früh am 8. März brach Matthias mit wenigen Kutschen von Wien auf. Unter diesen Umständen entsank dem Leopold und dem Kaiser sehr bald ihr thörichter Kriegsmuth; plötzlich öffneten sich die Truhen des letztern, an demselben Tage, als eine neue Abordnung der Stände an Matthias Prag verließ, flossen in aller Stille 300,000 Gulden Abschlagszahlung an den Ramée, und in solcher Stille bereitete dieser den Abzug, daß die Prager ihre Befreiung erst am Morgen nach dem Abzug, den 11. März, erfuhren. Bei den Abziehenden befanden sich Leopold und die Grafen Althan und Sulz, die als eigentliche Befehlshaber galten. Der Abzug war zugleich eine Flucht vor den nachsetzenden Böhmen. Die Fliehenden brachen die Brücken hinter sich ab, das Fußvolk wurde auf die geraubten Pferde und Wagen gesetzt, jeder Reiter nahm einen Musketier hinter sich auf das Pferd. Die Beute hatte das Gesindel schon früher nach Budweis geschleppt. Mit diesem selbst und ihrem Häuptlinge Ramée, der noch eine Zeit lang in Budweis seinem Schicksale zu trotzen suchte und das Land rings umher gräulich heimsuchte, hat es ein übles Ende genommen. Die Böhmen erschlugen Jeden, der ihnen in die Hände fiel, und richteten ihre Rache zugleich gegen die Klöster und gegen die Schlösser einiger Herren, welche im Verdachte des Einverständnisses mit den Passauern standen. Nur ein Theil derselben gelangte über die Grenze und nach Passau zurück, nachdem Ramée noch vorher durch Hinrichtung von neun Officieren, die er des Hochverraths beschuldigte, sich vielleicht nur lästiger Mitwisser entledigte. Charakteristisch für den Mann und die Zeit war die Ausführung jener Bluttat, über der noch heute ein Dunkel schwebt. Er hatte die nichts Arges ahnenden Opfer zum Gelage auf's Rathhaus geladen. Nach tüchtigem Zechen wurde jeder einzeln in

das Gemach des Obersten beschieden und fand dort einen Henker, der ihn band und nach verlesenem Urtheil wegen Einverständnisses mit den Böhmen ohne Verhör und Vertheidigung köpfte. Am folgenden Morgen sah man die Leichen auf dem Markte, jede mit einer Tafel, die den Hingerichteten der Verrätherei beschuldigte. Der verstörte Haufe sollte dann weiter geführt werden, forderte aber zuvor unter Drohungen seine Rückstände. Der Kaiser zeigte sich jetzt, je näher die Katastrophe über sein Haupt zog, desto beflissener, deren Urheber loszuwerden. Er ließ nochmals fast 200,000 Gulden an sie auszahlen; nun endlich löste sich die Truppe in Passau auf, einen Theil derselben nahm König Matthias in Dienst. Ihr ruchloser Anführer Ramée, der die Auflösung vergebens zu hindern suchte, blieb in Passau und in den Diensten Leopold's, wurde jedoch (wahrscheinlich ebenfalls als unbequemer Mitwisser) auf seines Herrn Befehl schon folgenden Jahres zu Breisach enthauptet.*)

Dies ist in Kurzem die Geschichte des „Passauer Volkes." Oesterreich, Böhmen und die benachbarten Gegenden erhielten durch dasselbe einen Vorgeschmack des dreißigjährigen Krieges, in welchem dynastische Intriguen, politische und kirchliche Gährung und frecher Soldatenübermuth ein wüstes Gemengsel bildeten. Dem schwachen Kaiser, der dieses Volk gegen den Bruder und gegen die Stände zu benutzen gedachte, kostete der schmähliche Versuch den Rest seiner Macht und Würde. Noch während Ramée's Schaaren zu Budweis hausten, hielt Matthias mit wenigem Kriegsvolk, aber von den mährischen und böhmischen Ständen geleitet, am 24. März seinen glänzenden Einzug in Prag. Schon längst hatten ihm die böhmischen Großen die Krone verhandelt und schwere Preise bedungen. Da war zum Beispiel Rudolf's Todfeind, Wenzel Kinsky, der sich von Matthias die Herrschaften Chlumetz und Kolin und ein wichtiges Hofamt bedang, ferner die Herren von Rosenberg, von Fürstenberg, dann die Häupter der Opposition, ein Thurn, Fels, Bubna, zu denen sich nun auch des Kaisers eigene Räthe gesellten. Denn diese Herren, die bei den jammer-

---

*) Ueber den Passauer Zug vergl. Hurter Bd. VI und die dort pag. 350 und 351 angeführte Literatur

vollen Finanznöthen Rudolf's und noch während der Passauer Wirren sich für ihren rückständigen Gehalt und geleistete Vorschüsse viele Fälligkeiten hatten verschreiben lassen, wollten jetzt, da es mit Rudolf zu Ende ging, bei dem Nachfolger ihre Beute in Sicherheit bringen. War bei dem ersten Prager Zuge des Matthias die volle Verwirklichung seiner Pläne an der Reaction des böhmischen Volksgeistes gegen die ungarischen Kriegsvölker gescheitert, so erschien er bei diesem zweiten Zuge nicht mehr als Eroberer an der Spitze fremder wilder Schaaren, sondern auf öffentliches Anrufen der Stände, um das Land von den durch den Kaiser herbeigerufenen fremden Söldnern zu befreien. Daher kam ihm diesmal Alles entgegen. Ja, Rudolf selbst, nachdem er ihn vergebens durch Unterhandlungen aufzuhalten gesucht, ließ ihn „als Freund und Bruder" willkommen heißen. In Prag entstand jetzt ein seltsamer Zustand. Während die beiden Brüder, tiefe Feindschaft im Herzen, leere Höflichkeiten austauschten, regierten die Häupter der Stände, ließen Rudolf's verhaßteste Rathgeber verhaften und processiren, sogar auf die Folter spannen, um hinter die Urheber des Passauer Zuges zu kommen, ließen im Einverständnisse mit Matthias den Kaiser wie einen Gefangenen in seinen Gemächern bewachen und nöthigten ihn, einen Landtag zu berufen. „Undankbares Prag!" soll Rudolf damals gerufen haben, „ich habe Dich zu allem Glanz erhoben, nun stößest Du mich zurück. Die Rache Gottes wird Dich ereilen und mein Fluch über Prag und ganz Böhmen kommen." Inzwischen versammelte sich der Landtag und stellte ein zehn Bogen langes Verzeichniß seiner Beschwerden auf. Um seiner Absetzung zu entgehen, ließ Rudolf jetzt freiwillig seine Abdankung zu Gunsten des Bruders anbieten, nur den Königstitel, die Domänen, nebst sonstigen reichlichen Einkünften, und freie Wahl der Residenz bedang er sich „in Betracht seiner 36jährigen mühevollen Regierung" aus. Vier Wochen ließ man ihn auf Antwort warten; dann erhielt er im Namen der Stände den Bescheid, daß die Krönung des Matthias unverweilt erfolgen werde, ihm aber solle gegen einen Revers, daß er sich keiner weitern Rechte „unterfangen" werde, der Königstitel nebst einer Leibrente von 100,000 Schock meißnisch zugestanden und Pilsen als Residenz gestattet werden. Nun suchte Rudolf

durch neue Vorstellungen den Krönungsact noch hinauszuschieben, eine Erhöhung seiner Pension auf 100,000 Thaler und noch allerlei Anderes zu erlangen. Je näher der Krönungstag des Bruders heranrückte, desto rathloser wurde der Kaiser. Er konnte sich nicht endgiltig entschließen; er wollte einen Fluchtversuch machen; aber die fremden Gesandten riethen ihm ab, „das werde ihm nur Schimpf und Spott einbringen;" er versuchte die Schlesier für sich zu gewinnen, deren Abgeordnete in Prag anwesend und unzufrieden waren, weil sie von den Böhmen bei den Verhandlungen über die Krönung nicht zugezogen wurden. Aber selbst diese schnöde Beiseitesetzung eines trefflichen Nebenlandes durch den Hochmuth der Böhmen vermochte den tiefen Ekel der sonst so treuen Schlesier gegen Rudolf's Mißregierung nicht zu überwinden; sie konnten und wollten ihm keine Hilfe leisten. Und so bequemte sich Rudolf endlich am Vorabend der Krönung seines Bruders zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde, worin er alle seine Unterthanen von der ihm geleisteten Eidespflicht entband. Man erzählte, er habe die Feder, womit er seine Abdankung unterschrieben, zornig zerbissen und seinen Hut dabei zur Erde geworfen.

So hatte Matthias zwar über den Bruder gesiegt, doch mußte er, bevor er an's Endziel, nämlich zur Krönung, gelangte, die Forderungen der Böhmen genehmigen, was nicht ohne langes, aber vergebliches Sträuben geschah. Er mußte nämlich den Majestätsbrief nicht bloß bestätigen, sondern noch weitere Rechte, namentlich eine Mitwirkung der Stände bei der Besetzung aller Stellen, ferner das Recht der ständischen Bündnisse und die Bestätigung der von den Ständen eingegangenen Bündnisse, den Pragern den Besitz ihrer Befestigungswerke u. s. w., den Lausitzern und Schlesiern unbeschränkte Religionsfreiheit zugestehen. Bis tief in die Nacht vor dem zur Krönung bestimmten Pfingstmontage wurde darüber mit Heftigkeit unterhandelt. Wie Rudolf seine Abdankung, so unterzeichnete Matthias die Bedingungen, mehr gezwungen als frei, wenige Stunden vor seiner Krönung durch den Erzbischof von Olmütz. Um das Freudengejauchze und den Schall der Pauken und Trompeten nicht zu hören, hatte sich Rudolf in den hintersten Raum seines Schlosses zurückgezogen, wäh-

rend seine Höflinge in den Vorzimmern Karten spielten. Erst am 11. August kam dann zwischen den Brüdern der Vertrag zu Stande, welcher dem Kaiser zu seinem Unterhalt das Prager Schloß, vier Herrschaften und eine ansehnliche Apanage gewährte, wogegen er sich verpflichten mußte, den Bruder bei den Kurfürsten als Nachfolger in der Kaiserwürde zu empfehlen. Zur Bekräftigung dieses Vertrages wurde am 28. August in der Küche des Kaisers ein großes Mahl bereitet, wobei die Brüder aber nicht selbst erschienen. Sie haben sich überhaupt nie mehr gesehen. Matthias kehrte, nachdem er seine Huldigungsreise durch Schlesien und Lausitz gemacht, nach Wien zurück, um seine Vermählung mit der Erzherzogin Anna, des verstorbenen Ferdinand's von Tyrol Tochter, zu feiern.

Während der Festlichkeiten, die der Vermählung vorausgingen, wurden, wie Khevenhiller sich ausdrückt, „diese vorhabenden Freuden in Trauerkleider, doch nicht in Herzeleid verändert;" es kam nämlich die Nachricht von Rudolf's plötzlichem, am 10. (20.) Januar 1612 erfolgten Tode. Er war 60 Jahre alt geworden. 1612
Seit seiner Abdankung hatte er sich mit dem Gedanken getragen, das undankbare Prag zu verlassen und seine kaiserliche Residenz in Regensburg aufzuschlagen, konnte aber auch in dieser Beziehung zu keinem Entschlusse kommen. „Käme er in's Reich," so bemerkte er selbst sehr richtig, „so würden die Kurfürsten mit ihm ebenso spielen, wie die Oesterreicher und die Böhmen es gethan hätten. Aber gebrannte Kinder fürchten das Feuer — —" Uebrigens trieb es Rudolf bis an sein Ende in der gewohnten Weise fort. Unter dem Schein einer Begleitung zum nächsten Reichstage, den er besuchen wolle, ließ er wieder etliche tausend Söldner werben, womit er, wie es nicht unwahrscheinlich heißt, dem Matthias, während dieser auf dem Reichstage sei, die Erbländer wieder zu entreißen gedachte! Auch wollte er, wie er den Vertrauten noch kurz vor seinem Ende mittheilte, seinen Brüdern und Vettern den Streich spielen, noch zu heirathen und Kinder zu erzeugen. Am übelsten erging es bei des Kaisers Tode seinen nächsten Bedienten. Sein Kammerdiener und Schatzmeister hing sich, um der Henkershand zu entgehen, im Gefängnisse auf; dessen Leichnam wurde geviertheilt, aber später, weil er angeblich spukte, verbrannt.

Die letzte Periode von Rudolf's Regierungszeit gehört zu den bewegtesten und erwartungsvollsten Zeiten der deutschen Geschichte. Welche gewaltigen Veränderungen hatten sich in diesen acht Jahren in Oesterreich und Ungarn, in Böhmen, Mähren und Schlesien zugetragen! Der Protestantismus, im Jahre 1604 dem Untergang nahe, hatte theils vollständig triumphirt, theils volle Berechtigung erlangt; zugleich war die Macht der Stände in einem Grade gestiegen, verbrieft und garantirt, daß diese Länder viel mehr einer Conföderation von Republiken glichen, als einer Monarchie. Man fing an, neben der Schweizer Eidgenossenschaft und den vereinigten Staaten der Niederlande die österreichischen Länder, mit Ausnahme der Ferdinandeischen, als Bollwerke der politischen und religiösen Freiheit zu betrachten.

Auch im übrigen Deutschland war dieser Umschwung, in Verbindung mit andern Ursachen, nicht ohne bedeutende Folgen geblieben. Die Uebermacht und der Uebermuth der katholischen und spanischen Partei, wie solche am Anfange des Jahrhunderts beim Einfalle des Mendoza und in den nächsten Jahren hervorgetreten, war gebrochen, die protestantischen Stände hatten sich wieder ermannt. Zum Theil war dies Letztere eine Folge innerer Reaction, indem die von verschiedenen Seiten nahe gerückte Gefahr und das unmittelbar gefährdete Interesse eine Reihe von Reichsfürsten antrieb, mit aller Anstrengung sich in bessere Wehrverfassung zu setzen und eine kräftigere Politik zu versuchen. Da waren z. B. Pfalz und Brandenburg, die wegen Jülichs, Hessen-Cassel, das wegen des Marburger Erbstreites gegen Hessen-Darmstadt vom Kaiser und der spanischen Partei das Schlimmste zu fürchten hatten, der Herzog von Braunschweig, der in langem und vergeblichem Kampfe mit der Stadt Braunschweig und deren Verbündeten, Hanseaten und Holländern, seine Kräfte erschöpfte. Jener traurige Kriegszug gegen die Spanier hatte die ganze Erbärmlichkeit der deutschen Kriegsverfassung enthüllt, die während des langen Friedens

in den größten Verfall gerathen war. Während die benachbarten Spanier und Niederländer die Kriegskunst auf einen ganz neuen Fuß gebracht hatten und stehende Heere hielten, welche von den größten Feldherren befehligt waren, während im Norden Europa's die Schweden soeben ihre musterhafte Militärmacht schufen, bewegte sich in Deutschland das Kriegswesen noch ganz auf den mittelalterlichen Grundlagen des Vasallendienstes. Eine Miliz war noch nicht vorhanden, das Volk als solches ungeübt, ein Aufgebot mit vielen Hindernissen verbunden und ganz unzureichend. Wollte sich ein Fürst in Kriegsverfassung setzen, so war er auf den guten Willen seiner Vasallen angewiesen oder genöthigt, mit schwerem Gelde Söldner zu werben, und da ihm hierzu die Mittel fehlten, sich an seine Stände, das heißt wiederum an seinen Adel zu wenden. Diese Herren wollten nun zwar ihre Steuerfreiheit und sonstigen adligen Privilegien um keinen Preis fahren lassen, aber der Gegenleistung suchten sie sich auf jede Weise und unter jedem Vorwand zu entziehen und stellten daher der energischen Politik des Fürsten eine zähe Opposition entgegen. Und dies war auch der wahre Grund ihrer wunderbaren Friedensliebe und ihrer vorgeblichen Treue für Kaiser und Reich. Als ein lehrreiches Beispiel dieser Zustände, die sich überall in ähnlicher Weise wiederholten, mag abermals Hessen dienen. Trotz der offenbarsten Landesgefahr konnte Landgraf Moritz beim Einbruche des Mendoza von seinen sämmtlichen Vasallen nur 227 und im Jahre 1619 gar nur 100 Ritterpferde erlangen und auch diese waren zum Theil elende, geborgte, zum Kriegsdienst unbrauchbare Klepper. Nur durch die Opferwilligkeit seines Volkes gelang es diesem ausgezeichneten Fürsten, Geld zur Anwerbung eines Söldnerheeres aufzubringen, womit er wenigstens einen ehrenwerthen und nur durch die Lässigkeit und Eifersucht seiner Mitstände erfolglosen Versuch machte, die deutsche Ehre zu vertheidigen. Aber unter der Last der Anwerbung und Abdankung und unter der Zuchtlosigkeit dieses aus dem schlechtesten Theile der Nation zusammengesetzten, lasterhaften, raubgierigen und meuterischen Gesindels hatte das eigene Land am schwersten zu leiden. Deshalb suchte Moritz eine stehende Landwehr zu errichten, wie solche zuerst in Schweden mit dem größten Erfolge durchgeführt worden ist und

unsern jetzigen stehenden Conscriptionsheeren zu Grunde liegt. Das ganze Volk sollte wieder wehrhaft werden und das Vaterland wieder vertheidigen lernen, die Söhne des Adels in der Reiterei, die übrigen Stände im Fußvolk und beim Geschütz dienen, das Land wurde in Regimenter eingetheilt, Officiere wurden bestellt, die Bewaffnung sollte vom Fürsten, die Verpflegung und Löhnung von den Städten getragen werden u. s. w. Die volle Durchführung dieser Reformen scheiterte jedoch wiederum an der Selbstsucht des Adels. Diese Herren drängten sich zwar zu den besoldeten Officiersstellen, aber sie fanden es unter ihrer Würde, sich als Reiter der gemeinen Landmiliz einzuordnen, und verweigerten sogar die Landfolge ihrer Hintersassen. So wälzten sie die ganze Last der Militärreform auf die unmittelbaren Unterthanen, namentlich die Städte. Der Landgraf sah sich genöthigt, noch neben der Miliz Söldner zu werben, wozu ihm aber die Stände die Beihilfe versagten. Trotz dieses mangelhaften Erfolges bewährte sich jedoch die Reform so sehr, daß sie von anderen Fürsten, zum Beispiel von Brandenburg, Kursachsen, Kurpfalz, Braunschweig, nachgeahmt wurde, aber auch hier auf den heftigsten Widerstand des Adels stieß.

Und so lernen wir denn auch in diesem, für das Schicksal einer Nation wichtigsten Punkte, in der Wehrverfassung, die Verkommenheit des in Armuth und Rohheit, in Hochmuth und Selbstsucht versunkenen Adels als einen Krebsschaden erkennen, der nur zum Verderben führen mußte. Die Reformation hatte dieses Uebel nicht gehoben, sondern verschlimmert, indem sie der Bornirtheit und dem Egoismus, die sich mit dem Mantel der Orthodoxie und Frömmigkeit bedeckten, einen religiösen Vorwand lieh. Jede Neuerung, jede unbequeme Zumuthung wurde von diesen Herren als unchristliche Auflehnung gegen Kaiser und Reich, als calvinistische Ketzerei bekämpft, und es ist daher sehr begreiflich, daß diejenigen Fürsten, welche das Unwesen zu reformiren suchten und deshalb mit ihrem Adel fortwährend im Streite lagen, zum Beispiel ein Moritz von Hessen oder ein Friedrich von Wirttemberg, zugleich als Tyrannen und als Parteigänger der Revolution, als Verbündete der Holländer, als Ketzerfreunde oder, wie man es jetzt nennen würde, als Demokraten verschrieen wurden.

Es wäre ein Glück gewesen, wenn sie wenigstens den ersten Vorwurf verdient hätten. Aber leider hatte es mit ihrer Tyrannei nicht viel auf sich; dazu war die unheilvolle Macht der Stände noch viel zu groß! Es gehörte zu den Hauptursachen des katholischen Uebergewichtes in Europa, daß Spanien und der Papst sich durch ihren geistlich-weltlichen Absolutismus in den Besitz der materiellen Hilfsmittel gesetzt hatten, womit sie ihren Einfluß geltend zu machen wußten, während andererseits das kleine Holland und bald nachher Schweden nur dadurch zu protestantischen Großmächten sich aufschwingen konnten, weil sie es verstanden, eine stattliche Kriegsmacht in's Feld zu stellen. In Deutschland war es Baiern, welches diesem Umstande jetzt eine übermächtige Stellung im Reiche verdankte.

Wir haben bereits in einem früheren Abschnitte (III, 527 ff.) dargestellt, wie schon unter den Herzögen Albrecht V. und Wilhelm die kirchliche Gegenreformation in Baiern mit der Unterdrückung der ständischen Rechte Hand in Hand ging, die zwar scheinbar bestehen blieben, aber in der That bis zur Richtigkeit herabsanken (III, 532). Wir haben gesehen, welch ein entsetzlicher Mißbrauch dort von Seiten des prunksüchtigen Hofes, der wie in der Politik, so auch in der äußern Pracht es den Großmächten gleich thun wollte, mit dem Vermögen des Volkes getrieben wurde, welches hierdurch in eben so tiefes materielles und geistiges Elend gerieth, wie die Spanier und Italiener. Aber freilich, der baierische Hof erlangte großes Ansehen und übte, zumal seitdem das große Kurfürstenthum Köln und noch so viele andere geistliche Fürstenthümer in baierische Hände geriethen, die Hegemonie im Reiche; ja, er würde schon damals eine noch größere Rolle gespielt haben, wenn nicht die Besorgniß, er könne den schwachen Händen der deutschen Habsburger am Ende noch das Kaiserthum entwinden (ein Gedanke, der von eifrigen Katholiken oft als Wunsch ausgesprochen worden ist und sowohl bei dem römischen als dem französischen Hofe großen Anklang fand), die Eifersucht und das Mißtrauen beider habsburgischen Linien, der spanischen wie der deutschen, erregt und ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Parteien zur Folge gehabt hätte. Inzwischen hatte aber durch die tolle Verschwendung Wilhelm's V. die Finanznoth und das Volkselend in

Baiern eine solche Höhe erreicht, daß die ganze Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken zu nehmen drohte, als Wilhelm endlich, im Gefühl seiner Unfähigkeit, seinen Sohn Maximilian zum Mitregenten erhob und ihm 1598 die Regierung ganz übergab. Diesem ausgezeichneten Regenten, der seinen Katholicismus wenigstens mit Verstand und Schlauheit betrieb, gelang es, nicht bloß die drohende Katastrophe abzuwenden, sondern auch sich eine so hervorragende und gebieterische Stellung im Reiche zu gründen, wie sie keiner seiner Nachfolger wieder besessen hat. Durch seine thätige, einsichtsvolle und energische Verwaltung, durch Sparsamkeit und Ordnung brachte er die Finanzen wieder in besseren Zustand, hob die Wohlfahrt des Landes und erwarb sich hierdurch nicht bloß eine wohlgefüllte Staatscasse, sondern auch die Liebe des Volkes. Er hatte hierbei freilich den doppelten Vortheil, daß die Widerstandsfähigkeit des Adels bereits unter den Vorgängern gebrochen war und daß es in Baiern keinen Protestantismus mehr zu unterdrücken gab. Das Volk war gleichgiltig geworden gegen religiöses Denken und wurde von den Jesuiten willenlos geleitet. Nach dem entsetzlichen materiellen Druck, unter den es gerathen, war es froh, wieder in leidliche Zustände zu kommen, und verehrte seinen Maximilian als guten Landesvater. Freilich, ein Fürst nach dem Herzen des Adels war er nicht. In einer langen Aufzählung ihrer Beschwerden (welche meist nur ihre Privilegien und Anmaßungen betrafen) hatten sich diese Herren auf ihrem Landtag unter Anderem auch darüber beklagt, daß bürgerliche und fremde Personen zu hohen Aemtern gelangten und gebeten, „sie ihrer Privilegien gemäß auf begebende Fälle mit hohen Aemtern vor Andern gnädigst zu bedenken.“ Darauf ließ ihnen Maximilian unter Anderem Folgendes erwiedern: „Se. fürstliche Durchlaucht sei wie bisher so auch ferner geneigt, Ihre Landsassen vom Stande der Ritterschaft und des Adels zu hohen Aemtern zu befördern, *soferne sie hierzu tauglich und geschickt seien.* — — Se. fürstliche Durchlaucht vernähmen, daß je länger je mehr die von der Ritterschaft sich des Herrenstandes anmaßen. Dieses bringe aber, dem Vermögen nach, dem Adel einen gewissen Untergang. Se. fürstliche Durchlaucht sähen *mehr auf gute Tauglichkeit und ablige Qualitäten als auf große*

Herrentitel." — Wir brauchen kaum zu bemerken, daß Maximilian's Hauptsorge auf das große Zeitbedürfniß der Militärreform gerichtet war. Und in der That, was die protestantischen Fürsten gar nicht oder nur unvollkommen durchführen konnten, gelang ihm um so besser. Seine Veranstaltungen waren für jene Zeit musterhaft und durchgreifend. Er ließ das ganze Volk mustern, die Tüchtigsten (den dreißigsten und zehnten Mann) durch besoldete Unterofficiere in den Waffen üben, und zwar für den Anfang und ehe die Feldarbeit anfing, täglich, später nur an den Feiertagen; diese Miliz wurde nach allen Regeln der fortgeschrittenen Kriegskunst eingeübt, wovon eine Menge von Instructionen und Verordnungen Zeugniß ablegen. An der Spitze dieses „Landesdefensionswesens" stand ein Kriegsrath. Zeughäuser wurden errichtet, Waffen und Munition aufgehäuft, Pulverfabriken angelegt, in allen Städten und Märkten Schießstätten errichtet; Keiner konnte fortan das Bürgerrecht erhalten und Keiner erhielt die Erlaubniß zum Heirathen, der nicht zuvor schießen gelernt hatte; um den Bürgern größere Lust zum Schießen zu machen, gab Maximilian den Bürgerschaften jährlich einiges Wild zum Besten, welches aber nicht anders als mit Luntenrohren auf Soldatenart geschossen werden durfte. Die Schützen erhielten besondere Privilegien, und so suchte er auf alle Art den im langen Frieden ganz abhanden gekommenen kriegerischen Geist des Bauernvolkes zu erwecken. So groß auch die Schwierigkeiten waren, die ihm Trägheit und Selbstsucht auf allen Seiten entgegenstellten, seine Energie und Ausdauer waren noch größer. Unnachsichtig hielt er den Adel zur Erfüllung seiner Reiterdienste an, mit geborgten Gäulen und Waffen durfte ihm Keiner kommen; daneben bildete er auch aus den vermöglicheren Bürgern und Bauern eine wohlgeübte Reiterei. Große Sorgfalt verwendete er auf das Artillerie- und Fortificationswesen; im Zeughause zu München wurde „die Kunst des Geschwindschießens" geübt, die in der Anwendung neuerfundener Patronen bestand und welche vor dem Auslande sehr geheim gehalten wurde. Ueberhaupt ist es sowohl für Maximilian's Politik als für die Lage der allgemeinen Angelegenheiten bezeichnend, wie dieses ganze Wehrsystem den Blicken des Auslandes möglichst entzogen und dafür gesorgt wurde, daß darüber gar

keine oder falsche Kunde über die Grenze drang. Merkwürdig ist der sichere Blick, womit Maximilian seine Generäle zu wählen wußte. Da er unter dem eigenen Adel keine geeigneten Befehlshaber fand, so ließ er fremde kommen und stellte an die Spitze seines Militärwesens den damals zuerst im Türkenkriege bekannt gewordenen Belgier Johann Czerklas von Tilly, welcher hier Gelegenheit hatte, zunächst als Organisator, dann als Feldherr seines durch strenge Kriegszucht, Tapferkeit und Kriegskunst so berühmt gewordenen Heeres sich auf Kosten Deutschlands blutige Lorbeeren zu pflücken.*)

So erscheint Maximilian neben seinem Vetter, jenem Ferdinand von Steiermark — welche beide nur die oberflächliche Unkenntniß als geistig ebenbürtige Männer, gleichsam als die Zwillingshelden des Katholicismus feiern konnte — vielmehr wie der Meister neben dem Stümper, wie der Mann von Geist und schöpferischer Thatkraft neben dem frömmelnden, träumerischen Tropf, der nichts als Unheil anrichten, und selbst wenn Glück und Macht ihm in den Schooß regnen, nicht ohne Anderer Hilfe fertig werden kann. Ferdinand war fromm und katholisch und weiter nichts; er wurde das willenlose Werkzeug seiner Richtung, Philipp von Spanien war sein Vorbild, und wie dieser hat er seine blühenden Völker auf Jahrhunderte zu Grunde gerichtet. Auch Maximilian war sehr katholisch und ein großer Freund der Jesuiten, aber er wußte seine Richtung zu beherrschen und machte sich nie zu ihrem blinden Werkzeug. Auch hatte Maximilian alle Ursache, sich auf eigene Füße zu stellen; denn ihm war die jämmerliche Beschaffenheit seiner eigenen Partei im Reiche, der geistlichen Fürsten, an ihrer Spitze der eigene Oheim zu Köln, die ihre Landeskräfte verpraßten und nur mit ihrem Geschrei und ihren Intriguen auf dem Reichstage, aber sonst keine Hilfe leisten konnten, eben so genau bekannt, als das Mißtrauen, der Neid und Haß, womit ihn nicht bloß die Habsburger, sondern auch andere Fürsten der eigenen Glaubensgenossenschaft, zum Beispiel sein Nachbar, der hochgemuthe Protestantenaustreiber und Volksbedrücker, Erzbischof Wolf Dietrich von

*) Vergl. Wolf, Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit. 4 Bände. München 1807.

Raitenau in Salzburg, anfeindeten. Dieser Tyrann nach italienischem Muster, *) der die größten Pläne für sich verfolgte, spielte auf den Reichstagen als Director der geistlichen Fürstenbank eine glänzende und übermüthige Rolle, wobei ihm Maximilian sehr im Wege war; die offenen und geheimen Reibungen zwischen Salzburg und Baiern nahmen kein Ende (vergl. oben Seite 658), bis endlich im Jahre 1611 Maximilian den Erzbischof, weil dieser das Stift Berchtholdsgaden, dessen Abt ein Bruder des Baiernherzogs war, überfallen hatte, im eigenen Lande aufgreifen, in lebenswierige Haft bringen und durch das Capitel einen andern Fürsten wählen ließ. — Und so ist Maximilian auch sonst, wo es ihm durch die Politik geboten schien, einen ganz selbständigen Weg gegangen; bei den Geldforderungen des Kaisers bewilligte Maximilian „nicht zu wenig und nicht zu viel," das heißt mehr als die pfälzische Partei, welche gar nichts, und auch mehr als Salzburg und andere geistliche Fürsten, welche zu wenig, aber viel weniger als Kursachsen mit den Lutheranern, welche zu viel verwilligen wollten. Zwar blieb Maximilian in den Religionsstreitigkeiten am Reichstage, als Haupt der katholischen Partei, unbeugsam; aber in allen übrigen Dingen verschmähte er die Freundschaft der Protestanten, besonders Kursachsens und der Lutheraner, nicht und that sogar seinem Nachbarn und Vetter, dem eifrig lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Ludwig, den Gefallen, ein Colloquium zu Regensburg zwischen katholischen und lutherischen Theologen abhalten zu lassen, welches in Gegenwart beider Höfe und großen Gefolges vom 28. November 1601 an über zwölf Thesen abgehalten und nach vierzehn Sessionen, da ein Ziel und Ende nicht abzusehen war, wegen allzu großer Zorneswuth der geistlichen Streiter von Maximilian wieder abgebrochen wurde. — — Besonders machte Maximilian, dem es an eigener theologischer Gelehrsamkeit nicht fehlte, auf Apostaten Jagd, da solche Leute die besten Parteigänger sind; der glänzende und kunstsinnige Münchener Hof war damals der protestantischen Geistesmisere gegenüber ein wahrer Vogelherd der Apostasie, in welchem grade die

*) Vergl. Ranke, Päpste, II, 133 ff.

Begabtesten am leichtesten gefangen wurden; so versuchte man es mit dem jungen Landgrafen Moritz von Hessen zwar vergeblich; aber mit einem durch die politischen Verhältnisse noch gesteigerten Erfolge gelang es später mit dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg. Auch mit Heinrich IV. und mit den deutschen Reformirten, mit Kurpfalz, selbst mit Christian von Anhalt finden wir Maximilian in regem und freundlichem Verkehr; diese Partei hat ihn einmal zum Kaiser machen wollen. Es gelang ihm, in der tief zerklüfteten Parteiung des Reiches als Parteichef eine imponirende Stellung zu behaupten und doch auch an den Gegnern eine Stütze gegen die eigene Parteigenossenschaft zu gewinnen.

In dieser übermächtigen Stellung konnte Maximilian im Jahre 1607 ein Unternehmen gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwörth wagen, welches einst vor hundertfünfzig Jahren eben mit Donauwörth dem Herzog Ludwig dem Reichen und dreißig Jahre später dem Herzog Albrecht, der es mit Regensburg versucht hatte, so übel bekommen war und abermals dreißig Jahre später dem Herzog Ulrich von Wirttemberg, der es mit Reutlingen wiederholte, Land und Leute gekostet hatte, nun aber, da es dem Baiernherzog Maximilian gelang, zugleich als Probe dienen konnte, wohin es mit dem Reiche und des Reiches Städten gekommen sei. Seit den anarchischen Zeiten des Mittelalters war die förmliche Unterdrückung einer Reichsstadt durch einen Reichsfürsten nicht mehr vorgekommen und es galt dies als das vornehmste Merkmal der durch den ewigen Landfrieden Kaiser Maximilian's und durch die Kreisverfassung und den Augsburger Religionsfrieden festgestellten innern Sicherheit des Reiches. Namentlich dem Kaiser Rudolf rühmte man es nach, wie sehr die Reichsstädte unter seiner Hut geborgen seien. Aus diesen angenehmen Träumen der Sicherheit wurden nun die Reichsstädte durch Maximilian geweckt; sie sollten erfahren, daß von der schlechten Behandlung, die sie schon bisher Seitens der Reichsfürsten auf Reichs- und Deputationstagen erlitten, und von der parteiischen Behandlung ihrer Religionshändel durch die katholische Reichstagsmehrheit bis zur gänzlichen Unterdrückung nur noch ein kleiner Schritt sei.

Die innern Zustände der Reichsstadt Donauwörth, wie sie uns

in den Berichten der baierischen Commissarien geschildert werden (welche freilich ihre Cavalierverachtung des nach ihrer Aussage früh und spät besoffenen Stadtbürgers offen zur Schau tragen und die Farben offenbar zu stark aufsetzen), bieten leider ein Bild der politischen Verkommenheit dar, wie es uns in den meisten städtischen Gemeinwesen dieser Zeit entgegentritt. Eine bornirte und dünkelhafte Bürgerschaft, die stolz auf ihre Eigenschaft als Reichsbürger und doch in allen Reichssachen unwissend, auf ihren Zunftstuben bei der Kanne das Maul nicht voll genug nehmen kann und von eben so unwissenden Demagogen erst verführt und dann im Stiche gelassen wird, eine schwache Obrigkeit, welche nicht die mindeste Autorität besitzt, ein roher Straßenpöbel, der die tollsten Excesse sich erlaubt und so lange der Feind nicht zu sehen ist, sich der größten Heldenthaten vermißt, dann aber in der Stunde der Gefahr sich feige verkriecht, so stellen sich diese reichsstädtischen Republikaner dar. Indessen ändert dies an dem Rechtspunkte nichts und ebensowenig läßt es die Erbärmlichkeit der Reichswirthschaft, die sich hier in voller Glorie zeigte, in besserem Lichte erscheinen. In der protestantischen Reichsstadt besaßen die wenigen Katholischen nur das Kloster zum heiligen Kreuz und lebten seit Menschengedenken dort in ungestörtem Religionsfrieden; da erhielt das Kloster an dem Pater Leonhard einen Abt und an dem Bischof Heinrich von Augsburg einen Oberen, die sich über Verträge und Herkommen der Vorgänger muthig hinwegsetzten und ihren Eroberungskrieg gegen die Ketzer damit eröffneten, daß sie in der Kreuzwoche öffentliche Processionen mit allem Kirchenpomp, mit Kreuzen und fliegenden Fahnen veranstalteten, was ihnen natürlich hier so wenig als irgendwo in protestantischen Gebieten gestattet werden konnte, da es selbst in unserer toleranten Zeit nicht gestattet wird und auch von den Katholiken im Interesse ihrer eigenen Würde nicht begehrt wird. Hatte doch im Jahre 1697 in der Stadt St. Gallen ein viel geringerer Eingriff, als nämlich einige Priester aus Versehen die Kreuze aufrecht trugen, einen furchtbaren Tumult und langwierigen Proceß zur Folge, wobei das Recht der Stadt, dergleichen Processionen zu verbieten, gar nicht in Zweifel gezogen wurde. Der Magistrat zu Donauwörth verfuhr viel glimpflicher; er verbot die Entfaltung der

Fahnen und legte, da sich der Abt hieran nicht kehrte, eine Protestation ein. Aber schon dies genügte dem Abt und dem Bischof, ihn wegen Religionsbedrückung beim Reichshofrath zu verklagen, der auch sofort, unverhörter Sache, ein strenges Mandat erließ, sie der „religions- und landfriedensbrüchigen, freventlichen, muthwilligen Gewaltthat" schuldig erklärte und zur Anhörung der Strafe citirte, auch jeden ferneren Eingriff in die katholischen Ceremonien verbot. Der Rath verantwortete sich alsbald in einer langen Schrift, und als der Abt die Procession mit noch größerem Pompe wiederholte, wiederholte auch der Rath seine Protestation, die jedoch verlacht wurde. Da riß den Bürgern die Geduld; sie jagten mit Knitteln, Hellebarden und Spießen die Procession auseinander und traten die Fahnen in den Koth. Nun kam ein noch viel schärferes Mandat, und da sich der Rath wegen der gegen seinen Willen vom rasenden Pöbel verübten Gewaltthätigkeiten entschuldigte, wurde der Herzog Maximilian als kaiserlicher Commissär beauftragt, die Katholischen in Donauwörth zu beschützen, da es scheine, „als ob die Stadtobrigkeit zu Donauwörth nicht im Stande sei, ihrer unruhigen Bürgerschaft Widerstand zu leisten." Das Erscheinen und gebieterische Auftreten der herzoglichen Commissarien veranlaßte einen neuen Tumult. Der Rath soll erklärt haben, „er könne sich ohne die Bürgerschaft zu nichts verpflichten; die Zünfte zu versammeln, sei heute zu spät, die meisten Bürger wären zu dieser Tageszeit bereits betrunken." In der Nacht, so berichteten die Commissarien weiter, sei ein furchtbarer Lärm entstanden, sie und die Klosterbewohner seien bedroht und in ihrer Wohnung belagert worden; folgenden Tages hätten die zwei Bürgermeister erklärt, sie seien der Bürgerschaft nicht mächtig. Ueberhaupt führe in dieser Stadt das schlechteste Lumpengesindel das große Wort und werde von einem Goldschmied geführt, der ihren Dienern erklärt habe, „man frage nach Kaiser und Herzog nichts. Die Herren sollten nur selbst kommen, man werde sie in die Donau werfen." Nun hatte Maximilian, was er brauchte; er schickte den Bericht sofort mit einem Eilboten nach Prag und forderte die allerstrengste Bestrafung.

Die Donauwörther waren zu ihrem Widerstande durch die andern Reichsstädte ermuthigt worden, welche auf einem Convente zu Worms

ihnen gerathen hatten, sich nicht aus ihrem Rechte drängen zu lassen und die Wiedereinführung der papistischen Abgötterei schlechterdings nicht zu gestatten. Sollte ihnen Gewalt drohen, werde man ihnen sogleich helfen. Auch wurden in der That alsbald Ströme von — Tinte in Rundschreiben, Vorstellungen rc. für das gute Recht der Donauwörther vergossen, viele Convente gehalten, auch von den Städten sowohl, als von etlichen benachbarten Fürsten, namentlich dem Pfalzgrafen von Neuburg zur Abwehr gerüstet. Dem Kaiser war eigentlich an der ganzen Sache wenig gelegen; die ersten Mandate waren nur aus Gefälligkeit gegen den reichen Fugger, den Freund des Bischofs und des Herzogs, erlassen. Auch jetzt war Rudolf zur Milde geneigt und mochte am wenigsten dem verhaßten Baiernherzog eine Execution übertragen. Allein dieser hatte die kaiserlichen Räthe mit mehreren tausend Ducaten bestochen*) und in der sicheren Voraussicht des Erfolges seine Maßregeln schon längst mit der gewohnten Umsicht und Rührigkeit getroffen. Die Truppen waren in aller Stille bereit gestellt, nach Donauwörth und den benachbarten Städten und Ländern waren Spione geschickt u. s. w. Unter diesen Umständen erscheint es als eine bloße Komödie, daß Maximilian, erbittert über die Nachsicht des Kaisers, der ihm aufgab, mit den Donauwörthern nochmals die Güte zu versuchen, jetzt die ganze Sache ablehnte; die geheimen Instructionen an seine Agenten zu Prag lauteten ganz anders. Nun ließ sich der Kaiser eine Achtserklärung gegen die Stadt abdrängen. Doch sollte Maximilian mit der Execution noch inne halten und den Bürgern bloß damit drohen, um sie nachgiebig zu machen. Es war wiederum bloße Komödie, daß er diese Weisung befolgte; denn er kannte seine Leute nun genug, um zu wissen, daß sie ihm in's Garn laufen würden. Zwar der erschreckte Stadtmagistrat willigte jetzt in alle Forderungen der baierischen Commissarien, versprach den Reichshofrathsmandaten unbedingt Folge zu leisten, auch die Tumultuanten zu bestrafen, und lieferte sogar zwei Rädelsführer aus. Aber nun empörten sich die Zünfte, angefeuert durch ihre Prediger, gegen den

*) Das Verzeichniß dieser Gaben mit den Namen der Empfänger und den Ausgabesummen hat Wolf aus den Archiven mitgetheilt.

Rath und ließen die auf's Neue in die Stadt geschickten herzoglichen Commissarien, wie diese berichteten, mit Hohn und Spott wieder abziehen. Auf diesen Bericht verfügte der Kaiser, daß nunmehr mit Schärfe verfahren werde, doch solle zuvor noch einmal der Weg der Güte versucht werden.

Es scheint, daß die Bürger von Maximilian's Agenten selbst in dem Wahne bestärkt waren, es sei mit der Acht nicht so schlimm gemeint. Jetzt nun, da sie Ernst sahen, entsank ihnen der Muth. Auf den Knieen baten ihre Abgeordneten vor den herzoglichen Commissarien zu Rain um Gnade und erklärten sich bereit, alle Forderungen zu erfüllen; ja sie verpflichteten sich jetzt zu viel mehr, als ursprünglich gefordert worden. Allein je mehr sie jetzt zugestanden, desto höher stiegen die Anforderungen und schließlich wurden ihre Abgesandten in Haft behalten. Man wollte die Stadt zur Verzweiflung und zum Aufruhr treiben, um einen Vorwand zur Besetzung zu haben. Diese Absicht gelang vollkommen. Ermuthigt durch neue Versprechungen der evangelischen Mitstände, beschlossen die Bürger, ihrem Schicksal Trotz zu bieten, welches jetzt, im Stillen längst vom Gegner vorbereitet, geschwind über sie hereinbrach. Es war auch für den Herzog keine Zeit mehr zu verlieren, denn die Sache erregte großen Lärm im Reiche und der Kaiser wurde ängstlich. Unter Verletzung des Pfalz-Neuburgischen Gebietes rückte die längst an der Grenze bereitstehende, 7000 Mann starke, mit Artillerie und Geräthe wohlversehene Executionsarmee rasch vor die Stadt, welche, so todesmuthig auch die Bürger noch Tags zuvor gewesen, doch beim Anblick dieser Uebermacht sofort verzagte und sich auf Gnade und Ungnade ergab. Sie wurde besetzt, entwaffnet, mußte dem Herzog huldigen, Vermögen und Einkünfte, Rechte und Privilegien herausgeben, und wurde eine baierische Provinzialstadt. Ihre Prediger wurden vertrieben und die Bürger anfangs durch Chicanen (wobei sich die zu Rathe gezogenen Jesuiten besonders erfinderisch zeigten), dann durch einfache Gewalt gezwungen, katholisch zu werden.

Ueber diese grobe Verletzung der Reichsverfassung und des Religionsfriedens (indem ganz abgesehen von der Frage, ob der Kaiser durch seinen Reichshofrath Achtsmandate erlassen und mit der Execu-

tion einen andern als den verfassungsmäßigen Kreisdirector, den Herzog von Wirttemberg, beauftragen durfte, inzwischen die Acht zurückgenommen war, und der Herzog von Baiern im weitern Verlaufe ganz eigenmächtig handelte) entstand natürlich ein gewaltiger Lärm im Reiche, bei welchem aber nichts als Schande und Spott herausgekommen ist. Unzählige Reden und Schriften wurden gewechselt, der Kaiser, von den Vorstellungen der protestantischen Reichsstände bestürmt, ward über Maximilian sehr aufgebracht; er hätte die Stadt gern wieder frei gemacht, sprach sie förmlich von der Acht los und befahl dem Herzog die Wiederherausgabe. Aber Maximilian kannte seine Leute und war für alle Fälle gerüstet. Zwischen ihm und dem Kaiser entspann sich ein grober Briefwechsel. Maximilian wies den Vorwurf, er habe die Stadt eben nur erobern wollen, mit Entrüstung zurück, erklärte sich zur Herausgabe bereit, forderte aber vor Allem Ersatz der Executionskosten; bis dahin werde er die Stadt als Pfand behalten. Er wußte wohl, daß der Kaiser diesen Ersatz nie leisten werde. Damit nicht etwa ein Anderer zahle (und die Nürnberger zeigten sich nicht abgeneigt) verweigerte er, bis ihm Sicherheit des Ersatzes gegeben, die Rechnungsstellung; für den äußersten Fall hatte er eine Rechnung in Bereitschaft, die sich auf mehr als eine halbe Million Gulden, d. h. auf mehr als das Zehnfache des wirklich gehabten Kostenaufwandes belief, die er aber noch sorgfältig geheim hielt und womit er erst sieben Jahre später vor einer kaiserlichen Commission hervorgetreten ist. Natürlich hatte Niemand Lust, diese Summe zu zahlen. Die Sache hat sich noch manches Jahr unter vielem Hin- und Herschreiben fortgeschleppt und ist endlich eingeschlafen.

Das Schicksal von Donauwörth mußte einen um so tiefern Eindruck machen, als es keineswegs allein stand und von den Katholischen, ja von Maximilian selbst als der Beginn einer neuen Aera bezeichnet wurde. Ein ähnliches Schicksal wie der Stadt Donauwörth drohte noch andern Ständen, namentlich den Reichsstädten, die schon zehn Jahre früher auf einem Städtetage zu Heilbronn darüber klagten, daß sowohl die Magistrate, als auch die einzelnen Bürger in jüngster Zeit häufig ihrem ordentlichen Richter, auch dem Reichskammergericht durch außerordentliche Commissionen, Citationen und Mandate des

Reichshofraths entzogen, mit der größten Parteilichkeit behandelt und ihnen dann noch obendrein mit hohen Eiden Stillschweigen auferlegt werde. Aehnliche Hilferufe wie aus Donauwörth kamen den evangelischen Ständen eben damals aus Kaufbeuren und Heilbronn zu, wo die Katholischen ganz ähnliche Prätensionen erhoben und mit kaiserlichen Commissionen drohten. Es war nicht abzusehen, wohin diese groben Eingriffe in die Reichsverfassung, diese willkürlichen Achterklärungen und eben so willkürlichen Executionscommissionen führen sollten. Natürlich fing man mit den Kleinen an; aber schon drohte dieselbe Gefahr auch den Größern. Der Bischof Julius von Würzburg hatte es vor Kurzem mit den Grafen von Löwenstein noch ärger gemacht als der Herzog von Baiern mit Donauwörth; er ließ ihre Grafschaft Wertheim ohne Weiteres durch 10,000 Mann besetzen. In den Papieren des 1604 verstorbenen Kurfürsten von Mainz hat man Briefe gefunden, wie er den Plan verfolgte, dem Kurfürsten von der Pfalz mit Hilfe einer noch zu stiftenden katholischen Ligue die Bergstraße zu entreißen, welche vor Zeiten eine mainzische Pfandschaft gewesen sei; schon hatte er zu diesem Zwecke unter der Hand starke Rüstungen gemacht.*) Zu ähnlichen Zwecken betrieb schon 1606 der unternehmende Kurfürst von Trier, Lothar von Metternich, die Stiftung eines katholischen Bündnisses nach dem Vorbild der französischen Ligue. Auch war es den evangelischen Fürsten kein Geheimniß, daß ausschweifende Pläne zur Unterdrückung des gesammten Protestantismus keineswegs blos in den Schriften und Kanzelreden der Jesuiten existirten, sondern auch sehr praktisch an den Höfen betrieben wurden und mit den politischen Plänen Hand in Hand gingen. Schon im Jahre 1603 übersandte ein hessischer Agent aus Italien dem Landgrafen Moritz die Schrift eines Italieners, worin die auf Deutschland gerichteten Umtriebe des römischen Hofes geschildert wurden. Wir erfahren daraus unter Anderem, mit welcher Schlauheit die Verführung der nach Italien reisenden vornehmen Deutschen durch eigens hierzu gewonnene Apostaten betrieben, wie die Zwietracht zwischen Lutheranern und Cal-

---

*) G. v. P. II, 2, 321.

vinisten geschürt und wie die päpstlichen Besoldungen für Beichtväter und geheime Agenten an verschiedenen (auch evangelischen) Höfen sich auf jährlich 100,000 Kronen belaufen haben.

Diese Umtriebe der Katholischen waren um so bedrohlicher, als sie durch die allgemeine Lage der europäischen Politik unterstützt wurden. Denn die Nationen des Westens, welche bisher den Kampf gegen Spanien allein geführt und dessen Uebermacht gebrochen hatten, sehnten sich jetzt nach Ruhe; ein tiefes Bedürfniß des Friedens beherrschte die Politik Englands, Frankreichs und der Niederlande. Auch Heinrich IV. suchte seinem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten und seine gegen die habsburgische Macht gerichteten Entwürfe in Italien und Deutschland nur durch diplomatische Mittel auszuführen. Er hatte zwar nie aufgehört, die protestantischen Reichsstände zu warnen und sich für ihre Freiheit und ihren Glauben zu interessiren, ihnen auch Hülfe zuzusichern, suchte aber zu gleicher Zeit auch ihren gefährlichsten Gegner, Maximilian von Baiern, für sich zu gewinnen und diesem die Kaiserkrone zu verschaffen. Die zunächst wegen des Straßburgischen Bisthumsstreites zwischen Heinrich IV. und verschiedenen protestantischen Fürsten im Jahre 1602 stattgefundenen Verhandlungen hatten zwar endlich zur Entstehung eines Vereines dieser „correspondirenden" Fürsten, (Kurpfalz, Zweibrücken, Brandenburg, Hessen, Baden) geführt, der sich die Aufgabe gestellt hatte, den Uebergriffen der katholischen Partei ein Ziel zu setzen und insbesondere in der Straßburgischen Sache der protestantischen Partei zum Siege zu verhelfen; aber man sieht nicht, daß trotz der Verfassung, welche sich dieser Bund gab, und der von seinen Mitgliedern gezahlten, freilich sehr geringen Beiträge, er irgend einen erheblichen Erfolg gehabt hätte; vielmehr war gerade die Straßburger Sache Ende 1604 zu Gunsten des katholischen Bischofs Karl von Lothringen definitiv entschieden worden, indem der von seinen Glaubensgenossen nur sehr schlecht unterstützte Administrator Johann Georg von Brandenburg sich mit 30,000 Thalern abfinden ließ. Dieser schmähliche Handel hatte nur auf's neue die Haltlosigkeit der protestantischen Partei im Reiche dargethan. Auch die vom Landgrafen Moritz in geheimen Zusammenkünften mit Heinrich IV. betriebenen, im Näheren unbekannten, Pläne hatten

sich wegen der Bedenklichkeiten der meisten andern Fürsten, vielleicht auch wegen ihrer Unausführbarkeit, zerschlagen.

Unter diesen Umständen waren die Erwartungen nicht gering, womit die Katholischen den nach langer Pause am 12. Januar 1608 zu Regensburg eröffneten Reichstag begrüßten, und zeigten sich in mancherlei gehässigen Anzeichen, z. B. darin, daß die Gesandten des neuen, auf seinen am 29. Januar verstorbenen Vater Friedrich in die Regierung folgenden Herzogs Johann Friedrich von Wirttemberg, gegen alles Herkommen, zu den Verhandlungen nicht zugelassen wurden, weil ihr Herr noch nicht belehnt sei. Als Stellvertreter des Kaisers eröffnete den Reichstag Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Der Kaiser hatte ihn aus Haß gegen seinen Bruder Matthias ernannt; er soll sogar, wie die kaiserlichen Räthe drei Jahre später im richterlichen Verhör zu Prag aussagten, die Absicht gehabt haben, ihn dem Reiche als Nachfolger vorzuschlagen; aber die Protestanten erblickten in der Wahl dieses eifrigsten Ketzeraustreibers einen noch tiefern Zusammenhang; diese Wahl erbitterte selbst den besten Freund des Kaisers, den Kurfürsten Christian II. von Sachsen, wie denn überhaupt die sonst durch nichts zu erschütternde, freilich zum guten Theil auf eigennützigen Absichten beruhende Vertrauensseligkeit dieses Kurfürsten jetzt arg in's Gedränge kam. Da es dem Erzherzog Ferdinand jedoch darauf ankam, sich den Reichsständen als Throncandidaten zu empfehlen, so suchte er im Einklange mit seinen Instructionen durch vermittelndes Auftreten und persönliche Liebenswürdigkeit die Protestanten zu versöhnen, was ihm auch bei Etlichen, z. B. bei Kursachsen, gelang. Die wirkliche Führerschaft fiel freilich seinem Vetter Maximilian von Baiern zu, nach dessen scharfen Instructionen die katholische Mehrheit der Gesandten (außer Ferdinand war kein Fürst in Person erschienen) sich richtete. Aber auch die Protestanten zeigten sich jetzt, unter dem Drange der Noth und der Erbitterung, einiger als früher; sie wollten jetzt ihre mannichfachen Beschwerden zur Entscheidung bringen; es ermuthigte sie dabei vor Allem der eben zum Ausbruch gelangte österreichische Bruderzwist und die ihnen von Heinrich IV. vertraulich zugesagte Unterstützung. Aber auch Maximilian war auf alle Fälle gefaßt und wahrscheinlich schon mit dem Plane beschäftigt, an die Spitze

eines katholischen Bundes zu treten; auch er stand mit dem französischen Hofe in Verbindung; auch seine Gesandten hatten die Instruction, vor Allem die „Justiz," d. h. die innern Streitfragen des Reiches zur Entscheidung zu bringen. Aber daran war in der That Niemandem weniger gelegen, als dem Kaiser; er wollte vor Allem Geld vom Reiche haben; seine erste und vornehmste oder vielmehr seine einzige ernstgemeinte Proposition betraf eine ansehnliche Türkenhülfe. Gleichzeitig erfuhren jedoch die Reichsstände durch die Botschaften des Erzherzogs Matthias, daß Rudolf die Ratification des mit den Türken längst geschlossenen Friedens hartnäckig verweigere, ja es erschienen Abgesandte der Ungarn, welche inständigst baten, dem Kaiser um Gotteswillen kein Geld zu bewilligen, Ungarn, des Reiches Bollwerk, sei durch den jetzigen Frieden hinlänglich geschützt und dieser Friede sei nur den Jesuiten ein Dorn im Auge, weil er den Ungarn die Religionsfreiheit gewähre. Einen schöneren Vorwand, sich der lästigen Beisteuer zu entziehen, hatten die Reichsstände noch nie gehabt. Dieselben hatten sich seit dem Ausbruch des letzten Türkenkrieges durchaus nicht karg gezeigt und auf den Reichs- und Kreistagen ansehnliche Beiträge bewilligt, die aber selten an ihre wahre Bestimmung gelangten; allein jetzt hatten beide Parteien die Lust zu weiteren Opfern verloren und die Instructionen sowohl der pfälzischen als der baierischen Gesandten stimmten darin überein, daß vor Allem die Fragen der Reichsjustiz zu erledigen seien, was nach Lage der Verhältnisse einer Ablehnung der Türkenhülfe gleich kam. Doch ließ der schlaue Maximilian mit sich handeln; nicht umsonst drückte der Kaiser wegen Donauwörth die Augen zu; die katholische Mehrheit nach Baiern's Vorgang ward während der Verhandlungen bewogen, die Justizfrage vorerst fallen zu lassen, und sich zu neuen Beiträgen bereit zu erklären; aber die Protestanten, ermuthigt durch die während des Reichstages aus Oesterreich einlaufenden Nachrichten, blieben diesmal fest; sie verlangten, der Kaiser solle nur den Frieden mit den Türken ratificiren, die ungarischen Protestanten in Ruhe lassen; man könne nicht verlangen, daß sie zur Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen Geld beisteuern sollten. Vergebens betheuerte Ferdinand, die Beiträge seien nur zur Abdankung der Truppen und zur Erhaltung der Grenzfestungen bestimmt; die

Protestanten forderten vor Allem Abstellung ihrer Beschwerden und die Erneuerung und Ausdehnung des Augsburger Religionsfriedens auf die Calvinisten, womit den immer offener hervortretenden Restitutionsforderungen der katholischen Partei ein Riegel vorgeschoben werden sollte. Natürlich stellten die Gegner diesen Beschwerden eine Reihe von Gegenbeschwerden mit großer Bitterkeit entgegen. Zwar der Kaiser in seiner Geldnoth hätte wohl nachgegeben; aber die Katholischen widersetzten sich mit Leidenschaft und wurden dabei vom Stellvertreter des Kaisers selbst heimlich aufgehetzt. Der Bericht eines italienischen Augustinermönches, Fra Milensio, welchen der in Prag gebliebene päpstliche Nuntius als seinen Stellvertreter nach Regensburg geschickt hatte, versichert sogar, der Kaiser habe wirklich im Sinne der Protestanten einen Erlaß geschickt, den ihm der Satan durch die geheimen Kämmerer des Kaisers, von denen der eine ein Jude, der andere ein Ketzer, eingegeben habe; aber Ferdinand habe seinen, des Fra Milensio, Vorstellungen nachgegeben und die Sache dem Papste vorgelegt, indem er mehr auf die Gebote Gottes, als auf die Beschlüsse der Menschen geachtet habe. Wie dem auch sei, jedenfalls hat sich Ferdinand in einem Briefe an seine Mutter selbst gerühmt, er habe den Katholischen die Idee angegeben, wornach sie zwar die Erneuerung des Religionsfriedens zugeben wollten, aber nur unter der wie zum Hohne hinzugefügten Bedingung, daß alle seit dem Jahre 1555 protestantisch gewordenen Stifter und Kirchengüter wieder restituirt werden sollten.*) Hiermit war die von den Katholischen in der Presse und von den Kanzeln schon längst geforderte Restitution zum ersten Male Gegenstand eines förmlichen Antrages. Nun machte Erzherzog Ferdinand den schlauen, scheinbar höchst versöhnlichen Vorschlag, daß die Restitutionsclausel noch ausgesetzt werde und der Augsburger Religionsfrieden einstweilen ohne dieselbe in der zweideutigen Fassung

*) Hurter V, 430. Wir haben in diesen sonst sehr ausführlichen und offenherzigen Briefen Ferdinand's an seine Mutter, soweit sie bei Hurter abgedruckt sind, nach einer Bestätigung jenes von Ranke (Geschichte der Päpste II, 408 ff.) theilweise abgedruckten italienischen Berichtes vergebens gesucht. Es ist möglich, daß der Mönch bloß geprahlt hat, um sich wichtig zu machen, oder daß er einem falschen Gerüchte folgte, und von Ferdinand geflissentlich in seinem Irrthum belassen wurde.

des Abschiedes von 1566 eingeschärft werde. Es wäre dies freilich weiter nichts gewesen, als ein verhülltes Restitutionsedict. Natürlich wurde dieses scheinbare Zugeständniß von den Protestanten mit Entrüstung zurückgewiesen und die Folge war, daß dieselben nach viermonatlichem unfruchtbarem Zanken den Reichstag verließen, worauf auch die Katholischen und der Erzherzog Ferdinand abreisten, ohne daß irgend ein Abschied zu Stande kam.*)

So war also der Bruch im Reiche offenbar und den protestantischen Fürsten schien es nun endlich hoch an der Zeit, für ihre Interessen thatkräftiger als bisher zu sorgen. Die Umstände waren nicht ungünstig, der Kaiser war in der größten Bedrängniß, Oesterreich, Ungarn und Böhmen zur Erhebung bereit, während Heinrich IV., erbittert durch die im Prozesse des Herzogs von Biron an den Tag getretenen spanischen Umtriebe gegen Frankreich und entschlossen, die Macht des Hauses Habsburg gründlich zu brechen, sich eben jetzt den Protestanten entschiedener näherte als je und ihnen für den Fall eines Bündnisses Subsidien zusicherte, welche den Beiträgen sämmtlicher Mitglieder gleichkommen sollten. Seine und seines unermüdlichen Unterhändlers Christian von Anhalt Bemühungen hatten diesmal nicht blos bei Kurpfalz und der kurpfälzischen Fürstenpartei, sondern auch bei lutherischen Fürsten, wie dem Herzog von Wirttemberg und dem Pfalzgrafen von Neuburg, welche der kurpfälzischen Politik bisher widerstrebt hatten, aber durch den Donauwörth'schen Handel am ärgsten verletzt waren,**) Erfolg. Noch war der Reichstag nicht ganz auseinander gegangen, als sich der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst zu Brandenburg und Georg Friedrich von Baden, der Herzog Johann Friedrich von Wirttemberg und der Fürst Christian von Anhalt am 4. Mai 1608 im Kloster Ahausen an der

*) Hauptsächlich nach Häberlin, XXII. Bd., Hurter V. Bd. Wolf, II. Bd.

**) Die Ansichten des Pfalzgrafen von Neuburg hatten sich durch den Donauwörther Handel und den jülichschen Erbstreit (s. unt.) gewaltig verändert. Noch wenige Jahre vorher hatte derselbe gemeint, man müsse mit den Türken Friede machen und die Reichstruppen gegen die Calvinisten führen. Jetzt schloß er mit den letzteren die Union. G. v. Pr. II, 2, 322, 323.

Wernitz im Anspachischen persönlich zusammenfanden und hier die so- genannte Union, d. h. einen Bund gründeten, welcher nicht wie die verschiedenen frühern sogenannten Correspondenzvereine mit allgemeinen Verabredungen eines gemeinsamen Verhaltens sich begnügte, sondern zum Zwecke gegenseitiger thatkräftiger Hilfeleistung sich eine feste Verfassung mit bestimmten Statuten, Rechten und Pflichten gab. Im Eingang des Hauptrecesses wurde gesagt, daß der Bund weder gegen den Kaiser, noch gegen das Reich, noch gegen irgend Jemand im Reiche besonders gerichtet, sondern lediglich dazu bestimmt sei, den Landfrieden und die Reichsordnungen gegen einheimische und auswärtige Unterdrücker zu schützen, und die Mitglieder verpflichteten sich sowohl im Allgemeinen gegen alle Widersacher und Gefahren, als namentlich in Reichssachen, insbesondere wegen der von den evangelischen Ständen auf dem letzten Reichstag vorgebrachten Beschwerden (Art. II.) zusammenzuhalten, durch confessionelle Verschiedenheiten sich nicht beirren zu lassen, daher auch ihren Theologen zu befehlen, sich auf den Kanzeln und in Büchern friedlich zu verhalten (Art. V.). Für den Fall eines Angriffes durch feindliche Gewalt oder wenn einem oder mehreren Unirten „wegen jetziger oder anderer Unruhen von einigen, der sei wer er wolle, wider Recht und unbilliger Weise zugesetzt werde, oder einer eines Angriffes oder Ueberzugs sich zu befahren habe," soll ihm von den Uebrigen „aus der gesammten Anlage zugesprungen und geholfen werden," wobei der Director einstweilen das Nöthige veranstalten, in ganz dringenden Fällen der Angegriffene selbst die verwilligte Anzahl an Mannschaft und Munition auf gemeine Kosten einstweilen aufbringen soll (Art. VI.). Ohne die äußerste Noth soll sich kein Angegriffener mit dem Angreifer vergleichen. Sollte er gleichwohl vor erhaltener Hilfe dazu gezwungen werden, so sollen die Unirten keine Rücksicht darauf nehmen und mit dem Beleidiger sich nicht eher vergleichen, bis Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt worden (Art. VII.). Das Directorium soll in Friedenszeiten der Kurfürst von der Pfalz, in Kriegsfällen der Angegriffene selbst haben, außerhalb des Landes soll es einem jedesmal zu errichtenden Kriegsrath zustehen (Art. VIII.). Bei den Zusammenkünften der Mitglieder soll jeder regierende Fürst eine, die sämmtlichen Grafen und Herren

zusammen eine, die sämmtlichen Städte zusammen eine Stimme führen (Art. IX.). Jeder Stand soll dem andern das Durchzugs- und Oeffnungsrecht nöthigenfalls gestatten, mit Ausnahme der Festungen, in welche Niemand außer den unirten Herren selbst sammt einiger Dienerschaft eingenommen werden darf (Art. X.). Wenn die Hilfe auf Kosten der gesammten Stände geschieht, so soll Alles, was etwa bei einer solchen Hilfe erobert wird, es sei Stadt, Festung, Land oder Geschütz, nur die fahrende Habe oder die sogenannte Beute ausgenommen, in den Händen der hilfeleistenden Stände bleiben, auch allenfalls nach dem Kriege unter sie alle im Verhältnisse ihres Anschlages vertheilt werden (Art. XI.); falls aber das Eroberte einem der Unirten vorher unrechtmäßig abgenommen worden, soll es demselben ohne fernere Schätzung zurückgestellt werden (Art. XII.). Der Bund wurde vorläufig auf zehn Jahre geschlossen, für den Fall aber, daß einer der Unirten die Hilfe der Uebrigen angerufen und erlangt habe, solle sie auch über die zehn Jahre hinaus bis zur Beendigung der Sache dauern. Diese Bundesverfassung erhielt in einer Reihe von Nebenverträgen und den auf folgenden Bundestagen gefaßten Beschlüssen ihre weitere Entwickelung. Der Bund beschloß ansehnliche Beiträge; zum Bundesgeneral außerhalb der Unionslande wurde der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg, zum General Oberstlieutenant der Fürst Christian von Anhalt ernannt. Jedes Bundesglied übernahm es, gewisse ihm befreundete Reichsstände zum Beitritte zu bewegen und in der That erweiterte sich der Bund in den nächsten Jahren durch den Hinzutritt namhafter Mitglieder, wie des Kurfürsten von Brandenburg, des Landgrafen Moritz von Hessen, der Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm. Dagegen scheiterten alle Versuche, auch den Kurfürsten Christian II. von Sachsen, den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und den Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zu gewinnen, an den loyalen Bedenklichkeiten dieser Fürsten. Mit dieser gerühmten Loyalität hatte es freilich eine besondere Bewandtniß. Kursachsen war wegen Jülich's, Braunschweig und Darmstadt wegen ihrer Streitigkeiten mit Hessen-Cassel gegen die Union erbittert; sie hofften mit Hilfe des Kaisers und der katholischen Partei ihre besondern Zwecke durchzusetzen; in dieser Hoffnung gingen sie folgenden Jahres

zur Fürstenversammlung nach Prag und nahmen dort eine höchst feindselige Stellung zur Union ein. Sie fanden die Forderungen der Unirten hart, bedrohlich, ungeziemend und der Ahndung werth. Sie behaupteten, Reformen im Reiche zu verlangen, stehe nur den sechs Kurfürsten miteinander zu. — — Es wurde von ihnen beschlossen, die Unirten zur Auflösung ihres Bundes aufzufordern. Für so viel Loyalität ließ auch der Lohn nicht auf sich warten: eben damals erlangten Braunschweig und Darmstadt günstige Reichshofrathsurtheile in ihren Prozessen, Kursachsen wurde am 26. Juni 1610 mit Jülich feierlich belehnt. Freilich verdarb es Rudolf hierdurch vollends mit seiner Familie, welche Jülich gerne habsburgisch gemacht hätte; er hatte aber geglaubt, Kursachsen werde ihm nun gegen Matthias mit Kriegsvolk helfen und ihm noch obendrein das Passauische Volk bezahlen. Statt dessen erwartete Kursachsen von ihm, daß er die Passauer dazu verwende, Jülich für Kursachsen zu erobern. Das Ende von allem dem war, daß Kursachsen unwillig abreiste und den Kaiser in der Noth verließ, während Matthias und die Union triumphirten. Diese erlangte nämlich durch die eifrige Thätigkeit und die persönlichen Verbindungen einiger hervorragender Häupter, mehr noch durch die Lage des Reiches, in welchem die Union jetzt die einzige nationale Macht darstellte, bald großes Ansehen im In- und Auslande; sie trat mit England und Holland, mit Frankreich, Schweden, Savoyen, Venedig, mit den Ungarn, Oesterreichern und Böhmen in Verbindung. Sie schickte Gesandtschaften ab und empfing deren von allen Seiten; ja wir deuteten bereits an, wie Matthias in seinem Bruderzwiste sich um die Gunst der Union bewarb, sich bei ihr Raths erholte und seine Schritte bei ihr rechtfertigte und wie sie ihrer Seits sich bei ihm für die österreichischen Protestanten beider Confessionen kräftig und erfolgreich verwendete und dagegen wesentlich zu seinem schließlichen Triumph mitwirkte. Es lag jetzt in der Hand der Unirten, mindestens eine eben so große Bedeutung zu erlangen wie hundert Jahre früher der aus gleichen Gründen und zu gleichem Zwecke geschlossene Schmalkaldische Bund. Große nationale Zielpunkte, eine durchgreifende Verbesserung der Reichsverfassung, ja nur die Herbeiführung besserer Kaiserwahlen lagen freilich der Union von Anfang bis zu Ende eben so

ferne als einst dem Schmalkaldischen Bunde. Jetzt wie damals waren es nur wenige Köpfe, die sich mit so hohen Dingen trugen, aber bei ihren Bundesgenossen nur wenig Verständniß und noch weniger guten Willen fanden. Ein solches Haupt war der Fürst Christian von Anhalt, der Vertraute Heinrichs IV., der als der eigentliche Gründer und die Seele des Bundes zu betrachten ist. Aber Diejenigen sind sehr im Irrthume, welche den Charakter der Union nach den Plänen einzelner Männer beurtheilen. Den Unionsständen selbst war es durchaus nicht um wesentliche Reformen, sondern im Gegentheil um die Erhaltung und den Schutz der Reichsverfassung, d. h. der einzelnen Reichsstände in ihrer politischen und kirchlichen Selbständigkeit gegen die Uebergriffe und Neuerungen der katholischen Reichstagsmehrheit zu thun. Dies war auch der Grund, weshalb die Häupter ihre letzten Ziele vor dem Mißtrauen der eigenen Partei verbargen, was ihrer Stellung von Anfang an den Halt raubte. Landgraf Moritz, der die patriotischen Gesinnungen und Pläne Christian's theilte und in einer früheren Periode sie zu verwirklichen suchte, durchschaute diese und andere Schwierigkeiten bald und zögerte lange, beizutreten. Doch wie groß auch die Mängel der Union von Anfang an sein mochten, immerhin war es von großer Bedeutung, daß der seit einem halben Jahrhundert so verhängnißvolle Haß der evangelischen Confessionen und der spröde, aller Unterordnung und allen Opfern widerstrebende Sondergeist der einzelnen Fürsten und Republiken wieder in so weit überwunden war, daß man es bis zu einem gemeinsamen Auftreten überhaupt bringen konnte. Es zeigte sich anfangs unter den Unirten der löblichste Eifer. Während auf dem letzten Reichstage kein einziger Reichsstand in Person erschienen war, sah man auf dem Unionstage zu Schwäbisch-Hall im Januar 1610 sämmtliche Pfälzische und Brandenburgische Häuser, Wirttemberg, Baden, Hessen-Cassel, dazu 20 Reichsgrafen und 17 Freiherrn, fast alle persönlich anwesend und neben ihnen die Abgeordneten von 15 Reichsstädten; die Sprache, welche der von der Union nach Prag gesandte Christian von Anhalt namentlich wegen Donauwörth und der Hofprozesse führte, ließ an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Es mußte sich nun zeigen, ob diese Gesinnungen auch die Probe

halten und ob der Bund wenigstens seinen nächsten Zweck wirklich erreichen werde.

Und in der That ist dieses auch bis zu einem gewissen Grade gelungen; die katholische Reaction in Deutschland ward durch die Union auf eine Reihe von Jahren unterbrochen und mußte ihre Hoffnungen bis auf bessere Zeiten vertagen, wobei freilich viel weniger die Kraft ihrer Gegner, als die eigene jetzt offenbarwerdende Schwäche und der Bruderzwist im Kaiserhause das Meiste thaten. Zwar Donauwörth ward nicht restituirt. Soweit reichten der Muth und das Interesse der Unirten nicht, daß sie um einer kleinen Reichsstadt willen den kriegsbereiten Herzog Maximilian angegriffen hätten. Dagegen gelang es ihnen jetzt in einer andern Sache, bei welcher die dynastischen Interessen einiger ansehnlichen Unionsfürsten in's Spiel kamen, langgehegte Pläne der Gegner zu vereiteln. Es starb nämlich am 25. März 1609 der blödsinnige Herzog Johann Wilhelm von Jülich. Da alle Versuche der Katholischen, ihn und die Herzogin durch Teufelaustreibung zum Kinderzeugen zu befähigen, mißlungen waren, so fielen seine Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensburg und Ravenstein zwei protestantischen Fürsten, nämlich dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg zu, welche nach dem Erbrecht unter den zahlreich auftretenden in- und ausländischen Bewerbern die nächsten Ansprüche hatten, indem der Pfalzgraf die noch lebende älteste Schwester des letzten Herzogs, der Kurfürst eine Tochter der verstorbenen ältesten Schwester desselben zur Gemahlin hatte. Längst hatten die Katholischen diesen Fall befürchtet, durch welchen die Frucht halbhundertjähriger Anstrengungen und gräuelvoller Thaten ihnen wieder entrissen und diese durch ihre geographische Lage so wichtigen Länder dem Protestantismus gerettet werden sollten. Vor Allen der spanische Hof war wegen der burgundischen Nachbarschaft dabei betheiligt, und drang daher in den Kaiser, das Land als ein heimgefallenes Reichslehen einzuziehen und mit den habsburgischen Hauslanden zu vereinigen. Man stellte dem Kaiser vor, daß es um die katholische Religion geschehen wäre, wenn protestantische Fürsten so ansehnliche Besitzungen in ihre Gewalt bekommen und ihren Fuß noch weiter in die Pfaffen-

gasse des Reiches d. h. in die Rheinlande setzen würden. Auch das Haus Baiern fürchtete für sein Kurfürstenthum Köln Alles von der evangelischen Nachbarschaft. Es hätte die Lande zwar nicht dem Hause Habsburg, aber einem andern katholischen Hause gegönnt. Der Kurfürst von Köln machte sogar einen Versuch, sich des Herzogthums zu bemächtigen und ließ an verschiedenen Jülich'schen Orten das baierische Wappen anschlagen, das aber vom Volke abgerissen wurde. Doch auch vom Gesammthause Sachsen ward Rudolf bestürmt, es machte seine alten Eventualbelehnungen geltend und forderte den Lohn langer Treue und Ergebenheit. Kursachsen spielte auch bei dieser Gelegenheit eine höchst zweideutige Rolle; es unterhandelte mit allen Theilen; mit den Landständen zu Düsseldorf, mit Pfalz und Brandenburg und mit dem Kaiser in Prag, ja es wandte sich, ganz im Widerspruch mit seinem bisher zur Schau getragenen patriotischen Mißtrauen gegen Frankreich, an König Heinrich IV. Eine zahlreiche und hochansehnliche kursächsische Gesandtschaft erschien zu Paris vor dem Könige, erhielt aber eine spöttische Antwort. Heinrich IV. war nämlich sehr befremdet, daß Kursachsen erst jetzt Vertrauen zu ihm faßte und erklärte, daß er bereits seinen Freunden und Bundesverwandten, Pfalz-Neuburg und Brandenburg Hilfe versprochen habe. Diese beiden erbberechtigten Fürsten hatten sich inzwischen in den Besitz des Landes gesetzt, wobei sie so klug waren, auf die eifrige Vermittelung des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel sich in dem Dortmunder Vertrag wegen ihrer beiderseitigen Ansprüche dahin zu vergleichen, daß sie, spätern gütlichen und rechtlichen Austrag vorbehalten, das Land einstweilen gemeinschaftlich besitzen und regieren lassen wollten. Die Stände der verschiedenen Landestheile waren damit gar wohl zufrieden und huldigten bereitwillig, theils aus alter Abneigung gegen die bisherige spanisch-katholische Hofpartei, theils weil man hoffte, auf diese Weise den Gräueln eines Erbfolgekrieges zu entgehen. Die Fürsten wurden überall freudig empfangen; nur in vier Städten, darunter die Festung Jülich, verweigerten die katholischen Befehlshaber die Uebergabe. Die beiden „possedirenden" Fürsten machten ihr gutes Recht vor aller Welt in Druckschriften geltend; auch vor dem Kaiser; sie verlangten nichts Besseres, als daß diese Sache nach den Reichsge-

setzen vor dem ordentlichen Gerichte entschieden werde. Allein zu Prag sah man die Sache anders an; Rudolf erklärte den Dortmunder Vertrag für null und nichtig, befahl den Possedirenden bei Strafe der Acht die Wiederherausgabe bis zu gefälltem Spruche und übertrug die einstweilige Verwaltung des Landes — womit er freilich folgenden Jahres auf der Fürstenversammlung in Prag den Kurfürsten von Sachsen feierlich belehnte! — seinem damaligen Liebling, dem Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und seit Kurzem auch von Straßburg. Dieser, stets zum Dreinschlagen bereit, bemächtigte sich durch Einverständniß mit dem Commandanten der Festung Jülich und warb mit den Beiträgen der rheinischen Bischöfe Truppen, sowie das Passauer Volk, welches dann freilich zu andern Zwecken verwendet wurde. Hätte Leopold sich in Jülich behaupten können, so würde er seinen Wunsch, sich zu verheirathen und eine weltliche Herrschaft zu gründen, verwirklicht und das Herzogthum eben so wenig je wieder herausgegeben haben, als Maximilian die Reichsstadt Donauwörth. Indeß diese Sache hatte eine weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichende Bedeutung; die possedirenden Fürsten fanden nicht blos an der Union, sondern mehr noch im Auslande, namentlich an den benachbarten Generalstaaten und an Heinrich IV., welche diesen neuen Anwachs der habsburgischen Macht in ihrer Nähe nicht dulden wollten, sofort die wirksamste Unterstützung. Diesen ausländischen Beschützern hatten es auch die niederrheinischen Lande zu verdanken, daß sie diesmal von den Gräueln einer spanischen Invasion verschont blieben. Denn Erzherzog Albrecht wagte es aus Furcht vor jenen Mächten doch nicht, seinem Vetter Leopold die erbetene Unterstützung zur Eroberung Jülichs zu gewähren; dieser suchte jetzt zu unterhandeln, aber die Gegner wollten nichts von ihm wissen. Heinrich IV. hatte Anfangs 1610 zum Zwecke der Vertreibung der Oesterreicher aus Jülich eine Allianz mit ihnen geschlossen; eben wollte er selbst der Union die zur Vertreibung Leopold's bestimmten Truppen zuführen, als Ravaillac's Messer dem Leben dieses großen Fürsten ein allzu frühes Ende machte. Aber so verhängnißvoll auch dieser Tod in seinen weiteren Folgen war, nicht sogleich gingen die Hoffnungen in Erfüllung, welche die laut aufjauchzenden Gegner und insbesondere Leopold daran

knüpften: der Jülich'sche Krieg hatte seinen Fortgang, das 14,000 Mann starke französische Heer zog unter dem Marschall von Chastre dem Belagerungsheer der Unirten zu Hilfe, dem sich Moritz von Oranien mit 138 Fahnen Fußvolk und 3000 Reitern bereits angeschlossen hatte. Nach tapferer Vertheidigung mußte die österreichische Besatzung aus Jülich weichen. Bei Rudolf's Tode befanden sich die Possedirenden im Besitze des ganzen Landes.

Nichts kam der Union bei diesen Erfolgen so sehr zu Statten, als die Schwäche und Zwietracht ihrer Gegner. Hatten die Katholischen bisher ihre großen Erfolge der Uneinigkeit der Protestanten zu verdanken gehabt, so trat jetzt auf einige Zeit der umgekehrte Fall ein. Maximilian von Baiern machte jetzt an seiner eigenen Partei die übelsten Erfahrungen. So lange es sich darum gehandelt hatte, die Gegner durch Reichstagsbeschlüsse, die nichts kosteten, zu majorisiren, hatte er seine Partei einigermaßen zusammengehalten; jetzt, wo es einen ernsten, mit Opfern und Gefahren verbundenen Kampf galt, stob sie auseinander. Diese geistlichen Herren hatten eine unüberwindliche Scheu vor Allem, was Geld kostete oder gar ihren ruhigen Besitz gefährden konnte. Dabei waren sie in ihrem geistlich weltlichen Fürstenhochmuth noch weniger als die protestantischen Fürsten geneigt, sich einem Führer unterzuordnen. Wohl hatten sie bisher viel von einer katholischen Ligue geschwatzt und ausschweifende Restitutionspläne daran geknüpft; als aber Maximilian jetzt damit Ernst machte, ließen sie ihn im Stiche.

Maximilian wäre der Union gern zuvorgekommen, schon vor dem Beginn des letzten Reichstages hatte er seine Gesandten in diesem Sinne instruirt, aber wenig Anklang gefunden; man fand, die Zeiten seien gar zu gefährlich, man müsse zuvor sich der Genehmigung des Kaisers, der Theilnahme des Königs von Spanien und anderer Potentaten, welche Geld hätten, versichern u. s. w. Schon auf dem Reichstage hatten die mainzischen, trierischen und salzburgischen Gesandten sich der baierischen Führung zu entwinden und eine besondere kaiserliche Partei zu bilden gesucht. Maximilian ließ sich nun zwar nicht abschrecken, ermahnte, trieb und drohte unablässig und brachte es mit vieler Mühe endlich dahin, daß am 3. Juli 1609 in München

Conferenzen zum Abschluß eines katholischen Bundes eröffnet wurden, an welchen sich jedoch noch kein Kurfürst, sondern nur die Bischöfe von Würzburg, Constanz, Augsburg, Passau, Regensburg und ein paar Prälaten vertreten ließen. Am 10. Juli unterzeichneten die Anwesenden das unter dem Namen der Liga bekannte, auf neun Jahre abgeschlossene Bündniß zur „Defension und Erhaltung der wahren katholischen Religion und zur Fortpflanzung gemeinen Friedens, Ruhe und Wohlfahrt, zur Abwendung besorgter Gefahr und zur Handhabung der heiligen Reichsabschiede, Religions- und Profanfriedens und anderer im Reiche löblichen, alten hergebrachten Gewohnheiten."

Wenn man die Bundesverträge dieser beiden Bünde, der Liga und der Union, mit einander vergleicht, so scheint es, daß beide das gleiche Ziel verfolgen. Beide wollen angeblich ganz dasselbe, nämlich Erhaltung der Reichsverfassung und des Religionsfriedens, und doch ist einer gegen den andern gerichtet. Denn eben darin bestand ja der große Gegensatz der Parteien, daß Reichsverfassung und Religionsfriede so ganz verschieden ausgelegt wurden. Auch in der Liga sprach dieser nächste Bundeszweck nicht die letzten Absichten des Gründers aus; auch Maximilian wollte sich der Liga nur zur Erreichung anderweiter Pläne bedienen. Seine Stellung in der Liga war von Anfang an noch zweideutiger und haltloser, als die der Unionshäupter. Man hatte ihn natürlich zum Bundesobristen, die Bischöfe von Würzburg, Passau und Augsburg zu Adjuncten ernannt. Es galt jetzt, den Bund zu erweitern; aber es zeigte sich bald, wie wenig auf die geistlichen Kurfürsten sowie auf Salzburg und andere Häupter zu rechnen sei, welche mit Ausnahme des zum baierischen Hause gehörigen, aber durch ängstliche Rücksichten ebenfalls gebundenen Kölners zu Maximilian und der Liga jetzt eine sehr zurückhaltende und mißtrauische Stellung einnahmen. Man meinte, die ausländischen Gönner: Spanien, Toskana, der Papst sollten vorher zum Beitritt bewogen werden, wobei es besonders auf das fremde Geld abgesehen war. Aber auch hier fand Maximilian wenig Geneigtheit. Der Papst Paul V. erschrak bei dem Gedanken, seiner erschöpften Casse neue Geldopfer zuzumuthen; er hielt bei den schwierigen Zeiten eine Liga überhaupt nicht für rathsam; er meinte, man dürfe die Protestanten ohne

dringende Noth jetzt nicht zu Gegenanstalten aufreizen. Spanien fürchtete, Maximilian wolle das Haus Habsburg vom Kaiserthum verdrängen. Indessen hatten sich die Protestanten Jülich-Cleves bemächtigt und nun entschlossen sich endlich auch die geängsteten geistlichen Kurfürsten, der Liga beizutreten, welche sich dafür den Kurfürsten von Mainz als Mitdirector gefallen lassen mußte (30. August). Sie bestürmten jetzt ihrerseits das katholische Ausland mit Gesuchen um Unterstützung, sonst werde die katholische Religion im Reiche ganz zu Grunde gehen. Der Papst, die Könige von Spanien und von Frankreich sollten ihnen zehn Jahre lang jeder das Geld für zwei Regimenter, also jeder ungefähr zwei Millionen Gulden jährlich, der Großherzog von Toskana die Hälfte dieses Beitrages und die andern italienischen Fürsten jeder eben so viel oder weniger beisteuern u. s. w. Diese maßlose Bettelei, an welcher sich Maximilian gar nicht betheiligen wollte, weil er der Meinung war, daß die geistlichen Herren Geld genug hätten und ihre Armuth nur vorspiegelten, um nicht zu zahlen, fand natürlich die schlechteste Aufnahme. Der Papst wollte sich zu nichts verstehen und war nur bereit, seinen moralischen Beistand zu spenden; die kleinen italienischen Fürsten fühlten sich zwar geschmeichelt, entschuldigten sich aber mit der Leere ihrer Cassen; am spanischen Hofe hatte zwar die Kriegspartei des Grafen Fuentes über die Friedenspolitik des Herzogs von Lerma wieder gesiegt, und es lebten dort die alten, stolzen Weltherrschaftsgelüste wieder auf; gern hätte man sich der Liga als eines Werkzeugs dazu bedient, wäre nur Maximilian nicht an der Spitze gestanden; doch ließ man sich endlich bereden, den erbetenen Beitrag zu versprechen. Indeß war es bereits zwischen den beiden Bundeshäuptern, die sich insgeheim entgegenarbeiteten und von denen jeder die ganze Leitung sich anmaßte, schon auf dem nur mit Mühe zusammengebrachten ersten allgemeinen Bundestage zu Würzburg (8. bis 18. Februar 1610) fast zum Bruche gekommen; zwei Parteien standen sich hier gegenüber, die Maximilianische, kampflustig vorwärts drängende, welche z. B. den Erzbischof von Salzburg zum Beitritt zwingen, auf den in die Hände der ketzerischen Stände gefallenen Kaiser Rudolf und dessen Bruder Matthias keine Rücksicht nehmen, dagegen den Herzog von Lothringen und den

Erzherzog Ferdinand in die Liga aufnehmen wollten, und die gegen alles dieses opponirende Partei der Kurfürsten, welche Alles zu vermeiden suchten, was sie in Kämpfe und Gefahren verwickeln, die Reichsverfassung gefährden und ihnen Geldopfer verursachen konnte. Diese Partei wollte Lothringen nicht aufnehmen, um nicht den König von Frankreich und die Hugenotten noch mehr zu reizen; sie wollte mit Ferdinand's Aufnahme so lange zurückhalten, bis man sehe, „wohin es mit seinen sectischen Unterthanen hinaus wolle," indem sonst „bald der Fall eintreten könne, daß man ihm Bundeshilfe leisten müsse" rc. Wohl nur aus Rücksicht auf den ihm eng verbundenen und verschwägerten König von Spanien, dessen Subsidien man nicht verscherzen durfte, wurde Ferdinand doch endlich aufgenommen.

Die Folge dieser Parteiungen war, daß die Liga keine Lebenskraft erlangte und Maximilian's Plan, sich mittelst derselben zum Herrn des Reiches zu machen, vorerst mißlang. Jahr und Tag vergingen, ohne daß nur ein Einziger von den geistlichen Herren seine Beiträge leistete, so daß Maximilian die Kosten seines Heeres ganz allein bestreiten mußte. Auch die versprochene spanische Hilfe blieb aus; man machte immer neue Schwierigkeiten; Maximilian merkte bald, daß ihm sein furchtbarster Gegner, Khlesl, auch hier entgegenarbeitete. Der Jülich'sche Krieg brachte nun alle diese Mißverhältnisse zur Reife. Als die Unionstruppen Jülich eroberten, als die Söldnerbanden, welche Leopold auch im Elsaß zusammenbrachte und gegen die Gebiete protestantischer Reichsstädte losgelassen hatte, von den Unionstruppen unter dem Markgrafen von Baden geschlagen und versprengt wurden, und ihr tüchtigster Führer, Graf Ernst von Mansfeld, mit seinem ganzen Corps zu den Unionstruppen übertrat, weil ihm Leopold nichts von dem Versprochenen gehalten, als andere Unionstruppen unter dem Markgrafen von Ansbach sich in den Bisthümern Würzburg und Bamberg einquartierten, vorgeblich, um das Passauische Kriegsvolk zu beobachten, da hielt sich Maximilian zwar für alle Fälle gerüstet, seine baierischen Truppen standen in Bereitschaft, aber sie rührten zur Abwehr der Protestanten keinen Fuß. Maximilian zeigte nicht die mindeste Lust, sich für Diejenigen in Krieg zu stürzen, welche ihm auf alle Art entgegenarbeiteten und selbst nichts zum Kriege bei-

tragen wollten. Inzwischen hausten die Unionstruppen in den rheinischen und fränkischen Bisthümern nicht viel besser als das Passauer Volk in Oesterreich; Maximilian ließ es ruhig geschehen, erst als sie den endlich nach München abgeschickten Bundesbeitrag des Bischofs von Würzburg abfingen, berief er einen Bundestag, der am 18. Mai 1610 in München eröffnet wurde. Hier nun ließ er erklären, daß der Jülich'sche Krieg zwar die Liga nichts angehe, daß er aber gleichwohl dafür stimmen werde, von Bundeswegen Hilfe zu leisten, wenn man entschlossen sei, auch den gehörigen Nachdruck anzuwenden. Er hatte gehofft, die Noth werde seine Neider bekehrt haben, man werde ihm jetzt mit Gut und Blut zur Seite stehen; aber er ward bald enttäuscht. Der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius ließen ihm sagen, ihre Regierungen hätten beschlossen, Hilfe zu leisten, aber nur wenn zuvor das Haus Oesterreich zum Haupt der Liga gemacht werde. Und die Bundesgenossen selbst zeigten sich noch spröder. Die Majorität beschloß nämlich: es sei von Bundeswegen Hilfe zu leisten; aber da die Gegner noch zu stark und die spanische Hilfe noch zu fern sei, so solle man sich vorerst auf Abmahnungsschreiben an die Union beschränken, und seien diese „nicht auf das Schärffste, sondern etlichermaßen glimpflich“ auszufertigen. Für die von Maximilian geforderten Beiträge war Niemand instruirt; ja die schwäbischen Prälaten erklärten ohne Umschweif, es sei ihnen unerschwinglich, Vorschüsse zu leisten.

Nun aber riß dem Herzog die Geduld; er ließ der Versammlung anzeigen, daß er sich entschlossen habe, das Bundesoberstenamt niederzulegen und dem Hause Oesterreich gänzlich und kategorisch anheimzustellen. Mit bittern Worten mußten seine Gesandten die Gründe dieses Entschlusses ausführen. Man wisse aus den besten Quellen, daß die Gegner die Häuser Habsburg und Baiern gegeneinander zu hetzen suchten, und zu diesem Ende der König von Frankreich sogar den Protestanten vorgeschlagen habe, die Kaiserwürde dem Hause Baiern zu übertragen. Der Herzog seinerseits wolle sich gern dem Verdachte entziehen, als stecke er mit den Gegnern unter einer Decke. Gern werde er auch ferner der Liga dienen. Aber nur wenn Argwohn und Zwietracht gehoben und Energie gezeigt werde, könne man beim Auslande Vertrauen, bei den Gegnern im Inlande Furcht erwecken.

Diese Eröffnung versetzte die geistlichen Herren in die größte Bestürzung: auf ihr vieles Bitten ließ sich der Herzog bewegen, den Oberbefehl noch sechs Wochen bis zur alsbald berufenen großen Bundesversammlung zu behalten. Diese Bitten und die Hilferufe des in Prag bedrängten Kaisers ermuthigten ihn, die Sache nochmals, in einer etwas veränderten Weise, in die Hand zu nehmen. Der Kaiser hielt nämlich eben damals seine Prager Fürstenversammlung, die ihm gegen Matthias helfen sollte; hauptsächlich auf Betreiben des Kurfürsten von Sachsen, welchen Rudolf jetzt mit Jülich belehnte, beschloß die Versammlung, daß der Kaiser gegen die Unionsfürsten wegen ihrer Gewaltthätigkeiten mit einer „geschwinden und scharfen Execution" verfahren solle. Rudolf forderte Maximilian auf, diese Execution zu übernehmen. Maximilian erwiederte, daß er sich „aus hochwichtigen, vernünftigen Ursachen" mit einer solchen Execution nicht beladen könne, schickte jedoch seinen obersten geheimen Canzler an das kaiserliche Hoflager, welcher folgende Bedingungen machte: Der Kaiser solle zwar an die Spitze der Liga treten, aber den Herzog zu seinem Generalfeldobersten mit „genugsamer Vollmacht" ernennen. Wenn dies geschehen und der nöthige Vorrath von Geld und Kriegsgeräth beschafft sein werde, wolle der Herzog „mit Hintansetzung der eigenen Unterthanen" den gefahrvollen Auftrag annehmen. Wegen des Geldes könne man leicht Rath schaffen, wenn man nur wolle. So z. B. könne der Constanzer Diöcesanklerus schon allein mehr als eine Million abgeben, ohne sich dadurch großen Schaden zu thun. Es sei doch besser, daß ein Pfaffe ein für allemal die Hälfte eines Jahreseinkommens hergebe, als daß er mehr als ein Ganzes an den Feind verliere, wie das Beispiel von Würzburg lehre. — Aus diesen Vorschlägen geht hervor, daß Maximilian den kühnen Plan entworfen hatte, mit den unumschränkten Vollmachten des Kaisers ausgerüstet, und mit Hilfe der Kirchengüter eine Heeresmacht aufzustellen, die ihn zum Herrn des Reiches gemacht hätte. Aber zu solchen Plänen war die Zeit noch nicht reif genug. Maximilian's Vorschläge stießen in Prag auf die größten Bedenken. Namentlich widersetzten sich denselben der spanische und päpstliche Gesandte. Diese forderten, daß auch der Kurfürst von Mainz und der Erzherzog Ferdinand neben Mari-

milian zu Bundesobersten gemacht würden; sie erklärten, daß der an Maximilian gegebene kaiserliche Auftrag gegen die Union eine bloße Intrigue von Kursachsen und Braunschweig sei, welche um ihrer eigenen Interessen willen den Kaiser vollends in's Unglück stürzen würden. In der That zeigte sich jedoch, daß Maximilian's Onkel, der Kurfürst von Köln, den Auftrag beim Kaiser ausgewirkt hatte.

Ein anderer, hauptsächlich von Kurmainz betriebener Plan ging dahin, auch Kursachsen zum Beitritt zur Liga und zur Theilnahme am Kampfe zu bewegen. Es zeigte sich nicht abgeneigt, forderte aber, daß die Liga zuvor des rein katholischen Charakters entkleidet und vor Allem die Erneuerung des Religionsfriedens, also die förmliche Zurücknahme der Restitutionsansprüche und die Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Reformirten zugestanden werde. Auch Kursachsen hätte sich der Liga gern bedient, doch nur um Jülich zu erobern und die Unionsfürsten zu demüthigen, wollte aber doch jeden Schein eines Religionskrieges vermeiden. Seine Bedingungen wurden von Maximilian natürlich mit der größten Entrüstung zurückgewiesen, denn eben deshalb, um solche Zugeständnisse zu verhindern, war ja die Liga gegründet worden.

Endlich trat auch der König von Spanien mit der Forderung auf, für die schon bereit gehaltene Hilfe als „Protector" der Liga ebenfalls an deren Spitze zu treten, und seine Stelle durch Erzherzog Ferdinand als Viceprotector vertreten zu lassen.

Nach sechswöchigen vergeblichen Verhandlungen reiste der baierische Minister wieder ab; aller Zorn, alle Beschwörungen und Proteste seines thatendurstigen Herrn hatten nichts geholfen; die Union hatte indessen in Jülich vollkommen gesiegt und über ihre weiteren Absichten verbreiteten sich die bedrohlichsten Gerüchte. Jetzt endlich in der Angst wurde die Liga etwas gefügiger; auf einem neuen Bundestage im August und September 1610 gewährte sie Maximilian als Bundesobersten die Mittel zur sofortigen Aufstellung von etwa 20,000 Mann nebst Vollmacht zu weiterer Werbung auf Bundeskosten, so daß er mit seinen eigenen Truppen ein Heer aufstellen konnte, welches den Unionstruppen gewachsen war. Sein Feldherr Tilly wurde zum Bundesfeldmarschall ernannt. Es galt nun, die Truppen rasch zu-

sammenzubringen, um sofort dem Erzstift Köln mit eilender Hilfe beizuspringen. Zu diesem Zwecke schien das Passauische Kriegsvolk am geeignetsten; eine Gesandtschaft ging nach Prag mit der Bitte, dieses Kriegsvolk der Liga zu überlassen. Diese Gesandtschaft richtete freilich auch nichts aus; Rudolf ließ den Kurfürsten von Mainz, der sich für sie verwenden wollte, gar nicht vor sich; er und Leopold hatten mit dem Passauer Volke ganz andere Dinge vor und machten eben damals alle Vermittlungsversuche des Herzogs von Braunschweig zu Schanden. Oesterreich stand am Rande des Bruderkrieges; um freie Hand gegen Matthias zu haben und sie von der Unterstützung des Bruders abzuhalten, hatte sich der Kaiser jetzt der Union wieder genähert und Leopold im Elsaß mit den Unirten Frieden geschlossen, welche darauf das Bisthum Straßburg räumten; auch am Niederrhein ruhten die Waffen, und der Kaiser hatte seine Einwilligung dazu gegeben, daß wegen der Jülich'schen Sache ein Friedenscongreß zu Köln eröffnet werde. Maximilian gerieth durch alles dieses in eine sonderbare Lage; die Kriegsrüstungen der Liga konnten keinen andern Zweck mehr haben, als die fränkischen Bisthümer zu vertheidigen und die befürchteten weitern Uebergriffe der Unirten abzuwehren; diese hingegen hatten ihren nächsten Zweck erreicht; sie fürchteten nur noch, Maximilian stecke doch vielleicht mit dem Kaiser unter einer Decke und die Liga rüste jetzt zum Angriff, um ihnen das Gewonnene wieder zu entreißen. Sie erklärten sich daher zu Unterhandlungen mit der Liga bereit, welche in München am 24. October 1610 zum Abschluß eines Vergleiches führten, wonach beide Theile die Waffen niederlegten und ihre Kriegsvölker wieder abdankten. Die Unirten räumten die besetzten geistlichen Gebiete, ohne jedoch die geraubten Gegenstände je wieder herauszugeben, worüber besondere Vergleiche der Zukunft vorbehalten blieben.

Nur mit großem Widerstreben hatte Maximilian sich zu diesem Vergleiche bequemt, der allen Plänen seines Ehrgeizes und Religionseifers vorläufig ein Ende machte. Aber die Haltung seiner eigenen Bundesgenossen ließ ihm keine andere Wahl. Die geistlichen Fürsten fürchteten sich offenbar vor dem eigenen Schützer fast noch mehr als vor dem Feinde. Sie waren froh, mit dem Schrecken davon gekommen

zu sein und wieder auf einige Zeit ihr Schlaraffenleben in Ruhe fortsetzen zu können. Und doch mußte sich Maximilian noch vor ihnen entschuldigen, daß er Frieden geschlossen! Aus den vielen Gründen, die er ihnen dafür anführte, sei hier nur der zwölfte erwähnt: „Zum zwölften sei es fast für eine sonderbare Schickung Gottes zu halten, daß die unirten protestirenden Stände den Frieden zu solcher Zeit suchen und begehren, wo sie den Katholischen einen nicht geringen Schaden zufügen könnten. Denn wenn sie mit ihrer Macht fortgedrückt hätten, würde es ihnen sehr leicht gewesen sein, ohne einigen Widerstand den größten Theil der am Rhein gelegenen Bisthümer zu plündern und zu verheeren."

Und hier erhebt sich nun wiederum die alte Frage, warum die Protestanten ihr Uebergewicht nicht benutzten, um wenn auch nicht mit der alten Reichsverfassung und den geistlichen Fürstenthümern aufzuräumen, doch wenigstens ihre legitimen Forderungen durchzusetzen und z. B. das unterdrückte Donauwörth zu befreien? Die Furcht vor der Union muß damals sehr groß gewesen sein, sonst würde das erzlutherische Kursachsen die Anerkennung des Calvinismus im Reiche wahrhaftig nicht gefordert haben! Und warum wurde diese Furcht nicht besser ausgebeutet? Es ist die alte, traurige Antwort, welche auch dieses Räthsel löst; auch die Union sah sich durch die Zwietracht und Selbstsucht der Glieder in ihrer Politik auf Schritt und Tritt gelähmt. So hatten z. B. die Bundesstädte in der ihnen fremden Jülich'schen Sache die Hilfe verweigert; so konnte Moritz von Hessen, eines der eifrigsten Mitglieder, die Subsidien nicht ferner zahlen, weil seine Landstände die Beisteuer versagten und ihre Opposition mit den Drohungen seiner Gegner vereinigten. Ueberhaupt kamen nur die wenigsten Mitglieder ihren Verpflichtungen nach; die ganze Last und Sorge ruhte nur auf wenigen, noch dazu uneinigen Häuptern, und vergebens drang Moritz auf dem Bundestag zu Heilbronn auf eine festere Verfassung mit Garantien zur Erfüllung der Bundespflichten. Den härtesten Schlag aber hatte die Union durch die Ermordung ihres eigentlichen Urhebers und Protectors Heinrich's IV. erlitten, mit welchem die kühnsten Entwürfe der protestantischen Patrioten in demselben Augenblicke in's Grab sanken, wo sie ihrer Verwirklichung so

nahe schienen. Heinrich hatte die Absicht, mittelst der deutschen und der italienischen Fürsten die habsburgische Macht in Deutschland und Italien zu vernichten und durch den französischen Einfluß zu verdrängen.*) Wie weit die patriotischen Hoffnungen und Pläne gegangen sind, welche ein Moritz von Hessen, oder ein Christian von Anhalt auf den fremden Gönner bauten, läßt sich freilich bei dem geheimnißvollen Dunkel, das über ihren intimen Verhandlungen und ihren chiffrirten Correspondenzen mit demselben ruht, und bei der gänzlichen Unzuverlässigkeit der darüber umlaufenden, zum Theil von den Gegnern verläumderisch verbreiteten Gerüchte nicht mehr feststellen. Jedenfalls befand sich Europa im Jahre 1610 in einer Spannung von Furcht und Hoffnungen, welche durch Ravaillac's Messer zerschnitten wurde. Verhängnißvoll für die Union ward auch der vier Monate später im September 1610 erfolgte Tod ihres Directors, des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, indem die Vormundschaft über den erst vierzehnjährigen Nachfolger Friedrich V. sofort zu einem Zankapfel wurde zwischen den nächsten Agnaten, nämlich zwischen dem zunächst zur Vormundschaft berechtigten aber starr lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, welcher, weil er keine Garantien für die Erziehung des Mündels in der reformirten Religion und für den Schutz der reformirten Landeskirche hatte geben wollen, durch Testament des Kurfürsten sich von der Vormundschaft ausgeschlossen sah, und zwischen dem durch dieses Testament eingesetzten, demnächst berechtigten Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken. Dieser Letztere war beim Tode des Kurfürsten im Besitze und behauptete sich darin unter voller Zustimmung des Landes. Der Gegner klagte beim Kaiser, fand aber, weil ihm der Kaiser wegen Jülichs grollte, kein Gehör und Johann blieb im Besitze. Aber ein Berg von Streitschriften wurde zusammengeschrieben, bis nach vier Jahren Friedrich V. volljährig wurde und der Gegenstand des Streites sich zwar erledigte,

*) So viel kann jedenfalls nach den bisher schon bekannt gewordenen Acten als gewiß betrachtet werden, wenn auch die Authenticität der in den angeblichen Memoiren Sully's erzählten, auf Gründung eines ganz neuen europäischen Staatensystems, einer sogen. christlichen Republik ausgehenden Umwälzungspläne Heinrich's sehr zweifelhaft erscheint.

nachdem er jedoch nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Haus Pfalz-Neuburg der Union zu entfremden und sie von innen heraus zu sprengen.

Diese Verhältnisse machen es denn freilich sehr erklärlich, daß die Unionsfürsten, nachdem sie ihren vornehmsten Zweck erreicht, Jülich gewonnen und die Gegner in Furcht gesetzt hatten, sich ihrerseits vor Maximilian fürchteten und die Gelegenheit gern ergriffen, mit ihm Frieden zu schließen.

Die weitere Geschichte, sowohl der Union als der Liga, schließt sich den bisher geschilderten Anfängen würdig an. Beide Bünde waren eben nur im Stande, die Parteiung zu steigern, allerlei gefährliche Projecte zu erzeugen, das Reich vollends zu sprengen, aber dabei in sich selbst haltlos und zerfallen, hatten sie weder die Kraft noch den Willen, dem Reiche eine bessere Gestalt zu geben und wurden bloße Werkzeuge der Selbstsucht. Beide Theile hatten von Anfang an ihre Hoffnung vornämlich auf fremdes Geld gesetzt. Als die Truppen abgedankt werden sollten, ging es ähnlich wie mit dem Passauischen Volke, man hatte kein Geld, sie zu bezahlen, so daß die Soldateska auf Kosten der Unterthanen sich selbst schadlos zu halten suchte. Die Unionsfürsten schrieben Steuern und Zwangsanlehen aus, sie geriethen in böse Händel untereinander und mit ihren Unterthanen, und am Ende waren wie immer die Reichsstädte genöthigt, ihr Geld herzugeben; kein Wunder, daß sie von keinen neuen Unternehmungen wissen wollten und überhaupt sich von einem Bunde loszumachen suchten, in welchem sie eben nur eine Veranstaltung erblickten, um unter dem Vorwande allgemeiner vaterländischer Angelegenheiten lediglich die dynastischen Interessen etlicher Fürsten auf allgemeine Kosten zu fördern.

Bei alledem behauptete die Union nach außen hin noch ein bedeutendes Ansehen. Nach den errungenen Erfolgen traute man ihr mehr Macht und inneren Halt zu, als sie in Wirklichkeit besaß. Auf den Bundestagen des Jahres 1611 empfing sie Botschaften und Freundschaftsgesuche von Venedig, der Eidgenossenschaft, den Generalstaaten, den Genfern; auch der Kaiser Rudolf und der König Matthias, die Erzherzöge Leopold und Maximilian schickten ihr Gesandt-

schaften und buhlten um ihre Freundschaft. Ja Rudolf ernannte noch kurz vor seinem Tode erst den Landgrafen Moritz und, als dieser ablehnte, den Markgrafen von Anspach zu seinem Hauptcommissarius für den nächsten Kurfürstentag. Im kurpfälzischen Hause gelangte der schon seit Jahren entworfene und seit dem Anfange 1612 von Christian von Anhalt, dem väterlichen Freunde des jungen Kurfürsten Friedrich V. officiell betriebene Plan der Vermählung Friedrich's mit Elisabeth, der Tochter des Königs Jakob von England, zur glücklichen Ausführung: die im Februar 1613 zu London gefeierte Hochzeit wurde von der ganzen calvinistischen Welt mit den größten Hoffnungen begrüßt. — In Sachsen starb 1611 der Kurfürst Christian II.*) und erhielt in seinem Bruder Johann Georg einen nüchternen und klugen Nachfolger, der zwar jene specifisch kursächsische Politik, welche unter der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nur die eigene Vergrößerungslust und den Haß gegen den Calvinismus verbarg, noch viel rücksichtsloser betrieb als sein Vorgänger, eben deshalb jedoch sich der brandenburgischen Partei im Reiche wieder näherte, als ihm diese dafür Zugeständnisse im Jülichschen Erbstreit machte. Es gelang nämlich dem Landgrafen Moritz, Kursachsen zur Erneuerung der alten Erbverbrüderung mit Hessen und Brandenburg zu bewegen und in der Jülichschen Sache zwischen Sachsen und Brandenburg den Vertrag von Jüterbock zu Stande zu bringen, nach welchem Sachsen bis zum Austrag der Sache in den Mitbesitz von Jülich gesetzt werden und sich für die Possedirenden beim Kaiser verwenden sollte. Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg befand sich damals in großer Bedrängniß. Vom märkischen und preußischen Adel im Stiche gelassen, beim Volke des Calvinismus verdächtig, sah er sich von der ganzen Wucht der katholischen und der lutherischen Reaction bedroht. Eben damals hatte Brandenburg durch die polnische Belehnung mit Preußen, durch den Beitritt zur Union und die Besitznahme von Jülich die Besorgnisse der katholischen Partei und des Hauses Habsburg so sehr

*) Man nannte ihn „das gute Herz." Sein Wahlspruch war „für Gott und den Kaiser." Täglich soll er zwei Eimer Weines getrunken und sich selbst gerühmt haben, noch keinen Tag nüchtern gewesen zu sein. Kein Wunder, daß er über seines Geistes „Blödigkeit" und Schwäche selbst Thränen vergoß.

erregt, daß z. B. ein wegen des Jülichschen Streites im Jahre 1609 verfaßtes Gutachten des kaiserlichen Vicecanzlers von Stralendorff Brandenburg als das gefährlichste Bollwerk der Ketzerei und dessen Vernichtung als nothwendigen Zielpunkt der habsburgischen Politik bezeichnete. Unter diesen Umständen erschien der Mitbesitz von Jülich kein zu hoher Preis, um Kursachsen auf die Seite Brandenburgs zu ziehen, und es wäre ein Glück für Deutschland gewesen, wenn diese Eintracht einigen Bestand gehabt hätte. Alles in Allem betrachtet, fühlten sich schon vor Rudolf's Tode die Häupter der Union so ermuthigt, daß sie z. B. beschlossen, sich der Aachener und Kölner Protestanten, sowie der Stadt Braunschweig gegen die Achtsmandate des Reichshofraths kräftig anzunehmen und die Vertreibung der staatsgefährlichen Jesuiten aus den Reichsstädten auf dem nächsten Reichstage zu fordern. Eben damals erhoben sich nach zwölfjähriger Unterdrückung die Aachener Protestanten auf's Neue, als ihnen der aufgedrungene katholische Rath sogar den Besuch der Kirchen in dem inzwischen wieder protestantisch gewordenen Gebiete von Jülich verwehren wollte. Sie stürmten das Rathhaus, Zeughaus und Jesuitenhaus, setzten den katholischen Rath ab und einen protestantischen wieder ein und stellten den protestantischen Gottesdienst wieder her, worauf die Regierung von Jülich ihnen 600 Mann zur Erhaltung der Ruhe zu Hülfe schickte, während die nun auf's Neue vom Reichshofrath über die Stadt verhängte, Köln und Burgund übertragene Acht vorläufig unvollstreckt blieb.

Die hoffnungsvollen Aussichten der Union waren freilich nicht von langer Dauer: bald genug traten die inneren Gebrechen wieder zu Tage. Mit der Liga sah es aber jedenfalls noch übler aus. Da fast Niemand zahlte, so drohte Maximilian endlich seinen eigenen Verbündeten mit Execution; sie hatten ihn gebeten, ihnen das Geld zu leihen, wozu er jedoch nicht die mindeste Lust hatte. Sogar seine eigenen, längst an Fügsamkeit gewöhnten Stände machten auf dem Landtag von 1612 Miene, die geforderten Beisteuern zu verweigern, was ihnen jedoch nichts half und den stolzen Fürsten so empörte, daß er während seiner ganzen langen Regierung keinen Landtag mehr gehalten hat. Die Furcht vor Maximilian's Herrschsucht war deshalb auch bei vielen Katholischen noch größer als der

Haß gegen die Ketzer. Die Liga hat trotz aller Mühe keine einzige katholische Reichsstadt und auch keinen Bischof weiter zum Beitritt überreden können. Um Maximilian auf die Seite zu schieben, gab sich Kurmainz fortwährend die größte Mühe, das Gesammthaus Sachsen zum Beitritt zu bewegen, und schlug, um dies möglich zu machen, eine neue Bundesurkunde vor, aus welcher die „Vertheidigung der allein seligmachenden katholischen Religion" ganz hinweggelassen und der Bundeszweck lediglich auf die Vertheidigung des Kaisers und der Reichsverfassung beschränkt werden sollte. Die geistlichen Fürsten hofften an dem mächtigen Sachsen sowohl einen Schutz gegen die Union, als ein Gegengewicht gegen Maximilian zu erlangen. Dieser setzte sich natürlich dem Plane mit der größten Entschiedenheit entgegen. Viel geneigter zeigten sich anfangs die kursächsischen Räthe, sie erblickten in dem Vorschlage nur eine Erneuerung des Augsburger Religionsfriedens; sie meinten, man habe es hier nicht mit Papst und Jesuiten, sondern mit vornehmen deutschen Fürsten zu thun, die seit dem Augsburger Religionsfrieden noch keinen protestantischen Stand um der Religion willen beleidigt hätten. Auch Hessen-Darmstadt war aus Haß gegen Hessen-Cassel und die Union zum Beitritt bereit. Da scheiterte Alles an den Warnungen des Herzogs von Braunschweig, des Vertrauten des Kaisers Rudolf. Dieser stellte vor, daß die Liga, ohne die Genehmigung des Kaisers je nachgesucht, geschweige erhalten zu haben, gegründet sei und man sich ihr schon deshalb nicht anschließen dürfe, was auf den Kurfürsten von Sachsen entscheidenden Eindruck machte. Bald darauf starb Christian II. und es erfolgte der oben beschriebene Umschwung.

Maximilian wollte übrigens doch nicht ganz umsonst sich bemüht haben: er benutzte einen seit Jahren schwebenden Streit mit Salzburg wegen des Salzhandels, um seinen Hauptgegner im Reiche, den Erzbischof Wolf Dietrich von Reitenau, der sich in diesem Streite eine Eigenmächtigkeit erlaubte, im October 1611 mit 10,000 Mann zu überziehen, auf der Flucht gefangen nehmen, wegen seines Lebenswandels zur Abdankung zwingen und durch das Domcapitel einen andern Erzbischof, den Marx Sittich von Hohenembs, wählen zu lassen. Ueber diese Behandlung eines der vornehmsten geistlichen Reichsfürsten ent-

stand zwar unter dessen Standesgenossen ein großes Geschrei. Kaiser und Papst befahlen seine Auslieferung, aber vergeblich. Wolf Dietrich ist in der bairischen Gefangenschaft gestorben. Am liebsten hätte Maximilian auch dieses Erzstift an sein Haus gebracht und seinem Bruder, dem Kurfürsten Ferdinand von Köln,*) zu den vielen andern Bisthümern, die er schon inne hatte, zugewendet: eine neue Ursache der Eifersucht auf die Habsburger, welche das Erzstift ebenfalls gern haben wollten und die Wahl des baierischen Bewerbers vereitelten. Doch ward Marx Sittich von Maximilian abhängig und mußte eine von diesem dictirte Wahlcapitulation unterschreiben, der Liga beitreten, eine ungeheuere Kostenrechnung bezahlen, Pfandschaften abtreten, das Salz freigeben, sich verpflichten, das Capitel hinfort nur mit Baiern zu besetzen, von Maximilian einen Nachfolger annehmen u. s. w. Marx Sittich suchte sich freilich diesem Drucke bald zu entziehen und ward vom Hause Oesterreich dabei heimlich unterstützt.

So standen die Dinge in Deutschland, als Kaiser Rudolf starb und die Frage wegen seines Nachfolgers das Reich wieder in Bewegung brachte.

V. Matthias.

Interregnum nach Rudolf's Tode. Das Reichsvicariat. Wahl des Matthias. Seine Regierung. Khlesl's Einfluß. Zustände in den Erblanden. Parteiung im Reiche. Abfall von Pfalz-Neuburg. Die Spanier im Reiche. Wahlsorgen. Ferdinand in Böhmen gewählt. Sturz Khlesl's. Aufruhr der Böhmen. Tod des Matthias.

Bei dem Tode Rudolf's II. trat zum ersten Male seit fast hundert Jahren wieder der Fall eines **Interregnums** ein, indem trotz aller Anstrengungen des Habsburgischen Hauses hauptsächlich durch Rudolf's eigenes Widerstreben es nicht hatte gelingen wollen, noch

*) Maximilian's Oheim, der Kurfürst Ernst, starb im Jahre 1612; sein Neffe Ferdinand, der bereits Propst von Berchtesgaden war, folgte in Köln, Münster, Lüttich, Hildesheim. Nur in Freising wählte das Capitel einen vom Adel.

während seines Lebens die Wahl des Nachfolgers zu bewirken. Der letzte, zu diesem Zwecke im October 1611 zu Nürnberg gehaltene Kurfürstentag war nach sechswöchigem furchtbarem Fressen und Saufen ohne alles Resultat auseinandergegangen. Solche Interregnen waren aber bei der gespannten Lage der Dinge doppelt gefährlich, sowohl für den Reichsfrieden, als für die Interessen des Habsburgischen Hauses, welches sich schon daran gewöhnt hatte, den nun seit fast zwei Jahrhunderten behaupteten Besitz der Kaiserkrone als ein erbliches Recht zu betrachten. Nicht ohne triftige Gründe hatten sich daher Rudolf's Vorfahren stets bemüht, ihren kaiserlichen Einfluß zur Wahl des Nachfolgers bei Zeiten geltend zu machen. Das Interregnum, welches jetzt nach Rudolf's Tode eintrat, erinnert in vieler Hinsicht an das Interregnum nach dem Tode Maximilian's I. So tief die Krone auch unter Rudolf herabgewürdigt worden, so war sie doch immer noch ein Gegenstand des höchsten Ehrgeizes und hatte jetzt grade durch die kirchliche Parteiung an politischer Wichtigkeit gewonnen. Mannigfache kirchliche und politische Bestrebungen und viele dynastische Intriguen knüpften sich an diese Wahl und hatten sich schon seit Jahren durchkreuzt, eine Menge in- und ausländischer Fürsten, unter Andern auch die Könige von Spanien und von Frankreich, waren von den verschiedenen Parteien in's Auge gefaßt worden oder hatten sich selbst in Vorschlag bringen lassen. Zunächst kam wie nach Maximilian's I. Tod bis zur Wahl eines Nachfolgers die Reichsverweserschaft an Kurpfalz und Kursachsen, also in protestantische Hände, was die Katholischen in nicht geringe Angst versetzte.*) In der That machte auch der Pfalzgraf von Zweibrücken als kurpfälzischer Verweser die Reichsverweserschaft in seinem Gebiete unter Anderm dadurch geltend, daß er die gegen die Protestanten in Aachen und Biberach ergangenen Reichshofrathsmandate cassirte, und Commissarien nach Aachen schickte, welche Religionsfreiheit proclamirten und einen neuen protestantischen Rath mit zwei protestantischen Bürgermeistern wählen ließen. Freilich warf

*) Wie aus einem von sämmtlichen kaiserlichen Geheimräthen noch vier Jahre später erstatteten Gutachten wegen des dem Matthias zu wählenden Nachfolgers hervorgeht. Hurter, VII, 44.

diese Reichsverweserschaft wieder ein helles Licht auf die Uneinigkeit im Reiche. Auch Pfalz-Neuburg nahm mit der pfälzischen Vormundschaft die Reichsverweserschaft in Anspruch und ließ Patente anschlagen. In den Reichsstädten ließ man, ungewiß, wer Recht habe, die Patente beider Parteien zu; Wirttemberg und Baden ließen dagegen einstweilen von keiner Partei anschlagen; Baiern wies beide ganz zurück. Da beide Theile und Kursachsen sich um das Siegel des Reichskammergerichts stritten, so expedirte dieses, um keine Partei zu verletzen, einstweilen gar nichts mehr, bis endlich Kursachsen und Pfalz-Zweibrücken sich über ein von Kurmainz geschicktes gemeinsames Siegel verständigten. Bald darauf brach wegen der Bestellung der Vorsitzenden (Kammerrichter) ein Zwist mit dem Reichskammergericht aus, in Folge dessen die Ausfertigungen abermals eingestellt wurden.

Indessen hatten schon drei Wochen vor Rudolf's Tode auf Khlesl's Betreiben die sämmtlichen Erzherzöge (mit Einschluß des Königs von Spanien und des Erzherzogs Albrecht, welche sich durch Gesandte vertreten ließen) zu Wien einen Hausvertrag geschlossen, worin unter andern Gelöbnissen fester Eintracht die Aufrechthaltung aller frühern Hausverträge sowie die Verpflichtung ausgesprochen wurde, Alles anzuwenden, daß die Kaiserkrone bei dem Hause bleibe und auf Matthias komme. Die Glieder des Hauses schlossen hier eine Art Familienliga, auch eine gemeinschaftliche Casse wurde verabredet, zu welcher Jeder nach seinen Einkünften beitragen solle, und wobei es wohl wie immer vornämlich auf spanische Subsidien abgesehen war.*) Und so gesellte sich denn zu den schon vorhandenen Parteigruppen, nämlich der Union, in welcher Kurpfalz, der Liga, in welcher Baiern, der geistlichen Kurfürsten, in welcher Kurmainz, der lutherisch kaiserlichen Partei, in welcher Kursachsen, des norddeutschen Erbvereins, in welchem Hessen, Kurbrandenburg und Kursachsen an der Spitze standen und deren Reihe sich noch durch viele andere hervorragende, namentlich auch durch die verschiedenen Adels- und Städte-Verbände vermehren ließe, noch eine weitere specifisch Habsburgische Gruppe. Es war das Verdienst des unermüdlich für Matthias thätigen Khlesl, die Habs-

*) Hurter, VII, 2 ff.

burgische Familie wieder zusammengebracht zu haben, und ihm gelang es denn auch, die übrigen Gruppen des Reiches noch einmal um seinen Herrn zu vereinigen. Die schwersten Bedenken waren dabei auf Seite der Katholischen zu besiegen, denen Matthias durch seine enge Verbindung mit der Union verdächtig war. Wenn man aber Khlesl's Instructionen an die betreffenden Gesandten liest, so sollte man glauben, nie habe es einen eifrigern Ketzerfeind gegeben als Matthias. Die Gesandten mußten vorstellen, Matthias habe noch vor sieben Jahren die Aufhebung der Concessionen Maximilian's II. dem Kaiser vorgeschlagen und den Protestantismus ganz ausrotten, später auch den Majestätsbrief mit bewaffneter Hand umstoßen wollen, sei aber durch Rudolf's Verhalten gehindert worden. Sein Verhältniß zu den Unirten suchte er so darzustellen, als hätten diese ihm ihre Hilfe gleichsam aufgedrungen u. s. w. Von alle dem erfuhren freilich die Protestanten kein Wörtchen; im Gegentheile, Matthias hatte der Union schon früher versichern lassen, er würde ihr gern ganz beitreten, wenn es nur ginge, doch könne er ihr als stiller Theilnehmer mehr nützen. Er selbst versicherte den Protestanten, daß er die nämlichen Gesinnungen hege, wie sein Vater Maximilian II. Kursachsen und die Lutheraner wurden auf die Gefahren hingewiesen, die von den Calvinisten, den Holländern, Pfälzern ꝛc. drohten, und wegen Jülichs wurden neue Zusicherungen gemacht. Nun traute man zwar diesen Reden auf keiner Seite und es fehlte bis zuletzt nicht an Gegenbestrebungen. Gern hätte Spanien den eigenen König oder doch den Gemahl der Infantin, Erzherzog Albrecht, Frankreich und der Kurfürst von Köln den Herzog Maximilian von Baiern auf den Thron gebracht, aber diese waren bei den Protestanten, Maximilian auch bei den geistlichen Kurfürsten zu verhaßt und gefürchtet, auf der andern Seite suchte Landgraf Moritz die Unirten für den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu stimmen, welcher hierdurch ganz für die Union gewonnen werden sollte; aber zu dieser Wahl hatten die eigenen Glaubensgenossen, geschweige die Gegner keine Neigung. Und so vereinigten sich denn endlich aus den verschiedensten Gründen, und da man eben keinen bessern Candidaten hatte, die Kurfürsten aller Parteien auf Matthias, wobei noch auf Seite der Unionsfürsten namentlich die Hoffnung mitwirkte,

daß der fünfundfünfzigjährige Mann „keine großen Sprünge machen" und als Uebergangsstufe zu einem protestantischen Nachfolger dienen werde. Jedenfalls wurde die Wahl des Matthias von den geistlichen Kurfürsten selbst als eine Nachgiebigkeit gegen die weltlichen Collegen bezeichnet.*)

Am 14. Juni 1612 wurde Matthias, der mit großem Pomp (in seinem Gefolge waren 2000 Pferde und 100 Kutschen) persönlich in Frankfurt erschienen war und als Kurfürst des Reiches (wegen Böhmens) in der Wahlstadt zugelassen wurde, aber an den Verhandlungen nicht Theil nahm, einstimmig gewählt und zehn Tage später gekrönt, nachdem er die Wahlcapitulation zuvor genehmigt hatte. Ein gemeinsames Interesse verband hierbei die Kurfürsten, welche mit Ausnahme des durch Gesandte vertretenen Kurfürsten von Brandenburg sämmtlich in Person erschienen waren; da nämlich die unirten Fürsten nach einer kurz zuvor deshalb stattgefundenen Versammlung entschlossen schienen, die Wahl und Capitulation nicht den Kurfürsten allein zu überlassen und da man fürchtete, sie würden sich mit Gewalt zu den Berathschlagungen drängen, so wurden sie mit Berufung auf ein altes Gesetz nebst ihrem zahlreichen, fast eine Heeresmacht bildenden Gefolge aus der Wahlstadt ausgeschlossen und lagerten nicht ohne laute Beschwerden und Protestationen in der Umgegend von Frankfurt, welches seit Jahrhunderten keine so belebten Wahlverhandlungen mehr gesehen hatte. Und sie hatten Ursache genug zur Entrüstung; denn abermals waren ihre gerechtesten Forderungen schnöde Preis gegeben und eine treffliche, nie wiederkehrende Gelegenheit, die protestantischen Interessen zur Geltung zu bringen, verscherzt worden. Mit Entschiedenheit hatten nämlich Kurpfalz und Kurbrandenburg die wirkliche Durchführung der schon im Augsburger Religionsfrieden zugestandenen Parität bei der Besetzung des Reichskammergerichts und die Ausdehnung derselben auf den künftig von den Kurfürsten zu bestellenden und alljährlich zu visitirenden Reichshofrath, namentlich ein Alternat bei Besetzung der Präsidentenstellen verlangt, Kursachsen hatte sich anfangs in den meisten und wichtigsten Punkten angeschlossen und bei dem damaligen

*) Hurter, VII, 5.

Uebergewicht der Protestanten würden es die geistlichen Kurfürsten mit ihrem Widerspruch schwerlich auf's Aeußerste haben kommen lassen, ja sie waren schon „etwas kleinmüthig geworden“ und „hätten sich bald schrecken lassen“,*) da trat Kursachsen, von Matthias abermals mit der Hoffnung auf Jülich geködert, wieder von jenen Bedingungen zurück und ließ seine protestantischen Collegen im Stich, die sich nun der Mehrheit fügten und mit einer zu Protocoll gegebenen Protestation begnügten.

Dagegen enthielt die Wahlcapitulation verschiedene wichtige Artikel, welche in den traurigen Vorgängen unter Rudolf's Regierung ihre Erklärung fanden, die aber freilich großentheils nie erfüllt oder doch bald genug gröblich verletzt wurden. Es wurde bestimmt, daß kein fremdes Kriegsvolk den Reichsboden betreten dürfe, daß die Zölle in den Niederlanden abgeschafft, dem Münzmißbrauch der Stände gesteuert, der Reichshofrath reformirt und mit ehrlichen Leuten deutscher Nation besetzt, daß den Gesandten aus dem Reiche baldige Audienz gewährt, bei wichtigen Sachen die Kurfürsten gefragt werden sollten, diesen auch das Recht zustehen solle, nöthigenfalls auch ohne Einwilligung des Kaisers einen römischen König zu wählen.

So war Matthias denn endlich am Ziele langjähriger Bestrebungen angelangt. Von Natur nicht unbegabt, in seiner Jugend sorgfältig unterrichtet und von regem Ehrgeize erfüllt, hatte er sich während der 30jährigen Regierung seines Bruders als Krieger und Regent schon seit dem Jünglingsalter vielfach, freilich nicht immer mit Erfolg, versucht und sich schon frühe in die Verhältnisse schicken gelernt; die Schule des Lebens in Verbindung mit seiner angebornen Gutmüthigkeit hatte den Fanatismus bei ihm verdrängt und durch billige gemäßigte Gesinnungen ersetzt, es ward ihm nicht schwer, die durch seine Stellung zu den Religionsparteien ihm aufgezwungene Toleranz zur Richtschnur seiner Regententhätigkeit zu machen. Insofern erinnert seine Regierung an diejenige Maximilian's II., nur daß dieser im Herzen protestantisch und nur aus Politik katholisch, Matthias unge-

*) So schreibt der Kurfürst von Köln selbst seinem Bruder, cf. Wolf III, 296.

kehrt im Herzen katholisch war, aber aus Politik es auch mit den Protestanten nicht verderben wollte. In politischen Intriguen grau geworden, theilte er freilich die treulose Verlogenheit der Staatskunst mit seinem ganzen Zeitalter und blieb stets, namentlich für die Protestanten, höchst unzuverlässig. Dabei wurde er jetzt als Kaiser altersschwach, träge und unselbständig, und gerieth ganz in die Hände seines allmächtigen Geheimrathspräsidenten Khlesl, der als der eigentliche Regent zu betrachten war. So ganz überließ er diesem die Geschäfte, daß er ihm sogar fürstliche Schreiben uneröffnet von Prag nach Wien sandte, um sie zu beantworten. Von Khlesl giengen alle wichtigen Entschließungen aus, er verfaßte sogar die Reden, welche Matthias halten sollte. Der alte Herr ließ sich von Khlesl wie ein Schulbube abcanzeln. So schrieb ihm Khlesl eines Tages: er, der Kaiser, habe weder Anlagen noch Neigung und Willen zu eigner Thätigkeit, er lasse sich wie ein Kind behandeln, habe für Geschäfte kein Gedächtniß, richte nur Verwirrung an, lasse Alles gehen, wenn er nur Ruhe habe, folge immer, um nur Niemanden zu kränken, ohne eigenes Nachdenken der Mehrheit, werde vor Gott dafür Rechenschaft geben müssen u. s. w. und ein anderes Mal: „es sei so weit gekommen, daß sogar dann, wenn er selbst etwas thue, es ihm, dem Khlesl, zugeschrieben werde, und man des Kaisers weniger achte, als einer Privatperson, worüber er, Khlesl, sich zum Krankwerden betrübe. Am meisten ärgerte sich jedoch Khlesl, wenn noch andere Einflüsse neben dem seinigen sich auf den gutmüthigen Kaiser geltend machten, weshalb er alle Räthe, die etwa einen solchen Einfluß üben konnten, zu entfernen wußte, zuweilen setzte er seinen Herrn dadurch in Schrecken, daß er seine Entlassung forderte, was immer das sicherste Mittel war, die Minen seiner zahlreichen Gegner zu vereiteln und seine Stellung zu befestigen. Sie glich in vieler Hinsicht derjenigen, welche Richelieu bald nachher in Frankreich einnahm. Kein Ziel war Khlesl's Ehrgeize zu hoch; als er im April 1616 den Cardinalshut erlangt hatte, nahm er den Rang vor den Reichsfürsten und selbst den Erzherzögen in Anspruch. Er erwarb sich ein fürstliches Vermögen und war der Hauptgläubiger seines verschuldeten Herrn; die Zahl seiner Neider und Feinde in und außer Oesterreich war Legion und zu den erbittert-

sten gehörten die Erzherzöge und das baierische Fürstenhaus. Trotzdem wußte Khlesl durch seine überlegene Politik alle ihre Angriffe abzuschlagen und das Interesse seines Herrn mit dem eigenen zu verbinden. So gelang es ihm, trotz der größten Schwierigkeiten das bankerotte und im Auseinanderfallen begriffene Oesterreich und auch das heilige römische Reich nothdürftig zusammenzuhalten, die Stürme, welche schon zu Rudolf's Zeit auszubrechen drohten, wurden durch Khlesl noch ein Mal auf kurze Zeit beschworen. Vermochte er es auch nicht, die Grundübel des Reiches zu beseitigen, so besserte sich doch Manches, namentlich kam wieder mehr Eifer und Pünktlichkeit in die Geschäfte. Um Khlesl's Verdienste zu würdigen, muß man bedenken, welche Erbschaft Rudolf seinem Nachfolger hinterließ. Namentlich befanden sich die Finanzen im schauderhaftesten Zustande. Alle landesfürstlichen Herrschaften, Zölle und Gefälle waren, oft zum doppelten Betrage, verpfändet; außerdem hinterließ Rudolf über 30 Millionen Gulden Schulden und man fand nur 80,000 Gulden Baarschaft; dazu mußte sich Matthias, um seine Wahl und Krönung und verschiedene kostspielige Reisen zu bestreiten, sowie für andere außerordentliche Unternehmungen neben dem Aufwand seines luxuriösen Haushaltes in große Kosten stürzen. Zur Bestreitung dieser Kosten erhielt Matthias von den Erbländern nur wenig, von Ungarn gar keine Beisteuer, das Wenige, was ihm ein Theil der Reichsstände bewilligt hat, ist nur zum kleinsten Theil bezahlt worden. Am meisten steuerten ihm die Stände von Niederösterreich, nämlich 100,000 Gulden, während seine Reisen allein mehr als das Zehnfache verschlangen. Kein Wunder, daß am Hofe oft das liebe Brot fehlte, die Rosse aus Mangel an Futter umfielen, die Edelknaben zerlumpt umherliefen, die dringendsten Couriere nicht abgefertigt und ein schon ausgeschriebener Kurfürstentag nicht gehalten werden konnte, die Grenzfestungen, welche gegen die Türken errichtet worden, verfielen, die Truppen unbezahlt blieben und sich durch Plündern schadlos hielten. Niemand wollte ferner borgen, Geld war oft für 50 Procent Zinsen nicht aufzutreiben. Bitterlich klagte Khlesl, wie sehr die Autorität des Kaisers darunter leide, „daß er täglich von Bäckern, Fleischhackern, Kässtechern und Kräutlern Schulden halber überlaufen werde." —

Oftmals erhalte man nicht einmal Petersilie, aus Mangel an Bezahlung. Ja die Lebensmittel wurden oftmals wieder um geringes Geld verkauft, um dann für mehr als den doppelten Betrag wieder angeschafft zu werden. Man sah sich genöthigt, sogar die gerichtlichen Depositengelder anzugreifen! Khlesl fand eine Haupturſache dieser Noth in der corrupten Verwaltung und suchte hier vor Allem zu reformiren, wobei er auf das Beispiel Maximilian's von Baiern hinwies. Aber um dieses Vorbild zu erreichen, dazu fehlte es bei den anarchischen Zuständen der Erblande an allen Bedingungen, und er schuf sich dadurch nur neue Feinde.*) Man muß nach alledem fragen, wie es ihm dennoch möglich war, die Regierung zu führen und für sich selbst ein Vermögen auf die Seite zu bringen, welches nach den mäßigsten Angaben auf 200,000 Scudi geschätzt wurde. Es scheint, daß bei ihm wie bei seinem Herrn dem Kaiser und allen Großen des Reiches das Nefas, nämlich die s. g. Verehrungen, Pfründen, Erpressungen, Strafgelder, Bestechungssummen derer, die eine Gnade zu erbitten, ein Recht zu suchen hatten, sowie die Pensionen fremder Fürsten, die Haupteinnahmequelle bildeten. Fremde Potentaten, vor Allen der König von Spanien, wurden mit Bettelbriefen bestürmt. „Wie der Moslim beim Gebet sein Gesicht nach Mekka wendet, so schauten damals die Großen Oesterreichs nach Madrid, nicht nur Minister und hohe Hofämter, Bischöfe und Cavaliere flehten um das goldene Vließ, um Ordenscommenden, um Bisthümer und Pensionen, sondern selbst die Erzherzöge und der Leiter des geheimen Rathes empfahlen sich durch den Botschafter der Gnade des spanischen Hofes zu Pensionen und Präbenden. Das Cabinet von Madrid war die Quelle aller Gnaden, welche zwar auf die Empfehlung des Kaisers fast nie verneint, sondern fast immer versprochen, aber erst nach oft wiederholten Bitten und Eingaben oder auch gar nicht gewährt wurden. Kein österreichischer Botschafter war daher in so vielfacher Berührung und in so lebhaftem Briefwechsel mit den angesehensten und einflußreichsten Männern des Hofes und des Staates, als der am Hofe zu Madrid stehende.**)

*) Hammer Purgstall Khlesl's Leben III, 137, 268. **) Hammer III, 226.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß der türkische Sultan eben damals durch anderweitige Händel verhindert wurde, den hilflosen Zustand Oesterreichs auszubeuten. Zwar der so mühsam errungene Friede von Sitvatorok wurde von den übermüthigen Türken fortwährend verletzt, was zu Repressalien führte, wobei die Kaiserlichen im Nachtheile blieben; schon unter Rudolf hatten die Verhältnisse zwischen beiden Mächten einen so gespannten Charakter angenommen, daß der große Krieg wieder ausgebrochen wäre, wenn nicht der Sultan durch die Rebellion in Asien und den langjährigen Krieg gegen Persien, der Kaiser Rudolf durch den Widerwillen seiner Erbländer daran verhindert worden wären. Vor Allen die Ungarn selbst wollten trotz aller Türkennoth doch von keinem Kriege wissen; denn die vom Hause Oesterreich bisher geführten Türkenkriege hatten ihre Lage nur verschlimmert. In diesem Zustand blieben die Dinge auch unter Matthias. Rudolf und Matthias mußten es geschehen lassen, daß gegen die ausdrückliche Bestimmung jenes Friedens, Siebenbürgen ein türkisches Vasallenland wurde, und vom Sultan seine Fürsten erhielt. Nach der Bestimmung des früher zwischen dem Kaiser und dem Stephan Bocskai geschlossenen Wiener Friedens, welcher im Frieden von Sitvatorok bestätigt wurde, sollte dieses wichtige Land nur dem Stephan Bocskai und dessen männlichen Nachkommen verbleiben und bei deren Abgang an den Kaiser heimfallen. Nun starb, wahrscheinlich an dem Gifte, das ihm sein eigener Canzler gab, Bocskai schon wenige Wochen nach dem Friedensabschluß, ohne Leibeserben zu hinterlassen, worauf die Partei des Kaisers den Sigismund Rakoczy, der jedoch seine Ansprüche auf den Gabriel Bathori übertrug, die türkische Partei den von Bocskai zum Nachfolger ernannten Valentin Homanai wählte, welchen die Pforte mit Diplom, Fahne, Krone und Streitkolben als König von Siebenbürgen belehnte. Gern hätte Rudolf dies gehindert, aber die Ungarn selbst zwangen ihn, Frieden zu halten, und er mußte sich dazu bequemen, dem betreffenden Friedensartikel eine andere Fassung zu geben, wonach die Rechte des Kaisers auf Siebenbürgen zwar nicht aufhörten, aber leicht bestritten werden konnten. Gabriel Bathori wurde jetzt ebenfalls Vasall des Sultans, der ihn nun unter den drückendsten Bedingungen bestätigte.

Er wurde jedoch wegen seiner Tyrannei vom Volke wieder gestürzt und von den Trabanten ermordet (1613), kurz nachdem er mit Kaiser Matthias ein Schutz- und Trutzbündniß gegen alle Feinde, mit Ausnahme der Türken, abgeschlossen hatte. An seine Stelle trat Bethlen Gabor, sein früherer Vertrauter, dann Verräther, der Schützling des Paschas von Temesvar, welcher sich dem Sultan zu noch größerer Abhängigkeit verpflichtete. Doch machten ihm die siebenbürgischen Stände in ihrer Wahlcapitulation zur Pflicht, den Frieden mit dem Kaiser auf jede Weise zu erhalten. Gern hätte Khlesl auch hier energisch eingegriffen; vornämlich um zu diesem Zwecke Hülfe zu erhalten, wurde der Reichstag von 1613, und folgenden Jahres ein allgemeiner Landtag der Erbländer zu Linz gehalten, aber dort wie hier ließ man ihn ohne Hülfe. Die Abgeordneten der Stände aus Ungarn und den Grenzländern waren für den Frieden instruirt. Sie beklagten die Uebergriffe der Türken, wollten aber den Weg der Unterhandlung mit dem Sultan vorziehen. Denn um Krieg zu führen, brauche man nicht blos Waffen, sondern vorzüglich auch Geld und eine geregelte Verpflegung der Truppen. Das Alles habe man aber jetzt nicht, und wie sollte man also wagen, es mit einem Feinde aufzunehmen, welcher an allen diesen Dingen Ueberfluß besitze. Und habe man nicht etwa schon genug von den Räubereien und Bedrückungen der eigenen Truppen zu leiden, welche oft viel schlimmer seien, als die Grausamkeiten und Verheerungen der Feinde; gegen diese, die nur vorübergehend seien, könne man sich schützen; gegen jene, die sich täglich wiederholen, gebe es keine Hilfe; allein könne man überhaupt den Kampf nicht führen, nur von Deutschland könne er geführt werden, bis dies geschehe, müsse man sich auf den nothdürftigsten Grenzschutz beschränken — hiernach konnte sich Khlesl Glück dazu wünschen, daß im Mai 1615 zuerst mit Bethlen Gabor ein Vertrag zu Stande kam, der zwar dessen Besitz und das freie Wahlrecht der siebenbürgischen Stände im ersten Artikel verbürgte, aber im zweiten auch die Rechte des Hauses Oesterreich und der Krone Ungarn wahrte, sodann im Juli 1615 auch mit der Pforte ein Vertrag geschlossen wurde, durch welchen der Friede auf zwanzig Jahre verlängert wurde. In diesem Vertrage wurde zum ersten Male den katho-

lischen Christen im Reiche des Sultans Religionsfreiheit gewährt, sowie gegenseitige Handelsfreiheit ausgesprochen, zu deren näherer Bestimmung im Jahre 1617 der erste österreichische Handelsvertrag mit der Pforte zu Stande kam. Freilich standen diese schönen Dinge vorerst nur auf dem Papier und wurden oft genug wieder verletzt, die förmlich versprochene Anstellung von österreichischen Consuln in der Levante wurde von Venedig, Frankreich und England hintertrieben; es dauerten sowohl die Umtriebe des Bethlen Gabor, als die Uebergriffe der Türken fort, ohne daß sie verhindert oder gar bestraft werden konnten. *)

Auch in den inneren Händeln Oesterreichs vermochte Khlesl weder seinem Herrn zu größerer Macht, noch seiner Kirche zur Wiedererlangung des verlorenen Terrains zu verhelfen. Zwar an seinem guten Willen dürfen wir auch hier nicht im Mindesten zweifeln, aber es fehlte auch dazu an allen Mitteln, da die monarchische Gewalt fast auf Nichts herabgesunken und die Stände in Ungarn, Böhmen und Oesterreich alle Macht an sich gerissen hatten. „Wir möchten", schreibt er unter andern, „die Venediger, die Türken, die Ungarn und Haiducken, die Stände im Reiche und in den Erblanden, welche der katholischen Religion und ihrem Herrn widerstreben, wohl im Zaume halten; nur Geld her."**) Gleichwohl gelang es ihm, durch kluge Nachgiebigkeit und schlaue Rathschläge solche Erfolge zu erringen, welche von der katholischen Partei erst später gewürdigt worden sind. So gewährte er zwar den Häuptern der böhmischen Protestanten Zutritt zu den großen Landesämtern, von denen sie bisher ausgeschlossen waren; da dieselben noch von den Katholischen besetzt waren und die Unabsetzbarkeit der Inhaber ein unübersteigliches Hinderniß bildete, so wurde von den Protestanten die Theorie aufgestellt, daß die Beamten bei einem Thronwechsel ihre Aemter zur Disposition stellen müßten. Matthias ging auf das Begehren ein, der bei den Protestanten am meisten verhaßte kaiserliche Rath Slavata verlor das Burggrafenamt von Karlstein und diese einträglichste Sinecure Böhmens wurde dem

*) Zinkeisen III, 673—716.
**) Hammer III, 124.

begehrlichsten unter den böhmischen Parteiführern, dem Grafen Matthias von Thurn zu Theil. Später mußten die Protestanten aber zu ihrem Schaden gewahren, welch eine gefährliche Waffe sie ihrem König in die Hand gegeben hatten.*) Mit großer List brachte es Khlesl dahin, daß der Landtag zu Prag im Jahre 1615 die früher geschlossene Vereinigung mit den Ständen von Ungarn und Oesterreich wieder aufhob. Ueberhaupt aber that Khlesl, freilich durch die Noth gezwungen, das Gescheiteste, was ein katholischer Staatsmann, der sich nicht durch den Fanatismus verblenden ließ, in seiner Lage thun konnte: statt die protestantischen Stände durch Wiederaufnahme der früher von ihm versuchten, aber wieder eingestellten Gegenreformationen auf's Neue zu nöthigen, sich zusammenzunehmen, wie damals,**) überließ er sie jetzt ihrem schlimmsten Feinde, nämlich sich selbst, ihrem Siegesbewußtsein, ihrer Sorglosigkeit und ihrer Zwietracht, ihrem junkerlichen Uebermuthe und Eigennutze, sowie dem zänkischen Treiben ihrer Theologen. Es war dies der sicherste Weg, ihnen bei dem Volke den Boden unter den Füßen zu entziehen und die spätere absolutistisch katholische Reaction vorzubereiten. Inzwischen ließ er die katholische Partei durchaus nicht fallen und half ihr unter der Hand so viel er konnte, während er sich öffentlich neutral und protestantenfreundlich zeigte. In der That wurde die katholische Partei zu Matthias Zeit selbst in Böhmen wieder stärker und es ging dabei auf dieselbe Art zu wie im Reiche. Die Reaction war eine innere und wurde durch die ständischen Principien, wornach die Herren den Glauben ihrer Unterthanen bestimmten, nur befördert. So wurde der Herzog von Teschen wieder zum Katholicismus bekehrt und zwang seine Unterthanen, ebenfalls wieder katholisch zu werden, wozu er nach dem Majestätsbriefe freilich durchaus nicht das Recht hatte. Der Erzherzog Karl, Bischof von Breslau, ein Bruder Ferdinand's von Steiermark, begann die Gegenreformation in Neisse, ließ einige Bürger köpfen und berief sich dabei auf den Umstand, daß man ihn bei der Erlassung

*) Vergl. die Abhandlung von Gindely über die Wahl Ferdinand's II. zum König von Böhmen in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie. Aprilheft 1859.

**) Siehe oben pag. 676.

des Majestätsbriefes nicht gefragt habe. In Oesterreich hatten, wie wir oben sahen, die protestantischen Stände zwar auch die Mehrheit, aber die katholische Partei war stärker als in Böhmen, sie blieb im Besitze der meisten Aemter und behauptete, unter Khlesl's Mitwirkung, ihren Zusammenhang und ihre Liga. Nach wie vor blieben die landesfürstlichen Städte und Flecken, auch die Hauptstadt Wien, dem protestantischen Gottesdienste verwehrt, ja man verbot den Bürgern, in die benachbarten herrschaftlichen Dörfer zur Predigt zu gehen. Khlesl blieb daher den Protestanten ein Gegenstand fortwährender Angriffe, aber er hütete sich wohl, sie allzu sehr zu reizen, und einen Kampf hervorzurufen, der nach aller Wahrscheinlichkeit der österreichischen Herrschaft den Untergang bereitet hätte. So viele noch unerledigte und sich täglich mehrende Streitfragen und die Gewaltsamkeiten auf beiden Seiten gaben ihm hier wie im Reiche fortwährenden Anlaß, seine versöhnlichen Gesinnungen zu zeigen. Gelegentlich trat er den Anmaßungen der Jesuiten, die ihn dafür mit ihrem Haß verfolgten, entgegen. So verfaßte er gegen die Uebergriffe dieses Ordens in die Universitätsrechte eine Schrift, welche auch heute noch nicht überflüssig wäre, aber in der neueren Zeit von einem hochgestellten Gönner des Ordens aus dem Universitätsarchive entfernt und vernichtet wurde.*) Man machte es ihm auch zum Vorwurf, daß er dem damals oft aufgetauchten Gedanken einer österreichischen Föderativrepublik selbst Nahrung gegeben, indem auf seinen Rath den ständischen Forderungen wegen des Türkenkrieges willfahrt und im August 1514 jener siebenstimmige Generallandtag von Abgeordneten der Stände aus den ungarischen, böhmischen und österreichischen Ländern sich vereinigte, dessen wir oben schon gedachten. Aber die Gefahr war so groß nicht. Diese feudalen Stände konnten sich nicht einmal im eigenen Lande und in der eigenen Sprache verständigen, geschweige wenn so viele Länder und Zungen zusammenkamen. Beweis dafür war, daß schon folgenden Jahres der Bund zwischen den Böhmen, Oesterreichern und Ungarn sich wieder auflöste. Jener erste österreichische Reichstag oder Gesammtlandtag war auch der letzte. —

---

*) Vergl. Hammer III, 173.

Auch im Reiche war Khlesl vor Allem darauf bedacht, den Umständen Rechnung zu tragen und sich klug in die Zeit zu schicken. Er hatte sich von dem berühmten Zacharias Geizkofler ein Gutachten über die im Reiche zu befolgende Politik geben lassen, worin jener in den deutschen Händeln tief erfahrene Staatsmann dringend rieth, die billigen Forderungen der Protestanten zu gewähren und die beiden feindseligen Bünde, Union und Liga, zu vertragen oder zu neutralisiren, weil dies allein das Reich vor dem furchtbarsten Bürgerkriege bewahren könne. Wir finden, daß Khlesl diesen trefflichen prophetischen Rath auch nach Kräften befolgt und sich hierbei des Rathes von Geizkofler noch oft bedient hat. Wo er konnte, suchte er die großen protestantischen Häuser sich zu verbinden; seine Gegner warfen ihm vor, daß er sich von den Protestanten bezahlen lasse, daß er z. B. für Geld den Prinzen Christian Wilhelm von Brandenburg als Administrator von Magdeburg anerkannt habe u. s. w. Besonders hatte er dabei mit jener Ferdinandeischen Partei zu kämpfen, die jeden seiner Schritte belauerte und verdächtigte. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, mag er in seinem vermittelnden Bestreben und unter dem Einflusse jener katholischen Anfeindungen den Protestanten auch innerlich näher getreten sein. Es findet sich darüber unter seinen schriftlichen Aufzeichnungen eine merkwürdige Andeutung. „Vielen Katholischen,“ so schreibt er da, „erscheinen meine Handlungen und Rathschläge als solches Aergerniß, daß sie meinen, der Eifer für Erhaltung des Friedens führe mich weiter, als es meinem Stande und meiner Religion gezieme. Ich werde zwar nicht Lutheraner werden, weil ich diesen Schritt nicht durchsetzen könnte; aber vielleicht doch noch vor dem jüngsten Tage. Auch ich war vormals ein eifriger Theologe. Wer aber heute dem römischen Kaiser dienen und das politische Gleichgewicht im Reiche erhalten will, muß ganz anders zu Werke gehen. Manches Verfahren, das die Theologie vorschreibt, ist in der Politik unanwendbar.“ — —

Gleich die ersten Versuche Khlesl's, das Reich zusammenzuhalten, zeigten jedoch, wie tief und unheilbar die Risse waren, die es trennten. Matthias hatte, wie es scheint, auf seinen ersten, im Frühling 1613 zu Regensburg eröffneten Reichstag große Hoffnungen gesetzt. Drin-

gend waren die Stände eingeladen worden, in Person zu erscheinen, aber außer dem Kaiser selbst und seinem Bruder Maximilian, die mit großem Pompe erschienen, war der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt unter allen weltlichen Fürsten der einzige, der sich in Person einstellte. Vorher versammelten sich die Liga zu Frankfurt und die Union zu Rotenburg, und schon hier mußte es Jedem klar werden, daß auf eine friedliche Verständigung zwischen den Parteien nicht zu hoffen sei. Auf dem Bundestage der Liga, mit welchem eine Versammlung aller katholischen Stände Deutschlands verbunden wurde, — von denen jedoch nur Wenige der Einladung folgten — bestand der wichtigste Gegenstand der Berathung in dem von Kurmainz empfohlenen, von Khlesl ausgegangenen Vorschlag, den Protestanten einige billige Zugeständnisse, namentlich in Bezug auf den geistlichen Vorbehalt zu machen, und namentlich den protestantischen Inhabern von geistlichen Fürstenthümern, z. B. dem brandenburgischen Administrator von Magdeburg, die seit einiger Zeit in allen Reichsorganen einseitig entzogene Stimme wieder einzuräumen. Dieser Vorschlag enthielt im Grunde nichts Anderes, als eine Wiederanerkennung dessen, was schon die früheren Kaiser und Reichstage anerkannt hatten und was erst später wieder bestritten worden war. Der gegenwärtige Zustand, wurde unter Anderm bemerkt, sei unhaltbar und richte das Reich zu Grunde. Es sei klar am Tage, daß der Kaiser nebst allen katholischen Ständen nicht Macht genug habe, zugleich den Türken, seinen Unterthanen, den Protestanten im Reiche und deren ausländischen Verbündeten Widerstand zu leisten. Die Meinung der Theologen gehe dahin, daß, wenn auf einem Wege der katholischen Religion mehr Schaden als Nutzen erwachse, man diesen Weg nicht einschlagen solle. Nun sei es doch ein geringerer Schade, den Protestirenden, die doch eigentlich auch Christen seien, in einigen Dingen zu willfahren, als das Reich den Ketzern und den Türken ganz zur Beute werden zu lassen. Allein trotz der triftigsten, aus dem Staatsrecht und der politischen Klugheit entnommenen Gründe, womit dieser Vorschlag unterstützt wurde, durch dessen Annahme in der That ein Hauptgrund der Entzweiung und namentlich die Besorgniß vor den Restitutionsgelüsten der Katholischen beseitigt worden wäre und die ganze Partei-

gruppirung wahrscheinlich eine für Kaiser und Reich sehr günstige Umgestaltung erfahren hätte, wurde derselbe auf den kategorischen Widerspruch Baierns verworfen. Maximilian ließ die Versammlung durch die Ausmalung der Folgen, welche ein solcher Beschluß haben werde, daß nämlich die Protestanten alsdann die Majorität erlangen und dieselbe zur Unterdrückung der Gegner mißbrauchen würden, in Schrecken setzen. Auch sei es noch nicht so weit, daß die Katholischen von den Unkatholischen sich „müßten in den Sack schieben lassen." Denn diese selbst „steckten tief genug im Sack" und „hätten mit sich selbst genug zu thun." Auch im schlimmsten Falle sei für die Katholiken, wenn sie ritterlich kämpfend unterlägen, Verlust und Schande nicht so groß, als wenn sie schon jetzt sich fügten. Aber noch seien sie bei Kräften und hätten Hilfsmittel genug. Es gelte nur die Augen offen zu halten. Denn Gott wirke keine Wunder mehr, man müsse die eigenen Kräfte brauchen. — Eben so wenig wollte der Plan gelingen, durch Beschränkung der Liga auf Erhaltung des Reichs- und Religionsfriedens und Umwandlung derselben in einen rein politischen Verband auch den Eintritt von protestantischen Mitgliedern zu ermöglichen. Maximilian erklärte, daß die Liga dann das Ansehen und die Hülfe des Papstes verlieren und „die Protestirenden alle Geheimnisse der Katholischen erfahren würden," so daß „kein Stand auf den Bundestagen mehr frei von der Brust weg sprechen könne." Auch habe die Erfahrung bewiesen, daß bei solcher Verbindung mit Ketzern „weder Glück noch Segen sei." Für den Fall, daß diese Gründe nicht verfangen sollten, setzte er seinen Bundesgenossen abermals die Pistole auf die Brust, indem er ihnen nun zum dritten oder vierten Male drohte, das Directorium des Bundes niederzulegen und sie ihrem Schicksale zu überlassen, was auf ihre ängstlichen Gemüther auch diesmal des erwarteten Eindrucks nicht verfehlte. — Es war nicht zu erwarten, daß durch solche Beschlüsse ihrer Gegner die Unirten, die ihren Bundestag etwas später hielten, sich beruhigt fühlen würden, zumal eben jetzt unter den Augen des Münchener Hofes die radicalsten Aufstellungen der Jesuiten von der Rechtlosigkeit der Protestanten im Druck erschienen und den Protestanten das Schlimmste in Aussicht stellten, während durch neue Reichshofrathsmandate gegen Aachen,

durch Cassirung der Vicariatsmandate u. s. w. sich gezeigt hatte, daß auch unter dem neuen Kaiser trotz aller schönen Versprechungen und Aussichten die Praxis noch die frühere geblieben sei. Nun hatten aber die Unionsfürsten soeben eine Allianz mit den Generalstaaten geschlossen, der Kurfürst von der Pfalz soeben seine Vermählung mit der englischen Königstochter gefeiert, und auch im Reiche erhielt die Union durch den Tod des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, *) dessen Nachfolger Friedrich Ulrich ganz im Gegensatz gegen das politische System des Vaters zur Union trat, einen nicht unwichtigen Zuwachs. Die Union war also weniger als je geneigt, die protestantische Hälfte des Reiches von der katholischen noch ferner majorisiren zu lassen. Eben um dieses zu verhindern, war ja der ganze Bund gestiftet worden. Es wurde daher beschlossen, zwar den Reichstag zu beschicken, aber an den Verhandlungen nicht Theil zu nehmen, bevor den Beschwerden abgeholfen und gegen fernere Bedrückung durch die Mehrheit eine Garantie gegeben sei.

Unter diesen Umständen hatte der Reichstag von 1613 einen noch übleren Verlauf, als der von 1608. Es waren eigentlich zwei Reichstage, die Parteien unterhandelten in getrennten Berathungen wie feindliche Mächte miteinander. Beide Theile blieben bei ihren vorher gefaßten Beschlüssen. Die Unionsstände, die hier unter der Bezeichnung „correspondirende Stände" auftraten, nebst einigen sich ihnen anschließenden Ständen, nahmen an den eigentlichen Verhandlungen und den Beschlüssen wegen Türkenhilfe gar nicht mehr Theil, weil die Majorität sich weigerte, zuvor den Beschwerden abzuhelfen, vielmehr ihrerseits eine noch längere Reihe von Beschwerden aufstellte, welche der Kaiser, um den Streit nicht noch mehr zu verbittern, gar nicht zur Verhandlung brachte. Vielleicht würden aber bei der nachgiebigen Stimmung der dem Kaiser anhangenden Mainzischen Partei die Protestanten doch etwas erreicht haben, wenn nicht Kur-

*) Auch dieser sonst als trefflich gepriesene Fürst, der übrigens seinem Lande, mit dem er in böse Händel gerathen war, ganz den Rücken gekehrt und nur mit hoher Politik beschäftigt, seine letzten Lebensjahre in Prag verlebt hatte, wo er einen Palast besaß, soll gleich den Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und so vielen Andern, an den Folgen seiner Völlerei so früh gestorben sein.

sachsen in neuerwachter Eifersucht auf die Union ihren Forderungen jetzt wieder entgegengetreten und vor Allem Unterwerfung unter die Mehrheit verlangt hätte. — Die Kluft zwischen den Parteien war so groß, daß der Kaiser endlich die Vergeblichkeit weiterer Verhandlungen einsah und den Vorschlag machte, den Reichstag wegen der Pest und der Kälte vorläufig zu vertagen und für jetzt nur die Türkenhilfe zu verwilligen. Die Correspondirenden verweigerten aber so lange, bis wenigstens ihre dringendsten Beschwerden erledigt seien, dem Kaiser rundweg alle und jede fernere Hilfe. Vergebens zeigte sich Khlesl mündlich bereit, eine aus beiden Parteien zu gleichen Theilen gemischte Commission zur Erledigung der Beschwerden niederzusetzen, wegen Donauwörth dem Herzog von Baiern eine Frist zu stellen und den Reichshofrath zu reformiren — Zugeständnisse, welche ihm von eifrig katholischen Räthen zwar sehr verargt, aber auch von den Protestanten als leere Vertröstungen betrachtet wurden. Sie erklärten sich nämlich von diesen Versprechungen nur unter der Bedingung befriedigt und zur Verwilligung der Hilfe bereit, wenn dieselben in bindender Form gegeben und in den Reichsabschied aufgenommen würden. Diese Bedingung konnte oder wollte Matthias nicht erfüllen. So geschah es, daß schließlich nur die Katholischen, sowie Sachsen und Hessen-Darmstadt, eine Türkenhilfe von dreißig Römermonaten (drei bis vier Millionen Gulden) verwilligten. Obwohl die Correspondirenden sich an diesem Beschlusse gar nicht betheiligt hatten, wurden dennoch, so sehr sie auch gegen diesen neuen Uebergriff protestirten, ihre Unterschriften unter den Reichsabschied gesetzt; man wollte sie zur Zahlung ihrer Beiträge anhalten, aber nur etliche kleine Reichsstädte haben sich durch die Furcht dazu bewegen lassen. Der von Matthias versprochene Compositionstag zur Erledigung der beiderseitigen Beschwerden kam später eben so wenig zu Stande, als die zu gleichem Zwecke in Aussicht gestellten Reichs- und Kurfürstentage. Jenem Compositionstage widersetzten sich „aus 22 Gründen" die Katholischen, von den Reichs- und Kurfürstentagen aber wollten die Protestanten nichts mehr wissen. Der Reichstag von 1613 war der erste und letzte, den Matthias hielt.

Die katholischen Schriftsteller sind bis auf den heutigen Tag nicht müde geworden, das Verfahren der Unionsstände als eine offen-

bare Rebellion zu bezeichnen, durch welche alles Unheil, das über Deutschland seit jener Zeit hereingebrochen ist, verschuldet worden sei. In der That aber waren die Protestanten mit ihrer Auffassung des deutschen Staatsrechts mindestens eben so sehr in ihrem Rechte, als die Gegner mit ihren Aufstellungen von einer unbeschränkten Competenz des Kaisers und des Reiches, und kein Billigdenkender kann es ihnen verargen, daß sie, so lange das ungerechte Stimmenverhältniß am Reichstage nicht geändert war, sich der Competenzerweiterung desselben und namentlich dem von der Mehrheit in Anspruch genommenen Rechte, das Reich zu besteuern, widersetzten. Man muß nur fragen, weshalb es nicht schon früher und nicht nachdrücklicher geschehen war? Daß sich drei Viertel der Nation, mit ihren Fürsten voran, durch ein halbes Jahrhundert von einer feindseligen Reichstagsmajorität tyrannisiren ließen und dem Reiche noch obendrein außerordentliche Beiträge verwilligten, dies war ein Unfug, der nur im heiligen römischen Reiche vorkommen, aber selbst hier nicht ewig fortdauern konnte. Die Protestanten hatten sich in patriotischer Bereitwilligkeit zur Hilfe namentlich bei den Türkenkriegen jederzeit vor ihren Gegnern hervorgethan, und wenn sie diese Hilfe jetzt endlich versagten, so geschah es nur, weil sie kein anderes friedliches Mittel mehr vor sich sahen, um endlich einmal zu ihrem Rechte zu gelangen. Und doch hatten sie sich auch jetzt wieder zur Nachgiebigkeit bereit gezeigt, wenn nur wenigstens die ihnen vom kaiserlichen Geheimrathspräsidenten im Namen des Kaisers und dessen Bruders mündlich gemachten Zusicherungen in den Reichsabschied schriftlich aufgenommen würden. Daß auch dies verweigert wurde, lieferte ihnen den klaren Beweis, daß der kaiserliche Minister sie entweder betrügen wollte, oder selbst unter dem Zwange der Reichstagsmehrheit stand. Mit der Opferwilligkeit dieser Mehrheit hatte es übrigens wie immer nicht viel auf sich, diese kleinen geistlichen Herren hatten gut verwilligen, da sie von dem Verwilligten fast nichts zu zahlen brauchten und gewöhnlich gar nichts zahlten. Wenn diese Mehrheit liberal im Geldverwilligen war, so geschah es nur auf Kosten der Protestanten, oder um auf diese den Schein der Engherzigkeit und Rebellion zu werfen. Und was den Führer der Majorität, Maximilian von Baiern, betrifft, so hatte dieser eigentlich

die Absicht, dem Kaiser unter keiner Bedingung Geld zu verwilligen und ihn viel tiefer herabzuwürdigen, als den Protestanten je in den Sinn kam. Maximilian, von jeher Khlesl's Feind, war jetzt vollends empört über dessen Versuch, ihm die Leitung der Liga und den Besitz von Donauwörth wieder zu entwinden und die Protestanten durch Zugeständnisse an sich zu fesseln. Er erblickte in den Vermittlungsversuchen des Kaisers nur eine gegen ihn gerichtete Intrigue und suchte sie daher auf jede Weise zu durchkreuzen. Er befahl seinen Gesandten am Reichstage, für den Kaiser selbst nicht das Geringste, höchstens für die Unterhaltung der Grenzfestungen sieben oder acht und zur Bezahlung der Schulden des Vorgängers fünf bis acht Römermonate zu bewilligen, deren Verwendung jedoch durch eine vom Reichstage zu bestellende Commission beaufsichtigt werden müsse. Maximilian wollte also, wenn auch freilich aus ganz andern, viel schlechtern Gründen als die Protestanten, den Kaiser im Stiche lassen und dieser hatte es nur der ihm ergebenen Partei von Kurmainz, Kursachsen, Hessen-Darmstadt u. s. w. also zum Theil wieder protestantischen Fürsten zu danken, daß ihm die Mehrheit endlich die dreißig Römermonate an Geld und zwar ohne die von Baiern gewollten schimpflichen Nebenbedingungen bewilligte.

Den merkwürdigsten Aufschluß über die gehässige und feindselige Stellung, welche der Vorkämpfer des katholischen Princips in Deutschland damals zu Kaiser und Reich einnahm, gewährt aber die Instruction, die er seinen Gesandten zu jenem Bundestag der Liga in Frankfurt mitgab: diese Instruction läuft gradezu auf eine factische Absetzung oder Lahmlegung des Kaisers hinaus, der ganz von Maximilian abhängig gemacht werden sollte. „Es sei zu vermuthen, daß von Seite des Kaisers stark darauf gedrungen werde, alle Sonderbünde im Reich aufzuheben. Seine Gesandten sollen sich dem widersetzen, die Liga dürfe sich nicht eher trennen, bis man Garantien habe, von den Gegnern nicht übervortheilt zu werden. Sollte nun auch der Fall eintreten, daß der Kaiser es mit den Katholischen halte und die Unkatholischen deshalb alle Hilfe verweigerten, so sollten die Katholischen mit Hilfeversprechungen erst recht an sich halten, um sich nicht an Geld zu entblößen. Würde der Kaiser sich deshalb beklagen und be-

haupten, man zwinge ihn auf diese Weise, sich den Protestanten ganz in die Arme zu werfen, so solle man ihm erwiedern, daß er selbst Schuld sei, daß er es durch seine bisherige Nachgiebigkeit gegen die Protestanten (Matthias Regierung hatte erst soeben begonnen und zwar damit begonnen, daß er alle den Protestanten günstigen Vicariatsmandate wieder cassirte!) so weit gebracht habe, daß seine Macht ganz zu Boden gefallen, und er eigentlich nicht mehr Kaiser sei! Man könne ihm nur rathen, sich in die Liga zu begeben, um dort Schutz zu finden, und die Protestanten als Reichsfeinde zu behandeln. Indessen könne er blos einfaches Mitglied der Liga werden, die Direction des Bundes, nebst dem Oberbefehl der Bundesarmee, müsse dem gegenwärtigen Directorium bleiben. Wolle er das nicht und würde der Reichstag sich zerschlagen, so möge er sich behelfen wie er könne; er müsse eben Alles, was ihm zu schwer sei, ruhen lassen und nur in geringfügigen Sachen noch regieren. Die Protestanten würden sich entweder fügen, oder mit Gewalt losbrechen. Im ersten Fall hätten die Katholischen gewonnenes Spiel, im letztern Fall werde es erst für sie an der Zeit sein, ihr Geld vortheilhaft anzulegen, welches jetzt zu bewilligen nicht rathsam sei, da es jetzt zu andern Zwecken verwendet werde.

Hier wurde also mit nackten Worten ausgesprochen, daß man den Kaiser absichtlich im Stiche lasse, um ihn herabzuwürdigen, daß man zur Abwehr der Türken kein Geld verwilligen dürfe, um es für den Bürgerkrieg gegen die Protestanten zu versparen und dann „vortheilhaft anzulegen.“ Es gehörte in der That eine eherne Stirne dazu, um bei einer solchen Auffassung und Befolgung der eigenen Pflichten gegen das Reich den Protestanten rebellische und unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen. Es zeigt sich schon hier der grobe Widerspruch, in welchem die katholische Parteianschauung von jener Zeit bis heute sich befindet. Den Protestanten gegenüber sollte der Kaiser unumschränkte monarchische Befugniß haben, sobald es den katholischen Wortführern in ihre Politik paßte; dagegen sobald er ihnen aus irgend einem Grunde mißfiel, behandelten sie selbst ihn mit einer Verachtung und Widerspänstigkeit, wie sie auf protestantischer Seite unerhört war. Und doch war Matthias ein eifriger Katholik. Wie

würde es ihm erst ergangen sein, wenn er die lutherischen Gesinnungen und Tendenzen seines Vaters, des edlen Kaisers Maximilian II. gehabt hätte!

Nach diesen Erfahrungen war es sehr natürlich, daß Khlesl keine Lust hatte, sich auf die von der Ferdinandeischen Partei geforderten Zwangsmaßregeln gegen die Protestanten einzulassen, um sie mit Gewalt der Majorität zu unterwerfen und einen Bürgerkrieg im Reiche zu entzünden, der selbst im besten Falle nur dem Maximilian von Baiern genutzt haben würde. In diesem erblickte mit vollem Rechte nicht blos Khlesl, sondern die ganze Habsburgische Dynastie den gefährlichsten Nebenbuhler und Gegner des Hauses, zumal seitdem die neuesten Uebergriffe im Salzburgischen dieses wichtige von Oesterreich stets mit Eifersucht bewachte Land unter den Augen des Erzherzogs Maximilian, der in Tyrol regierte, in baierische Gewalt brachten. In der That war Maximilian auf dem besten Wege, das katholische Deutschland ganz seinem Machtgebot zu unterwerfen. Schon stellte er den Grundsatz auf, daß alle katholischen Stände, namentlich die geistlichen Herren, auch wenn sie der Liga nicht förmlich beigetreten, dennoch verpflichtet seien und nöthigenfalls gezwungen werden müßten, an den Lasten des Bundes, der ja nur um ihretwillen nöthig geworden sei, tragen zu helfen. Er ging sogar, wie seine Instructionen zeigen, damit um, die Bestreitung der Kosten der Geistlichkeit allein aufzubürden, sie zu diesem Zwecke zu besteuern, einen Theil der Kirchengüter und Kirchenzehnten zu verkaufen oder zu verpfänden und „einige ansehnliche Präbenden und Beneficien“ einzuziehen. Um ein so gestrenges Oberhaupt war es nun freilich den vielen großen und kleinen geistlichen Herren durchaus nicht zu thun, sie sträubten sich daher mit Händen und Füßen gegen diesen neuen Herrn und Zuchtmeister; schon zu Frankfurt erschien fast keiner; die rheinischen Stände unter Kurmainz wollten von der baierischen Direction nichts wissen und auch in Schwaben und Franken ward es den österreichischen Agenten nicht schwer, die Meinung zu verbreiten, daß der Kaiser alle Sonderbünde als den Reichsfrieden bedrohend verbieten müsse. Zunächst gelang es auf dem Bundestage zu Regensburg den Bemühungen der Khlesl'schen Partei, der Liga neben Baiern und Kurmainz noch einen dritten

Director in der Person des vorhin erwähnten Erzherzogs Maximilian zu geben, welchen nicht bloß die jetzt neu hinzutretenden ober- und vorderösterreichischen, sondern auch die dem Bunde zum Theil bereits angehörenden schwäbischen Gebiete mit Ausnahme der Stifter Augsburg und Ellwangen und solcher, die das baierische Directorium freiwillig vorziehen möchten, unterstellt wurden. Mit andern Worten, Baiern sollte die Leitung der Liga, das Kriegsdirectorium, die Canzlei an Oesterreich abgeben. Maximilian wollte aus dem also umgeänderten Bunde austreten; um jedoch nicht allein zu bleiben, denn seine Verbündeten hätten es aus Furcht vor Oesterreich nicht gewagt, den Regensburger Beschlüssen untreu zu werden, besann er sich bald eines Bessern: wohl wissend, daß die erweiterte Liga doch nicht lebensfähig sei, ließ er sie ruhig bestehen, stiftete nun aber eine Liga in der Liga, d. h. er schloß innerhalb des katholischen Bundes einen engeren Bund, oder eine „Particular-Union" mit den Bischöfen zu Bamberg, Würzburg, Eichstädt und Augsburg. Die baierischen Verhandlungen, welche zum Abschlusse dieses engeren Bundes führten, athmeten die tiefste Erbitterung gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich,*) welches immer und überall herrschen wolle und doch so tief in der Noth stecke, daß es viel mehr der Hilfe Anderer bedürfe, als Anderen helfen könne. Uebrigens machte Maximilian die sehr richtige Bemerkung, „daß alle gute, nützliche und langwierige Vereinigungen erstlich nur durch Wenige angestellt, stabilirt und fortgepflanzt worden sind, und mehr ausgerichtet haben, als weitläufige, so vieler unterschiedlicher und weit entlegener Stände Verbindungen, bei denen man Nichts als Confusion und Uneinigkeit zu befahren habe und ein rechtes Vertrauen und Einigkeit schwerlich oder wohl gar nicht zu erwarten sei. Dabei zeige es sich gar oft, daß Einer aus den Schlechtesten und an dem am wenigsten gelegen ist, der weder Geld- noch Volkshilfe zu leisten vermag, sondern nur zu erwarten hat, die größten Schwierigkeiten, ja wohl gar Trennung veranlaßt."

---

*) Charakteristisch ist, wie sich Maximilian sogar darüber ereiferte, daß ein Concipist bei der Erwähnung, die Liga stehe jetzt unter drei Directionen, der österreichischen, baierischen und rheinischen, die österreichische vor der baierischen aufgeführt hatte. Wolf III, 569.

Thatsächlich waren jetzt zwei katholische Liguen im Reiche, die, obwohl scheinbar ein Ganzes bildend, doch in einem noch feindseligeren Verhältniß zu einander standen als zur protestantischen Union. Namentlich suchten sie sich gegenseitig die Bundesgenossen abspänstig zu machen und aus der einen in die andere Liga hinüberzuziehen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu so gereizten Erörterungen zwischen den drei Directoren, daß dem hitzigen Baiernherzog abermals die Geduld riß und er Anfangs 1616 seine Stelle wiederum niederlegte und diesen Schritt in einer an alle katholischen Höfe erlassenen heftigen Schrift durch die gegen ihn gerichteten Feindseligkeiten der österreichischen Partei zu rechtfertigen suchte. Er erklärte, daß er zwar auch in Zukunft die katholischen Stände soviel als möglich schützen, sich aber keineswegs zum bloßen Knechte des Hauses Oesterreich machen lassen wolle.

Während so die Liga durch die Entzweiung ihrer Häupter auseinanderging, sah es freilich mit der Union nicht besser aus. Die Hoffnungen auf Kursachsen schlugen fehl; der Vertrag von Jüterbogk konnte nicht zur Ausführung gelangen und die Feindschaft Kursachsens gegen Brandenburg und die Union wurde daher trotz der Erbverbrüderung bald noch ärger als zuvor. Ja die Union selbst, wie sie einst wegen Jülichs zu Stande gekommen, fiel jetzt wegen Jülichs fast aus einander. Hier hatte die bairische Politik, während auf Reichs- und Bundestagen in unnützen Zänkereien leeres Stroh gedroschen wurde, in aller Stille einen wichtigen Fang gemacht; es war ihr gelungen, den einen der beiden possedirenden Fürsten, nämlich den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, mit der Schwester Maximilian's, Magdalena von Baiern, zu vermählen und zur katholischen Kirche zu bekehren, wodurch sich mit einem Schlage gar Vieles änderte. Nach der Erzählung der Jesuiten wurde der Pfalzgraf durch theologische Gespräche mit dem alten Herzog Wilhelm von Baiern und durch das Studium der Werke des Canisius, in denen er sechs Monate lang mit anhaltendem Fleiße gelesen habe, zuerst zum „wahren Lichte" bekehrt. Dies wäre an sich nicht unglaubhaft, denn der baierische Hof mit seinem kirchlichen Glanze, seinen Jesuiten und seiner theologischen Gelehrsamkeit hatte sich schon längst auf's Proselytenmachen verlegt.

Was jetzt mit dem Pfalzgrafen gelang, war schon mit Anderen, z. B. mit dem Landgrafen Moritz in München versucht worden und die Bekehrung protestantischer Fürsten war damals überhaupt stark im Schwunge.*) Doch mußte sie in diesem Falle ihre besonderen Schwierigkeiten haben, denn der junge Pfalzgraf war von seinem Vater zu einem höchst orthodoxen Lutheraner erzogen worden. Er hatte die Bibel bei sechsundzwanzig Mal jährlich absolvirt, hatte die symbolischen Bücher nicht bloß gelesen, sondern auswendig gelernt, hatte alle dicta und argumenta gegen Anderslehrende mit rother, grüner, blauer und gelber Tinte ad marginem glossirt und war bekannt durch seinen Disputireifer gegen Papisten und Calvinisten. — Aber alles dieses hatte doch nicht verhindert, daß ihm der Besitz von Jülich noch über den Anticalvinismus und den Antipapismus ging. Um Jülichs willen hatte er sich mit den Calvinisten in die Union eingelassen und um die Tochter des calvinistisch gesinnten Kurfürsten von Brandenburg unter der Bedingung geworben, daß ihm der Kurfürst Jülich ganz abtrete. Der Kurfürst gerieth über diese Forderung so in Harnisch, daß er dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige versetzte. Inzwischen hatte dieser auch bei den Katholischen sein Glück versucht und hier gelang es ihm besser. Schon während des Jülich'schen Krieges stand er zu den Kaiserlichen in verdächtiger Beziehung. Da war es denn kein Wunder, daß der Dortmunder Vertrag sich kaum durchführen ließ und das Verhältniß zwischen den beiden zu gemeinsamer Regierung im Schlosse zu Düsseldorf einziehenden Fürsten, nämlich dem im Jahre 1609 zum Calvinismus übergetretenen Markgrafen Ernst von Brandenburg, als Stellvertreter des Kurfürsten, und dem eifrig lutherischen, aber schon zu den Katholischen hinüberschielenden Pfalzgrafen nicht das freund-

*) Um dieselbe Zeit wie der lutherische Pfalzgraf von Neuburg, wurde der calvinistische Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen auf einer Reise in Italien zum Katholicismus bekehrt. Auch dieser war, wie aus seinem Briefwechsel mit dem Vater hervorgeht, ein eifriger Theologe und scheint wirklich mehr durch die überlegene Dialektik der Jesuiten als durch andere Motive bekehrt worden zu sein. Vergleiche den Briefwechsel bei Groen v. Prinst. II, 2 pag. 409 ff. Durch eine Ironie des Schicksals trat derselbe Jesuit Jakob Reihing, der als Hofprediger des Pfalzgrafen diesen als einen lutherischen Saulus, der zum Paulus geworden, feierte, sechs Jahre später zum Lutherthum über und wurde Professor zu Tübingen.

lichste ward. Schon im Jahre 1609 sprach man in Venedig davon, daß er zur katholischen Kirche übertreten wolle und daß der alte Herzog Wilhelm von Baiern ihn mit der Hand seiner Tochter locke. Schon damals soll er versprochen haben, katholisch zu werden, falls man ihm zum Alleinbesitz von Jülich verhelfe. Jedenfalls wurde ihm bei seiner im Januar 1612 in tiefstem Geheimniß vorgebrachten Werbung in München der Religionswechsel zur Bedingung gemacht. Er begab sich nun nach München und ließ sich dort durch verschiedene im engsten Familienkreise gehaltene Religionsgespräche, von welchen, zu größerer Geheimhaltung, „Priester und Religiose“ ausgeschlossen waren, von der allein seligmachenden Wahrheit der katholischen Lehre überzeugen. Noch zögerte er jedoch mit dem förmlichen Uebertritt; erst nach dem Reichstage, als auch die auf den Kaiser gesetzten Neuburgischen Hoffnungen wegen Jülichs nicht in Erfüllung gingen und jener Auftritt mit dem Kurfürsten den Bruch zur Reife gebracht hatte, legte Wolfgang zu München das förmliche Bekenntniß mit Brief und Siegel ab. Dieser Uebertritt blieb jedoch für die Welt und selbst für den eigenen Vater, den Pfalzgrafen Philipp Ludwig, ein Geheimniß; dagegen gab dieser, trotz seines orthodoxen Lutherthums, zur Verbindung des Sohnes mit der bairischen Prinzessin um Jülichs willen seine freudige Zustimmung. Wolfgang hatte ihm schon früher vorgestellt, „er dürfe nur eine solche Gemahlin wählen, deren Haus ihm bei dem schweren Kampfe, den er um Jülich zu bestehen habe, mit Nachdruck unterstützen könne. Etliche hätten ihm wohl die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg vorgeschlagen, aber er habe rund erklärt, daß er sie ohne völlige Administration der Jülich'schen Lande nicht haben wolle. Da nun Brandenburg ihn bis Weihnachten habe warten und die Frist ohne günstige Antwort verstreichen lassen, so müsse er eine andere Prinzessin nehmen. Aber wen? eine evangelische? Die Erfahrung habe gelehrt, wie weniger Hilfe man sich bei den in ihren eigenen Angelegenheiten so unentschlossenen evangelischen Fürsten zu erfreuen habe und daß sie durch Familienbande und andere Rücksichten dem brandenburgischen Hause weit mehr als dem neuburgischen ergeben seien. Am vortheilhaftesten sei eine Verbindung mit dem bairischen Hause. — Der alte Pfalzgraf ließ sich sogar einreden, sein

Sohn werde die Gemahlin später zum Lutherthum bekehren! Im November 1613 fand die Vermählung zu München statt; die Vermählten zogen nach Düsseldorf, hier gerieth aber der Pfalzgraf, da sein Uebertritt noch immer geheim gehalten wurde, in die schwersten Conflicte, indem er z. B. den Bau von protestantischen Kirchen und Schulen zu genehmigen hatte, sein Hofprediger ihn zur Communion drängte u. s. w. So sehr ihn auch Maximilian zur Vorsicht und Verstellung ermahnte, er konnte den Eifer des Apostaten nicht verläugnen, schon hatten sich Gerüchte von seinem Uebertritte verbreitet, und so sah er sich gedrängt, denselben im Mai 1614 in der Kirche zu Düsseldorf öffentlich zu erklären, nachdem er sich jedoch der spanisch-niederländischen Hülfe, die unter Spinola schon zum Einrücken bereit stand, zuvor versichert hatte. Seinem Vater soll wegen dieses Uebertrittes, noch mehr wegen seines vergeblichen Bemühens, wenigstens den lutherischen Glauben seiner neuburgischen Unterthanen vor dem Bekehrungseifer seines Sohnes zu retten, das Herz gebrochen sein; derselbe starb im August 1614.*)

Natürlich hatte nun der Nachfolger nichts Angelegentlicheres zu thun, als sein lutherisches Erbland Pfalz-Neuburg wieder katholisch zu machen. Der katholische Cultus wurde wieder eingeführt, dann zum herrschenden gemacht, endlich der protestantische ganz unterdrückt. Im Jülich'schen aber rückte jetzt eine bereit gehaltene spanische Armee von 30,000 Mann unter dem berühmten Feldherrn Ambrosius Spinola als Verbündete des Pfalzgrafen Wolfgang ein, der sich bei Köln an der Spitze der 5000 Mann, die ihm sein Schwager verschafft hatte, mit den Spaniern vereinigte und mit ihrer Hilfe sich des größten Theiles der Jülich'schen Lande bemächtigte. Spinola erschien dabei eigentlich als subdelegirter kaiserlicher Commissarius, nämlich als Beauftragter des Erzherzogs Albrecht, welchem schon früher die Vollstreckung der Acht gegen die Stadt Aachen durch Reichshofrathsmandate übertragen war. Er eroberte Aachen, vertrieb die bran-

*) Vgl. Wolf III, 487 — 561 und Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 2b 580 ff. Die schon oft und auch von Droysen bezweifelte alte Erzählung von der Ohrfeige hat schon Rommel VII, 324. 325 aus Briefen Joh. Siegmund's an den Landgrafen bestätigt.

denburgische Besatzung, der alte Rath wurde wieder eingesetzt, der Protestantismus wieder unterdrückt, das Tridentinum verkündet, ein blutiges Strafgericht erging über die Bürgerschaft, etliche wurden enthauptet, viele entflohen, schwer mußte die unglückliche Stadt die Hand der Spanier empfinden und die Erbärmlichkeit des Reiches büßen. Auch das verhaßte Mühlheim wurde jetzt geschleift, wo unter Jülich'schem Schutze die Kölnischen Protestanten bisher ihren Gottesdienst verrichtet hatten. Mit der Unterdrückung von Aachen war der Achtvollstreckungsauftrag des Spinola eigentlich zu Ende. Aber Aachen hatte nur den Vorwand zum Einrücken geliefert; die Spanier bemächtigten sich zugleich des Rheinstromes, nahmen Rheinbergen, Duisburg, Xanten und wahrscheinlich durch Verrath die starke Festung Wesel, welche capitulirte, als eben Moritz von Oranien an der Spitze eines holländischen Heeres zum Entsatze herbeizog. Wesel wurde jetzt für lange Zeit der Hauptwaffenplatz der Spanier in Deutschland; von hier aus stand ihnen der Weg in's Herz des Reiches offen.

Im Hause Oranien hatte man das Unwetter über Jülich sich längst zusammenziehen sehen und im eigenen Interesse sich bemüht, ihm entgegenzuarbeiten. Man zweifelte nicht, daß „wofern auch diese Gelegenheit versäumt und die Sache wieder auf die lange Bank geschoben werde, Spinola die Stadt Wesel nicht verlassen, sondern etwas Größeres gegen das Reich unternehmen werde, wogegen durch eine männliche Resolution künftigem schwerem Kriege jetzt vorgebeugt werden könne." Allein die Besorgniß war nur zu begründet, daß „Könige, Fürsten und Staaten, um ihre Finanzen zu schonen, sich nur schwer entschließen würden."*) Die Regierungen von Frankreich und England und auch die dem Frieden zuneigenden Generalstaaten zeigten sich lau, die Union selbst brachte es nicht über ohnmächtige Proteste hinaus. Unter diesen Umständen mochten die Generalstaaten, die ohnedies jetzt durch innere Parteiungen in Anspruch genommen wurden, ihren Frieden mit Spanien nicht auf's Spiel setzen und beschränkten sich darauf, ihre eigenen Interessen so viel als möglich wahrzunehmen. Als Verbündete des Kurfürsten von Brandenburg besetzten sie ebenfalls

*) Vgl. die Correspondenz bei Groen v. Prinst. II, 2 pag. 440. 441.

einen Theil des Landes, befestigten sich in Jülich, warfen Schanzen in Emmerich und Rees auf und breiteten sich auch ihrerseits in Westfalen aus, um Friesland zu sichern und ihren norddeutschen Verbündeten die Hand zu reichen. Die von englischen, französischen und Unionsgesandten vermittelten Unterhandlungen zu Xanten führten zu keinem Ergebnisse, da Spanien die Festung Wesel nicht mehr räumen wollte: Ohne daß es zwischen den Spaniern und Holländern zum Kriege kam, theilten sich beide stillschweigend in die Beute und behielten, was sie hatten.

Indessen hielt die Union nach wie vor ihre Bundestage, verhandelte, schwatzte und demonstrirte, zankte über die Beiträge der Mitglieder, erließ Protestationen wegen Jülichs, Aachens, Mühlheims 2c., schloß Verträge im In- und Auslande, ohne daß bei alledem etwas herausgekommen wäre. Kursachsen, welches zu Wien auch von Matthias mit Jülich belehnt worden war, stellte sich den Unionsfürsten feindseliger als je gegenüber; es machte kein Hehl daraus, daß es sich, falls es zum Kriege komme, auf die Seite der Katholischen schlagen werde. Pfalz-Neuburg war natürlich ganz ausgetreten, aber auch der Kurfürst von Brandenburg erklärte seinen Austritt aus dem Bunde, der ihm doch nicht helfen konnte, wohl aber die Schwierigkeiten seiner ohnehin sehr bedrängten Lage noch vermehrte.

Die Union hatte nun vollends keinen Anlaß mehr, sich in die Jülich'schen Händel einzumischen und war der Nothwendigkeit eines sofortigen Krieges überhoben. In der That war sie zu einem solchen, selbst bei dem besten Willen der Häupter, außer Stande. Die Reichsstädte hatten alle Beiträge zum Jülich'schen Kriege verweigert und die Fürsten wurden von ihren Ständen im Stiche gelassen. Der Kurfürst von Brandenburg hatte, weil er vor Kurzem zur reformirten Kirche übergetreten, böse Händel fast mit seinem ganzen Volke. Obgleich er in dem Religionsedict vom 24. Februar 1614 die lutherische Landeskirche ausdrücklich sichergestellt und das ruhmwürdige Beispiel confessioneller Toleranz gegeben hatte, so brach dennoch die Unzufriedenheit in wilden Aufruhr aus. Das durch die lutherischen Zeloten aufgehetzte Volk war unduldsamer als sein nur allzu nachgiebiger und menschenfreundlicher Fürst. Er gewährte den aufrührerischen Ständen neue Freiheiten und eine solche „Libertät" in kirchlichen wie politischen

Dingen, womit eine fürstliche Herrschaft kaum noch bestehen konnte, Brandenburg und Preußen, wie Böhmen und Oesterreich fast zu Adelsrepubliken wurden. Aehnlich wie dem Kurfürsten von Brandenburg erging es dem Landgrafen von Hessen-Cassel. Die beredte Schilderung, die er seinen Ständen im Jahre 1615 von den Gefahren der politischen Lage machte, blieb ohne Wirkung. An der Spitze der Stände standen einige den calvinistischen Reformen des aufgeklärten und geistvollen Fürsten abgeneigte Ritter; statt der geforderten Hilfe zur Vornahme der nothwendigsten Rüstungen und militärischen Reformen hielt man ihm religiöse und moralische Vorlesungen, verwies ihn auf die alleinige Hilfe des Gebetes, forderte allgemeine Buß-, Bet- und Fasttage zur Abwendung des göttlichen Zornes; ja diese Herren trugen ihre Parteinahme für die heftigsten Feinde des Fürsten und der Union, nämlich für Kursachsen und Hessen-Darmstadt offen zur Schau, so daß seine Räthe ihm zur Geduld riethen, da „mit unwilligen Hunden nicht gut jagen" sei. Das Bild dieser inneren Zwietracht und Lähmung wiederholt sich in unerfreulichem Einerlei fast bei allen Gliedern der Union. Was Kurpfalz betrifft, so war dies Bundeshaupt wohl von Allen noch am besten gefaßt. Aber auch hier entsprachen die militärischen Mittel den diplomatischen in keiner Weise. Der junge Kurfürst vergeudete seit der englischen Heirath seine Mittel in prächtigen Festen und einem bis dahin unerhörten königlichen Aufwand. „Das Treiben und Tändeln in den Heidelberger Kreisen bot einen seltsamen Gegensatz zu den Forderungen der Zeit; der Hof verschlang den Staat, und mit spielender Unbekümmertheit hüpfte man über die Tiefe hinweg, die das ernste Verhältniß des Lebens dem jungen Pfalzgrafen bald mit Macht entgegen brachte. — Zum Glück standen dem Kurfürsten tüchtige Beamte zur Seite." — Aber unter den Lenkern der Union machten sich die Einsichtsvolleren schon damals keine Illusionen; „ein kurpfälzischer Diplomat meinte schon damals, man müsse durch Simuliren und Drohung das Schwert der Gegner in der Scheide halten; sonst würde die Baufälligkeit der Union gemerkt werden und den Pfaffenknechten der Muth wachsen."*)

*) Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz, II, 274. 283.

Und darauf lief in der That die ganze Politik der Union hinaus: indem sie auf bessere Zeiten wartete, wich sie jedem Zusammenstoße aus, suchte aber durch leere Demonstrationen sich selbst und dem Reiche etwas vorzuspiegeln und größeren Anhang zu gewinnen. Sie verlegte sich hauptsächlich auf diplomatische Intriguen und setzte ihre Hoffnung mehr als je auf auswärtige Hilfe. Wie früher an Heinrich IV. von Frankreich, so hingen jetzt Aller Blicke an den Generalstaaten und dem Prinzen Moritz von Oranien. Von diesen hoffte der Kurfürst von Brandenburg die Rettung Jülichs und die ganze Union die Rettung der deutschen Freiheit. Unter allen Angelegenheiten und Sorgen der Union nahm die Pflege des mit den Generalstaaten geschlossenen Bündnisses die oberste Stelle ein; Fürsten und Völker glaubten in ihrer Freundschaft den besten Schutz der eigenen Sicherheit zu finden. Und wie begründet diese Meinung war, dafür mögen aus vielen Beispielen hier einige genügen. Eben damals war Lübeck mit Dänemark in Streit gerathen, weil dieses den Handel nach Schweden verbot und die Zölle erhöhte. Lübeck wehrte sich tapfer, aber erfolglos und fand in der ohnmächtigen Verwendung des Kaisers Matthias keine Hilfe. Da schloß Lübeck ein Vertheidigungsbündniß mit den Generalstaaten wegen freier Ostseefahrt, und die Dänen setzten die Zölle wieder herab. Der junge Schwedenkönig Gustav Adolf, obwohl den Häuptern der Union, Pfalz und Hessen, durch alte Familienbande und gemeinsame Interessen eng befreundet, gab vor der ihm angetragenen Verbindung mit einer pfälzischen Prinzessin derjenigen mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg nicht bloß wegen Polens, sondern auch deshalb den Vorzug, weil dieser mit den Holländern eng befreundet war. Mit Rücksicht auf die Generalstaaten, deren Hilfe schwerer wog als alle Mandate des Reichshofraths, wechselte der neue Herzog von Braunschweig das politische System des Vaters und trat zur Union. Nachdem er noch einen letzten Versuch gemacht, die Stadt Braunschweig zu überwältigen, diese aber mit Hilfe der Hanseaten und Holländer ihn mit großem Verluste zurückgeschlagen hatte, bequemte er sich zum Steterburgischen Vergleiche (December 1615), der dem langen Kampfe ein Ende machte. Der Herzog mußte die Stadt entschädigen, ihre Freiheiten bestätigen, die

Acht aufheben lassen und empfing dafür die Huldigung (Februar 1616). Im Hinblick auf die Generalstaaten schlossen sich auch die Reichsstädte der Union wieder enger an und zahlten ihre Beiträge. Und wenn eben jetzt die Union im Auslande so sehr an Ansehen stieg, daß der Herzog Karl Emanuel von Savoyen sich wiederholt und dringend um die förmliche Mitgliedschaft bewarb,*) und die Städte Bern und Zürich im Süden, der König von Schweden im Norden die Aussicht auf ihren Beitritt eröffneten, so fiel hierbei ohne Zweifel der Bund mit jener mächtigen Republik am schwersten in's Gewicht, welche nach der Bemerkung des großen venetianischen Staatsmannes Paolo Sarpi damals der einzige Staat in Europa war, der diesen Namen verdiente und seinen Freunden Vertrauen, seinen Feinden Furcht einflößte. Und in der That, ohne die Furcht vor den Holländern würde Spinola schon damals nicht in Wesel stehen geblieben sein, und weder der Kaiser, noch die Liga, noch die Union würden die spanische Politik am weiteren Vordringen gehindert haben.

Die traurigste Rolle bei diesen Vorgängen spielte wieder der Kaiser. Wir dürfen es Khlesln glauben, wenn er sich beim Erzherzog Ferdinand bitter darüber beklagt, daß der Zug des Spinola ohne Wissen und Willen des Kaisers geschehen sei. Aber trotz der Verschiedenheit der Interessen — denn eben damals machte der spanische Hof wieder seine Ansprüche auf das Kaiserthum geltend und wollte demselben nur gegen Abtretung Böhmens, mindestens der österreichischen Besitzungen in Schwaben und Elsaß entsagen — befand sich das gesammte Haus Habsburg doch in viel zu tiefer Abhängigkeit von Spanien, um irgend einen Widerspruch zu wagen. Dagegen reifte jetzt bei den Erzherzögen der Plan, sich mit den Spaniern zur Unterwerfung des Reiches und zur gewaltsamen Ausführung ihrer langgehegten dynastischen Bestrebungen zu verbinden. Es dauerte jedoch mehrere Jahre, bis die Unterhandlungen zwischen Grätz und Madrid zu einem Abschlusse gelangten. Auch bei diesen Verhandlungen wurde der Kaiser selbst am wenigsten gefragt, ja er gerieth jetzt wegen der Succession,

---

*) Verl. Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619 von Dr. Erdmannsdörffer, Leipzig 1862 pag. 95. ff.

wie vor ihm Kaiser Rudolf, in böse Händel mit seiner eigenen Familie.

Die Erzherzöge hatten nämlich bei Matthias von Anfang an darauf gedrungen, daß er in Gemäßheit ihres Familienvertrages, um die Krone seinem Hause zu sichern, bei Zeiten auf die Anerkennung seines Nachfolgers in den Erblanden und auf dessen Kaiserwahl im Reiche hinwirke. Sie wurden dabei vom Papste unterstützt, welcher fürchtete, daß das Kaiserthum am Ende doch noch in protestantische oder gar in spanische Hände gerathe. Da der Kaiser und dessen Brüder keine legitimen Söhne hatten, so war Erzherzog Ferdinand von Steiermark der nächste Erbe. Nun waren sowohl Matthias als Khlesl zwar weit entfernt, Ferdinand seiner Ansprüche berauben zu wollen, Matthias zog ihn vielmehr als präsumtiven Nachfolger in seine Nähe, nahm ihn an Sohnes Statt an, übertrug ihm wiederholt die Statthalterschaft in Oesterreich und Ungarn; allein es ging ihm jetzt wie früher seinem Bruder, dem Kaiser Rudolf: er konnte sich nicht entschließen, sich schon während seines Lebens einen Nachfolger an die Seite stellen zu lassen. Er trug sich nämlich noch in seinen alten Tagen mit der durch Aerzte und Astrologen genährten Hoffnung auf Leibeserben, denen er nichts an ihren Erbrechten vergeben wollte. In diesem Widerstreben bestärkte ihn Khlesl, welcher mit Grund besorgte, daß die Erhebung Ferdinand's seinen eigenen Sturz zur Folge haben werde; auch befürchtete Khlesl mit vollem Rechte von dem Triumphe der Fanatiker, welche nur auf Ferdinand's Erhebung warteten, die schwersten Erschütterungen und Gefahren für Oesterreich und Deutschland. In einem Gutachten an den Kaiser setzt Khlesl aus einander, daß es wünschenswerth sei, wenn Ferdinand zuerst im Reiche gewählt werde, ehe man es wagen dürfe, ihn den Erblanden als künftigen Erbherrn vorzustellen. Er beschreibt da den Haß der Erblande gegen den von Jesuiten beherrschten Ferdinand und entwirft eine Schilderung von der entsetzlichen Politik dieses Fanatikers, wie sie von den Protestanten nicht stärker hätte geliefert werden können. Daß es ihm hiermit rechtschaffener Ernst war, beweisen am besten seine dringenden Ermahnungen an Ferdinand selbst, seine Politik zu ändern und von seinen Religionsverfolgungen abzustehen, um sich die Nach-

folge nicht unmöglich zu machen; Ermahnungen, die freilich in den Wind gesprochen waren und zum Ueberfluß durch die ganz entgegengesetzten Weisungen, welche Ferdinand von seinem baierischen Schwiegervater erhielt, wieder zerstreut wurden. Sie hatten nur zur Folge, daß Khlesl als Ketzerfreund und Widersacher Ferdinands mit tödtlichem Hasse angefeindet wurde; man warf ihm vor, daß er auch die Kaiserwahl Ferdinands, statt sie bei seinen Freunden, den weltlichen Kurfürsten durchzusetzen, — denn der geistlichen war man sicher — geflissentlich verhindere und die protestantischen Fürsten nur noch mehr gegen Ferdinand aufhetze. Dieser Vorwurf war nun freilich sehr ungerecht, Khlesl würde selbst bei dem besten Willen nicht im Stande gewesen sein, die kurpfälzische und kurbrandenburgische Stimme für den berüchtigten Ketzeraustreiber zu gewinnen. Es war nach Lage der Dinge durchaus richtig, wenn Khlesl als ganz unerläßliche Vorbedingung die von den Protestanten schon auf dem Reichstage und seitdem wiederholt geforderte Komposition oder Vertragung der Religionsbeschwerden, d. h. einen festen Religionsfrieden mit Anerkennung des protestantischen Besitzstandes forderte. Unter dieser Bedingung hoffte Khlesl sich den doppelten Ruhm zu erwerben, dem Reiche den Frieden und dem Hause Habsburg das Reich gerettet zu haben. Aber mit dieser Forderung, obwohl sie auch noch von andern katholischen Staatsmännern unterstützt wurde, erregte er vollends bei der Ferdinandeischen Partei einen Sturm der Entrüstung. Und nun trat ein Ereigniß dazwischen, welches alle Habsburgischen Pläne zu durchkreuzen drohte und die Wuth des Hauses gegen Khlesl auf's Höchste steigerte.

Der in der Successionsfrage vor Allen thätige Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian überreichte nämlich seinem Bruder Matthias auf dessen Verlangen im Februar 1616 ein Gutachten über die Kaiserwahl, welches wohl als ein Programm der Ferdinandeischen Partei betrachtet werden konnte und worin ausgeführt wurde, daß, da die geistlichen Kurfürsten schon auf Ferdinand's Seite ständen, Kursachsen schon halb gewonnen sei und leicht ganz gewonnen werden könne, wirkliche Schwierigkeiten nur bei Kurpfalz und Kurbrandenburg zu überwinden seien. Diese müsse man durch Botschafter zu gewinnen suchen, wobei gleichwie in Sachsen und in den Erblanden die Be-

stechung einflußreicher Personen durch Pensionen gute Dienste leisten würde; wenn das nicht gelinge, müsse der Kaiser einen Kurfürstentag halten und sie nochmals fragen, ob sie in die Wahl einwilligten, um dann im Falle der Verneinung auch ohne sie mit der Mehrheit vorzuschreiten und zwar nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen; Ferdinands Krieg mit den Venetianern gebe den bequemen Vorwand, zu diesem Zwecke Kriegsvolk aufzustellen. —

Dieser saubere Plan, der auf nichts Geringeres hinauslief, als das Reich nöthigenfalls mit Waffengewalt zu einer habsburgischen Hausdomäne zu machen, und wobei dann in einem weiteren Gutachten die Verbindung mit den Höfen von Madrid und Brüssel, die Bereithaltung einer spanisch-österreichischen Macht unter Ferdinands Oberbefehl, und die Aufhebung der beiden Bünde, der Union und Liga in Aussicht genommen war, sollte natürlich ein tiefes diplomatisches Geheimniß bleiben; er ward nur den Vertrauten und nur mit Hinweglassung der bedenklichsten Stellen mitgetheilt; in dieser Form ward auch Kursachsen von Kurmainz damit bekannt gemacht. Allein bei der allgemeinen Bestechlichkeit am österreichischen Hofe war es dort sehr schwer, Geheimnisse zu bewahren; schon bald nachher gelangte Kurpfalz in den Besitz des ganzen Planes, der nun gewaltiges Aufsehen erregte. Pfalz und Brandenburg erhoben laute Klage und forderten zu gemeinsamer Abwehr auch das betroffene Kursachsen auf, welches nun wirklich sich den Protestanten wieder näherte. Auch Maximilian von Baiern war von dem Plane wenig erbaut; er sprach seine Entrüstung unumwunden aus; es empörte ihn, daß das Haus Oesterreich sich erkühne, den deutschen Thron gleichsam als sein Eigenthum an sich zu reißen. Auch den geistlichen Kurfürsten wurde bange und sie wollten von dem ganzen Plane nichts mehr wissen. Der Kaiser selbst ward noch mißtrauischer als zuvor; er fürchtete, man werde auch ihm Gewalt anthun und es kostete Mühe, ihn zu beschwichtigen. Mit einem Worte, das Programm scheiterte für dies Mal so vollständig, daß die Urheber selbst es verläugneten und mit dreister Stirn als eine bloße verläumderische Erfindung ihrer Feinde bezeichneten. Aber um so grimmiger richtete sich ihr Haß jetzt gegen Khlesl, den sie, wie es scheint mit Unrecht, für den Verräther hielten. Sie berathschlagten

über seine gewaltsame Entfernung; Erzherzog Maximilian trug kein Bedenken, für den Nothfall selbst Gift und Dolch anzurathen;*) zu solchen Schritten war jedoch Ferdinand zu vorsichtig, oder wie sein Lobredner Hurter behauptet, zu redlich und ehrenhaft; dagegen entwarf er schon jetzt den Plan zu dem Staatsstreiche, dessen Ausführung jedoch erst zwei Jahre später erfolgte und jetzt noch so lange verschoben werden mußte, als die Dienste des Ministers unentbehrlich waren.

Denn inzwischen wurde Ferdinand mit dem spanischen Gesandten Ognate handelseinig. Während der Kaiser sich den spanischen Successions-Ansprüchen und der Abtretung des Elsasses als einer Beraubung der deutschen Linie des Hauses noch immer widersetzte, hatte der spanische Gesandte Ferdinand's schriftliche Zusage schon in der Tasche; am 20. März 1617 schloß er mit den Bevollmächtigten Ferdinand's den „förmlichen, durch keine Gewalt je zu lösenden Vertrag, daß nach des Kaisers Matthias Ableben dem König das Elsaß, die Vogtei Hagenau und die Grafschaft Ortenburg zufallen, die Belehnung mit dem Reichslehen Finale zugefügt werden solle.“**) Khlesl, der sich bis dahin immer hinter das noch mangelnde Einverständniß mit Spanien verschanzt hatte, mußte jetzt ernstlich Hand an's Werk legen, um zunächst die Anerkennung Ferdinand's in den Erblanden zu bewirken, da man auf die in immer weitere Ferne entrückte Kaiserwahl nicht länger warten konnte. Den Anfang machte man mit Böhmen. Am 1. Mai 1617 verkündete den Ständen dieses Landes ein kaiserliches Patent, sie hätten sich am 5. Juni in Prag zu versammeln, um daselbst wegen des künftigen Königs von Böhmen zu verhandeln. Es mußte sich nun zeigen, ob die böhmischen Protestanten, welche die Mehrheit des Landtages bildeten, das Wahlrecht, das Rudolf und Matthias noch im Jahre 1608 ihnen ausdrücklich zugesichert hatten, auch zur Geltung bringen und jetzt im entscheidenden Augenblick sich

---

*) Vergl. Hurter VII, 67. Dieser Maximilian wird von Hurter selbst verschiedentlich als ein überaus loyales und rechtschaffenes Glied der Familie gepriesen! Wie mag es da erst mit der politischen Moral der andern ausgesehen haben!

**) Vergl. Hurter VII, 74.

Ferdinands für immer erwehren würden. Hätten sie gewußt, was sie ein Jahr später wußten, hätten sie namentlich von den spanischen Verhandlungen Ferdinand's schon jetzt Kenntniß gehabt, so würden sie wahrscheinlich besser zusammengehalten haben. Zwar empfanden sie ein gewisses Grauen vor Ferdinand und hätten gern einen Andern zum Nachfolger gewählt: schon im Jahre 1614 hatten einige böhmische Herren dem Kurfürsten von Sachsen die Krone angeboten. Allein es ging in Böhmen eben wie im Reiche: die gute Sache des Protestantismus ward durch die Unfähigkeit und Schlechtigkeit ihrer eigenen Vertheidiger zu Grunde gerichtet. Die Masse war ganz in den Händen der Führer, diese aber waren so roh und unwissend, daß sie ihr eigenes Recht nicht kannten und im entscheidenden Augenblick rathlos dastanden. Desto besser war die katholische Minderheit gerüstet. Diese Partei hatte die besseren Redner und Juristen und war den Gegnern an Geist und Wissen weit überlegen. Die königliche Botschaft verlangte, daß Ferdinand, zu dessen Gunsten die Brüder des Kaisers, Maximilian und Albrecht, auf ihre Ansprüche verzichtet hätten, als künftiger König von Böhmen „angenommen, ausgerufen und gekrönt werde." Die unmittelbar vor der Landtagseröffnung berufene Versammlung der obersten Beamten, die meist aus Katholischen bestand, erklärte sich mit dieser Botschaft vollkommen einverstanden; die beiden protestantischen Häupter Thurn und Fels, welche besser intriguiren und rebelliren, als ihre Sache vertheidigen konnten, waren gar nicht erschienen, die wenigen Protestanten, die sich eingefunden hatten, legten zwar gegen das Wort „Annahme" Verwahrung ein und machten das ständische Wahlrecht geltend, beriefen sich aber dabei auf das ältere böhmische Staatsrecht, worin sie von ihren besser unterrichteten Gegnern so siegreich wiederlegt wurden, daß sie verstummten. Ihr bestes Argument, daß nämlich ihr Wahlrecht erst vor wenig Jahren vom König selbst ausdrücklich anerkannt worden war, fiel ihnen gar nicht ein. Nach diesen Vorverhandlungen begann die hochwichtige Landtagsverhandlung selbst. Zuerst stimmten die hohen Kronbeamten ab. Auch hier wußten sich die Häupter der Opposition nicht besser zu helfen, als mit dem Verlangen einer Vertagung des Landtages; weil die übrigen böhmischen Kronländer erst zu berufen seien

und nur im Vereine mit denselben die Königsfrage entschieden werden dürfe. Es war dies offenbar nur ein chicanöser Nothbehelf, um die Frage, die man nicht zu lösen wußte, zu vertagen. Aber damit lieferte man den Gegnern nur neue Waffen: sie konnten leicht das Unerhörte dieser mit dem bisher bei jeder Gelegenheit bewiesenen böhmischen Nationalhochmuth plötzlich so arg contrastirenden Anschauung darthun; der Eindruck der schlagenden Wiederlegung, die ihr zu Theil wurde, und wobei man die Opponenten an ihre eigenen früheren Aeußerungen gegen die Schlesier erinnerte, war für die schwankenden Gemüther entscheidend. Außer den beiden ungeschickten Antragstellern selbst, nämlich dem Grafen Thurn und dem Colonna von Fels erklärten sich nun auch die protestantischen Kronbeamten mit Ferdinand's Wahl einverstanden und sprachen nur die Hoffnung aus, Ferdinand werde seinen Revers halten und die religiöse Freiheit nicht unterdrücken. Aller Augen ruhten jetzt auf dem Grafen Schlick, als die Reihe zu votiren an jene Mitglieder des Herrenstandes kam, die in keiner Bedienstung standen. Ihn, den beredtesten ihrer Führer, hatten die Protestanten in einer Vorversammlung einstimmig zum Sprecher erkoren, und wenn dieser dem Auftrage nur einigermaßen entsprach, so wäre ihm die Masse des Herrenstandes gefolgt, die Ritter hatten ihren Beistand zugesagt, und von den Städten ließ sich mit Gewißheit erwarten, daß sie dem Beispiele der höheren Stände folgen würden. Allein mit Schlick war vor wenig Stunden eine vollständige Sinnesänderung vorgegangen. Drohende Winke, die ihm von einem nahen Verwandten aus der katholischen Partei zugegangen, hatten seinen furchtsamen Charakter eingeschüchtert. Unmittelbar vor der Sitzung hatte er seinen Freunden mitgetheilt, daß er seine Ansicht geändert habe und während nun diese rathlos da saßen, weil zwar viele votiren, aber nur wenige reden konnten, stand er auf und bekannte frei und offen, daß er zwar die Absicht gehabt habe, auf Vertagung des Landtages und Berufung der Kronländer anzutragen, und das freie Wahlrecht zu verfechten, daß er aber durch die gehörten Reden eines Bessern belehrt worden sei und sich nun verpflichtet halte, für die Annahme Ferdinand's zum König zu stimmen. Niemand von allen folgenden Votanten wagte jetzt noch zu widersprechen, sie stimmten Alle einfach für Ferdinand's

Annahme zum König und so löste sich die Opposition, die noch gestern des Sieges so gewiß war, in ein klägliches Nichts auf.*)

So wurde Böhmen für Ferdinand und wie sich nun bald zeigen sollte, für den Katholicismus erobert, zwar noch nicht durch blutige Gewalt, aber durch einen parlamentarischen Sieg, der wichtiger und folgenreicher war als Waffensiege. Denn nun war Ferdinand rechtmäßiger König und der spätere Abfall Böhmens war unzweifelhafte Rebellion. An demselben Tage, an welchem der böhmische Landtag Ferdinand als König annahm, schloß Graf Onate öffentlich den Vertrag mit ihm ab, durch welchen der König von Spanien zu Gunsten Ferdinand's und seiner Erben auf alle Länder, die Matthias besessen, doch mit Verschweigung der ihm bereits zur Abfindung vertragsmäßig zugesicherten Abtretung des Elsaß, verzichtete. — Die böhmischen Herren, welche sich um die Wahl besonders bemüht hatten, wurden mit Gnadengeschenken und Aemtern belohnt, auch Khlesl, der sich das Hauptverdienst beimaß, erhielt große Summen, die, welche opponirt hatten, erhielten einen Verweis und scharfe Drohung; etliche verloren ihre Aemter, Graf Thurn, der sich bei dieser Gelegenheit höchst jämmerlich benahm, mußte seine reiche Sinecure des Burggrafenamtes von Karlstein, womit der kaiserliche Rath Martinitz belohnt ward, mit einer zwar im Range höheren, aber minder einträglichen Stelle vertauschen. So wurde das von den Protestanten bei des Matthias Thronfolge aufgestellte Recht der Neubesetzung der Stellen jetzt gegen sie gebraucht.**) Nachdem Ferdinand die Rechte und Freiheiten des Landes, also auch den Majestätsbrief beschworen, wobei seine Gewissensscrupel durch das Gutachten seiner Theologen beschwichtigt wurden, daß dieser Eid ihn nicht hindere, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit die Rechte der Kirche wieder zur Geltung zu bringen, ward er mit großem Pompe gekrönt und empfing die Huldigung aller Parteien, bald nachher ward er zu Brünn und Breslau auch von den Mährern und Schlesiern als Herzog angenommen. Die deutsch-österreichischen Lande wurden nicht

---

*) Vergl. die Abhandlung von Gindely über Ferdinand's Königswahl. Wien 1859.

**) Siehe oben pag. 768.

gefragt, bei ihnen ward die Huldigung als selbstverständlich betrachtet. Desto größere Schwierigkeiten fand Ferdinand bei den Ungarn; alle Versuche, sie zur Anerkennung seines Erbrechts zu bewegen, schlugen fehl und Ferdinand mußte endlich, um nicht Alles zu gefährden, sich zur Gewährung ihrer Forderungen und zur urkundlichen Anerkennung ihres Wahlrechts bequemen. Es war hohe Zeit, daß seine Wahl am 16. Mai 1618 endlich zu Stande kam, denn acht Tage später brach der böhmische Aufruhr aus. Aber auch dann noch stieß seine Krönung auf großen Widerstand, es mußte ein Blitz zu Hilfe kommen, der in den Schloßthurm einschlug, in welchem die Krone lag; erst am 1. Juli erfolgte die Krönung und Huldigung.

Dagegen blieben alle Anstrengungen, ihm nun auch die Kaiserkrone zu verschaffen, nach wie vor vergeblich. War es auch gelungen, bei einem Besuche, welchen Ferdinand bald nach seiner böhmischen Königswahl mit dem Kaiser in Dresden machte und zu welchem auch Khlesl halb gezwungen ihn begleitete, Kursachsen für die Wahl zu gewinnen, so stellten sich dafür neue und größere Schwierigkeiten in den Weg. Der Versuch, welchen Khlesl schon im April 1617 gemacht hatte, durch den kaiserlichen Befehl, alle Sonderbünde aufzulösen, die Macht der Liga und der Union zu brechen, und eine Verständigung der Parteien zu erzwingen, hatte seinen Zweck gänzlich verfehlt. Die Union, die schon im Auseinanderfallen begriffen war, erneuerte jetzt ihren Bund, dessen vornehmster Zweck fortan auf die Vereitlung von Ferdinand's Kaiserwahl gerichtet war; sie trat nun erst mit allen Gegnern des Habsburgischen Hauses in offene Verbindung. Aber auch die Mitglieder der Liga, selbst Kurmainz nicht ausgenommen, waren mißtrauisch geworden und wollten ihren Bund durchaus nicht auflösen, und eben jetzt stiftete Maximilian von Baiern im Mai 1617 eine neue Liga, die unter seinem alleinigen Directorium stand, und welcher die fränkischen Bischöfe aus Angst vor den kommenden Dingen sich jetzt willig unterordneten. Dieser neue Bund legte die volle und unumschränkte militärische und diplomatische Leitung in die Hand des Herzogs, die übrigen Mitglieder hatten nur ihre sehr ansehnlichen Beiträge an Geld und Truppen zu stellen; die Verwendung derselben, selbst die Bestellung der Officiere, und die Entscheidung über Krieg

und Frieden stand lediglich bei Maximilian. Diese neue Liga, die sich von der alten ganz gewaltig unterschied, machte den Baiernherzog thatsächlich zum Dictator in Baiern und Franken. Die neue Liga vermied sorgfältig selbst die Namen der alten Liga, und verwahrte sich überhaupt so völlig vor jedem Zusammenhange mit der alten, daß selbst dem eigenen Bruder des Herzogs, dem Kurfürsten von Köln, der Zutritt verweigert wurde. Des Kaisers geschah in dem neuen Bunde gar keine Erwähnung mehr, nicht mehr wie in der alten Liga die Vertheidigung der Reichsverfassung und des Religionsfriedens, sondern lediglich die Aufrechthaltung der eigenen Sicherheit gegen die Anarchie des Reiches ward als der Zweck des neuen Bundes bezeichnet. — So erhoben sich jetzt mit erneutem Eifer die beiden äußersten Parteien zu gemeinsamer Opposition gegen die Familienpläne des Habsburgischen Hauses; an der Spitze dieser beiden Parteien standen Wittelsbachische Fürsten und es erscheint in diesem Zusammenhange als kein bloß zufälliges Ereigniß, daß diese beiden Häupter Maximilian von Baiern und Friedrich von der Pfalz schon seit einiger Zeit sich genähert hatten und eifrig mit einander über die Lage des Reiches verhandelten. Im Februar 1618 machte der Kurfürst Friedrich sogar einen persönlichen Besuch in München. Dieser lebhafte und trauliche Verkehr erregte bald großes Aufsehen und machte der spanischen und österreichischen Politik viel Sorge. In der That handelte es sich dabei um nichts Geringeres, als um Maximilians Kaiserwahl. Der Gedanke, diesen entschiedensten und schlagfertigsten Gegner der Protestanten zum Kaiser zu erheben, ging aber jetzt keineswegs etwa von der katholischen Seite aus, sondern er wurde im Gegentheil von dem Vorkämpfer der Protestanten, von dem calvinistischen Kurpfalz auf die Bahn gebracht und mit einem Eifer betrieben, der auf den ersten Blick erstaunlich scheint. Der Kurfürst Friedrich reiste, um ihn durchzusetzen, selbst nach Berlin und Dresden; sein Besuch in München hatte nur den Zweck, Maximilian zur eventuellen Annahme der Wahl zu bewegen. So sonderbar dies Alles scheint, so sehr war es doch leider in der Lage der Dinge begründet. Aus eigner Mitte konnten die Protestanten dem König Ferdinand keinen Bewerber entgegenstellen; Kurpfalz hätte sich denn selbst vorschlagen müssen! Seit-

dem Ferdinand so unerwartet zum Besitz der böhmischen Krone gelangt war und die spanisch österreichischen Pläne so guten Fortgang gefunden hatten, hielt man, wie es scheint, in Heidelberg keine österreichische Intrigue mehr für unmöglich; deshalb entschloß man sich, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen, und lieber den zwar eifrig katholischen, aber doch zugleich deutsch und unabhängig gesinnten Baiernherzog, der überdies zur eigenen Familie gehörte, auf den Thron zu setzen, als einen Fürsten, der sich gleich in seinen Anfängen als bloßes Werkzeug der spanischen Politik darstellte und die ganze Nation mit der Gefahr bedrohte, unter spanisches Joch zu gerathen. Ward Maximilian für Ferdinands Wahl gewonnen, so war dieselbe so gut wie gesichert, die Protestanten hatten dann nicht mehr Macht genug, sich ihr mit Erfolg zu widersetzen. Ließ sich dagegen Maximilian bewegen, die Krone aus der Hand der Protestanten anzunehmen, so ward entweder er gewählt oder es kam dann gar keine Wahl zu Stande. Die protestantische Partei hatte dann wenigstens Zeit gewonnen und einstweilen den großen Vortheil errungen, ihre beiden gefährlichsten Widersacher unheilbar entzweit zu haben. Diese große Gefahr für den Katholicismus und für das Haus Habsburg ward auch an den katholischen Höfen vollkommen begriffen, und so groß auch Maximilian's Ehrgeiz, so groß auch seine Erbitterung gegen Oesterreich sein mochte, so war er doch ein zu guter Katholik und hatte zu viel von jener Jesuitendisciplin, durch welche die katholische Welt der protestantischen überhaupt so unendlich überlegen war, um nicht für alle Lockungen der pfälzischen Verführer taub zu bleiben. Der Besuch des Kurfürsten im Februar 1618 war nur ein letzter, aber vergeblicher Versuch, den Herzog zu gewinnen. Aber ebensowenig war Maximilian geneigt, an den österreichischen Wahlumtrieben Theil zu nehmen. Er verharrte mit seiner Liga beiden Parteien gegenüber in zuwartender Stellung und sah den kommenden Dingen entgegen, um daraus für den Katholicismus und das Haus Baiern den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. So sahen sich denn die Erzherzöge trotz aller Anstrengungen von dem ersehnten Ziele weiter als je entfernt, und eben jetzt brach noch während der Verhandlung mit den Ungarn in Böhmen eine Bewegung aus, welche auch die kaum sichergestellte Erbfolge in den österreichischen Erblanden

wieder gefährdete und der ganzen Habsburgischen Herrschaft ein Ende zu machen drohte.

Die Böhmen waren nämlich mit der ihnen abgerungenen Anerkennung Ferdinand's im höchsten Grade unzufrieden. Die Häupter der Opposition sahen sich zurückgesetzt und bedroht; die katholische Partei erhob kühner ihr Haupt; schon ward in diesen Kreisen das verhängnißvolle Wort ausgesprochen: novus rex, nova lex, und nicht ohne Grund erbauten die Jesuiten zu Olmütz einen Triumphbogen. — Die Regierungsstellen wurden fast ganz mit Anhängern der Jesuiten besetzt, unter den zehn Statthaltern, welche Matthias in Böhmen zurückließ, waren nur drei „Unkatholische," die Stadt Prag erhielt zum königlichen Richter und zum Stadthauptmann eifrige Katholiken, die sofort durch ihre Verbote und Uebergriffe das Volk gegen sich aufbrachten. Es entstanden mannichfache Klagen über Verletzung des Majestätsbriefes, und die „Defensoren," deren Beruf es war, über der Beobachtung desselben zu wachen und die zu diesem Zwecke nöthigen Maßregeln zu ergreifen, lagen bald in hellem Kriege mit den kaiserlichen Beamten. So war den protestantischen Unterthanen des Benedictiner-Abtes zu Braunau und des Erzbischofs von Prag zu Klostergrab gegen die Bestimmung des Majestätsbriefes von ihren geistlichen Obrigkeiten verboten worden, Kirchen zu bauen.*) Die verletzten Unterthanen wandten sich an ihre Defensoren, die geistlichen Obrigkeiten an die kaiserlichen Behörden, und da jede Partei bei ihren Beschützern Recht behielt, so griffen beide zur Gewalt. Die Unterthanen

*) In dem gleichzeitig mit dem Majestätsbriefe geschlossenen und ihm an Rechtskraft durchaus gleichstehenden weiteren „Vergleiche" war das den Protestanten in den königlichen Städten zugestandene Recht des eigenen Kirchenbaues auf alle königlichen Güter, also auch auf die geistlichen Territorien ausgedehnt worden, welche nach böhmischem Staatsrecht ebenfalls zu den königlichen Gütern gehörten. Vergl. oben pag. 693. Mußten wir aus Mangel an hinreichender Kenntniß dieses Staatsrechts die Streitfrage weiter oben in unserer Darstellung der Entstehung des Majestätsbriefes unentschieden lassen, so belehrt uns jetzt der sonst gewiß nichts weniger als protestantenfreundliche Gindely in seiner Geschichte Rudolf's II., daß die Braunauer und Klostergraber mit ihrem Kirchenbau allerdings im strengen Rechte waren, was bei der großen Wichtigkeit, welche die katholische Partei stets auf diesen freilich untergeordneten Punkt gelegt hat, immerhin ein werthvolles Zugeständniß ist.

bauten, unbekümmert um die ergangenen Verbote, ihre Kirchen, wobei sie von den Defensoren ermuthigt und von ihren Glaubensgenossen mit Beiträgen unterstützt wurden; der Erzbischof ließ die fertig gewordene Kirche zu Klostergrab wieder abreißen und nöthigte diejenigen Unterthanen, die nicht wieder katholisch werden wollten, zum Verkauf ihrer Güter und zur Auswanderung; ein gleiches Loos war auch den Braunauern zugedacht; schon waren einige ihrer Wortführer gefangen hinweggeführt, schon sollte ihre Kirche versiegelt werden, da läuteten sie Sturm und verhinderten durch thätlichen Widerstand die Ausführung der kaiserlichen Befehle. Nun kamen scharfe Befehle aus Wien: es sollten Commissarien nach Braunau geschickt, den Braunauern der Prozeß gemacht, ihr Gottesdienst eingestellt werden; vergebens widerrieth eine gemäßigte Partei unter den katholischen Kronbeamten (darunter Slavata selbst) solchen Maßregeln, die man doch nicht durchzuführen die Macht habe. Ihre Vorhersagung traf ein, die Commissarien kehrten unverrichteter Dinge zurück, nachdem sie nur Oel in's Feuer gegossen hatten.

In unseren Geschichtsbüchern ist es herkömmlich geworden, die Streitigkeiten wegen Braunau und Klostergrab als die Ursachen oder Anlässe der böhmischen Revolution und des dreißigjährigen Krieges aufzuführen: sie waren aber, wie schon aus unserer bisherigen Darstellung hervorgeht, weder die Ursachen, noch auch die einzigen Anlässe; es dürfte überhaupt schwer sein, den nächsten Anlaß zu bestimmen. Jedenfalls fehlte es nicht an noch viel ärgeren Aufreizungen zur Empörung; wir erwähnen nur noch das in Prag ergangene polizeiliche Verbot, das Fest der heiligen, bis auf den heutigen Tag von jedem guten Böhmen vergötterten Männer Huß und Hieronymus zu feiern, sowie die polizeiliche Schließung der Bethlehemkirche zu Prag, weil die stiftungsmäßig zur Wahl berechtigten Magister der Hochschule gegen den Willen des ohnehin schon bei den Bürgern verhaßten katholischen Bürgermeisters und Raths und der königlichen Statthalter einen evangelischen Prediger gewählt hatten. Durch solche Schritte wurde die Erbitterung und Opposition des Adels und der radicalen Protestanten, der sogenannten Brüder, auch auf weitere Kreise, namentlich auch auf die Lutheraner und die Utraquisten, auf die Univer-

sität und die Prager Bürgerschaft übertragen, welche letztere sonst an dem Treiben der Stände wenig Geschmack fand und daher mit einigem Verstande bei der Königstreue hätte festgehalten werden können. Man hat bisher allgemein angenommen, daß jene aufreizenden Schritte von Ferdinand ausgegangen seien, der seit seiner Erhebung einen leitenden Einfluß auf die Geschäfte erlangt habe. Allein diese Annahme ist unrichtig; nicht wegen der wiederholten Betheuerungen Ferdinand's, daß er den Majestätsbrief zwar nicht billige und nie gegeben haben würde, ihn aber, nachdem er seine Haltung gelobt, auch treulich halten, jedoch die Auslegung nicht den Gegnern allein überlassen werde; denn es ist klar, daß solche Versicherungen, selbst ihre Ehrlichkeit vorausgesetzt, wenig Werth haben, da es noch niemals an Vorwänden und noch weniger an Sophisten gefehlt hat, um eine Verfassung so oder anders auszulegen. Ferdinand ist an der Aufreizung zur Revolution unschuldig aus dem einfachen Grunde, weil er überhaupt noch keinen leitenden Einfluß übte, vielmehr Matthias und Khlesl ihn gerade jetzt mit verdoppeltem Mißtrauen von den Geschäften fern hielten. Es war vielmehr nur der bornirte Eifer untergeordneter Werkzeuge, die hier wie so oft auf eigene Faust verfuhren und der Regierung, in deren Sinn sie zu handeln meinten, den größten Schaden zufügten. Das Merkwürdigste ist, daß Khlesl, im Widerspruch mit seiner sonst empfohlenen Mäßigung, diesen Eifer durch strenge Erlasse und Instructionen selbst schürte, weshalb die Vermuthung nahe liegt, daß er Ferdinand den Böhmen verhaßt, sich selbst aber dem neuen König eben so unentbehrlich machen wollte als dem alten.

Genug, es war bald dahin gekommen, daß die Führer der ständischen Opposition die Zeit für reif hielten, um sich des verhaßten Joches zu entledigen. Gegen das Verbot des Kaisers beriefen die Defensoren eine Versammlung von Notabeln, Beamten und Abgeordneten jeden Standes aus jedem Kreise nach Prag, „um über etliche schwere, den Majestätsbrief betreffende Gravamina zu berathen." Vergebens suchte man diese Versammlung durch Bitten und Drohungen zu verhindern; nur etliche Städte ließen sich einschüchtern und blieben anfangs aus. Noch mehr gereizt durch das ihnen vorgelesene kaiserliche Verbot zog die Versammlung, 150 Herren zu Pferde, mit Pistolen

bewaffnet, ihre Diener mit Feuerrohren versehen, von einer großen Menge Volkes begleitet, am 23. Mai Morgens gegen 10 Uhr nach dem Schlosse, wo die königlichen Statthalter, mit Ausnahme der drei utraquistischen, so wie zweier katholischer, gerade eine außerordentliche Sitzung hielten. Die beiden als hauptsächlichste Gegner des Majestätsbriefes am meisten verhaßten Räthe Martinitz und Slavata, welche man, wie es scheint mit Unrecht, für die eigentlichen Urheber der Reaction hielt, waren vorher gewarnt worden, aber gleichwohl erschienen. Auf diese hatten es die Anstifter des Auflaufs hauptsächlich abgesehen. Sie wurden mit den heftigsten, persönlichen und allgemeinen Vorwürfen bestürmt und trotz ihrer Unschuldsbetheuerungen nach der in solchen Fällen bei den Böhmen von Alters her gebräuchlichen Form der Lynchjustiz sammt ihrem Schreiber Fabricius aus einem Fenster des Sitzungssaales kopfüber in den achtundzwanzig Ellen tiefen Schloßgraben hinabgestürzt. Alle Drei fielen so glücklich, daß sie mit dem Leben davonkamen, was die Katholischen dem besonderen Schutze der Heiligen, die Protestanten bösen Zauberkünsten zuschrieben. Die Wuth der Aufrührer war mit dem Fenstersturz befriedigt, sonst hätte sie ja Niemand gehindert, die Hinabgeworfenen, von denen nur Fabricius sogleich nach Wien, Martinitz erst folgenden Tages nach München entfloh, Slavata aber noch ein Jahr lang in Prag Hausarrest hatte, worauf er nach Passau entwich, vollends zu tödten. Aber der Volkswahn schützte in diesem Falle seine eigenen Opfer; wie der zum Strange Verurtheilte, wenn der Strick riß, das Leben gewann, so durfte einer, an dem durch Fenstersturz „das Recht ergangen," nicht weiter verfolgt werden.

Mit diesem Fenstersturz begann die böhmische Revolution. Stellt sich auch die That zunächst nur als ein Wuthausbruch dar, so war doch die ganze Bewegung, wie es scheint, von einigen Häuptern, welche weitaussehende, den Genossen noch verborgene Pläne hatten, mit Vorbedacht veranstaltet worden.

Die eigentlichen Urheber waren Graf Thurn und Ruppa; dieser nahm als eifrigster Führer der Brüderunität die Stellung ein, welche früher der beredte, jetzt in hohem Alter stehende Budowec als das treibende und führende Element des böhmischen Protestantismus ein-

genommen hatte; neben ihm erscheint jedoch Graf Thurn fortan als das vornehmste Haupt und von ihm soll der Plan zum Fenstersturz allein ausgegangen sein: ein unruhiger, eitler und zweideutiger, im Grunde unbedeutender Mann, der sich zum Unglück der Böhmen für einen großen Feldherrn und Staatsmann hielt. Am zweiten Tage nach dem Fenstersturz wurde von den Ständen eine provisorische Regierung, bestehend aus dreißig Directoren, zehn aus jedem Stande, eingesetzt; Ruppa ward Präsident, er führte die Unterhandlungen mit dem Auslande und nahm die Weisungen Thurn's entgegen, der das Kriegswesen leitete. Die öffentlichen Rechtfertigungsschriften, welche sich auf das Recht der Nothwehr gegen die verbrecherischen Räthe beriefen und auf die alte „böhmische Gewohnheit, mit Feinden und Ruhestörern in solcher Weise zu verfahren," lagen mit einer Aufzählung der mannigfachen erlittenen Kränkungen schon bereit und wurden dem Kaiser zugestellt, während die Directoren sofort mit den Ungarn, Schlesiern, Mährern und Oesterreichern, so wie mit dem Auslande in Verbindung traten und auch im Innern sich zum Kampfe rüsteten und Nichts unterließen, um mit dem bisherigen Regiment und Wesen gründlich aufzuräumen. Zu diesem Zwecke ward am 25. Juni der Landtag eröffnet, welcher bis zum 19. März 1619 tagte, und die Revolution zugleich sanctionirte und durchführte. Die Katholischen wurden von ihren Aemtern entfernt, doch entgingen die Prager Rathsherren dem auch ihnen vom Volke zugedachten Fenstersturze, wie es denn den Leitern dieser Revolution selbst von ihren Feinden bezeugt wird, daß sie den Pöbel im Zaume gehalten und eine Wiederholung jener Plünderungs- und Zerstörungsscenen, welche die Revolution von 1609 und 1610 begleiteten, verhindert hätten. Dafür war die geordnete Umwälzung desto gründlicher, namentlich seitdem die Leiter im weiteren Verlaufe der Bewegung alle Brücken friedlicher Verständigung hinter sich abgebrochen hatten. Zunächst bewahrte die Empörung zwar noch auf einige Zeit wirklich oder scheinbar den Charakter der Nothwehr und gedieh nicht bis zum offenen Abfalle; man betheuerte, weder dem Kaiser, als rechtmäßigem König, noch den Katholischen ihre Rechte schmälern, sondern bloß die Rechte des Volkes gegen ihre Unterdrücker vertheidigen zu wollen. Nur zu diesem Zwecke wurden Kriegs-

völker geworben, Aufgebote erlassen, zur Bestreitung der Kosten die königlichen Gefälle und die Güter der Widerspenstigen eingezogen, Stifte und Klöster in Contribution gesetzt und schwere Steuern ausgeschrieben; auch geschah es zunächst nur der eigenen Sicherheit wegen, daß alle Jesuiten aus dem Lande verwiesen und gegen die Städte Budweis und Krumau, die einzigen, welche am Ende des Jahres in der Gewalt des Königs standen (von den 742 großen und kleinen Städten und Flecken Böhmens hatten sich nämlich anfangs noch sechzehn von der Bewegung ausgeschlossen), furchtbare Drohungen ausgesprochen wurden. Und so ließ sich auch die Verbindung mit den Glaubensgenossen der anderen Länder und des Auslandes zunächst durch die Nothwehr erklären. In der That fanden die Böhmen fast in allen Ländern der Habsburgischen Herrschaft und im ganzen protestantischen Europa fast noch größere Sympathien als im eigenen Lande. In Oesterreich selbst wagten zwar die Stände noch nicht, sich offen für die Aufständischen zu erklären, aber haufenweise zogen ihnen die Soldaten aus Oesterreich zu, ungeachtet der Kaiser alle Landgerichte aufforderte, sie nicht durchzulassen, da er ihrer selbst bedürfe. Auch die Ungarn, die man so eben nur mit großer Mühe und Nachgiebigkeit zur Wahl Ferdinand's und zur Huldigung bewogen hatte, verhehlten ihre Theilnahme an dem böhmischen Aufstande nicht und drohten wieder abzufallen. Die schlesischen Stände vereinigten ihre Beschwerden über Religionsbedrückung mit den böhmischen und sandten, zwar nicht zum Angriff, aber zur Abwehr und zur Vertheidigung des Majestätsbriefes, 3000 Mann Truppen den Böhmen zu Hilfe. Etwas spröder zeigten sich zwar die mährischen Stände; sie bemühten sich zu nächst, zwischen dem König und seinen böhmischen Unterthanen zu vermitteln und den Kaiser zur Abhilfe der Beschwerden zu vermögen, erklärten aber zugleich, daß wenn ihre Bitten nicht erhört würden, sie ihren lieben Vettern, Schwägern und Verbündeten die verlangte Hilfe nicht abschlagen könnten. Das stärkste Zeugniß für die den Böhmen günstige Auffassung der ganzen Bewegung legte aber der Kurfürst von Sachsen ab. Der sächsische Hof, vielleicht der conservativste der Welt und zugleich der bewährteste Freund des Kaisers, nahm sich schon aus Sympathie für die böhmischen Lutheraner und Utraquisten, vielleicht

auch im Hinblick auf frühere Verbindungen und Versuche, dem Kurfürsten die böhmische Krone zu verschaffen, der Rebellen mit auffallender Theilnahme an. Als Leonhard Colonna von Fels, eines der namhaftesten Häupter, an der Spitze einer böhmischen Gesandtschaft bald nach dem Ausbruch der Rebellion in Dresden erschien, eilte der abwesende Kurfürst herbei, sie ehrenvoll zu empfangen. Fels genoß fürstliche Ehren und intimes Vertrauen; er ward zu den Sitzungen des Geheimenraths gezogen und der Kurfürst entließ ihn mit den besten Zusicherungen, ja er trat den Truppen einige seiner Oberofficiere ab, bis er sie selbst brauchen werde. Kursachsen ließ sich dann zwar wieder durch eine kaiserliche Gesandtschaft bekehren, suchte aber doch noch längere Zeit eine vermittelnde Stellung zu behaupten und zeigte das wie es scheint aufrichtige Bestreben, den österreichischen Hof zu Concessionen an die Böhmen zu bewegen.

Mit einem Worte, der böhmische Aufstand erschien anfangs auch bei den conservativsten Protestanten, ja selbst bei gemäßigten Katholiken als ein Kampf der Nothwehr, unternommen lediglich zur Vertheidigung ihrer verbrieften Rechte. Indeß hatten freilich die Leiter des Aufstandes noch ganz andere Pläne, indem sie Böhmen, das noch so eben das habsburgische Erbrecht auf's Neue feierlich anerkannt hatte, von der habsburgischen Herrschaft für immer losreißen wollten, und zu diesem Zwecke allerlei Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Auslande anknüpften. Die erste Person, an die sie sich wandten, war der Fürst Christian von Anhalt, der überall seine Hand hatte, wo es einen Anschlag auf die habsburgische Herrschaft galt. Er warb für die Böhmen unter den Calvinisten und führte ihnen als vornehmsten Bundesgenossen den jungen und ehrgeizigen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu. Bereits im Jahre 1618 kam es zu einer förmlichen Uebereinkunft zwischen den Häuptern der Böhmen und dem Kurfürsten, durch welche Letzterem die böhmische Krone angetragen wurde. Auch des Kurfürsten Schwiegervater, König Jakob von England, ward für den Plan gewonnen und versprach demselben mit aller Kraft behilflich zu sein, falls nach Matthias Tode die böhmischen Stände dabei beharren würden. Bis dahin durfte nun freilich Kurpfalz keine öffentliche Unterstützung der Böhmen

wagen und begnügte sich daher, einstweilen zum Schein an den freilich fruchtlosen Versuchen Kursachsens Theil zu nehmen. Damit war aber den Böhmen wenig gedient. In dieser Lage erhielten sie einen unverhofften Bundesgenossen in Italien an dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Dieser eben so energische und unternehmende als ehrgeizige Fürst spielte in Italien eine ähnliche Rolle wie Kurpfalz in Deutschland; wie dieses mit den Holländern, so war Jener mit den Venetianern verbunden, und wie dieses in Deutschland, so suchte Jener in Italien die Habsburgische Herrschaft zu stürzen und die Politik Heinrich's IV. fortzusetzen. In schweren Kämpfen mit Spanien, aus denen er im Madrider Frieden von 1617 zwar keineswegs die Erfüllung seiner Wünsche, aber doch die Behauptung seiner Stellung davontrug, hatte er sich einen berühmten Namen gemacht und hielt sich jetzt für den ersten Helden und Staatsmann der Christenheit. Obwohl er wegen seines berüchtigten Anschlages auf Genf bei den Hugenotten nicht im besten Rufe stand, so verschmähte er doch die Verbindung mit den Ketzern nicht und bewarb sich schon seit Jahren um die Aufnahme in die Union. Er hatte während des spanischen Krieges mit den reichen Subsidien, welche ihm die Venetianer auch nach dem Frieden noch fortzahlten, den berühmten Söldnerführer Grafen Ernst von Mansfeld mit etlichen tausend Mann in Dienst genommen, welche durch den Madrider Frieden disponibel wurden und im Ansbachischen noch auf Wartegeld lagen. Auf die erste Nachricht vom böhmischen Aufstande stellte er diese Truppen, die er nicht abdanken und doch gern beschäftigen wollte, dem Kurfürsten von der Pfalz als Haupt der Union zur Verfügung, um dieselben den Böhmen zu Hilfe zu schicken. Indem der Herzog zugleich andeuten ließ, daß er bereit sei, die Kaiserkrone in Ermangelung eines geeigneteren Candidaten anzunehmen, stellte er weitere bedeutende Hilfe in Aussicht und ließ einen umfassenden Plan vorlegen, wie die spanisch-österreichische Macht auf allen Punkten anzugreifen und der drohenden Gefahr, daß durch die Nachfolge Ferdinand's, des notorischen Werkzeuges der spanischen Politik, die seit Ferdinand I. etwas gelockerte Verbindung zwischen der spanischen und der österreichischen Linie wieder hergestellt werde, am wirksamsten zu begegnen sei. Während

nun die bedächtigeren pfälzischen Staatsmänner diese Eröffnungen mit vorsichtiger Scheu erwogen und eine Kaiserwahl dem Savoyer um so weniger versprechen konnten, als sie den Herzog Maximilian von Baiern dafür noch immer zu gewinnen hofften, fing der von ihm ausgeworfene Funke bei den kühneren vorwärts drängenden Häuptern der Union, Christian von Anhalt und Joachim Ernst von Anspach, alsbald Feuer. Sie waren der Ansicht, daß jetzt in Böhmen die Sache von ganz Europa ausgefochten werde, daß man den trefflichen Bundesgenossen um so weniger zurückweisen dürfe, als man sich auf die eigenen Unionsglieder so gar nicht verlassen könne und jeden Anschlag vor ihnen verheimlichen müsse, während doch jetzt oder nie die Zeit sei, „wo alles Libelliren vergebens und salus patriae in nichts weiters als den armis zu suchen sei." Also ließ sich der kurpfälzische Hof auf vorläufige geheime Unterhandlungen mit Turin ein, von denen freilich die übrige Welt keine Ahnung hatte, und nahm die savoyische Hilfe einstweilen an. Mansfeld führte seine Truppen den Böhmen zu, welche diese Hilfe, obwohl ohne zu wissen, woher sie komme und wem sie gehöre, sich gern gefallen ließen. In den Augen der Zeitgenossen figurirte der Mansfelder als Parteigänger, der in ähnlicher Weise, wie es bei dem Passauer Volke der Fall gewesen, auf eigene Faust operire, obwohl er in der That von einem italienischen Fürsten mit dem Gelde der Venetianer dafür bezahlt wurde. Er errang auch bald einen wichtigen Erfolg, indem er im November 1618 das feste Pilsen erstürmte, womit die Verbindungen Böhmens mit der zu den Gebieten der Union gehörenden Oberpfalz hergestellt, die wichtigsten Päffe zwischen Böhmen und Deutschland gesichert und die Böhmen in den Stand gesetzt waren, aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

Und so nahm denn die böhmische Revolution einen für das Habsburgische Gesammthaus sehr gefährlichen Charakter an. Die eigenen Länder zum Abfall bereit, die besten Freunde verzagt oder den Rebellen geneigt, die Feinde schon entschlossen, ihr die größte Ausdehnung und dem zusammenbrechenden Reiche vollends den Gnadenstoß zu geben. Indeß war im Kaiserhause selbst auf's Neue die ärgste Zwietracht ausgebrochen. Zwei Parteien standen sich am Hofe

gegenüber. Die eine, aus den älteren Politikern bestehend, an ihrer Spitze Khlesl, rieth zu Concessionen an die Böhmen und zu friedlicher Beilegung; zu der andern Partei gehörten die thatendurstigen Cavaliere, meist fremde im Ausland geworbene Officiere, unter denen sich der Lothringer Dampierre als Reiterobrist einen Namen machte — diese Partei der Erzherzöge und des spanischen Gesandten drang auf kriegerische Maßregeln. Ein um jene Zeit verfaßtes Memorial rieth dem Kaiser, da die ganze Bewegung nur vom Adel ausgehe, Aufhebung der Leibeigenschaft und Befreiung der Unterthanen von der Tyrannei ihrer Herren zu verkünden. Allein man mochte wohl gute Gründe haben, einen solchen Rath nicht zu befolgen. Im Gewirr dieser Meinungen und Rathschläge hörte Matthias mehr als je auf Khlesl's Rath, was dessen Gegner so in Wuth versetzte, daß sie sich des verhaßten Cardinal-Ministers durch einen, dies Mal wohl gelungenen, Gewaltstreich entledigten. Khlesl sollte jetzt den „Dank vom Haus Oesterreich" erfahren, in dessen Dienste er ergraut war, und für dessen Machterhaltung in schwieriger Zeit er unleugbar das Meiste gethan hatte. Die That war, wie es scheint, schon seit einiger Zeit beschlossen, man hatte die Ausführung nur so lange verschoben, bis Ferdinand die Kronen von Böhmen und Ungarn rechtmäßig besaß, zu deren Erlangung Khlesl's Einfluß unentbehrlich war. Gehässig wie der Staatsstreich war dessen Ausführung. Vom Erzherzog Maximilian persönlich zu einem Besuche bei König Ferdinand eingeladen, folgte der Cardinal (am 20 Juli um 2 Uhr Nachmittags) der Einladung, wurde im Vorzimmer von dessen Officieren Collalto, Dampierre, Montecuculi verhaftet, und durch eine Schwadron Dampierrescher Reiter sofort nach Tyrol in das Schloß Ambras gebracht. Dem krank zu Bette liegenden Kaiser theilten dann die Erzherzöge das Geschehene als ein Gebot der Nothwendigkeit mit. Matthias wagte keinen Widerspruch; er biß in den Zipfel seines Leintuchs und hörte ihrer Rede schweigend zu; erst als sie wieder fort waren, seufzte er auf: „Die Böhmen haben mich schwer gekränkt, aber Brüder und Vettern machen es noch schlimmer!" „Ich sehe wohl," sagte die Kaiserin, „mein Gemahl lebt Euch zu lange!" Vergebens jammerte der Kranke nach seinem Minister, vergebens befahl er, denselben frei zu lassen, die Räthe der Erzherzöge,

ja diese selbst wollte er verhaften lassen, aber zu alle dem reichte seine Kraft, vielleicht auch sein Ansehn nicht mehr aus; wie die Erzherzöge mit ihm umgingen, erhellt aus dem Schluß einer Schrift, die sie ihm überreichten, und worin es hieß: „der Kaiser wolle bedenken, wie man, um des Hauses Untergang zu verhüten, mit Rudolf verfahren sei, dem doch Khlesl nicht könne verglichen werden." Genug, Matthias fügte sich und ließ sich endlich überreden, „daß dem losen Lecker sein Recht widerfahren sei." Am 29 Juli verglich er sich mit den Erzherzögen dahin, daß „Khlesl des Gesammthauses Gefangener bleiben, ihm aber kein Leid zugefügt werden solle;" Ferdinand gab eine schriftliche Erklärung von sich, „ohne des Kaisers Willen während dessen Leben in keine Regierungsgeschäfte sich einmischen zu wollen." Auch der Papst und dessen Nuntius, der wohl nur zum Scheine durch die Verletzung der Cardinalswürde sich sehr beunruhigt fühlte, ließen sich beschwichtigen. Gregor XV. begnügte sich damit, den Verhafteten nach Rom zu verlangen, damit er einem Gericht von Cardinälen übergeben werde. Diesem Verlangen wurde jedoch erst nach vier Jahren entsprochen, als Ferdinand sich hinreichend befestigt fühlte, um den Cardinal nicht mehr zu fürchten. Derselbe erlangte erst in Rom seine Freiheit und einen Theil der ihm bei seiner Verhaftung geraubten Schätze zurück; es trat später eine vollständige Versöhnung ein; Ferdinand bediente sich sogar seiner Dienste in Rom und bewog ihn sogar endlich — vielleicht doch, weil man ihn vor Khlesl's Umtrieben in Rom warnte — im Jahre 1628 zur Rückkehr in seine Bisthümer nach Oesterreich, wo er mit Hinterlassung eines großen Vermögens im Jahre 1630 gestorben ist.

Khlesl's Sturz ward von keiner Partei beklagt; die Spottlieder und Verwünschungen der Katholiken und der Protestanten folgten ihm in's Exil; eine Menge der schwersten Anklagen wurden gegen ihn erhoben, von denen die der groben Bestechlichkeit (wonach er z. B. von den Türken und den Venetianern große Summen dafür bezogen habe, daß er Ferdinand in seinen Kriegen ohne Hilfe gelassen) durch die Reichthümer, die man bei ihm vorfand, nur allzusehr bekräftigt wurden. Dennoch machte dieser Staatsstreich weit und breit einen schlimmen Eindruck; mit Recht bezeichneten ihn die Gegner Ferdinands im Reiche als eine

Probe der Behandlung, deren sich auch Andere von Ferdinand würden zu versehen haben, und als einen entscheidenden, zur That mahnenden Wendepunkt der Ereignisse. Indeß zunächst war durch Khlesl's Sturz für die Kriegspartei wenig gewonnen; es scheint, daß Matthias jetzt nur um so eifersüchtiger auf seine Autorität hielt, und sich nichts vorschreiben lassen wollte; die Katholiken klagten laut, daß nichts mit ihm anzufangen sei, Ferdinand verließ sogar Wien kurz vor des Kaisers Tode und kehrte nach Graz zurück. Mehr noch als durch des Kaisers Widerwillen ward die Kriegspartei durch den Mangel an Hilfsmitteln gelähmt. Zwar hatte man mit den bei Khlesl gefundenen Geldsummen frische Truppen gegen die Böhmen geworben, zu ihrem Befehlshaber ward um hohen Sold der im Kampfe gegen die Niederländer erprobte belgische Kriegsobrist von Bucquoi gewonnen. Indeß obwohl zu Wien die Werbetrommel fast täglich erschallte, wollte es mit den Rüstungen doch nicht recht vorwärts. Es fehlte schon bald wieder an Geld, vergebens waren die Wiener Kaufleute um ein Darlehen angegangen worden, und die Bevölkerung hatte keine Lust zum Kriege. So bestand trotz aller Anstrengungen Bucquoi's Heer noch Ende August kaum aus 11,000 Mann, von denen 2000 krank waren; es war den Böhmen weder an Zahl, noch an Tüchtigkeit, am wenigsten an kriegsfreudiger Begeisterung gewachsen; den Kern des Heeres bildeten die wallonischen Reitergeschwader Dampierres, diese brachen zuerst in Böhmen ein; sie hausten aber in Feindes- und Freundesland so entsetzlich, daß schon die österreichischen Unterthanen lieber die Böhmen im Lande haben wollten, als die Kriegsknechte ihres Herrn. Sie waren zum Mordbrennen geschickter, als zum Kriege, überdies herrschte zwischen Bucquoi und Dampierre keine Uebereinstimmung; genug, die Kaiserlichen pflückten in Böhmen keine Lorbeeren, zogen sich endlich vor der unter dem Grafen Thurn gegen sie heranziehenden böhmischen Hauptmacht ganz aus dem Lande zurück, nur bedacht, sich in dem festen Budweis zu behaupten, und die großen Theils der eigenen Partei in Böhmen geraubte Beute in Sicherheit zu bringen, die jedoch den Böhmen in die Hände fiel. Diese drangen jetzt ihrer Seits in Oesterreich ein, und bald stand Thurn nur noch sieben Meilen von Wien. Dort am Hoflager des Kaisers herrschten Angst und

Verwirrung. Zwar wird berichtet, Matthias habe mit Gleichmuth zu Ferdinand geäußert: „Ich höre, meine Böhmen spazieren mir gar in's Land hinein," worauf dieser erwiedert habe: „Ja, sie kommen nur allzunahe," aber in den Acten ist von diesem Gleichmuth nichts zu bemerken. Flehentliche Hilferufe ergingen nach allen Seiten, an katholische und unkatholische Höfe. Schon während des Sommers hatte auch der Kriegseifer gewaltig nachgelassen und man hatte sich endlich bequemt, zu friedlicher Ausgleichung mit den Böhmen die Vermittlung der ansehnlichsten Reichsfürsten (sogar des Kurfürsten von der Pfalz!) dringend in Anspruch zu nehmen.

Von diesen Vermittlern gab sich namentlich der Kurfürst von Sachsen die größte Mühe, die Böhmen zur Unterwerfung, den Kaiser zur Abhilfe ihrer Beschwerden und zur besseren Erfüllung des Majestätsbriefes zu bewegen. Zwischen Wien, Dresden und Prag fanden lebhafte Verhandlungen statt. Auch andere, dem Kaiser befreundete Fürsten, wie der Landgraf von Hessen-Darmstadt, nahmen an diesen Bemühungen Theil, und dieselben liefern den besten Beweis, wie sehr diese Mittelpartei im Reiche, deren gut habsburgische Gesinnung außer Frage stand, gerade im Interesse des Kaisers den böhmischen Brand fürchtete und zu löschen suchte. Ein mächtiger Beweggrund für dieselbe bestand in der Besorgniß, daß dieser Kampf den Calvinisten und der kurpfälzischen Politik zu Statten kommen und eine radicale Umwälzung des Reiches zur Folge haben könne. Allein die Böhmen zeigten sich sehr spröde; mit ihren Erfolgen und Aussichten steigerten sich ihre Ansprüche; zuerst wollten sie auf eine Niederlegung der Waffen nicht eingehen; dann knüpften sie an den ihnen bis zum Austrag der Streitigkeiten angebotenen Waffenstillstand unerfüllbare Bedingungen; so sollte Kursachsen sich verpflichten, denjenigen Theil zu bekriegen, der den Waffenstillstand zuerst breche; jeder Theil sollte stehen bleiben, wo er stehe und keiner seine gegenwärtigen Standquartiere verlassen, so daß die Böhmen in Oesterreich hätten bleiben dürfen, auch sollte der Kaiser selbst in den angränzenden Ländern weder Musterplätze ausschreiben, noch Durchzüge veranstalten. Man sieht, die Böhmen traueten ihrem Gegner nicht; sie waren über alles, was in Wien vorging, auf's Genaueste unterrichtet und wußten, daß die Kriegs-

partei bloß Zeit gewinnen wolle, um mit spanischer Hilfe den Böhmen im Frühling „die Gurgel desto bequemer abstechen zu können.“ Sie meinten, es sei gerathener „mit jesuitischen und spanischen Praktikanten gewaffnet zu unterhandeln“ — Ueberhaupt aber wollten die Böhmen von der habsburgischen Herrschaft nichts mehr wissen; sie warteten nur noch auf den Tod des Kaisers, um sich von derselben ganz loszusagen; die Pläne der Häupter traten immer offener hervor, während die revolutionäre Gährung, durch Predigten und Flugschriften genährt, sich im Volke steigerte; die ganze Bewegung nahm immer entschiedener die Richtung auf volle nationale Befreiung und Umgestaltung und war daher leider auch, gleich den ähnlichen Bewegungen zur Zeit der Hussitenkriege, mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen die deutsche Bevölkerung gerichtet, welche wie damals am treuesten zum deutschen Herrscherhause hielt. Der im Juni eröffnete böhmische Landtag nahm die ganze Regierungsgewalt an sich, schrieb umfassende Truppenaushebungen und schwere Kriegssteuern aus, alle Katholiken wurden ihrer Aemter entsetzt und drei und dreißig der angesehensten Männer, darunter der Erzbischof von Prag verbannt. Die Beamten mußten der provisorischen Regierung, d. h. den „Directoren“ den Eid der Treue schwören. Auf den Münzen, welche die Directoren prägen ließen, fehlte Bild und Name des Königs. Noch ehe der Landtag (am 19. März 1619) auseinanderging, also noch ehe der nur durch Gerüchte voreilig gemeldete Tod des Kaisers wirklich eingetreten war, faßten die böhmischen Stände eine Reihe von Beschlüssen, welche in den künftigen Friedenstractat aufgenommen werden sollten, und worin sie sich von der österreichischen Herrschaft gänzlich lossagten und sowohl dem katholischen Kirchenthum, als der deutschen Nationalität vollständig den Krieg erklärten. Sie erklärten darin, daß der Einfall fremden Kriegsvolkes in ihr Land ihnen „gänzliche Anleitung“ gebe, einen neuen König zu wählen; daß die Verbindung des Königreichs Böhmen mit dem Haus Oesterreich gänzlich aufhören müsse, weil ihnen daraus so viel Verderben erwachsen sei; daß alle Emigranten, die sich von den Ständen abgesondert, für immer verbannt, ihre Güter eingezogen werden sollen; daß die von den Katholischen niedergerissenen utraquistischen Kirchen von ihnen wieder erbaut, die vertriebenen

utraquistischen Prediger in ihre Pfarren wieder eingesetzt, die Jesuiten nie mehr im Reich geduldet, ihre Güter eingezogen werden sollen; die Pilsner und Budweiser sollen vertilgt, mindestens ihre Güter confiscirt werden; die Güter des Erzbischofs und anderer Prälaten sollen zur Tilgung der Landesschuld und zur Errichtung von protestantischen Akademien verwendet werden; die Landgerichte sollen paritätisch, die obersten Landesstellen nur mit Utraquisten besetzt werden, der neue, papistische Kalender soll wieder abgeschafft werden; die „Ausländer, welche im Königreich als Einwohner oder Bürger in den Städten aufgenommen“ sind (d. h. die ganze seit Jahrhunderten in Böhmen eingebürgerte deutsche Bevölkerung) sollen ihre Kinder die böhmische Sprache lernen lassen, und nur solche, welche dieser Sprache mächtig sind, sollen künftig die Grundstücke ihrer Eltern erben dürfen; nur solche dürfen künftig als Neubürger aufgenommen werden; erst im dritten Geschlecht sollen die Nachkommen von Neubürgern zu öffentlichen Aemtern gelangen; die böhmische Sprache soll künftig die allein geltende Gerichtssprache und in allen Kirchen und Schulen, wo bis vor zehn Jahren in böhmischer Sprache gepredigt und unterrichtet wurde, die allein gültige Kirchen- und Schulsprache sein.*)

Es ist wohl das stärkste Zeugniß gegen die damalige habsburgische Herrschaft, daß trotz dieser Feindschaft der Böhmen gegen die deutsche Nation und gegen das Haus Habsburg die böhmische Rebellion nicht bloß im übrigen Deutschland, sondern ganz besonders in Oesterreich selbst beim Volke die größte Sympathie fand. Ungestümer als je zuvor machten die Stände in Niederösterreich ihre Religionsbeschwerden geltend und verlangten Befolgung der ihnen im Jahre 1609 von Matthias gegebenen Verheißungen und Garantien für deren künftige Aufrechthaltung. Ihren Beschwerden schloß sich ein großer Theil der Wiener Bürger an; es kam zu lärmenden Scenen, zu einer Sturmpetition der Stände; die städtischen Magistratswahlen kamen nicht vollständig zu Stande. Die Stände von Oberösterreich stellten gar Truppen auf, verwehrten den Kaiserlichen den Durchzug und

*) Diese Beschlüsse sind bei Hurter VII, 608 ff. als „kurzer Extract“ nach freilich weder authentischen noch ganz unverdächtigen Handschriften abgedruckt.

die Werbung und verlangten von Thurn Hilfe, um dem von Budweis heranziehenden kaiserlichen Volke den Weg zu verlegen. Viele katholische Geistliche flüchteten vor der drohenden Erbitterung des Volkes in's Salzburgische; diese Erbitterung steigerte sich durch das schon damals verbreitete Gerücht, die Regierung wolle das Land, um Geld zu bekommen, an Baiern versetzen.

Wenn die eigenen Erbländer und zwar die ältesten der Monarchie so dachten, dann darf es uns nicht befremden, und es ist lächerlich, sich darüber zu entrüsten, daß die Häupter der deutschen Union und mit ihnen die ganze protestantische Partei in Europa für den Aufstand Partei ergriffen. Jedermann begriff, daß in Böhmen die Sache des Protestantismus gegen Rom und das Haus Habsburg ausgefochten werde. Das unheimliche Gefühl, daß mit der demnächstigen Thronbesteigung Ferdinands die Spanier und die Jesuiten, die unter den bisherigen Kaisern doch nur halbe Erfolge errungen hatten, ganz zur Herrschaft gelangen und eine katholisch-spanische Weltherrschaft im Sinne Philipps II. aufrichten würden, lastete wie ein Alp auf der protestantischen Welt und selbst die bornirtesten Lutheraner konnten sich desselben nicht ganz erwehren. Die Häupter des böhmischen Aufstandes unterließen nicht, dies allgemeine Interesse ihrer Sache geltend zu machen und allenthalben Hülfe zu fordern. An Zusicherungen scheint es ihnen nicht gefehlt zu haben; einige Hilfe an Geld, Waffen und Truppen war ihnen auch von verschiedenen Seiten bereits zu Theil geworden. Aber auch die spanische Regierung war nicht müssig; Philipp III. hatte bereits dem Kaiser 300,000 Ducaten anweisen lassen; er machte sich anheischig, weitere 600,000 Ducaten zu Kriegsrüstungen herzugeben und im Fall des Kaisers Werbungen keinen genügenden Erfolg haben sollten, Hilfe aus Italien und den Niederlanden zu schicken. Von größtem Interesse mußte jetzt die Frage sein, welche Stellung Maximilian von Baiern zu diesem Kampfe einnehmen werde. Von allen Seiten, von den Böhmen und der Union, von dem Kaiser und dem König Ferdinand von Spanien und dem Papste sah er sich umworben; die Protestanten hofften, er werde neutral bleiben, die katholischen Höfe beschworen ihn um Hilfe, mindestens um Vermittlung bei den Böhmen, und Maximilian hatte jetzt die Genug-

thuung, vom Hause Habsburg als Retter in der Noth angefleht zu werden; aber damit allein war ihm noch nicht gedient; er verharrte vorerst beiden Parteien gegenüber in spröder Zurückhaltung und obwohl er dem Kaiser von jeder Nachgiebigkeit gegen die Ketzer und Rebellen entschieden abrieth, jede Vermittlung auf der Grundlage des Majestätsbriefes von sich abwies und zur äußersten kriegerischen Gegenwehr ermahnte, so befleißigte doch er selbst sich so sehr der strengsten Neutralität, daß er dem Kaiser sogar die Werbungen abschlug und auf dessen Darlehnsgesuche sich mit eignem Geldmangel entschuldigte. Dieses Verhalten rechtfertigte er damit, daß ihm nach Auflösung der Liga, welche einst den Unirten die Spitze geboten, nichts Anderes übrig bleibe, als bloß an die eigne Sicherheit zu denken. Seine Lande seien auf allen Seiten ohne Schutz den Angriffen der Böhmen und der Unionsstände ausgesetzt; unmöglich sei es, zugleich dem Kaiser zu helfen und sich selbst zu vertheidigen; bestände aber die Liga wieder in voller Kraft oder würde jetzt noch von allen katholischen Staaten mehr Ernst gezeigt als früher, dann solle es an ihm nicht fehlen. — Mit anderen Worten, Maximilian wollte sich an dem Kampfe nicht ohne Gegenleistungen und jedenfalls erst dann betheiligen, wenn ihm die thätige Mitwirkung der katholischen Mächte, sowie die Leitung des Kampfes gesichert war. Er sah sich jetzt diesem Ziele nahe: durch den Sturz Khlesl's und den am 2. November erfolgten Tod des Erzherzogs Maximilian waren seine Hauptgegner beseitigt und so hoch war die Noth und Rathlosigkeit am Kaiserhof gestiegen, daß Spanien und der Kaiser den Herzog jetzt selbst um Wiederherstellung der Liga baten. Selbst der Kurfürst von Mainz, der auch jetzt widerstrebte, mußte sich fügen; auf einer von ihm berufenen Versammlung der katholischen Reichsstände zu Oberwesel wurde am 26. Januar 1619 die Wiederherstellung der Liga auf sechs Jahre, jedoch mit dem wichtigen Zusatze beschlossen, daß dieselbe zwar aus zwei Kreisen, einem oberländischen unter dem Directorium und Militärbefehl des Herzogs von Baiern und einem rheinischen unter dem Directorium des Kurfürsten von Mainz und der Kriegsleitung des Herzogs von Lothringen bestehen, beide Kreise jedoch unter dem Oberbefehl des Herzogs von Baiern stehen sollten. Indeß so ehrenvoll auch dieser An-

trag war, so wollte ihn Maximilian doch nicht ohne Weiteres annehmen; er stellte Bedingungen und verlangte vor Allem, daß solche Rüstungen gemacht würden, von denen man sich einen entscheidenden Erfolg versprechen könne und daß das Verhältniß Oesterreich's zur Liga auf's Genaueste bestimmt würde.

Während dieser Verhandlungen starb Kaiser Matthias, am 20. März 1519. Sein Tod, obwohl längst erwartet, kam dennoch Allen noch etwas zu früh; er traf alle Parteien mitten in den Berathschlagungen und Vorbereitungen zu dem furchtbaren Kampfe, der sich seit langer Zeit vorbereitet hatte, seit Jahren hinausgeschoben war, nun aber wie ein unabwendbares Verhängniß über das Reich hereinbrach.

Es mußte sich nun zeigen, wie die große Prüfung werde bestanden werden, welche auf lange Zeiten für das Schicksal Deutschlands und der Welt entscheidend werden sollte. Wohl Niemand ahnte nur von ferne den Verlauf und das Ende des langen furchtbaren Ringkampfes, der einst auf den Schlachtfeldern Frankreichs begonnen, nun auf deutschem Boden ausgefochten werden sollte. Wohl hatte seit einem halben Jahrhundert die katholische Partei im Reiche Sieg auf Sieg errungen; aber sie selbst wußte am besten, wie wenig es mit diesen Siegen auf sich habe, die doch nur das Product einer Reichstagsmehrheit waren, welche nicht die Mittel hatte, einen ernsten Kampf zu führen, und welche eben nur dadurch bisher hatte siegen können, daß ihre Gegner aus innerer Zwietracht und aus Thatenscheu dem Kampfe ausgewichen waen. Wohl hatte die katholische Partei an Maximilian von Baiern einen Führer gefunden, wie die Gegner keinen aufzuweisen hatten, aber die Geschichte der Union und Liga hatte doch auch gezeigt, wie wenig selbst dieser Führer auszurichten vermochte, sobald die Protestanten nur einigermaßen zusammenhielten, und wie übel es mit seiner eigenen Partei bestellt war. Jetzt nun lag die Großmacht Oesterreich, die das Haupt der katholischen Welt bildete, in vollem Abfall ihrer Völker ohnmächtig am Boden und verstärkte das Lager der Gegner, und es war sicher keine bloße diplomatische Ausrede Maximilians, wenn er trotz aller Feindschaft gegen die Protestanten doch

Bedenken trug, durch einen Krieg für das Haus Habsburg, der ihm die Böhmen und die Union zu Feinden machte, die eigene Existenz auf's Spiel zu setzen. Wohl hatten die Habsburger große Verbündete an dem Papste, dem Könige von Spanien, der noch immer für den mächtigsten und reichsten Herrscher in Europa galt, auch an dem mit Ferdinand ebenfalls nahe verwandten, eifrig katholischen König von Polen, sogar an dem französischen Hofe, der seit dem allzufrühen Tode Heinrich's IV. und der engen zwischen beiden Königshäusern geschlossenen Familienverbindung in allen Fragen der europäischen Politik im spanischen Schlepptau lag und z. B. auf die Nachricht von dem böhmischen Aufstand den König von Spanien bitten ließ, solche Frevelthat nicht unbestraft zu lassen. So bildeten die großen katholischen Fürstenhöfe eine Familien- und Glaubensallianz, welche der in Sectenhaß und vielfacher politischer Entzweiung zerfallenen protestantischen Staatenwelt gegenüberstand und deren Mittelpunkt das Haus Habsburg war. Aber dennoch hatten die katholischen Mächte alle Ursache, den Kampf zu fürchten; sie suchten ihm jetzt, wo er schon ausgebrochen war, noch auszuweichen und riethen ernstlich, sich wo möglich mit den Böhmen zu vertragen. Der Papst hatte noch jüngst an dem Beispiele der Venetianer, der König von Spanien an den Niederländern und so eben an dem Herzog von Savoyen im Mantuanischen Erbfolgekrieg erfahren, daß selbst einen kleinen, aber entschlossenen und tüchtigen Gegner auf eigenem Boden zu bekämpfen nicht gerathen sei. Wenn jetzt das große protestantische Deutschland nur einen Theil des Heldenmuthes und der Eintracht zeigte, woran in den Niederlanden die unermeßlichen Hilfsmittel Philipps II. zerschellt waren, was hätte dann die in vollem innerem und äußerem Verfall befindliche Macht Philipps III. vermocht, die nur mühsam noch den Schein der Größe und des Reichthumes aufrecht hielt. Auch von dem französischen Hofe war keine Hilfe zu erwarten, derselbe hatte mit sich selbst genug zu thun; auch stand dort noch immer eine mächtige Hugenottenpartei in Waffen, mehr als je dem in Parteien gespaltenen Hofe des jungen Königs und der Königin Mutter imponirend und mehr als je bereit, sich allenfalls mit den ausländischen Glaubensgenossen zu verbinden. Der König Sigismund von Polen war viel zu ohnmächtig

im eigenen Lande, um seinem Schwager Ferdinand helfen zu können; seine eigenen, gerade wegen seiner Beziehungen zu Ferdinand und dem Papste aufgebrachten Stände hatten so eben, im August 1618, gegen seinen Willen einen Waffenstillstand mit dem schwedischen Erbfeind geschlossen und er mußte es eben geschehen lassen. Und im südöstlichen Europa hatten sich die politischen Verhältnisse für das Haus Habsburg wieder so drohend als nur je gestaltet. Mehr als je lag die Grenzvertheidigung gegen die Türken darnieder, seitdem Ferdinand die spärlichen Kräfte gegen die Venetianer und jetzt gegen das eigene Volk brauchte; die Ungarn, tief erbittert, waren entschlossen, sich den Böhmen anzuschließen; schon hatte Bethlen Gabor in Siebenbürgen sich mit ihnen verbunden und starke Hilfe verheißen; auf die Nachricht vom Tode des Matthias nahm er sogar, im Einverständniß mit einer mächtigen Partei unter den Magnaten, den ungarischen Königstitel an und wurde dabei von den Osmanen unterstützt.

Mit einem Worte, die Aussichten der katholischen Partei, die noch am Anfange des Jahrhunderts auf allen Linien zum Angriffe geblasen, hatten sich seitdem eher verschlimmert als verbessert, ihre Hoffnungen in Deutschland beruhten auch in der That weniger auf der eigenen Macht als auf der Zerfahrenheit und Schwäche ihrer Gegner. Beide Theile verließen sich von Anfang an nicht auf die eigene Kraft, sondern auf die Hilfe des Auslandes. Freilich, ein Heinrich IV. oder eine Elisabeth von England waren jetzt nicht vorhanden, auf einen ausländischen Protector konnten die deutschen Protestanten dies Mal noch weniger zählen als die Katholiken. Die überschwänglichen Hoffnungen, die man auf den kurpfälzischen Schwiegervater, König Jakob Stuart von England gesetzt hatte, erwiesen sich schon jetzt als eitel. Mochten auch im englischen Volk und Parlament sich manche antipapistische Regungen zeigen, mochten auch die englischen Diplomaten, die noch einer älteren Schule angehörten, auf eigne Faust protestantische Politik treiben und Hoffnungen erwecken, von dem erklärten Widersacher des Calvinismus und der Volksfreiheit, von dem geistigen Vater der Gottes-Gnaden-Legitimität war keine ernsthafte Hilfe zu erwarten in einem Kampfe, der von Anfang an mit Recht oder mit Unrecht als eine Rebellion betrachtet

wurde. Zwar richteten sich die Hoffnungen der Union dafür schon jetzt auf das neu aufsteigende Gestirn im Norden, auf den jungen Heldenkönig Gustav Adolf in Schweden, welcher durch gemeinsame Interessen und verwandtschaftliche Bande mit Pfalz, Brandenburg und Hessen verbunden, schon vor drei Jahren der Union Hilfe gegen die Spanier verheißen hatte, sobald er mit den Polen werde fertig geworden sein; er hatte sich jetzt zum Herrn der Ostsee gemacht, mit den Russen einen vortheilhaften Frieden geschlossen, den Polenkönig unschädlich gemacht, — aber die geringen Kräfte seines Königreiches waren tief erschöpft und er mußte zunächst sein ganzes Genie auf die Entwicklung seiner Hilfsquellen richten; nicht besser verhielt es sich mit den von den Häuptern der Union auf den Dänenkönig Christian IV. gebauten Hoffnungen; dieser König wollte die Union, mit der er seit Jahren befreundet war, nur für seine Zwecke ausbeuten und den ausbrechenden Kampf dazu benutzen, das Dänenreich durch norddeutsche Bisthümer zu vergrößern und die Hansestädte, denen er wegen ihrer Hinneigung zu Schweden grollte, vollends zu unterdrücken; eine ernstliche Unterstützung der Unionspläne und der pfälzischen Politik ist ihm niemals in den Sinn gekommen. Die einzige Macht, die in der jüngsten Zeit den Protestanten wirkliche Hilfe geleistet hatte und auch jetzt die Böhmen mit Geld unterstützte, die Generalstaaten wurden eben jetzt durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen von derselben Krankheit befallen, an welcher das protestantische Deutschland schon seit lange zu Tode siechte; eine furchtbare religiöse und politische Parteiung wühlte am Marke der Republik, während sie dazu beitrug, die Parteienwuth im Reiche zwischen Protestanten und Katholiken, Lutheranern und Calvinisten zu steigern, und nun auch diese letzteren untereinander zu verfeinden. Denn in denselben Tagen, wo der böhmische Krieg begann, tagte die große Calvinistensynode zu Dortrecht, in welcher die orthodoxe Unduldsamkeit beschränkter Zeloten die freieren und gebildeteren Elemente von sich ausstieß und durch ihre Beschlüsse die reformirte Kirche einem ähnlichen Dogmenzwang überlieferte, wie ihn die lutherische durch ihre Concordienformel, die katholische durch ihr Tridentinum längst besaßen. Die Thatsache, daß dieser Sieg der Intoleranz und Bornirtheit zugleich ein Sieg der monarchisch gesinnten

Volksmassen über die republikanischen Häupter, oder um es mit einem gelehrten Sprachgebrauche der Zeit zu bezeichnen, der Demokratie über die Aristokratie war, und wesentlich dazu dienen mußte, auch in der Republik der Niederlande die Herrschaft eines Fürsten, des Moriz von Oranien zu begründen, hätte übrigens als Abkühlung für die demokratischen Träumer in Deutschland dienen können, welche damals mit denselben unklaren und abstracten Illusionen von Freiheit und Gleichheit nach den Holländern ausschauten, wie die Demokraten des Bauernkrieges hundert Jahre früher nach den Schweizern.*) Diese demokratisch-monarchische Revolution, dieser Triumph der Orthodoxie im Calvinismus war neben der böhmischen Rebellion das große Ereigniß der Zeit; aber in seinem tiefsten Grunde war es ein bedenkliches Zeichen von Ermüdung, Erschlaffung und Reaction auch in jener Kirche und in jenem Volke, die bisher an der Spitze des europäischen Fortschritts gestanden hatten. Mag es auch vielleicht das spätere machtvolle Auftreten des Hauses Oranien gegen die Spanier und die schließliche Rettung des Protestantismus mit vorbereitet haben, zunächst wurde die Kraft der Republik gelähmt.

Der einzige ausländische Machthaber, der jetzt den Protestanten erkleckliche Hilfe verhieß, ja ihnen dieselbe zudringlich anerbot, war der durch die versuchte Ueberrumpelung (die s. g. Escalade) von Genf bei den Calvinisten so berüchtigt gewordene Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen, welcher dafür nichts Geringeres als die deutsche Kaiserkrone forderte (s. oben pag. 807). Die Häupter der Union, Christian von Anhalt und Joachim Ernst von Anspach hatten, wie wir sahen, seine Anträge begierig aufgenommen, und endlich den vorsichtigeren kurpfälzischen Hof zum Theil dafür gewonnen. Sie hatten zu diesem Ende

*) Der Gegensatz zwischen der oranischen und der republikanischen Parteiauffassung zieht sich noch heute durch die niederländische Geschichtsbetrachtung. Groen van Prinsterer, einer der tiefsten Kenner der Geschichte seines Vaterlandes, und ein Gelehrter von großer Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, stellt sich entschieden auf die Seite des Oraniers und erblickt in jener Revolution ein zur Rettung der Principien, auf welchen die kirchliche und politische Unabhängigkeit der Niederlande beruht habe, nothwendig gewordenes Ereigniß. cf. s. archives et correspondances inédites etc. Vorrede zum 2. Bd. der 2. Serie.

einen großen Plan entworfen; mit dem Gelde der Venetianer solle der Herzog von Savoyen eine „große Rüstung" von 16,000 Mann machen, von welcher man sich sofort die außerordentlichsten Erfolge versprach; eine allgemeine Erhebung werde erfolgen; der Herzog solle durch einen Einfall in Vorderösterreich den allenthalbigen Angriff gegen das Haus Oesterreich begleiten; der Kurfürst von der Pfalz inzwischen die ihm von den böhmischen Ständen angebotene Krone annehmen und in dem nun entbrennenden allgemeinen Kampfe besonders den geistlichen Fürsten im Reiche, als der Hauptstütze der spanischen Partei, zu Leibe gestiegen werden; als Lohn für solche Dienste versprach man dem Herzog die kurpfälzische und böhmische Stimme zur Kaiserwahl und machte Hoffnung auf die kurtrierische. Während nun über diese Pläne in Turin verhandelt wurde, war in Deutschland die diplomatische Thätigkeit der Unionshäupter darauf gerichtet, die von den österreichisch gesinnten Fürsten versuchte Vermittlung mit den Böhmen zu verhindern. Nur um Zeit zu gewinnen, war Kurpfalz Anfangs Februar 1619 bereit, an der Vermittlung Theil zu nehmen, zu welcher Kursachsen auf den 4/14. April einen Tag nach Eger ansetzte, den auch die Böhmen annahmen. Dem Herzog von Savoyen war inzwischen mit der bloßen höchst unsichern Aussicht auf eine künftige Kaiserwahl nicht mehr gedient. Er forderte zunächst für sich die böhmische Krone; diese hoffte er durch den Einfluß von Kurpfalz (welches freilich diese Krone für sich selbst begehrte) sowie durch die Erfolge seiner Mansfeldischen Truppen von den böhmischen Ständen zu erlangen. Graf Ernst von Mansfeld, der während des Winters die Unterhandlungen in Turin führte, scheint ihn auf diese Idee gebracht zu haben. Dieser kecke Parteigänger, dem kein Ziel zu hoch, kein Abenteuer zu verwegen war, hätte, wenn der Plan gelang, die Stelle eines savoyischen Vicekönigs in Böhmen übernommen. Dagegen verpflichtete sich der Herzog, bei dem combinirten Gesammtangriff auf die österreichischen Lande für den Kurfürsten von der Pfalz den Elsaß zu erobern, auch die Franche Comté anzugreifen und dahin zu wirken, daß aus der österreichischen Beute dem Kurfürsten noch die ungarische Krone zufalle, wozu dann später „wo möglich" noch ein Theil von Oesterreich kommen sollte. Zu diesen Zwecken wollte er zu den bereits in

Böhmen stehenden Truppen noch ein Heer von 7000 Mann stellen und außerdem drei Jahre lang jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Ducaten steuern, wovon jedoch er selbst nur die Hälfte zahlen, zur Zahlung der andern Hälfte die Republik Venedig bewegen wolle, welche sich dafür auf Kosten Oesterreichs in Istrien und Friaul arrondiren solle. Christian von Anhalt und Joachim Ernst von Anspach sollten die Leitung der militärischen Angelegenheiten in Deutschland, der eine als Feldmarschall, der andere als General-Obristlieutenant übernehmen; was die Absichten gegen die geistlichen Fürsten betreffe, so möge man diese ausführen, bevor er selbst in's Reich komme, damit er als guter Katholik der Verantwortlichkeit gegen den Papst überhoben sei; geschehene Dinge werde er dann bestehen lassen, wie er sie finde.

Diese windigen Pläne einer neuen Karte von Europa, von verwegenen Abenteurern und Phantasten ersonnen, und Abenteurern zur Genehmigung unterbreitet, verhielten sich freilich zu jenen Gleichgewichtsplänen, welche früher Heinrich IV. entworfen hatte, wie das Zerrbild zum Ideal; aber sie sind doch höchst charakteristisch für die Zeit, in der sie entstanden und in der Alles aus den Fugen gehen wollte. Sie wurden selbst von sonst nüchternen Männern keineswegs verlacht. Joachim Ernst von Anspach gerieth sogar darüber so sehr in Ertase, daß er an Christian von Anhalt die Worte schrieb: „Wir haben jetzt die Mittel in der Hand, die Welt umzukehren" und über dem Uebersetzen der chiffrirten Turiner Depesche, die näheres Detail enthielt, einen ganzen Tag das Essen versäumte. Aber selbst am bedächtigeren kurpfälzischen Hofe, wo sich inzwischen die Aussicht auf englische Unterstützung für den Fall der böhmischen Königswahl sehr vermindert hatte — denn König Jakob hatte die pfälzischen Gesandten mit Citaten aus Virgil und kühlen Ermahnungen zur Friedfertigkeit abgespeist — beschloß man die savoyischen Anträge auf einer Versammlung zu Kreilsheim, die unter dem Vorwand des böhmischen Vermittlungswerkes veranstaltet wurde, mit jenen beiden vertrauten Fürsten ernstlich zu berathen. Und der verständige Camerarius wünschte, daß Gott den Fürsten bei dieser Gelegenheit Herz und Muth verleihe, um „heroische resolutiones" zu fassen. Während nun hier die Fürsten tagten, traf die Nachricht von des Kaisers Matthias Tode ein und so groß war

im Drange der Ereignisse die Rathlosigkeit der Häupter, so gering ihre Hoffnung, auf anderem Wege irgend etwas zu erreichen, daß man beschloß, die Forderungen Karl Emanuel's anzunehmen; der Pfalzgraf übernahm die förmliche Verpflichtung, bei den Böhmen auf die Wahl des Savoyers hinzuwirken, und ihm seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, nur sollte er dafür statt der versprochenen anderthalb wenigstens zwei oder drei Millionen Ducaten drei Jahre lang zahlen und die Hälfte dieser Summen sofort baar in Deutschland an sicherer Stelle deponiren, weil, ehe dies geschehen, „die Werbung und, zu sagen, der Lermen nicht angehen könne." Mit diesen Eröffnungen eilte jetzt Christian von Anhalt nach Turin.*)

So standen die Dinge, als des Kaisers Tod das Signal zum vollen Ausbruch der Revolution in Oesterreich und des Bürgerkrieges im Reiche gab: die Häupter der Union, phantastischen Plänen nachjagend, die Kaiserkrone erst ihrem Erzfeind Maximilian, der sie verschmähte, dann einem fremden Abenteurer sammt der böhmischen Krone anbietend und zwar ohne weiteren Zweck, als um dafür von diesem ein kleines Söldnerheer und eine Summe Geldes zur Werbung weiterer Söldnerbanden zu erhalten, mit denen man dann die Welt aus den Angeln heben wollte. Solche Pläne und Entschlüsse konnten nur ein Product der Verlegenheit, der Rathlosigkeit, der Verzweiflung an der eignen Kraft sein. Und in der That sah es mit der Union jetzt, wo endlich die Stunde der Prüfung schlug, kläglicher als je zuvor aus. Das letzte kräftige Lebenszeichen hatte sie gegeben, als kaiserlicher Mandate ungeachtet kurpfälzische und badische Truppen den vom Bischof von Speier seit 1617 begonnenen, den Rechten der Reichsstadt Speier zuwieder laufenden Festungsbau von Udenheim zerstörten, in welchem sie mit Recht nur ein Bollwerk für Spanien im bevorstehenden Kriege erblickten, das schon längst auf den Anlaß wartete, um vom Niederrhein her sich auch am Mittelrhein festzusetzen. Nochmals hatte auch ein Unionstag zu Heilbronn die alten Beschwerden und Forderungen wiederholt und über die hundert Mal erörterten Dinge abermals dicke Actenstöße vollgeschrieben. Allein schon der Ausbruch

*) Vergl. Erdmannsdörffer a. a. O.

des böhmischen Aufstandes fiel wie eine Bombe unter die Versammlung. Man gab den Böhmen gute Räthe, ermahnte sie zu kräftigem Widerstande, aber auch zum schuldigen Gehorsam, man lehnte jede directe Betheiligung und ihre Aufnahme in den Bund ab, beschloß aber bei Frankreich, England und Holland für sie um Unterstützung zu bitten und beim Kaiser, bei Kursachsen, dem sächsischen Kreise kräftige Fürsprache einzulegen, und ihnen zehn Römermonate zur Vertheidigung der Religion zu gewähren. Auch wurde beschlossen, sich für die bevorstehenden Stürme in guten Kriegszustand zu setzen. Aber schon diese aus Sympathie und Zaghaftigkeit gemischten Beschlüsse stießen bei den Mitgliedern auf manchen Widerstand; die Eifersucht uud das Mißtrauen der kleineren Stände gegen die größeren, der Grafen und der Städte gegen die Fürsten, und dieser gegen ihre Leiter trat schroff hervor, ja ein Theil derselben stellte sich wirklich oder scheinbar auf die Seite des Kaisers. Wirttemberg erinnerte, daß es dem Kaiser als Lehensträger noch besonders verpflichtet sei, die furchtsamen Obrigkeiten der Reichsstädte mochten es mit keiner Partei verderben, die Wetterauischen Grafen trennten sich von der Union und bewilligten dem Kaiser Hilfe. Man sieht, die Häupter hatten Ursache genug, ihre Pläne und Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen vor der eigenen Partei sorgfältig geheim zu halten, denn schon das Wenige, was davon verlautete, war hinreichend, Viele abzuschrecken.

Diese Zaghaftigkeit hatte schon längst auch solche Fürsten ergriffen, welche einst an der Spitze der Bewegung standen; sie hatte ihren Grund in der allgemeinen Entzweiung, in dem giftigen confessionellen und politischen Hader, der nicht bloß die Fürsten untereinander, sondern auch deren Stände und die Unterthanen ergriffen hatte und wie ein Krebsschaden nun schon seit Jahrzehenden am Marke der Nation fraß. Ja dieser Haß und Hader innerhalb des protestantischen Deutschlands war durch die Ereignisse der letzten Zeit noch furchtbar gewachsen. So hatte z. B. in Hessen der Streit der beiden Linien Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt eine solche Höhe erreicht, daß Landgraf Ludwig von Darmstadt geradezu auf den Bürgerkrieg hinarbeitete, um dann endlich im Dienste des Hauses Habsburg, als Lohn unbedingter Hingabe, dem verhaßten Vetter Moriz von Cassel das strittige Erbtheil

zu entreißen, welches jener kraft seines besseren Rechtes, aber im Widerspruche mit den vom Gegner erschlichenen Reichshofrathsmandaten in Besitz genommen und sogar unter heftigen Stürmen reformirt hatte. Schon im Jahre 1615 hatte Ludwig bei den Papisten um Kriegshilfe gegen seinen calvinistischen Vetter sich umgethan; eben jetzt machte er zu gleichem Zweck unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt in's gelobte Land eine Rundreise an den katholischen Höfen. Dieser hessische Zwist war bestimmt, eine ähnliche unheilvolle Rolle zu spielen, wie einst der sächsische im schmalkaldischen Kriege. Ueber den Landgrafen Moriz zogen sich jetzt von allen Seiten Unwetter zusammen, weil er in den Augen des rohen Pöbelwahnes das große Verbrechen begangen hatte, einer der aufgeklärtesten, thätigsten und genialsten Männer seiner Zeit zu sein. Alle seine Verdienste um Staat und Kirche, Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft, seine zahlreichen Schöpfungen auf allen Gebieten des Volkslebens wurden für nichts geachtet, weil er es gewagt hatte, am Lutherthum zu rütteln und von dem fürstlichen jus reformandi, welches Andere zu Gunsten der Rechtgläubigkeit mit den rohesten Mitteln übten, auch ein Mal im vernünftigen Sinne Gebrauch zu machen und zwar mit einer Milde und Freisinnigkeit, die zu seiner Zeit ganz unerhört war.*) Uebrigens blieb ihm das

---

*) Auf dem Rathhause zu Eschwege hielt der Landgraf, der selbst sehr gelehrt und beredt war, Religionsgespräche mit den Bürgern und bekehrte Hunderte. Ein Schmied brachte seine Zweifel vor und berief sich auf die von ihm als Handwerksbursch zu Wittenberg, Braunschweig und Magdeburg gehörten berühmten Prediger, welche solche neue Lehre übel gescholten hätten. Moriz antwortete: „Ich habe sie auch gekannt; es waren Menschen," worauf der Schmied nach einigem Nachdenken sich für überwunden erklärte. — In Marburg hielt Moriz eine Rede vor den Bürgern auf der Kirchentreppe. Wenige Tage später drang eine fanatisirte Rotte mit Drohgeschrei in die Kirche und mißhandelte die Geistlichen, welche nur durch schnelle Flucht dem Tode entgingen. Die Uebelthäter wurden milde gestraft und die Bürger durch Güte, Nachsicht und Belehrung allmälig gewonnen. Doch legten die meisten oberhessischen Prediger ihre Stellen freiwillig nieder, sie wurden aber weder abgesetzt noch verbannt wie anderwärts; Etliche begaben sich zu Landgraf Ludwig und anderen lutherischen Fürsten, um dort gegen Moriz zu hetzen; Andere wurden durch Moriz und ihre reformirten Amtsbrüder unterstützt. — Die vielverschrieene hessische Reformation durch Moriz sollte übrigens in der Lehre nur ein Beharren, beziehungsweise eine Rückkehr zur reinen Lehre Luther's gegen die Auswüchse der späteren

Volk im Ganzen treu und anhänglich; nur der Adel fand in den Reformen des Landesfürsten einen neuen Vorwand, sich seinen Pflichten zu entziehen. Als Moriz auf dem Landtage zu Treysa im Jahre 1617 die Stände dringend zu Maßregeln der Gegenwehr gegen feindselige Angriffe beschwor, erging es ihm noch schlimmer, als einige Jahre zuvor beim Einfalle des Spinola; es waren nur Wenige erschienen: Landgraf Ludwig hatte sie abgemahnt. Die Erschienenen machten allerlei Ausflüchte, schützten ihre Armuth vor u. s. w. und gingen, zur Verzweiflung des Fürsten, ohne Landtagsabschied und Entlassung von dannen. Noch übler stand es mit seinen großen Vasallen; die Grafen von Waldeck hielten sich enge zu Ferdinand, um mit dessen Hilfe die Reichsunmittelbarkeit zu erobern. Diese Verhältnisse legten dem Landgrafen um so schwerere Fesseln auf, als er sich von geistlichen Territorien umringt sah, die jetzt in den Händen seiner bittersten Feinde waren. „Achtzehn Jahre lang," so schrieb er dem Prinzen Moriz von Oranien, „habe er sich dem Anwachsen des Papismus widersetzt, und dahin getrachtet, den zwischen Hessen und den Niederlanden gelegenen Stiftern Paderborn und Münster evangelische Häupter zu geben; aber die evangelischen Fürsten hätten ihn nicht unterstützt und so müsse er es nun geschehen lassen, daß der mit Stiftern überladene Coadjutor von Köln, dessen Bruder, der Herzog von Baiern, Haupt der Liga sei, sich nicht nur Münsters und Paderborns, sondern auch Osnabrücks und Mindens, zum großen Nachtheil der Reichsstimmen, bemächtige." Noch viel größer war die strategische Gefahr für die bevorstehenden Kämpfe; durch den Besitz des clevischen*) und der geistlichen Gebiete drang die spanische Macht tief nach Nord-

---

Orthodoxie, namentlich des Ubiquitismus sein und nur in den äußeren Gebräuchen, namentlich in der Abendmahlsfeier die größere, evangelische Einfachheit der reformirten Kirche einführen, aber nicht eigentlich einen Uebertritt zum Calvinismus, sondern vielmehr eine Union der verschiedenen Confessionen enthalten und somit eine mittlere versöhnende Stellung herbeiführen.

*) Auch das alte Soest hatte das Schicksal Aachens erfahren. Obwohl von einer schwachen holländischen Garnison besetzt, aber durch religiösen Zwist entkräftet, und von den Bürgern nur schwach vertheidigt, ergab sich diese Stadt, die im Mittelalter die vereinigte Macht großer Fürsten mehr als ein Mal siegreich bestanden hatte, einer Handvoll Spanier!

deutschland vor. Eine kühne und kräftige Initiative hätte dies Alles vielleicht noch verhindern können. Gerade jetzt, im Jahre 1618, bot sich hierzu nochmals Gelegenheit, indem der Landgraf bei dem Tode des Bischofs von Paderborn aufgefordert wurde, den Spaniern und deren Parteigänger, dem Grafen von Ostfriesland, welchem der Kurfürst von Cöln das Bisthum widerrechtlich zuzuwenden im Begriff stand, zuvorzukommen und sich mit Hilfe des Adels und der Bürger des Landes zu bemächtigen. Aber er lehnte die Aufforderung nach dem Gutachten seiner Räthe ab, „um sich nicht den Kurfürsten von Köln zum Feind zu machen, und ein groß Feuer in Deutschland zu entzünden."

Diese hessischen Zustände wiederholten sich auch anderwärts und die Kräfte der Unionsfürsten wurden dadurch den jetzt eintretenden Ereignissen gegenüber eben so lahm gelegt, wie vier Jahre früher, als sich die Spanier Aachens und Wesels bemächtigt hatten, ohne daß die Union die Kraft fand, es zu hindern (s. oben pag. 785—89). Es standen sich allenthalben in Folge der allgemeinen Zersplitterung Feinde gegenüber, ein religiöser, ein politischer, ein dynastischer, ein aristokratischer, endlich auch ein demokratischer Zündstoff war angehäuft, welcher, wenn er zum Ausbruche kam, Deutschland nicht bloß mit einem allgemeinen Kriege, sondern mit dem schrecklichsten, ziellosesten Bürgerkrieg bedrohte. Und während gerade die Scheu vor einem solchen unabsehbaren Bürgerkriege manchem sonst klaren und entschiedenen Mann die Kraft zu rechtzeitigen Entschlüssen raubte, bis es zu spät war, und während so das Reich nur um so mehr unter dem Andrängen extremer Factionen dem Bürgerkriege, den man fürchtete, gleichwohl willenlos entgegentrieb, schöpften eben aus diesem Zustande der Dinge jene Factionen den Muth zu ihren ausschweifenden Entwürfen. Denn in solchen Zeiten kann es wohl geschehen, daß einzelne kühne und entschlossene Männer, die es verstehen, die Gelegenheiten zu benutzen, selbst mit geringen Hilfsmitteln die größten und weitgreifendsten Erfolge erringen. Die folgenden Ereignisse sollten für diesen Satz bald genug die außerordentlichsten Beispiele liefern.

Der dreißigjährige Krieg war nicht bloß ein Kampf der großen Religionsparteien von Europa, der jetzt auf deutschem Boden ausge-

fochten werden sollte; es ward daraus nicht bloß ein politischer Kampf der großen Mächte um das Gleichgewicht und um die Vorherrschaft, er war auch nicht bloß ein Kampf dynastischer Interessen jeder Art, sondern er war zugleich ein revolutionärer Ausbruch, in welchem die mittelalterlichen Parteikämpfe und Leidenschaften des Volkes nochmals zu einem gewaltigen Brande aufloderten. Nochmals und zum letzten Male versuchte der Adel, sich eine adlige „Libertät" zu gründen, sich von der fürstlichen Herrschaft frei zu machen, und zu diesem Ende die Zeitumstände für sich auszubeuten: wie er es in Oesterreich und Böhmen mit der Union hielt, so hielt er es in den Unionsländern mit dem Hause Habsburg und wie dort die Religion, so lieferte hier die Reichstreue nur den Vorwand für die eigenen selbstsüchtigen Entwürfe. Aber auch in den unteren Volksclassen, namentlich in den Städten, gährte es gewaltig; demokratische Regungen zeigten sich allenthalben und machten sich hier und da in Aufständen des Volkes gegen seine Obrigkeiten Luft. Aber diese Regungen waren wo möglich noch verworrener und unklarer, und jedenfalls viel roher und zerfahrener als die des Adels und der Fürsten. Wenn wir die Stadtgeschichten jener Zeit näher betrachten, so zeigt sich überall dasselbe wüste Bild, wie in Donauwörth und bald nachher in Magdeburg. Nur in einigen Punkten zeigt die städtische Demokratie zu jener Zeit eine merkwürdige Uebereinstimmung, nämlich in ihrem wilden Hasse gegen Andersgläubige, in ihrer Abhängigkeit von Demagogen und Intriguanten aller Art, wodurch sie eben so sehr von der einen als von der andern Partei im Reiche als Material für den Bürgerkrieg gebraucht werden konnte, — und endlich in ihrer rohen Wuth gegen die Juden und die Hexen. Die scheußlichen Judenhatzen und Hexenbrände, denen sich der städtische Pöbel mit Lust hingab, wo er nur konnte, zeigen uns, wes Geistes Kind diese Art von Volksfreiheit war, und wohin es, kaum hundert Jahre nach Luther und Melanchthon, trotz aller Zionswächter, ja hauptsächlich durch deren Schuld, mit unserem Volke wieder gekommen war.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die Culturzustände Deutschlands beim Beginn des dreißigjährigen Krieges, so wiederholt sich auf allen Gebieten des Lebens dasselbe trostlose Bild einer allgemeinen und tiefgreifenden Verderbniß. Zurückgesunken war die große

Masse aller Stände des Volkes wieder in jenen Zustand, aus dem hundert Jahre zuvor die Nation in herrlichem Aufschwunge sich zu erheben versucht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß seitdem, hauptsächlich durch das Verdienst der von Deutschland ausgegangenen Reformation, die Welt im Ganzen und Großen mächtig fortgeschritten war, daß tausend neue Gedanken und Gefühle, Genüsse und Bedürfnisse in die Welt getreten waren und auch das deutsche Volk erfaßt hatten. Aber dieser Fortschritt der Zeiten brachte gerade dem deutschen Volke jetzt mehr Unheil als Segen. Er diente nur dazu, die unversöhnten Gegensätze, die sich bekämpfenden Leidenschaften und Begierden zu steigern und in dem Maße, als alles höhere geistige Leben der Nation verkümmert ward, an die Stelle des Idealismus, der edlen Begeisterung und des jugendlich naiven Strebens der Reformationsepoche eine im Materialismus versinkende, verhärtete, raffinirte und blasirte Selbstsucht und Weltlichkeit zu setzen. Alle die Uebel und Gebrechen, über welche hundert Jahre früher die Patrioten geklagt hatten, sie finden sich jetzt in vermehrter Zahl und Stärke. Die Herrschsucht und Anmaßung der höheren Stände war noch viel größer geworden und eben so die Verbitterung, die Unreife, die Stumpfheit des niederen Volkes, das in seinen politischen Rechten seitdem die größten Einbußen gemacht hatte: ein ungeheurer Rückschritt, der durch die einzelnen Fortschritte und zweckmäßigen Einrichtungen, die hier und da von den besseren Obrigkeiten in Staat und Kirche, Schule und Leben gemacht wurden, nicht aufgewogen ward. Mit den ungeheuer gesteigerten Ansprüchen, mit der Pracht und Hoffarth der Großen, worin sie dem viel reicher gewordenen Auslande nachzuahmen suchten und womit sie zugleich dem Volke ein Beispiel zur Nachahmung gaben, ging die ökonomische Zerrüttung um so mehr Hand in Hand, als der Volkswohlstand zugleich in Folge der elenden Reichsverhältnisse, wodurch Deutschland auch in seiner gewerblichen und Handelsthätigkeit vom Auslande weit überflügelt wurde, eher ab- als zugenommen hatte. Mit dem Verschwinden der politischen Spannkraft und Selbstbethätigung und je mehr das Volk in geistlichen Klopffechtereien und trägem Genußleben seine Kräfte vergeudete, sank auch die schaffende, erwerbende Thätigkeit des Volkes. Von der Finanznoth, die schon vor dem Beginn des dreißigjährigen

Krieges in Deutschland herrschte, hat uns die Geschichte der kaiserlichen Hof- und Staatsverwaltung unter Rudolf und Matthias Bilder geliefert, die sich an den meisten Höfen wiederholten. Auf der einen Seite wurden ungeheuere Summen, die zu den vorhandenen Mitteln nicht im mindesten Verhältnisse standen, auf die unsinnigste Weise verschwendet, auf der anderen Seite fehlte es oft am Allernothwendigsten. An Pracht und Hoffarth wollte Keiner dem Andern nachstehen; selbst kleine Fürsten konnten keine Reise machen, kein Fest besuchen, ohne einen Hofstaat von mehreren hundert Personen und noch mehr Pferden mitzunehmen, größere vollends zogen mit orientalischem Pompe wie Sultane daher. Aber selbst ein gewöhnlicher Adliger, z. B. Hans Meinhard von Schönberg, der für den reichsten Adligen seines zu den wohlhabenderen deutschen Ländern gehörenden pfälzischen Vaterlandes galt, weil er einige hunderttausend Gulden besaß, ließ sogar seine Gießkannen von Silber machen uud hatte an den Ketten, Schnüren und Schnallen seiner zweiundsiebenzig Prachtanzüge einige hundert Diamanten und so viel Perlen, daß ihr Verzeichniß drei Folioseiten füllte; in seinem Marstalle standen fünfzehn zum Theil sehr kostbare Pferde u. s. w. Bei einem so unsinnigen Luxus war es sehr begreiflich, daß man zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse niemals Geld hatte. Da die alte Kriegsverfassung in dem langen Frieden untergegangen war und den Anforderungen der Zeit in keiner Weise mehr entsprach, eine auf neuen Grundlagen geordnete Finanz- und Militär-Einrichtung aber noch fehlte, und selbst in den bestregierten Ländern erst im Entstehen begriffen war, weil das noch in voller Blüthe stehende mittelalterliche Ständewesen ihr zähe widerstrebte, so wurden die Söldnerheere unentbehrlich, sobald ein Krieg ausbrach und verschlangen so große Summen (das Sechsfache des heutigen Betrages), daß z. B. das verhältnißmäßig reiche Kursachsen gleich im ersten Kriegsjahre 1620 durch die Jahreskosten seines nur 10,000 Mann starken Heeres, die sich auf etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden (nach jetzigem Werthe nahe an 4 Millionen Thaler) beliefen, in Finanznoth gerieth. Wenn schon damals selbst die Solidesten, wie Marimilian mit seiner ganzen Liga, nur mit Mühe Geld zu hohen Zinsen erhielten, wie mußte es erst Jenen ergehen, die schon längst vor dem Kriege bankerott waren? Und

in dieser Lage befanden sich die meisten Fürsten beider Parteien, das Haus Oesterreich an der Spitze. Deshalb bedurften sie fremder Hülfe und geriethen dadurch von Anfang an in die verderblichste Abhängigkeit vom Auslande. Dem eigenen Volke gegenüber sahen sie sich zu den schlechtesten Mitteln der Erpressung gezwungen.

Längst ehe in dem berüchtigten Kipper- und Wipper-Unfug des dreißigjährigen Krieges die obrigkeitlich betriebene Falschmünzerei ihren Höhepunkt erreichte, hatte auch dieses Unwesen eine unglaubliche Ausdehnung gewonnen, gegen welches alle Abstellungsversuche schon deshalb unwirksam blieben, weil die Obrigkeiten selbst die Falschmünzer waren. Bei diesen Finanzzuständen war es unausbleiblich, daß der Krieg, welchem Deutschland jetzt auf dreißig Jahre überliefert wurde, von Anfang an sich zum Räuberkriege gestaltete. Wenn auch die Heere selten die Größe eines heutigen Armeecorps überschritten und in der Regel kaum die Stärke unserer jetzigen Divisionen erreichten, so waren sie dennoch hinreichend, nicht bloß das Schicksal ganzer Länder durch eine einzige gewonnene Schlacht zu entscheiden, sondern durch dreißig Jahre langes Rauben, Brennen und Morden Deutschland *in* eine Wüstenei zu verwandeln.

Aber auch dann noch, als Noth und Elend bereits in tausend Gestalten an die Thüren klopfte, hörte die Ueppigkeit, die Unzucht und Schwelgerei nicht auf. Es lag ein hippokratischer Zug über der tollen und vollen Lustigkeit der Zeit. Die deutsche Nation glich der Mannschaft eines untergehenden Schiffes, die in zügelloser Begierde sich noch einmal betrinkt, um betrunken in den Abgrund zu stürzen. Nur hier und da wurde das Genußleben der Großen durch eine gewisse geistige Würze, durch allerlei künstlerisches Beiwerk weniger veredelt als raffinirt; im Allgemeinen tritt bei Hoch und Niedrig auch im Genießen als Hauptcharakterzug der Zeit neben der plumpen Nachäffung ausländischer Moden und Sitten und wälscher Liederlichkeit die Richtung auf das Grobsinnliche hervor. Es war die Blüthezeit des deutschen Saufens. In den Statuten des 1601 zu Heidelberg vom Landgrafen Moritz zu Hessen gestifteten Ordens der Mäßigkeit verpflichten sich die durchlauchtigsten, hoch und wohlgeborenen Herren Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Ritter, die dem Orden beitreten, bei schwerer Strafe, sich ein Jahr

lang alles Vollsaufens, „in was Getränk das auch sein möchte,“ zu enthalten, namentlich bei einer Mahlzeit nie mehr als sieben Humpen Wein zu trinken, und nie mehr als zwei solcher Mahlzeiten täglich, also zusammen nie mehr als vierzehn Humpen Wein täglich zu leeren; Bier und dergleichen schlechtes Getränk ausgenommen, „damit Keiner über Durst zu klagen habe.“ — Das gemeine Volk mußte sich freilich mit schlechterem Stoffe begnügen, aber das Bier genügte auch ihm nicht mehr, und es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege sich unter Anderm durch das Aufkommen des Branntweins charakterisirt, dessen häufigen Gebrauch, ja dessen bloße Bereitung wohlmeinende Fürsten vergeblich verboten. Wie es unter solchen Umständen mit der Sittlichkeit im Uebrigen aussehen, läßt sich leicht denken. In dem „Correspondenz- und Vereinigungsabschied“ der Reichsritterschaft in Franken vom Jahre 1610 wurde verabredet, „des Fluchens, Fressens und Saufens, der Hurerei und übermäßigen Pracht sich zu enthalten, auch Brief und Siegel, Treu und Glauben besser als geschehen in Acht zu nehmen.“ Der Adel war noch gerade so centaurisch, wie zu jener Zeit, wo Hutten die fränkischen, Frischlin die schwäbischen Junker beschrieb. Eine größere Unzucht und Unflätherei, als sie der ehrliche Hans von Schweinichen auf seinen Reisen in verschiedenen deutschen Landen bei den Herren und Frauenzimmern adligen Standes antraf, läßt sich selbst unter den Kamtschadalen kaum noch denken. Doch selbst aus einem der gebildetsten deutschen Länder, aus Sachsen, schreibt Christoph von Pflugk an Landgraf Moritz im Jahre 1601, die adlige Jugend sei roh, bäurisch, rauflustig, dabei verschlagen und listig; voll hochmüthiger Verachtung gegen alle Wissenschaft und Schulbildung, drängten sich diese Junker doch, obwohl ganz unvorbereitet, zu den Universitätsstudien, den Landtagen, den Hof- und Staatsämtern, wo ihre Unwissenheit den verderblichsten Einfluß übte. Man kann sich denken, wie es auf den Universitäten aussah, die ja Haupttummelplätze solcher zügellosen Gesellen waren, und welche Sorte von Geistlichen, Lehrern und Beamten in der Regel aus diesen Pfuhlen des Lasters, der Rohheit und der orthodoxen Bornirtheit hervorgingen, und was man erst vom Volke zu erwarten hatte, das sich nach solchen Mustern bildete.

Es war dahin gekommen, daß an Universitäten, die um den Ruhm der Rechtgläubigkeit miteinander wetteiferten, nicht bloß bei den Professoren, sondern auch bei deren Frauen und Töchtern Völlerei und Brutalität, Unzucht, Ehebruch, Fruchtabtreibung und dergl. nicht unerhört waren. Welch' ein furchtbarer Abstand von dem Familienleben und der Frauenwürde zu Luther's Zeit bis zu dem wüsten Treiben, das hundert Jahre später auch in diesen Kreisen herrschte!

Vielleicht am deutlichsten zeigt sich aber die Verwilderung des Zeitalters an der Zahl und Art der Hexenprocesse, die im Reformationszeitalter abgenommen hatten, seitdem jedoch mit den Fortschritten der Orthodoxie und des Pöbelwahnes in geometrischer Progression gewachsen waren. In diesem Gräuel haben alle Confessionen und alle Stände einen traurigen Wetteifer entfaltet. Ein sonst als milde und aufgeklärt gepriesener Kurfürst von Mainz hat Tausende von Hexen verbrennen lassen; in Genf, der hochgefeierten Metropole calvinistischer Bildung, sollen in drei Monaten 500 Hexen verbrannt worden sein; der sonst humane Herzog Julius von Braunschweig ließ oft an einem Tage zehn bis zwölf Hexen verbrennen. Dem Landgrafen Moritz von Hessen rühmt man es mit Recht als einen Beweis höherer, weit über seiner Zeit stehender Bildung nach, daß er nur eine Hexe in Schmalkalden und nur eine in Cassel hinrichten ließ, jene, weil sie die Milch der nachbarlichen Kühe stehen gemacht, diese, weil sie die Wasserprobe versuchen wollte, und mit einem Pelze angethan, in der Fulda nicht unterging. Aber selbst dieser feingebildete Fürst weidete sich an dem Anblicke der Hinrichtung des wegen Mordes zum Tode verurtheilten Junkers von Eckartsberge, welchem der Landgraf vor den Fenstern der Landgräfin die Hand abhauen, das Herz ausreißen, ihn endlich viertheilen ließ. Wenn solches von den Hochgebildeten geschah, was war dann erst vom ungebildeten Pöbel und von den verwilderten Soldaten zu erwarten, welche bandenweise das Land durchzogen, ein Schrecken im Kriege, aber ein noch größerer Schrecken im Frieden, wenn sie, der militärischen Disciplin entledigt, plündernd wieder heimzogen. Diese frechen, mordbrennerischen, lasterhaften, arbeitsscheuen und doch an mancherlei Ueppigkeit und ausländische Genüsse gewöhnten Strolche waren es, die den unheilvollsten Einfluß auf das Volk

übten, welches sie zugleich auf's Abscheulichste plagten und mit ihrem schlechten Beispiele verführten, so daß zuletzt aus manchem Dorfe und aus mancher Stadt ein Jeder, der gesunde Glieder hatte, der Werbetrommel, d. h. dem Soldaten- und Räuberleben nachlief.

Wie bei den Hexenprocessen, so zeigt sich überhaupt die Rohheit des Zeitalters beim ganzen Criminalwesen. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. war ein Ideal von Aufklärung und Humanität, verglichen mit der Gerichtspraxis am Anfange des 17. Jahrhunderts. Nie ist die Tortur und die Qualificirung der Todesstrafen durch scheußliche, haarsträubende Martern raffinirter ausgebildet worden. Nur mit Ekel und Abscheu kann man die illustrirten Chroniken jener Zeit lesen und die Bilder betrachten, mit denen sie geziert sind, man glaubt, die Welt sei ein Schindanger geworden, es sind fast nichts als gräuliche Mordgeschichten und Henkerscenen aus dem Morgen- und Abendlande, welche mit eben so gräulichen und abgeschmackten Wunderzeichen abwechseln. Und dies war nun die Geschmacksrichtung des vornehmen wie des gemeinen Publicums, es war der sittliche Bankerott der Nation, der mit dem staatlichen und gesellschaftlichen Hand in Hand ging und der sich namentlich auch in der unglaublichen Verschlechterung der deutschen Sprache zeigte, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nur noch aus einem wüsten Gemenge von Fremdwörtern, einem wahren Kauderwelsch bestand. Daher rechnet die deutsche Literaturgeschichte gerade diese Periode zu ihren ödesten und unfruchtbarsten. Alles höhere geistige Leben, auch die Poesie erstarb in diesem Sumpfe von Gemeinheit, selbst das evangelische Kirchenlied konnte sich mit seltenen Ausnahmen der allgemeinen Verwilderung nicht entziehen.

Nun fehlt es zwar auch dieser Zeit nicht an einzelnen rühmlichen Ausnahmen, die von einem edleren Streben zeugen. Ist doch keine Zeit so ganz von Gott verlassen, daß nicht ein Stück vom Himmel hineinrage. In manchem stillen Kreise, dem Treiben des großen Haufens fern, erhielt sich deutsche Zucht und Sitte, echt christliche Gesinnung und practische Frömmigkeit.*) Und wie wir auf dem politischen Gebiete einzelnen Fürsten und Staatsmännern begegneten, die

*) Vergl. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

gegen die allgemeine Verderbniß ankämpften, so traten auch in der Kirche und in der Literatur einzelne Männer auf, welche gegen den wieder eingerissenen Scholasticismus der Wissenschaft, gegen die herzlose Orthodoxie und den rohen Pöbelwahn in der Kirche sich furchtlos erhoben und an die besseren Ueberlieferungen der Reformationszeit wieder anknüpften; wir erinnern nur an Joh. Arnd, den trefflichen Verfasser der Bücher „vom wahren Christenthum," an Valentin Andreä und Georg Calixt, die unermüdlichen Vorkämpfer einer erleuchteten practischen Frömmigkeit. Aber sie waren vorerst Prediger in der Wüste und haben, wie die politischen Reformatoren, nichts als Undank und Verfolgungen geerndtet. Wie diese Männer in Luther's und Melanchthon's Geist ein reineres Christenthum mit Wort und Schrift zu verbreiten suchten, so zeigten sich hier und da ähnliche Bestrebungen auch auf dem Gebiete der Schule und des Unterrichts; gegen die Sprachverderbniß und zur Hebung der Literatur trat sogar 1617 eine ganze Gesellschaft von Männern im „Palmenorden," oder der „fruchtbringenden Gesellschaft" zusammen. Aber gerade das Beispiel dieser Gesellschaft, welche selbst sofort der lächerlichsten Geschmacklosigkeit verfiel, zeigte, daß die Uebel, die man bekämpfen wollte, viel zu tief wurzelten, um durch äußerliche Heilmittel beseitigt werden zu können. Nicht besser verhielt es sich mit den religiösen Secten und Geheimbünden, z. B. dem eben damals entstandenen Bunde der Rosenkreuzer, welche zwar dem verknöcherten geistlosen Kirchenthume gegenüber ein tiefes Bedürfniß nach religiöser Befriedigung, aber auch zugleich ihre Unfähigkeit beurkundeten, diesem Bedürfnisse anders als durch Albernheiten zu genügen.*) Nur zwei leuchtende Sterne standen, von der orthodoxen Meute angebellt, einsam am Himmel deutscher Wissenschaft. Johannes Keppler, der Vater der neueren wissen-

*) Es ist charakteristisch, daß der Geheimbund der Rosenkreuzer einer Satyre des Valentin Andreä die Entstehung verdankte, welche dieser hatte drucken lassen, um den Hang seiner Zeitgenossen zu phantastischem Aberglauben zu verspotten, die aber von Vielen für Ernst gehalten wurde; daß auf solcher Grundlage ein wirklicher Bund entstehen konnte, ist ein Beweis, daß sich von Anfang an Betrüger fanden, welche die verheißenen Geheimmittel zur Erlangung einer vollkommenen Glückseligkeit zu besitzen vorgaben.

schaftlichen Sternkunde, und der Görlitzer Schuster Jakob Böhme, der Vater der evangelischen Mystik, der tiefer als es je zuvor und vielleicht je nachher geschehen, das Christenthum als im menschlichen Geiste wurzelnd anschaute.

Fassen wir Alles zusammen, so zeigt sich, nicht in Folge der Reformation, aber in Folge ihrer Verkümmerung, überall, wohin wir blicken, im staatlichen und gesellschaftlichen, wie im geistigen und religiösen Leben Deutschlands derselbe Bankerott, der durch den dreißigjährigen Krieg nicht erst veranlaßt, sondern nur vollendet ward und die Katastrophen herbeiführte, durch welche das deutsche Volk bei der ihm innewohnenden unverwüstlichen Lebenskraft zwar nicht für immer, aber doch für lange Zeit zu Grunde gerichtet ward.

---

schaftlichen Sternkunde, und der Görlitzer Schuster Jakob Böhme, der Vater der evangelischen Mystik, der tiefer als es je zuvor und vielleicht je nachher geschehen, das Christenthum als im menschlichen Geiste wurzelnd aufschaute.

Fassen wir Alles zusammen, so zeigt sich, nicht in Folge der Reformation, aber in Folge ihrer Verkümmerung, überall, wohin wir blicken, im staatlichen und gesellschaftlichen, wie im geistigen und religiösen Leben Deutschlands derselbe Bankerott, der durch den dreißigjährigen Krieg nicht erst veranlaßt, sondern nur vollendet ward und die Katastrophen herbeiführte, durch welche das deutsche Volk bei der ihm innewohnenden unverwüstlichen Lebenskraft zwar nicht für immer, aber doch für lange Zeit zu Grunde gerichtet ward.

Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

Zehntes Buch.

Von Kaiser Karl V. bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.